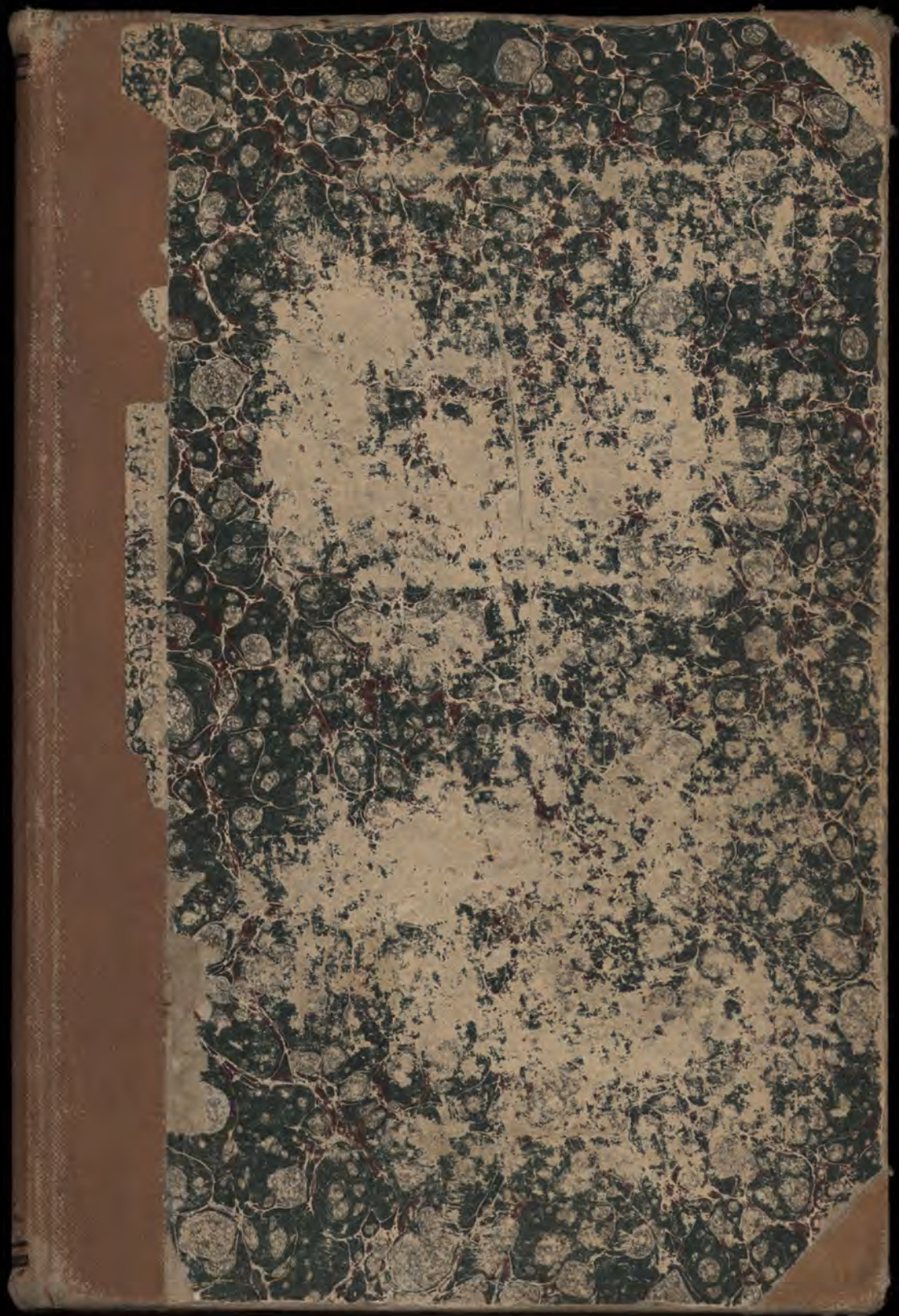




Zur gefälligen Beachtung.

Die zweite Karte befindet sich am Schlusse des Buches.

Nur die von meinem Verlage gelieferten Original-Einbände enthalten diese Karten und kennzeichnen sich außerdem noch:

1. durch dauerhafte, allerdings teurere Fadenheftung (statt der wenig beliebten Drahtheftung bei den alten Büchern),
2. durch das gefällige Äußere des Einbandes überhaupt: Rücken — mit aufgedrucktem Titel — von unzerreißbarer Doppelleinwand, bedeutend haltbarer als das Spaltleder bei den alten Büchern.

Ferdinand Hirt.



Diese Karte ist entnommen der vierten, neubearbeiteten Auflage von
**Wolf-Stöber, Deutsche und brandenburgisch-preussische Geschichte für
 die Volksschule.** Mit Bilderanhang. Preis kart. 60 Pf.

Heart Jonas.

31
Neubearbeitung von 1895.

Ferdinand Hirt Deutsches Lesebuch.

Ausgabe A:

Für evangelische Schulen mit einfachen Schulverhältnissen.

Begründet von Eduard Bock, Geh. Reg.- u. Schulkat.

Vollständig in 2 Teilen oder 3 Abteilungen.

Erster Teil.
Bibel und Lesebuch für die
Unterstufe.
Zweiter Teil.
Lesebuch für die Mittel- und
Oberstufe.



Erster Teil getrennt.
1. Abteilung.
B i b e l.
2. Abteilung.
Lesebuch für die Unterstufe.

Teil II.

Lesebuch für die Mittel- und Oberstufe.

Ferdinand Hirt,

Königliche Universitäts- und Verlags-Buchhandlung.

Breslau, 1895.



55705

830-8

Alle Rechte vorbehalten.

ZBIORY SLASKIE

AkC R Nr 7 / 72 / S

Inhalts-Verzeichnis.

Mittel-Stufe.

A. Deutscher Lebenspiegel.

	Seite		Seite
1. Allzeit im Herrn.		32. Lohn der Lüge. (Nach Asop.).....	25
1.*Alles mit Gott. (Hohlfeld.).....	9	33. Die Untreue. (Desgl.).....	25
2.*Morgengebet.....	9	34. Der Wolf und der Mensch. (Grimm.)	26
3. Sprichwörter.....	9	35. Die Stimme des Gewissens. (Krum-	
4.*Gott grüße dich! (Sturm.).....	10	macher.).....	26
5. Gott grüßt manchen, der ihm nicht			
dankt. (Hebel.).....	10	4. Das liebe Elternhaus.	
6.*Der arme Mann und sein Kind.		36.*Das Erkennen. (Vogl.).....	28
(Gleim.).....	10	37.*Wenn du noch eine Mutter hast.	
7.*Wo wohnt der liebe Gott? (Hey.)	11	(Kaulisch.).....	28
8.*Zum Tagewerk. (Spitta.).....	12	38.*Des Kindes Engel. (Opiz.).....	29
9.*Abendlied. (Dieffenbach.).....	12	39. Rittmeister Kurzhagen. (Pustuchen-	
10.**An die Abendsonne. (Barth.)....	13	Glanzw.).....	29
11. Die Boten des Todes. (Grimm.)....	13	40.*Neujahrswunsch. (Böhm.).....	30
12.*Der Gang zum Grabe. (Enslin.)....	14	41. Das Angebinde. (Krummacher.)...	30
13.*Am Kreuz. (Sturm.).....	15	42. Der kleine Börsenhändler. (Junfer.)	31
		43. Das gute Heilmittel. (Hebel.)....	32
2. Du sollst den Feiertag heiligen!		44. Die kluge Nachtigall. (Meincke.)...	33
14.*Was der Herr vom Sonntag spricht.		45. Die Henne und ihre Küchlein. (Asop.)	33
(Hey.).....	15	46. Wie sollst du essen und trinken?	
15.*Die Glieder. (Hey.).....	15	(Kirchhoff.).....	34
16.**Sonntag. (Hoffmann von Fallers-		47. Essen und Trinken im Sprichwort.	35
leben.).....	15	48. Spieler nicht mit Feuer! (Central-	
17.*Die wandelnde Glocke. (Goethe.)...	16	blatt.).....	35
18. Du sollst den Feiertag heiligen!		49. Rottäppchen. (Grimm.).....	37
(Vollsb.).....	16		
19. Der Mann im Monde. (Bechstein.)	17	5. Sei zufrieden!	
20.**Stille Nacht! heilige Nacht!		50.*Vom Bäumlein, das andre Blätter	
(Mohr.).....	18	hat gewollt. (Müldert.).....	39
21.*Wer feiert die fröhlichsten Ostern?		51. Der Reichtum. (Jaeger.).....	40
(Gerot.).....	18	52. Gesundheit ist ein großer Schatz.	
		(Salzmann.).....	41
3. Behüte dein Herz!		53. Sprichwörter von Gesundheit und	
22. Die Hirtenflöte. (Schmid.).....	20	Krankheit!.....	42
23.*Gute Dienerschaft. (Robert.).....	20	54. Der Arme und der Reiche. (Grimm.)	42
24. Sprüche für Kinder.....	21	55. Der Milchtopf. (Gleim.).....	45
25.*Beim Aufstehen. (Müldert.).....	21	56.*Denkspruch. (Oldenberg.).....	45
26.*Der erste Flecken. (W. Müller.)...	21	57. Die Mauersteine. (Fulda.).....	46
27. Die Neue. (Krummacher.).....	21		
28.*Zu spät! (Enslin.).....	22	6. Bete und arbeite!	
29.*Drei Paare und Einer. (Müldert.)...	23	58. Frau Holle. (Grimm.).....	47
30.*Deutscher Rat. (Reinick.).....	23	59. Aschenbrödel. (Bechstein.).....	49
31.*Der Bauer und sein Sohn. (Gellert.)	24	60. Sprichwörter u. Denkverse vom Fleiß	52

Gebichte sind mit *, singbare Gebichte mit **, Stücke mit Abbildungen durch † bezeichnet.

	Seite		Seite
61.*Der alte Landmann an seinen Sohn. (Hölty).....	52	76. Das brave Mitterchen. (Müllenhoff).....	65
62. Die silberne Taschenuhr. (Schmid.).....	52	77. Brich dem Hungrigen dein Brot! (Pustkuchen-Glanzow).....	65
63. Sprichwörter zum siebenten Gebot.	53	78. Der gerettete Handwerksbursche. (Hänel).....	67
64. Die sonderbare Mauer. (Schmid.).....	53	79. Das fremde Kind. (Hebel).....	68
65. Das Hirtenbübchen. (Grimm.).....	54	80. Der kleine Friedensbote. (Stöber).....	69
7. Liebe deinen Nächsten!		81.*Der Vater und die drei Söhne. (Richtwer).....	71
66. Sei höflich! (Jschoffe).....	55	82. Der sterbende Löwe. (Nach Asop).....	72
67. Die Sperlinge unter dem Hute. (Curtman).....	56	83. Dornröschen. (Grimm).....	72
68. Die sieben Stäbe. (Schmid.).....	57	8. Zum Kopfzerbrechen.	
69. Kluger Einfall. (Berl. Lesebuch).....	57	84.*Rätselfragen.....	75
70. Die beiden Ziegen. (Grimm).....	58	85.*Rätsel. [Feder. Spinne. Feuer. Schneeball. Sarg. Riegel. Rost. Bahn. Ofen.] (Güll).....	75
71. Die Maus und der Löwe. (Nach Asop).....	58	86.*Rätsel. [Mauer. Kost. Hunger. Junge. Kabe. Fessel. Stiefel. knecht.] (Güll).....	76
72. Vom Kranich und vom Wolf. (Luther).....	59		
73. Undant ist der Welt Lohn. (Mathefius).....	59		
74. Die Bremer Stadtmusikanten. (Grimm).....	60		
75. Meister Hämmerlein. (Schleg).....	63		

B. Auf Gottes schöner Erde.

87.*Gottes Lob in Wald und Feld. (Dieffenbach).....	77	107.*Vom fleißigen Bäcklein. (Dieffenbach).....	90
88.*Frühlingsglaube. (Uhland).....	77	108.*Das Meer. (Hey).....	90
89.*Das Frühlingsmahl. (Müller).....	77	109. Der Herbst. (Moll).....	90
90. Frühlingsausflug. (Brandt).....	78	110. Der Herbst, ein reicher Zahlmeister. (Walther).....	91
91. Der Kuckuck. (Tschudi).....	79	111.*Eintehr. (Uhland).....	92
92. Verwandlung der Insekten. (Nach Schubert).....	79	112.*Kinderlied von den grünen Sommervögeln. (Müldert).....	93
93. Der Löwenzahn. (Nach Wagner).....	80	113.*Ein schöner Herbsttag. (Hoffmann von Fallersleben).....	93
94. Der Sommer. (Lebensbilder).....	81	114. Die Schatzgräber. (Bürger).....	94
95.*Sehet die Lilien! (Spitta).....	82	115. Der Winter. (Moll).....	94
96. Der Kohlweibling und die Schlupfwespe. (Luben).....	82	116.*Winterlied. (Krummacker).....	95
97. Der Sperling. (Walther).....	83	117.*Sehnsucht nach dem Frühlinge. (Hoffmann von Fallersleben).....	96
98. Schülze Hoppe. (Kuhn u. Schwarz).....	84	118. Die Vögel im Winter. (Moll).....	96
99. Wetterregeln. (Kuhn).....	84	119. Das Rotkehlchen. (Krummacker).....	97
100. Von den Wollen. (Grafmann).....	84	120.*Bescheidene Bitte an die Menschen. (Ebeling).....	97
101.*Der Bauer und sein Kind. (Sturm).....	85	121. Was die Schneeflocken alles erzählen. (Wagner).....	98
102. Die Eiche. (Nach Wagner).....	86	122. Der Sternenhimmel. (Hebel).....	100
103.*Waldbvögel. (Str. 1 Volkslied. Str. 2 und 3 Kette).....	88	123. Von den Monaten und Jahren. (Nach Grafmann).....	100
104.*Gefunden. (Goethe).....	88		
105.*Das Bäcklein. (Goethe).....	88		
106. Der Fluß. (Curtman).....	89		

C. Deutsche Sagen und geschichtliche Erzählungen.

124. Das Riesenspielzeug. (Grimm).....	102	131.*Luthers Verfolgung u. Tod. (Mathefius).....	106
125.*Siegfrieds Schwert. (Uhland).....	103	132.*Der Große Kurfürst. (Nach Hahn u. a.).....	107
126. Der höhnene Siegfried. (Curtman).....	103	133. König Friedrich und sein Nachbar. (Hebel).....	109
127. Luthers Geburt und Jugend. (Mathefius).....	104	134. Vergeben, vergessen. (Eylert).....	110
128. Luthers Wohltätigkeit. (Derfelbe).....	105	135.*Herzengüte der Königin Luise. (Nach Hahn).....	111
129. Vater Luther. (Derfelbe).....	105		
130.*Dr. Luther a. Schreibtische. (Sturm).....	106		

	Seite		Seite
136. Wie Friedrich Wilhelm IV. seinen Geburtstag feierte. (Volksblatt).....	112	140.*Kaiser Friedrich III. als Kronprinz. (Nach Verschiedenen).....	116
137. Wohin König Friedrich Wilhelm IV. gern kommen wollte. (Eylert).....	113	141. Kronprinz Friedrich Wilhelm als Arzt. (Petisch).....	117
138.*Die Jugendjahre Kaiser Wilhelms I.	113	142.*Unser Kaiser. (Nach Verschiedenen).....	118
139.*Der gute Kamerad. (Uhland).....	115	143.*Heil dir im Siegerkranz. (Harries).....	120

Ober-Stufe.

A. Deutscher Lebenspiegel.

1. Der Segen Gottes ist im Haus.

1.*Zimmerspruch. (Uhland).....	121	33.*Die Heizenmännchen. (Kopisch).....	148
2. Des Hauses Geschichte. (Wagner).....	121	34. Der geheilte Kranke. (Hebel).....	149
3. Vier Regeln für den Hausstand. (W. D. v. Horn).....	123	35. Till Eulenspiegel. (Volksbücher).....	159
4.*Sprüche von Logau.....	125	36.*Die alte Waschfrau. (Chamisso).....	152
5.*Sprüche von Goethe.....	125	37. Die Macht des Gebets. (Fliegende Blätter a. d. Rauch. Hause).....	153
6.*Sprüche von Müldert.....	125		
7.*Der Wegweiser. (Hebel).....	126		
8. Der beste Empfehlungsbrief. (Magdeburger Zit.).....	127		

3.

O Glockenklang, so voll und rein,
du ladest mich zum Beten ein.

38.*Die Dorfkirchglocke. (Schreiber).....	154
39.*Das Lied von der Glocke. (Schiller).....	154
40.*Schäfers Sonntagslieb. (Uhland).....	159
41. Sprichwörter vom Tage des Herrn.	159

4. Mein Nächster.

a. Ist es möglich, soviel an euch ist, so habt
mit allen Menschen Frieden.

42. Was Sanftmut vermag. (Scriber).....	160
43.*Der Prozeß. (Gellert).....	160
44. Sprichwörter von d. Friedfertigkeit.	161
45. Die redlichen Schwyzer. (Deutscher Jugendgarten).....	162

b. Ein treuer Freund ist ein großer Schatz.

46.*Lied von der Freundschaft. (Dach).....	162
47.*Das treue Herz. (Fleming).....	163
48.*O Lieb', so lang' du lieben kannst! (Freiligrath).....	163
49. Die drei Freunde. (Herder).....	164
50. Eine Hand wäscht die andre. (W. D. v. Horn).....	165
51.*Scheiden. (Feuchtersleben).....	165

c. Greif an mit Gott! Dem Nächsten muß man helfen.

52.*Das Lied vom braven Mann. (Bürger).....	166
53. Helbenmut. (Stern).....	167
54. Was bin ich mehr als ihr? (Dittmar).....	168
55. Sprichwörter und Denksprüche vom Wohlthun.....	169
56.*Die Einladung. (Knapp).....	170
57. Sparsam ist nicht geizig. (Thieme).....	171
58. Christoph Kolsheim. (W. D. v. Horn).....	171

2.

Schaffen und Streben ist Gottes Gebot,
Arbeit ist Leben, Nichtstun der Tod.

27.*Gebot. (Geibel).....	144
28.*Das walte Gott. (Sturm).....	144
29.*Morgengebet. (Eichendorff).....	144
30. Von der Arbeit. (Nach Verschiedenen).....	145
31. Übung macht den Meister. (Enslin).....	146
32.*Das Schlaraffenland. (Hans Sachs).....	147

	Seite		Seite
59. Das Waisenhaus zu Halle. (Württemb. Lesebuch.)	173	71. **Abendlied. (Hoffmann von Fallersleben.)	183
60. Luise Schöppeler. (Hesekiel.)	173	72. **Abendlied. (Clandius.)	183
61. Pestalozzi in Stanz. (Aus „Brief a. e. Freund“.)	174	73. **Ein geistlich Abendlied. (Kinkel.)	184
62. Theodor Fliedner. (Waeber.)	177		
63. Johann Hinrich Wichern. (Waeber.)	178	b. So Gott es will.	
64. Die Mission unter den Heiden. (Nach Henning, Warneck u. a.)	179	74. **Die Kapelle. (Uhlend.)	184
		75. Was der Kirchhof predigt. (Red.)	185
		76. **Der Wanderer in der Sägemühle. (Kerner.)	186
5. Schau über dich!		77. **Das Gewitter. (Schwab.)	186
a. In Freud und Leid.		78. *Erlkönig. (Goethe.)	187
65. *Guter Rat. (Sturm.)	180		
66. *Die Kreuzschau. (Chamisso.)	180	c. Unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Gott.	
67. *Hoffnung. (Geibel.)	181	79. **Wanderers Nachlied. (Goethe.)	188
68. Gott lebt noch. (Uhlend.)	182	80. **Läst mich gehn! (Knat.)	188
69. Die drei Blide. (Murbacher.)	182	81. **Die Heimat der Seele. (Jürgens.)	188
70. *Gottes Zucht. (De la Motte-Fouqué.)	183	82. **Sehnsucht. (Schenkendorf.)	189

B. Aus der Geschichte des deutschen Volkes

83. †Das deutsche Volk macht sich von der Herrschaft der Römer frei. (Kappe.)	190	105. *Friedrich I., König in Preußen. (Gruppe.)	217
84. Bonifacius, der Apostel der Deutschen. (Ahlfeld.)	192	106. †Friedrich Wilhelm I. (Ranke.)	218
85. Karl der Große. (Welter.)	194	107. Die Schlacht bei Leuthen. (Schurig.)	219
86. †Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt. (Gerok.)	195	108. **†Der alte Bieten. (Fontane.)	221
87. Heinrich I. (Beder.)	197	109. †Friedrich der Große als Landesvater. (Stahlberg.)	222
88. Friedrich Barbarossa. (Köpfe.)	198	110. †Fürsorge Friedrichs des Großen für die 1772 neu erworbenen Landesteile. (Freitag.)	224
89. *Schwäbische Kunde. (Uhlend.)	199	111. Friedrich Wilhelm II. und die Unruhen in Frankreich. (Ziemann.)	226
90. **Kaiser Barbarossa. (Müldert.)	200	112. †Friedrich Wilhelm III. (Hahn.)	228
91. †Die Ritter und die Burgen. (Kühner.)	200	113. **Andreas Hofer. (Mosen.)	230
92. Das Schießpulver. (Waeber.)	202	114. †Der Königin Luise Krankheit und Tod. (Hahn.)	231
93. Die Erfindung des Papiers. (Waeber.)	203	115. Gottes Strafgericht über Napoleon. (Schmidt und Welter.)	232
94. Von der Buchdruckerkunst. (Waeber.)	204	116. †Preußens Erhebung. (Hahn.)	233
95. Die Entdeckung Amerikas. (Kappe.)	206	117. **Reiters Morgenlied. (Hauff.)	234
96. Luthers Vorbereitung zum Reformator. (Mathesius.)	207	118. **Der Trompeter an der Ragbach. (Mosen.)	235
97. Die Zeit der ersten Zeugnisse. (Meurer.)	208	119. †Die Völkerschlacht bei Leipzig. (E. Hahn.)	235
98. Luthers Schriften. (Meurer.)	210	120. **†Das Lied vom Feldmarschall. (Arndt.)	237
99. †Übergabe der Augsburger Konfession. (Meurer.)	210	121. **Preußenlied. (Thiersch.)	239
100. Gustav Adolfs Heldentod bei Lützen. (Dittmar.)	211	122. †Friedrich Wilhelm IV. (Verschiedene.)	239
101. Das Geschlecht der Hohenzollern. (Progen.)	213	123. Der Dänische Krieg 1864. (Bock.)	240
102. Der erste Hohenzoller in Brandenburg. (Henning.)	213	124. *Pionier Klinka. (Bube.)	241
103. †Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst. (Ranke.)	215	125. †Der Deutsche Krieg 1866. (Bock.)	242
104. †Die Erhebung Preußens zum Königreich. (Hahn.)	216	126. Wie uns Frankreich den Krieg erklärte. (Bock.)	246
		127. **Die Nacht am Rhein. (Schneckenburger.)	249

	Seite		Seite
128. Die Siege bei Weissenburg und Wörth. (Bock.)	250	139. Kaiser Wilhelms I. Sorge für das Wohl der arbeitenden Klassen. (Ergänz. zum Sem.-Leseb.)	268
129. Der Sieger von Wörth. (Richters Quellenbuch.)	250	140. Kaiser Wilhelms I. Ende. (Rogge.)	271
130. †Krankenpflege. (Bock.)	251	141. Kaiser Friedrich III. (B. Müller.)	274
131. Die Kaiserin Augusta und der Vaterländische Frauenverein. (Waeber.)	253	142. **Kaiser Friedrichs Lieblingslied. (G. v. Willich.)	275
132. **Die Trompete von Bionville. (Freiligrath.)	254	143. Erlaß Kaiser Wilhelms II. bei seiner Thronbesteigung.	276
133. Der Tag von Sedan. (Bock.)	255	144. †Ein Blick in Kaiser Wilhelms Herz und Haus. (Ziemann.)	277
134. **Sedan. (Geibel.)	256	145. Kaiser Wilhelm II., ein Freund der Arbeiter und ein Mann des Friedens. (Ziemann.)	279
135. †Die Wiederherstellung des Deutschen Reiches. (Bock.)	257	146. Hohenzollernworte. (Ergänz. zum Sem.-Leseb.)	281
136. Der Friede. (Bock.)	260	147. **Deutschland über alles. (Hoffmann von Fallersleben.)	283
137. †Das National-Denkmal auf dem Niederwalde.	261	148. **Hoch Deutschland! (G. v. Rohrscheidt.)	283
138. †Drei deutsche Helden: Bismarck, Moltke, Roon. (1. u. 2. Progen; 3. Ergänzt. zum Sem.-Leseb.)	263		

C. Heimat und Fremde.

Bilder aus der Heimat.

149. *Muttersprache. (Schenkendorf.)	284	174. **Vorelei. (Heine.)	323
150. **Mein Vaterland. (Hoffmann von Fallersleben.)	284	175. Krupps Werke. (Chun.)	323
151. **Gefilde. (Mafmann.)	285	176. **Der reichste Fürst. (Kerner.)	325
152. Das Vaterland. (Arndt. Schiller.)	285	177. Süddeutschland. (Gödtte.)	325
153. **Der frohe Wandersmann. (Eichendorff.)	285	178. †Die Stammburg Hohenzollern. (Sach.)	328
154. **Lebewohl. (Volkslied.)	286	179. †Hamburg. (Riede u. a.)	330
155. Die Ostsee. (Santke.)	286	180. †Helgoland. (Willkomm.)	332
156. †Die Nordseeküste in Schleswig-Holstein. (Biernaghty.)	287	181. *Rat des Vaters an seinen Sohn. (Sturm.)	334
157. Das norddeutsche Flachland. (Flügge.)	289	182. **Nun ade, du mein lieb Heimatland. (Disselhof.)	334
158. **Heidenröslein. (Goethe.)	290	183. *Die Auswanderer. (Freiligrath.)	335
159. †Das Riesengebirge. (Scholz.)	290	184. †Das Seeschiff. (Forster u. a.)	335
160. Rübzahl. (Scholz.)	292	185. †Vom Verkehr. (Deimling u. a.)	341
161. Der oberschlesische Industriebezirk. (Progen.)	293		
162. Steinkohle, Braunkohle und Torf. (Waeber.)	295	Bilder aus der Fremde.	
163. Das Eisen. (Meyn.)	297	186. †Die Alpen. (Klein.)	344
164. †Der Spreewald. (Rugen.)	299	187. †Die Bewohner der Alpen. (Rugen.)	346
165. †In Berlin. (Rigmann.)	301	188. **Der Schütz. (Schiller.)	348
166. †Das Königreich Sachsen. (Krause.)	309	189. Die österreichisch-ungarische Monarchie. (Flügge.)	348
167. †Thüringen. (Runkwitz.)	310	190. Frankreich und Paris.	349
168. Schiefertafel und Schieferstift. (Runkwitz.)	312	191. Rußland. (Daniel.)	350
169. Der Kaffhäuser. (Zerrenner.)	313	192. Fischerei in Norwegen. (Vogt und Mägge.)	351
170. †Aus der Magdeburger Börde. (Gartenlaube.)	314	193. *Der Lofte. (Giesebrecht.)	353
171. Das Leben im Harz. (Rugen.)	316	194. †Wie es im hohen Norden aussieht. (Gude.)	353
172. †Der Rhein. (Wendelssohn u. a.)	317	195. Land und Leute in England. (Föhr und Kohl.)	356
173. Der Weinstock. (Berliner.)	321	196. †Italien. (Mauer u. a.)	357
		197. Der Olbaum. (Waeber.)	359
		198. *Sinai. (Gerok.)	360

	Seite		Seite
199. † Jerusalem. (Dixon).....	360	208. Aus den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. (Oppel, Meyer u. a.)	376
200. Vorderindien. (Klein).....	362	209. Der Zucker. (Wagner).....	377
201. China. (Daniel).....	364	210. † Der Kaffee. (Waeber).....	378
202. † Der Thee. (Waeber).....	365	211. Das Erdöl. (Runkwitz).....	381
203. Japans Bewohner. (Meyer).....	366	212. Der flüchtige Weltteil. (Seyditz u. Egli).....	382
204. Sibirien. (Oppel).....	367	213. * Wenn du noch eine Heimat hast. (Träger).....	384
205. Die heiße Zone. (Strauß).....	368	214. * Heimat und Vaterhaus. (Baumbach).....	384
206. † Anblick der Sahara in ihrer dreifachen Gestalt. (Chavanne).....	370		
207. † Deutschlands Schutzgebiete. (Waeber).....	372		

D. Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke!

215. Gesundheitslehre. (Faust).....	385	227. * Rätsel. [Pflug.] (Fr. v. Schiller).....	410
216. Erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen. (Esmarch).....	389	228. † Obstbaumzucht. (Waeber).....	410
217. Krankenpflege. (Robert).....	392	229. Essbare und giftige Pilze. (Waeber).....	413
218. Vom Trinkwasser. (Wagner).....	395	230. Die Wetterpropheten. (Bernstein).....	415
219. Tierchutz. (Wellmer, Damm u. a.).....	396	231. * Rätsel. [Auge. Regenbogen. Blitz. Funke. Eis.] (1—4 Schiller; 5 Kind).....	416
220. * Glauben. (Frölich).....	398	232. Das Gewitter. (Hirschfeld).....	417
221. † Die Honigbiene. (Waeber).....	398	233. * Der Regenbogen. (Gerot).....	419
222. † Zwei Tierbilder aus unsern Wäldern. (Zacharias).....	400	234. Vom Lichte des Kienspans bis zum Lichte der Elektrizität. (Merker).....	419
223. † Trichine u. Bandwurm. (Virchow).....	404	235. † Der elektrische Telegraph. (Tutschek).....	423
224. Der Bote im Juni. (Claudius).....	407	236. Die Dampfmaschine. (Schumann).....	426
225. Die Pflanzenwelt in den Jahreszeiten. (Rudolph).....	407	237. * Wohin? (Sturm).....	427
226. Das Brot. (Bumiller u. Schuster).....	409		

E. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.

238. * Wo ist Gott? (Dahn).....	428	242. * Rätsel. [Sternenhimmel.] (Fr. von Schiller).....	432
239. Von unsrer Sonne. (Mädler).....	428	243. * Die Sterne. (Hebel).....	432
240. † Von den übrigen Himmelskörpern. (Reichenbach u. a.).....	429	244. Sternschnuppen und Meteorsteine. (Hebel).....	432
241. Die Zahl der Sterne. (Böhners Kosmos).....	430	245. * Rätsel. [Himmel.] (Fr. v. Schiller).....	433
		246. * Begleiter zur Heimat. (Müldert).....	433

F. Ordnung erhält die Welt.

247. Die Obrigkeit. (Luther).....	434	252. Das Standesamt.....	441
248. Der Staat als Förderer der Wohlfahrt. (Pache).....	435	253. Das Gerichtswesen. (Bierck).....	442
249. Verfassung u. Gliederung Preußens und des Deutschen Reiches.....	438	254. Handwerkszeug und Maschinen, Arbeit und Arbeitsteilung. (Waeber).....	443
250. Das Volk in Waffen.....	439	255. Die Arbeitsgemeinschaft. (Pache).....	446
251. Soldatenehre. (Arndt).....	441	256. Die Glieder des Leibes. (Caspari).....	447

Mittel-Stufe.

A. Deutscher Lebenspiegel.

1. Allzeit im Herrn.

1. Alles mit Gott.

1. Mit dem Herrn fang alles an!	2. Mit dem Herrn fang alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,	Die sich ihn zum Führer wählen,
darfst auf eigne Kraft nicht bauen;	können nie das Ziel verfehlen;
Demut schützt vor stolzem Wahn.	Sie nur gehn auf sicherer Bahn.
Mit dem Herrn fang alles an!	Mit dem Herrn fang alles an!

3. Mit dem Herrn fang alles an!

Mut wird dir dein Helfer senden,
froh wirfst du dein Werk vollenden;
denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang alles an!

Christ. Hohlfeld.

2. Morgengebet.

Des Morgens, wenn ich früh aufstehe,
und abends, wenn ich schlafen geh,
sehne meine Augen, Herr, auf dich;
Herr Jesu, dir befehl ich mich. Amen.

3. Sprichwörter.

Beten hat jeder von nöten und lern't's in Nöten. — Mit Gott den Anfang, sonst geht's den Krebsgang. — Morgensegen und Abendsegen ist Tagessegen auf allen Wegen. — An Gottes Segen ist alles gelegen. — Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der schönste Lebenslauf. — Fängst du dein Werk mit Beten an, ist's um die Hälfte schon gethan.

4. Gott grüße dich!

1. Gott grüße dich! Kein anderer Gruß
gleicht dem an Innigkeit.

Gott grüße dich! Kein anderer Gruß
paßt so zu aller Zeit.

2. Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
so recht vom Herzen geht,
gilt bei dem lieben Gott der Gruß
so viel wie ein Gebet.

Julius Sturm.

5. Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt.

Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. Zum Beispiel, wenn dich früh die Sonne zu einem neuen, kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: „Guten Morgen!“ wenn sich des Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließt: „Gute Nacht!“ Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzt, sagt er: „Wohl bekomm's!“ Wenn du eine Gefahr noch zur rechten Zeit entdeckst, so sagt er: „Nimm dich in acht, junges Kind, oder altes Kind, und lehre lieber wieder um!“ Wenn du am schönen Maitag im Blüthenduft und Lerchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: „Sei willkommen in meinem Schloßgarten!“ Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal wunderbar im Herzen und naß in den Augen und denkst: Ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: „Merktst du, wer bei dir ist?“ Oder du gehst an einem offenen Grabe vorbei, und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformiert bist, und sagt: „Gelobt sei Jesus Christ!“

Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

F. v. Hebel.

6. Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Not, nahm in die Hand sein letztes Brot und schnitt davon ein Stücklein ab, das er dem kleinen Kinde gab, das bei ihm stand, und „Gott, ach Gott!“ seufzt er dabei. Beweglich bot das kleine Kind das Stücklein Brot dem Vater wieder: „Nehmt es doch! ich bitt' Euch, Vater! Ich will noch wohl warten; Vater, weint nur nicht!“

Der Vater wendet sein Gesicht und sagt: „Ich schneide noch ein Stück; behalt es, Kind!“ Mit nassem Blick sieht er auf seinen Sohn

herab, auf seinen Trost, und schneidet ab. Doch wie erschrickt er! Plötzlich fällt ein Haufen glänzend Silbergeld aus seinem Brot. „Ach! was ist das?“ sagt er erschrocken. „Söhnchen, laß die Thaler liegen; ich will gehn; der Bäcker soll sie liegen sehn. Vermuthlich hat der Mann das Geld, das aus dem lieben Brote fällt, hinein gebacken; der muß es auch wieder haben. Bleib indes dabei; ich will geschwinde gehn.“

Er geht. Des Kindes Augen sehn ganz starr die blanken Thaler an; allein es rühret nicht daran. Der Bäcker kommt, sieht sie und spricht: „Freund, das sind meine Thaler nicht; ja, glaubt es mir! Doch wißt Ihr was? Ein reicher Mann macht Euch den Spaß; denn hört, das Brot, das Ihr geholt, war nicht von mir; Ihr aber sollt nicht fragen und, von wem es ist, auch nicht erfahren. Dieses wißt, daß gestern abend einer kam, der mir das Brot gab, das ich nahm, und sagte: „Wenn ein armer Mann, der krank ist, nichts verdienen kann, ein Brot holt, Freund, so gebt ihm dies.“ So sagt' er, ja, das ist gewiß. Drauf kamt Ihr, und ich gab es Euch. Seht, wie Gott sorgt! Nun seid Ihr reich; das Geld hat einen rechten Glanz.“

Der arme Mann verstummte ganz und auch sein Kind. Er nahm das Brot und seufzt' und sagte mir: „Ach Gott!“ und schnitt sich noch ein Stückchen ab und sprach: „Den Mann, der mir es gab, den segne Gott! Ach lebte doch,“ sprach er, „nun deine Mutter noch, du liebes Kind!“ Das Söhnchen spricht: „Weint, Herzensvater, weint doch nicht!“

Ludw. Gleim.

Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. — Ehrlich währt am längsten.

7. Wo wohnt der liebe Gott?

1. Wo wohnt der liebe Gott? —
Sieh dort den blauen Himmel an,
wie fest er steht so lange Zeit,
sich wölbt so hoch, sich streckt so weit,
daß ihn kein Mensch erfassen kann;
und sieh der Sterne goldnen Schein,
gleich als viel tausend Fensterlein:
Das ist des lieben Gottes Haus,
da wohnt er drin und schaut heraus,
und schaut mit Vateraugen nieder
auf dich und alle deine Brüder.

2. Wo wohnt der liebe Gott? —
Hinaus tritt in den dunklen Wald;
die Berge sieh zum Himmel gehn,
die Felsen, die wie Säulen stehn,
der Bäume ragende Gestalt!
Horch! wie es in den Wipfeln rauscht;
horch! wie's im stillen Thale lauscht.
Dir schlägt das Herz; du merkst es bald:
Der liebe Gott wohnt in dem Wald;
dein Auge zwar kann ihn nicht sehen,
doch fühlst du seines Odems Wehen.

3. Wo wohnt der liebe Gott? —
Hörst du der Glocken hellen Klang?
Zur Kirche rufen sie dich hin.
Wie ernst, wie freundlich ist's darin!
Wie lieb und traut und doch wie bang!
Wie singen sie mit frommer Lust!
Wie beten sie aus tiefer Brust!
Das macht, der Herr Gott wohnt da;
drum kommen sie von fern und nah,
hier vor sein Angesicht zu treten,
zu flehn, zu danken, anzubeten.

4. Wo wohnt der liebe Gott? —
Die ganze Schöpfung ist sein Haus.
Doch wenn es ihm so wohlgefällt,
so wäblet in der weiten Welt
er sich die engste Kammer aus.
Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch auch da zieht Gott herein.
O, halt das deine fromm und rein,
so wählt er's auch zur Wohnung sein
und kommt mit seinen Himmelsfreunden
und wird nie wieder von dir scheiden.

Wilh. Hey.

8. Zum Tagewerk.

1. Gehe hin in Gottes Namen; greif dein Werk mit Freuden an!
Frühe säe deinen Samen; was gethan ist, ist gethan.

2. Sieh nicht aus nach dem Entfernten! Was dir nah liegt, mußt
du thun; säen mußt du, willst du ernten; nur die fleiß'ge Hand
wird ruhn.

3. Müßig stehen ist gefährlich, heilsam unverdross'ner Fleiß,
und es steht dir abends ehrlich an der Stirn des Tages Schweiß.

4. Weißt du auch nicht, was geraten oder was gelingen mag,
folgt doch allen guten Thaten Gottes Segen für dich nach.

5. Geh denn hin in Gottes Namen; greif dein Werk mit Freuden an!
Frühe säe deinen Samen; was gethan ist, ist gethan.

Phil. Spitta.

9. Abendlied.

1. Der Abend kommt leise hernieder
auf Dorf und Wald und Flur;
es schweigen der Vögelein Lieder,
und eines höret man nur.

3. Die Abendglocken klingen
so lieblich nah und fern,
und fromme Gebete schwingen
sich leise hinauf zu dem Herrn.

2. In purpurnen Gluten sinket
die Sonne dort zur Ruh,
und droben am Himmel blinket
ein Sternlein schon freundlich mir zu.

4. Nun herrschet Ruhe und Frieden
wohl in der stillen Nacht,
und alles schlummert hienieden;
nur Gott im Himmel wacht.

Georg Christ. Dieffenbach.

10. An die Abendsonne.

1. Goldne Abendsonne,
wie bist du so schön!
Nie kann ohne Wonne
deinen Glanz ich sehn.

2. Abendglocken singen
von der Türme Dach
mit gewalt'gem Schwingen
dir den Abschied nach.

3. Und die Hände heben
zum Gebet sich all;
die Gebete schweben
auf zum Glockenschall.

4. Seht, sie ist geschieden,
läßt uns in der Nacht;
doch wir sind im Srieden:
Der im Himmel wacht!

5. Du, o Gott der Wunder,
der im Himmel wohnt,
gehst nicht so unter
wie die Sonn', der Mond.

6. Wollest doch uns senden,
Herr, dein ewig Licht,
daß zu dir wir wenden
unser Angesicht!

Carl Barth.

11. Die Boten des Todes.

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Riese auf der großen Landstraße; da sprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief: „Halt, keinen Schritt weiter!“ — „Was,“ sprach der Riese, „du Wicht, den ich zwischen den Fingern zerdrücken kann, du willst mir den Weg vertreten? Wer bist du, daß du so keck reden darfst?“ — „Ich bin der Tod,“ erwiderte der andre, „mir widersteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen.“ Der Riese aber weigerte sich und fing an, mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer, heftiger Kampf; zuletzt behielt der Riese die Oberhand und schlug den Tod mit seiner Faust nieder, daß er neben einem Steine zusammensank.

Der Riese ging seiner Wege, und der Tod lag da besiegt und war so kraftlos, daß er sich nicht wieder erheben konnte. „Was soll daraus werden,“ sprach er, „wenn ich da in der Ecke liegen bleibe? Es stirbt niemand mehr auf der Welt, und sie wird so mit Menschen angefüllt werden, daß sie nicht mehr Platz haben, neben einander zu stehen.“ Indem kam ein junger Mensch des Weges, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin und her. Als er den halb Ohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete ihn auf, flößte ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trank ein und wartete, bis er wieder zu Kräften kam. „Weißt du auch,“ fragte der Fremde, indem er sich aufrichtete, „wer ich bin, und wem du wieder auf die Beine geholfen hast?“ — „Nein,“ antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht.“ — „Ich bin

der Tod," sprach er, „ich verschone niemand und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst, daß ich dankbar bin, so verspreche ich dir, daß ich dich nicht unversehens überfallen, sondern dir erst meine Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole.“ — „Wohlan," sprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, daß ich weiß, wann du kommst, und so lange wenigstens sicher vor dir bin.“ Dann zog er weiter, war listig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein.

Allein Jugend und Gesundheit hielten nicht lange aus; bald kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn bei Tage plagten und ihm nachts die Ruhe wegnahmen. „Sterben werde ich nicht," sprach er zu sich selbst, „denn der Tod sendet erst seine Boten; ich wollte nur, die bösen Tage der Krankheit wären erst vorüber.“ Sobald er sich gesund fühlte, fing er wieder an, in Freuden zu leben. Da klopfte ihm eines Tages jemand auf die Schulter; er blickte sich um, und der Tod stand hinter ihm und sprach: „Folge mir, die Stunde deines Abschieds von der Welt ist gekommen!“ — „Wie," antwortete der Mensch, „willst du dein Wort brechen? Hast du mir nicht versprochen, daß du mir, bevor du kämst, deine Boten senden wolltest? Ich habe keinen gesehen.“ — „Schweig," erwiderte der Tod, „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geschickt? Kam nicht das Fieber, stieß dich an, rüttelte dich und warf dich nieder? Hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? Zwickte dich nicht die Gicht in allen Gliedern? Brauste dir's nicht in den Ohren? Nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? Ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Über das alles hat auch mein leiblicher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert. Sagst du nicht in der Nacht, als wärst du schon gestorben?“ Der Mensch wußte nichts zu erwidern, ergab sich in sein Geschick und ging mit dem Tode fort.

Brüder Grimm.

12. Der Gang zum Grabe.

„Ei, sag mir doch, lieb Schwesterlein: wo willst du hingehn ganz allein?“ „Ich will hin zu dem Friedhof gehn und nach des Vaters Grabe sehn.“ „Da geh ich mit, bin gerne dort; gar schön ist's an dem stillen Ort!“ Sie schreiten ernst und Hand in Hand hin zu des Hügels Blumenrand. Die roten Röslein festlich blühen, die frommen Kinder schweigend knien. In jedem Aug' ein Thränen steht, in jedem Herzen ein Gebet. Die Thränen flossen still herab auf eines guten Vaters Grab. Und das Gebet? Es stieg hinauf; Gott nahm es wohlgefällig auf.

Karl Enslin.

13. Am Kreuz.

1. Wer sein Liebstes muß begraben, pflanze still ein Kreuz darüber, und sein Herz wird Frieden haben, gehn ihm auch die Augen über.

2. Wo am Kreuz die Thränen fließen, still und sanft und gottergeben, werden aus dem Grabe sprießen Rosen, die das Kreuz umweben.

Julius Sturm.

2. Du sollst den Feiertag heiligen!

14. Was der Herr vom Sonntag spricht.

1. Gott im Himmel hat gesprochen: „Sieben Tag' sind in der Woche. Sechs davon will ich euch geben; schaffet da, was not zum Leben; doch der Sonntag bleibe mein.“

2. Da will ich euch unterweisen, mir zu dienen, mich zu preisen, gut und fromm vor mir zu sein.“ — Liebes Kind, vergiß es nicht, was der Herr vom Sonntag spricht!

Wilh. Hey.

15. Die Glieder.

Soll dein Thun Gott wohlgefallen, so gebiet den Gliedern allen: deinem Auge, daß es spähe Gutes fern und in der Nähe; deinem Ohre, daß es höre weisen Rat und fromme Lehre; deiner Zunge, daß sie bringe Dank dem Schöpfer aller Dinge; deinen Händen, daß sie spenden, das Erworbene nicht verschwenden; deinen Füßen, daß sie gern gehen in das Haus des Herrn!

Wilh. Hey.

16. Sonntag.

1. Der Sonntag ist gekommen, ein Sträußchen auf dem Hut! Sein Aug' ist mild und heiter; er meint's mit allen gut.

2. Er steigt auf die Berge; er wandelt durch das Thal; er ladet zum Gebete die Menschen allzumal.

3. Und wie in schönen Kleidern nun pranget jung und alt, hat er für sie geschmückt die Flur und auch den Wald.

4. Und wie er allen Freude und Frieden bringt und Ruh, — so ruf auch du nun jedem: „Gott grüß dich!“ freundlich zu.

Hoffmann von Fallersleben.

17. Die wandelnde Glocke.

1. Es war ein Kind, das wollte nie zur Kirche sich bequemen, und Sonntags fand es stets ein Wie, den Weg ins Feld zu nehmen.
2. Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt, und so ist dir's befohlen, und hast du dich nicht hingewöhnt, sie kommt und wird dich holen.“
3. Das Kind, es denkt: Die Glocke hängt da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt, als lief es aus der Schule.
4. Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr; die Mutter hat gefackelt. Doch welch ein Schrecken! hinterher die Glocke kommt gewackelt.
5. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum. Das arme Kind in Schrecken,
es läuft, es kommt, als wie im Traum; die Glocke wird es decken.
6. Doch nimmt es richtig seinen Husch, und mit gewandter Schnelle
eilt es durch Anger, Feld und Busch zur Kirche, zur Kapelle.
7. Und jeden Sonn- und Feiertag gedenkt es an den Schaden, läßt durch den ersten Glockenschlag, nicht in Person sich laden.

Wolfg. v. Goethe.

18. Du sollst den Feiertag heiligen!

Ein ehrlicher Grobschmiedegesell kam auf seiner Wanderschaft in eine Werkstatt, wo es recht tapfer herging mit Hämmern und Feilen vom frühen Morgen bis zum späten Abend; und es war ihm eben recht; denn er arbeitete gern. Als aber der Sonntag kam, und das Hämmern nicht aufhörte, und keine andre Orgel zu hören war als der Blasebalg, war es ihm nicht ganz recht; denn er wäre gern in die Kirche gegangen, ein geistliches Lied mitzusingen. Aber der Meister wollte aus seinem Eisen alle Taschen voll Gold schmieden und dachte: „Warum soll mein Handwerk bloß am Sonntage keinen goldnen Boden haben?“

Eine Weile hat sich's der Geselle eben gefallen lassen, weil er dem Meister nicht wollte zuwider sein. Allein ohne den Sonntag schmeckte ihm das Leben wie eine Wassersuppe, in der kein Salz ist. Also faßt er sich ein Herz, geht zum Meister ins Haus und sagt: „Meister, ich kann ohne Gottes Wort nicht länger bestehen, und wenn ich mich den Sonntag in der Werkstatt abarbeite, bin ich die Woche nur ein halber Mensch; darum seid so gut und gebt mir den Sonntag meine Freiheit.“ Der Meister sagt: „Nein, das geht nicht an; denn du hast die Aussicht in der

Werkstatt, und außerdem, wenn einer fortginge, könnten sie alle fortgehen, und dann stünde das Geschäft still.“ — „Aber ohne Gottes Wort verkomm' ich,“ sagte der Gesell, „und es geht einmal nicht mehr. Ihr wißt, faul bin ich nicht, und Euern Schaden will ich auch nicht; aber was nicht geht, das geht nicht. Und wofür bin ich ein Christ, wenn ich keinen Sonntag habe?“

Dem Meister kam das wunderbarlich vor, und er hatte schon ein Wort von Narrenpöffen und dergleichen auf der Zunge. Wie er aber dem ehrlichen Gesellen ins Gesicht sah, besann er sich und sagte: „Nun, meinethalben, geh in die Kirche, soviel du willst. Aber eins beding' ich mir aus: wenn viel zu thun ist, mußt du auch am Sonntage auf dem Plage sein.“ — Wer war froher als unser Gesell! Am nächsten Sonntage zieht er seinen blauen Rock an, nimmt das Gesangbuch unter den Arm und geht in die Kirche. Solch einen schönen Tag hat er lange nicht gehabt; ihn hat die Predigt und der Gesang ganz aufgeweckt, und unser Grobschmied war so munter wie ein Vogel. Nun vergeht die Woche, und als der Sonntag kommt, sagt der Meister: „Gesell, es ist viel zu thun; heut mußt du in der Werkstatt sein.“ — „Gut,“ sagt der Gesell, „wenn's nicht anders sein kann.“ — Den nächsten Sonntag sagt der Meister wiederum: „Es ist viel zu thun,“ und so auch den dritten.

Als aber nach dem dritten Sonntage der Gesell den Wochenlohn bekam, fünf Thaler und fünfundzwanzig Silbergroschen, wie es ihm zusam, da spricht er: „Das ist zu viel!“ und schiebt die fünfundzwanzig Silbergroschen zurück. „Warum?“ fragt der Meister, „es ist für die sieben Tage.“ — Aber der Gesell spricht: „Nein, ich hab's mir bedacht, und für den Sonntag nehme ich kein Geld mehr; denn der Sonntag ist nicht zum Geldverdienen da, und wenn ich am Sonntage arbeite, so geschieht's Euch zuliebe, und Geld will ich dafür nicht.“ Da sah der Meister den Gesellen groß an; und seit dem Tage war die Schmiede jeden Sonntag verschlossen und weder Hammer noch Blasebalg mehr zu hören.

Merke: Man soll unserm Herrgott nicht sein drittes Gebot stehlen; und wer in die Kirche will, der findet den Weg schon.

Volkeblatt.

19. Der Mann im Monde.

Vor alten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagmorgen in den Wald, haute sich Holz ab, eine große Welle, band sie, steckte einen Stock hinein, huckte die Welle auf und trug sie nach Hause zu.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübscher Mann in Sonntagskleidern, der wollte in die Kirche gehen. Er blieb stehen, redete den

Wellenträger an und sagte: „Weißt du nicht, daß auf Erden Sonntag ist, an welchem Tage der liebe Gott ruhte, als er die Welt und alle Tiere und Menschen geschaffen? Weißt du nicht, daß geschrieben steht im dritten Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen?“ — Der Fragende aber war der liebe Gott selbst. Der Holzhauer jedoch war ganz verstockt und antwortete: „Sonntag auf Erden oder Montag im Himmel! was geht das mich an, und was geht das dich an?“ — „So sollst du deine Reissigwelle tragen ewiglich!“ sprach der liebe Gott, „und weil der Sonntag auf Erden dir so gar unwert ist, so sollst du künftig ewigen Montag haben und im Monde stehen, ein Warnungsbild für die, welche den Sonntag mit Arbeit schänden!“

Von der Zeit an steht im Monde immer noch der Mann mit dem Holzbündel und wird auch wohl da stehen bleiben bis in alle Ewigkeit.

Rudw. Bedtstein.

20. Stille Nacht! heilige Nacht!

1. Stille Nacht! heilige Nacht! Alles schläft; einsam wacht nur das traute, hochheilige Paar. Holder Knabe im lockigen Haar, schlaf in himmlischer Ruh!

2. Stille Nacht! heilige Nacht! Hirten erst kund gemacht; durch der Engel Halleluja tönt es laut von fern und nah: „Christ, der Retter, ist da!“

3. Stille Nacht! heilige Nacht! Gottes Sohn, o wie laßt Lieb' aus deinem göttlichen Mund, da uns schlägt die rettende Stund', Christ, in deiner Geburt!

Joseph Mohr.

21. Wer feiert die fröhlichsten Ostern?

1. Willkommen, o fröhlicher Ostertag!
Nun klingt es wie Psalmen in Lüften,
nun lebet, was weß und erstorben lag,
nun grünt es auf Gräbern und Gräften;
du Erde so sonnig, du Himmel so blau,
ihr Wölkchen so licht, und ihr Winde so lau,
was lebt in der Luft und was webt auf der Au —
wer feiert die fröhlichsten Ostern?

2. Vorüber wandl' ich am Gartenzaun:
Schon säumet mit Grün sich die Hecke,
schon schwellen die Knospen so saftig braun,
schon keimt's in der heimlichen Ecke;

die Primel, sie wärmt sich im Sonnenschein,
das Veilchen, es duftet am schattigen Rain,
und alle Blümchen, sie stimmen mit ein:
„Wir feiern die fröhlichsten Ostern!“

3. Nun wahl' ich hinaus in das sonnige Feld,
da girt es und schwirrt in den Zweigen,
der Buchfink baut sich sein lustig Gezelt,
und die Lerche lobsinget im Steigen.
Und die Vöglein all' auf dem Berg und im Thal,
sie stimmen mit Kehlen zum Frühlingschoral,
sie grüßen mich munter und rufen zumal:
„Wir feiern die fröhlichsten Ostern!“

4. Da hör' ich von fern noch helleren Klang:
Die Kinder, sie tanzen den Reigen;
die dumpfige Stube verschloß sie so lang',
nun spielen sie wieder im Freien;
sie schlagen den Reif und werfen den Ball;
die munteren Füllen, entsprungen dem Stall,
sie tummeln sich lustig und rufen mir all':
„Wir feiern die fröhlichsten Ostern!“

5. Nun aber hör' ich in festlichem Chor
vom Turme die Glocken erschallen;
still tret' ich mit ein in das heilige Thor,
da braust's durch die dämmernden Hallen:
Der Herr ist erstanden aus Grabesnacht,
der Tod ist verschlungen, der Sieg ist vollbracht,
lobsinget ihr Christen und jauchzet mit Macht:
„Wir feiern die fröhlichsten Ostern!“

6. Und als ich trat aus dem Gotteshaus,
da grünt die Gräber im Kreise,
da sucht ich mir eines, mein teuerstes, aus,
dort stand ich und betete leise;
da säuselt in Lüften ein seliger Klang,
wie wenn fein Gefieder ein Engelein schwang,
da tönt es hernieder wie Seraphsgefang:
„Wir feiern die fröhlichsten Ostern!“

Karl Gerok.

3. Behüte dein Herz!

22. Die Hirtenflöte.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte emporgearbeitet hatte. Der Schatzmeister wurde aber bei dem Könige verklagt, daß er ihn um seine Schätze betrüge und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eignen Gewölbe mit eiserner Thür aufbewahre. Der König besuchte den Schatzmeister, besah dessen Palast, kam an eine eiserne Thür und befahl, sie zu öffnen.

Als der König nun hineintrat, war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts als vier leere Wände, einen länglichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldbige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen hatte. Ach, laß mich wieder zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war als an deinem Hofe!“

Der König war über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

Chr. v. Schmid.

23. Gute Dienerschaft.

Ich habe gute Dienerschaft.
Die Knechte heißen Selbstgeschafft
und Spätzubett und Aufbeizeit,
die Mägde Ordnung, Reinlichkeit.
Durst, Hunger heißen Schenk und Koch.
Hab auch zwei Edelknaben noch,
genannt Gebet und gut Gewissen,
die, bis ich schlaf', mich wiegen müssen.

E. Fr. L. Robert.

24. Sprüche für Kinder.

1. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.
2. Ein gutes Kind gehorcht geschwind.
3. Sei die Gabe noch so klein, dankbar mußt du immer sein.
4. Gott sieht dich, Kind, drum scheu die Sünd!
5. Wo ich bin, und was ich thu, sieht mir Gott, mein Vater, zu.
6. Bedenke, daß, wo du auch bist, stets Gott in deiner Nähe ist!
7. Halte Ordnung, liebe sie; sie erspart dir Zeit und Müh!
8. Frisch gethan und nicht gesäumt! Was im Weg liegt, weggeräumt! Was dir fehlet, such geschwind! Ordnung lerne früh, mein Kind!
9. Narrenhände beschmieren Tisch und Wände.
10. Die Eltern, die dich herzlich lieben, darfst du durch Unart nie betrüben.
11. Höflich und bescheiden sein, das kostet nichts und bringt viel ein.
12. Wer seine Mütz' trägt auf dem Kopf wie angewachsen auf dem Schopf, der heißt mit Recht ein grober Knecht.

25. Beim Aufstehen.

Rein gehalten dein Gewand,
rein gehalten Mund und Hand;
rein das Kleid von Erdenpuß,
rein von Erdenschmutz die Hand!
Kind, die äußre Reinlichkeit
ist der innern Unterpfund.

Friedr. Rückert.

26. Der erste Flecken.

Wenn du durch den Schmutz der Straßen mußt mit neuen Schuhen gehn,
wirfst du, trippelnd auf den Spizen, nach den blanken Steinen sehn.
Hat sie erst beschmutzt ein Fleckchen, lernst du waten sicherlich.
Hüte, Kind, in deiner Seele vor dem ersten Flecken dich!

Wilh. Müller.

27. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eignen Händen eine Reihe edler Obstbäumchen gezogen. Zu seiner größten Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig zu sehen, von welcher Art sie sein möchten.

Da kam der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, in den Garten und lockte das Söhnlein des Landmanns also, daß sie hingingen und die Bäumchen allesamt ihrer Früchte beraubten, ehe denn sie völlig gereift waren. Als nun der Herr des Gartens herzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, ward er sehr bekümmert und rief: „Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben!“ — Diese Worte gingen dem Söhnlein des Landmanns sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und sprach: „Ach, mein Vater ist bekümmert über die That, welche wir verübt haben! Nun habe ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüth. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdient habe.“ — Da antwortete jener: „Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm sorgfältig verhehlen und auf deiner Hut sein.“ Als aber Gotthold — denn so hieß der Knabe — nach Hause kam und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinauf zu sehen. Denn er dachte: Wie soll ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe! Kann ich mich doch selber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen. — Jetzt trat der Vater herzu und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes und Gotthold desgleichen. Da hüpfen die Kindlein herbei und freuten sich sehr und aßen. Gotthold aber verbarg sein Antlitz und weinte bitterlich. — Da hub der Vater an und sprach: „Mein Kind, was weinst du?“ — Und Gotthold antwortete: „Ach, ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße! Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein anderer scheine, als ich bin und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu sein! Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! denn siehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt.“ — Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: „Ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieses das erste und letzte Mal sei, daß du etwas zu verhehlen hast! Dann soll es mir nicht leid sein um die Bäumchen.“

Friedr. Adolf Brummacher.

28. Du spät!

1. Du wolltest dein Blümlein begießen,
da lag's schon verwelkt dir zu Füßen.
Du kamst zu spät, zu spät!
2. Dann wolltest du füttern dein Vöglein,
da lag's schon verhungert im Tröglein.
Du kamst zu spät, zu spät!

3. Du wurdest zur Arbeit gesendet,
war längst schon von andern vollendet.
Du kamst zu spät, zu spät!

4. Geladen erschienst du zum Feste,
geschieden schon waren die Gäste.
Du kamst zu spät, zu spät!

5. Was hilft nun dein Leid, dein Bedauern,
dein Weinen und Klagen und Trauern?
Es bleibt zu spät, zu spät!

6. Sie nützt nichts, verspätete Neue.
Triff richtig in Zukunft das Neue!
Komm nicht zu spät, zu spät!

Karl Enslin.

29. Drei Paare und Einer.

1. Du hast zwei Ohren und einen Mund; willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und wenig darauf sagen.
2. Du hast zwei Augen und einen Mund; mach dir's zu eigen.
Gar manches sollst du sehen und manches verschweigen.
3. Du hast zwei Hände und einen Mund; lern es ermesen!
Zwei sind da zur Arbeit und einer zum Essen.

Friedr. Rückert.

30. Deutscher Rat.

1. Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von alters her im deutschen Volke war
der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.
2. Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann;
das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.
3. Sprich „ja“ und „nein“, und dreh und deutle nicht;
was du berichtest, sage kurz und schlicht;
was du gelobest, sei dir höchste Pflicht;
dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht!
4. Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach;
doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!“

5. Dann wach und kämpf! es ist ein Feind bereit:
die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind, Deutsche kämpfen tapfer allezeit;
du deutsches Kind, sei tapfer, tren und wahr!

Rob. Reinick.

31. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter, dummer Bauernknabe,
den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
recht dreist zu lügen, wiederkam,
ging kurz nach der vollbrachten Reise
mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehr recht Zeit zum Lügen fand,
log auf die unverschämteste Weise.

Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater,“ rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
so sag ich's Euch und jedem ins Gesicht,
daß ich einst einen Hund bei — — Haag gesehen habe,
hart an dem Weg', wo man nach Frankreich fährt,
der, — ja, ich bin nicht ehrenwert,
wenn er nicht größer war als Euer größtes Pferd.“

„Das,“ sprach der Vater, „nimmt mich wunder,
wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn jeztunder
und werden keine Stunde gehn,
so wirst du eine Brücke sehn,
(wir müssen selbst darüber gehn),
die hat dir manchen schon betrogen;
(denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein).
Auf dieser Brücke liegt ein Stein;
an den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
und fällt und bricht sogleich das Bein.“

Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
„Ach,“ sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
wie groß, sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören

Der Hund, jezt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr,
allein, das wollt' ich wohl beschwören,
daß er so groß als mancher Ochse war.“

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
doch Fritz schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein!
Er sah nunmehr die richterische Brücke —
und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater,“ fing er an, „der Hund, von dem ich red'te,
war groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
so war er doch viel größer als ein Kalb.“

Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran, doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater,“ spricht er, „seid kein Kind
und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen!
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen,
der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.“

Christ. Fürchtegott Gellert.

32. Lohn der Lüge.

„Helft, Brüder, helft! Der Wolf hat schon ein Schaf im Rachen!“
so schrie ein junger Hirt, sich eine Lust zu machen. Wenn nun das
Hirtenvolk herbeigelaufen war, dann rief er: „Geht zur Ruh, es hat noch
nicht Gefahr; ich habe nur versucht, ob ihr auch wachsam wäret!“ Als
er nun ihre Hilf' ein andermal begehret, da's keinen Scherz mehr galt
und jezt vom Wolf ein Stück schon hingewürget war, so blieben sie
zurück, wie laut er immer schrie. Nun ward der Narr erst inne, wie
thöricht er gethan; nun kam ihm erst zu Sinne das Sprichwort, daß man
dem, der einmal Lügen liebt, auch wenn er Wahrheit spricht, nicht leicht
mehr Glauben giebt.

Nach Äsop.

33. Die Untrene.

Eine Maus wäre gern über ein Wasser gewesen und konnte
nicht. Da bat sie einen Frosch um Rat und Hilfe. Der Frosch
war ein Schalk und sprach zur Maus: „Binde deinen Fuß an meinen
Fuß, so will ich schwimmen und dich hinüberziehen.“ Da sie
aber aufs Wasser kamen, tauchte der Frosch hinunter und wollte
die Maus ertränken. Indem aber die Maus sich wehret und
arbeitet, fliegt eine Weihe daher und frißt sie beide.

Nach Äsop.

34. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen. Kein Tier, sagte er, könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen Menschen zu sehen bekäme; ich wollte doch auf ihn losgehen!“ — „Dazu kann ich dir helfen,“ sagte der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn hinaus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. — „Nein,“ antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule gehen wollte. „Ist das ein Mensch?“ — „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“

Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an und schoß dem Wolfe das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe. Da zog dieser seinen blanken Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er, über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchse zurücklief.

„Nun, Bruder Wolf,“ sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?“ — „Ach!“ antwortete der Wolf, „so habe ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt. Danach blies er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter; und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe tot liegen geblieben wäre.“ — „Siehst du,“ sprach der Fuchs, „was für ein Prahlhans du bist?“

Brüder Grimm.

35. Die Stimme des Gewissens.

Ein reicher Mann, Namens Pohl, der mehrere Häuser besaß, befahl seinen Dienern, aus einem derselben eine arme Witwe samt ihren Kindern zu vertreiben, weil sie die jährliche Miete nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener kamen, sprach die Witwe: „Ach, verziehet ein wenig! Vielleicht,

daß euer Herr sich unser erbarme! Ich will hingehen und ihn bitten.“ Darauf ging die Frau mit vier Kindern zu dem reichen Manne; das eine aber blieb zu Hause; denn es war sehr krank. Alle flehten inbrünstig, sie nicht zu verstoßen, und selbst das kleinste rief: „Bitte, bitte!“ — Pohl aber sprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern, es sei denn, daß Ihr Eure Schuld sogleich bezahlet.“ Da weinte die Mutter bitterlich und sagte: „Ach, die Pflege des kranken Kindes hat allen meinen Verdienst verzehrt und meine Arbeit gehindert!“ Und die Kinder flehten mit der Mutter, sie nicht zu verstoßen.

Aber Pohl wendete sich weg von ihnen und ging in sein Gartenhaus und legte sich auf das Polster, um zu ruhen, wie er pflegte. Es war aber ein schwüler Tag, und dicht am Gartensaale floß ein Strom; der verbreitete Kühle, und es war eine Stille, daß kein Lüftchen sich regte. Da hörte Pohl das Gelispel des Schilfes am Ufer; aber es tönte ihm gleich dem Gewinsel der Kinder der armen Witwe, und er ward unruhig auf seinem Polster. Danach horchte er auf das Rauschen des Stromes, und es deuchte ihm, als ruhe er am Gestade eines öden, großen Meeres; und er wälzte sich auf seinem Pfühle. — Als er nun wieder horchte, erscholl aus der Ferne der Donner eines aufsteigenden Gewitters; da war ihm, als vernähme er die Stimme des göttlichen Gerichts.

Nun stand er plötzlich auf, eilte nach Hause und gebot seinen Knechten, die arme Witwe wieder ins Haus zurückzuführen. Aber sie war samt ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgends zu finden. Unterdes stieg das Gewitter herauf, und es donnerte und fiel ein gewaltiger Regen. Pohl aber war voll Unmut und fand keine Ruhe, wo er auch ging, und wo er auch saß. Am andern Tage vernahm er, das kranke Kind sei im Walde gestorben und die Mutter mit den andern hinweggezogen. Da ward ihm sein Garten samt dem Saale und dem Polster zuwider, und er genoß nicht mehr die Kühle des rauschenden Stromes. Bald danach fiel er in eine Krankheit, und in der Hitze des Fiebers vernahm er immer des Schilfes Gelispel und das Rauschen des Stromes und das dumpfe Tosen des aufsteigenden Wetters. Also verschied er.

Friedr. Adolf Krummacher.

Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekitzen. — Böses Gewissen, böser Gast; weder Ruhe, weder Raft.

4. Das liebe Elternhaus.

36. Das Erkennen.

Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand, kommt wieder heim aus dem fremden Land. Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt; von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er ins Städtchen durchs alte Thor, am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor. Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund, oft hatte der Becher die beiden vereint. Doch siehe, Freund Zollmann erkennt ihn nicht; zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß. Da schaut aus dem Fenster sein Schatzel fromm: „Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!“ Doch sieh! — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht; die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht!

Und weiter geht er die Straß' entlang, ein Thränlein hängt ihm an der brannen Wang'. Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterlein her. „Gott grüß Euch!“ — so spricht er und sonst nichts mehr. Doch sieh! — das Mütterchen schluchzet voll Lust: „Mein Sohn!“ — und sinkt an des Burschen Brust. Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt, das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Foh. Nep. Vogl.

37. Wenn du noch eine Mutter hast.

1. Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden; nicht allen auf dem Erdenrund ist dieses hohe Glück beschieden. Wenn du noch eine Mutter hast, so sollst du sie mit Liebe pflegen, daß sie dereinst ihr müdes Haupt in Frieden kann zur Ruhe legen.

2. Sie hat vom ersten Tage an für dich gelebt mit bangen Sorgen, sie brachte abends dich zur Ruh und weckte küßend dich am Morgen. Und warst du krank, sie pflegte dein, den sie mit tiefem Schmerz geboren; und gaben alle dich schon auf, die Mutter gab dich nicht verloren.

3. Sie lehrte dir den frommen Spruch, sie lehrte dir zuerst das Reden; sie faltete die Hände dein und lehrte dich zum Vater beten. Sie lenkte deinen Kindesinn, sie wachte über deine Jugend; der Mutter danke es allein, wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

4. Und hast du keine Mutter mehr, und kannst du sie nicht mehr beglücken, so kannst du doch ihr frühes Grab mit frischen Blumenkränzen schmücken. Ein Muttergrab, ein heilig Grab! für dich die ewig heil'ge Stelle! O, wende dich an diesen Ort, wenn dich umtost des Lebens Welle. *F. W. Kaulisch.*

38. Des Kindes Engel.

1. Kind, die Mutter ist dein Engel, 3. Kind, die Mutter ist dein Engel, der dir tren zur Seite steht wachet für dein Herz so tren, und für dich aus Himmels Höhen daß es fromm und rein verbleibe, nichts als Glück und Heil erstekt. daß es Gottes Tempel sei.

2. Kind, die Mutter ist dein Engel; 4. Darum steh: „O Vater droben, wie hält sie so freulich Wacht, lohn der Mutter treue Wacht! wenn du krank daniederliegest, Sei mit deinem starken Schutze nur zu helfen dir bedacht! stets um sie bei Tag und Nacht!“

F. W. Opih.

39. Rittmeister Kurzhagen.

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hochgeehrten Generals von Zieten stand auch ein Rittmeister, mit Namen Kurzhagen. Er war klug und tapfer und hatte ein kindliches Gemüth. Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim, einer Stadt in dem Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, ein. Seine Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wiederzusehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Als er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudenthränen. Bald darauf mußten sie zu ihm ziehen, und sie aßen allzeit an seinem Tische, auch wenn er vornehme Gäste hatte.

Einst spottete ein Offizier darüber, daß Bauern bei einem Rittmeister zu Tische saßen. „Wie sollte ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar achten?“ war seine Antwort; „ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind.“ — Der brave General von Zieten hörte von diesem Vorfalle und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gast. Die Eltern des Rittmeisters wünschten diesmal selbst, nicht am Tische zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden. Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber, Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit Ihnen an einem Tische!“ — Der Rittmeister lächelte und wußte nicht sogleich zu antworten. Da stand Zieten auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er

unterhielt sich mit ihnen aufs freundlichste. Als man anfang, Gesandten auszubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach: „Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr wert ist als ein hochmütiger Rittmeister.“

Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. „Hör Er, Rittmeister,“ fragte der König, um seine Gesinnung zu erforschen, „von welchem Hause stammt Er denn eigentlich? Wer sind Seine Eltern?“ — „Ev. Majestät,“ antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück teile, welches ich Ev. Majestät verdanke.“

„So ist's recht!“ sagte der König erfreut; „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerter Mann; wer sie gering schätzt, verdient nicht geboren zu sein.“

Ephes. 6, 2: Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat.

Fr. W. Pustkuchen-Glanow.

40. Neujahrswunsch.

1. Liebe Eltern, froh und innig tret' ich heute vor Euch hin; denn des neuen Jahres Morgen wecket meinen frommen Sinn.

2. Viele Tage sah ich schwinden in dem nun verfloss'nen Jahr; doch ein jeder Tag, er brachte mir nur Eure Liebe dar.

3. So empfand ich Eure Güte Tag für Tag und immer neu. Ach, wie könnt' ich, teure Eltern, lohnen solche Lieb' und Treu'!

4. Was ich habe, will ich geben: Kindeslieb' und Dankbarkeit! Und mein Leben sei hienieden stets nur Eurem Glück geweiht!

5. Und zu Gott, dem Gott der Liebe, heb' ich meine Hände auf: Segne du die teuern Eltern, schmücke ihren Lebenslauf!

6. Laß sie noch recht lange leben, mir zur Freude, mir zum Glück, und belohne ihre Liebe mit dem seligsten Geschick!

Böhm.

41. Das Angebinde.

Als die Zeit erfüllet war und der Geburtstag des Vaters herbeikam, da sammelten die drei jüngsten Kinder Blumen der aller schönsten Art und ganz heimlich und flochten sie, daß es der Vater nicht sah, zum schönsten

Kranze und konnten die ganze Nacht kein Auge zuthun. Und als der Tag anbrach, gingen sie alle drei in des Vaters Kammerlein, mit bloßen Füßen, daß es der Vater nicht höre, und trugen den Blumenkranz alle drei und legten ihn auf des Vaters Bett, leise, daß es der Vater nicht merke. Der Vater merkte es wohl; aber er stellte sich, als schliefe er.

Und als es Morgen war, da kam der Vater und hatte den schönen Blumenkranz und sagte: „Wo sind die Engelein, die mich bekränzt haben in der Nacht, da ich schlief?“ Und die Kinder kamen und hingen an ihm, küßten den Vater und waren voll Freude.

Da kam ein Mann, ein Bote, der brachte ein feines, rundes Fäßchen mit Reifen, darin war schöner Wein, das Herz des Vaters zu erfreuen. Da war der Vater vergnügt, als er sah, daß der älteste Sohn es gesendet, und die Kinder tanzten vor Freude um den Vater.

Danach trat der Vater an den Tisch und fand ein feines, großes Blatt; darauf stand ein schöner und frommer Gesang von dem zweiten Sohne, der eben heimgekommen war von der Hochschule. Und als der Vater es las, lächelte er, und seine Thränen fielen auf das Blatt.

Da sahen die drei kleineren den Vater an und sagten: „Nicht wahr, lieber Vater, wir können noch nichts geben und nichts fertigen? Wir sind noch zu klein!“ Der Vater aber nahm sie alle drei, das Mägdlein und die beiden Knaben, und drückte sie an sein Herz und sagte: „O denket nicht, daß eure Gabe gering sei in meinen Augen! Schlagen doch eure kleinen Herzen so gut wie die andern und mein Vaterherz für euch alle!“

Friedr. Adolf Krammader.

42. Der kleine Börsenhändler.

Es traf einmal ein Knabe einen stattlichen Herrn in Offizierkleidung an, der mit einer jungen Dame an einem schönen Morgen im Tiergarten bei Berlin lustwandelte. Der Kleine bat, ihm eine von den Börsen (oder Geldbeuteln) abzukaufen, wovon er einen ganzen Vorrat in einem Kästchen zeigte. Der Herr entgegnete: „Ich bedarf der Ware nicht,“ und ging weiter. „Lieber Herr Leutnant,“ begann der Knabe, neben dem Herrn herlaufend, „so kaufen Sie doch etwas für das Fräulein da; meine arme Mutter strickt diese Börsen, und wenn ich kein Geld mitbringe, so haben wir diesen Abend nichts zu essen.“ Er erzählte hierauf, der Vater sei Soldat gewesen und bei Leipzig geblieben, und er habe noch zwei kleinere Geschwister. Der Herr sah dem Kinde in das offene, ehrliche Gesicht, fragte nach dem Preise, nahm, da der Knabe zwanzig Pfennige für das Stück forderte, ein Duzend und gab ihm ein großes Goldstück. „Ja, lieber Herr Leutnant,“ sagte der Junge und besah das große,

blanke Goldstück, „darauf kann ich nicht herausgeben.“ Der Herr meinte darauf, er sollte es nur behalten und seiner Mutter bringen, erkundigte sich nach deren Namen und Wohnung, setzte seinen Spaziergang fort und überließ den Knaben seinem Staunen und Entzücken. Nach Verlauf einer guten Stunde trat ein Adjutant des Königs in die ärmliche Wohnung der Mutter und erkundigte sich nach der Wahrheit der Aussage des Knaben. Der edle König und dessen lebenswürdige Tochter, die damalige Prinzessin Alexandrine, waren es gewesen, denen Gott, der Vater der Armen, das Kind gesandt hatte, um der Mutter Not zu lindern und ihr die Thränen über den Verlust des Gatten und Vaters zu trocknen. Die eingeholten Zeugnisse über das Betragen und die Aufführung der Frau lauteten zu ihrem Lobe, und die Erteilung eines lebenslänglichen Jahresgeldes von dreihundert Mark und die Unterbringung des kleinen Börsenhändlers in eine Erziehungsanstalt waren die Folgen jenes Gott wohlgefälligen Morgenganges.

Zanker.

43. Das gute Heilmittel.

Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau geheilt hat. Eine arme, kranke Frau sprach zu ihrem Büblein: „Kind, hol mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang zu einem Kranken einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe wußte nicht, daß es der Kaiser sei, hielt ihn wohl für einen reichen Herrn und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr,“ sagte er, „wollt Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich einen Gulden auf einmal bekomme, so brauche ich nicht sechzigmal um einen Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Zwanziger nicht auch?“ fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benötigt wäre. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heiße und wo sie wohne. Während nun das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen

konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in das Stübchen kam, meinte sie, es sei der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch jetzt ein Rezept verschreiben,“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug wäre. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim komme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen und habe ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen, und was für einen Trank oder was für Pillen er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, Ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen; denn er hat Euch fünf und zwanzig Goldstücke verordnet, beim Zahlamte zu erheben, und unten an steht Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Eine solche Arznei hätte ich Euch nicht verschreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung; das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamte ausgezahlt. Der Doktor verordnete ihr einen Trank. Da sie jetzt gute Arznei und gute Pflege hatte, stand sie nach wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau geheilt und der Kaiser die arme.

Z. H. Hebel.

44. Die kluge Nachtigall.

„Sieh einmal die trefflichen fetten Würmer in jenem Kästchen!“ sagte eine junge Nachtigall zu einer alten. „Was kann uns hindern, sie zu schmausen?“ — „Gerade das, daß man es darauf angelegt hat, uns kein Hindernis in den Weg zu legen, muß uns, wenn wir klug sind, abhalten!“ — „Das verstehe ich nicht,“ erwiderte die junge. „Wer ist denn hier, der es uns wehren könnte?“ Sie flog hin und wurde gefangen. „Siehst du wohl,“ rief die alte, „das kommt von der Näscheri und Naseweisheit.“

Z. H. F. Meinede.

45. Die Henne und ihre Küchlein.

Eine Henne sah in der Luft den Habicht schweben. Da rief sie ihre Küchlein zusammen. Diese sprangen eilig herbei, und die Mutter barg sie unter ihre Flügel; nur eins fehlte noch. Es stand am Ufer eines Teiches und sah dem Plätschern der Enten zu. Die Henne lockte

Z. H. F. Meinede. Deutsches Lesebuch. Ausg. A. II.

immer ängstlicher; aber das Küchlein rief: „Ich mag nicht kommen; hier ist es schöner als unter deinen Flügeln.“ „Ach, Kind,“ rief die Mutter, „komm schnell! Siehst du den Habicht über dir?“ Das Küchlein sah empor; aber schon schoß der Habicht herab, erfaßte es mit seinen Krallen und trug es fort. Vergebens schrie das Küchlein; der Habicht fraß es auf.

Nach Aesop.

46. Wie sollst du essen und trinken?

Was du essen und trinken sollst, ist noch nicht deine Sorge. Dein Vater erwirbt es, und deine Mutter bereitet es zu und bringt es auf den Tisch oder giebt es dir in die Hand. Aber es kommt nicht nur darauf an, was man genießt, sondern auch darauf, wann und wie man die Speisen zu sich nimmt.

Darum merke die folgenden goldenen Regeln:

1. Ist nicht zur Unzeit!

Der Deutsche hält drei Mahlzeiten: morgens, mittags und abends, und legt die Hauptmahlzeit auf die Mitte des Tages.

Lange nüchtern zu bleiben, ist von großem Nachteil, da der Körper nach der Nachtruhe Nahrung fordert. Früh viel zu essen, ist ebensovienig gut. Wenn der Magen früh stark beladen wird, büßen wir die Frische des Körpers ein und sind unfähig zu tüchtiger Arbeit.

Das Abendbrot darf nicht zu spät eingenommen werden. Wer zu spät isst, muß bis in die Nacht wach bleiben, um verdauen zu können, und büßt dadurch etwas von seinem Schlafe ein. Wer mit vollem Magen sich zur Ruhe begiebt, schläft unruhig und träumt schwer.

2. Gut gekaut, ist halb verdaut!

Zuerst kommen die Nahrungsmittel in den Mund. Sie müssen zerkleinert, zermahlen und durchfeuchtet werden. Deshalb werden sie gekaut und mit Speichel durchtränkt.

Die wichtigsten Kauwerkzeuge sind die Zähne; Erwachsene haben 32 Zähne. Die 4 vorderen in beiden Kiefern heißen Schneidezähne. Die 4 Eckzähne durchbohren und zerreißen zähe Stoffe gut, während die Backenzähne, 20 an der Zahl, zum Zerdrücken, Zerreiben und Zermahlen dienen.

In der Mundhöhle befinden sich drei Paar Speicheldrüsen, welche während des Kauens den Speichel absondern. Die Speisen werden durch ihn „eingespeichelt“ und in einen weichen Teig umgewandelt, damit sie leichter hinuntergeschluckt und vom Magen leichter in Speisebrei umgewandelt werden können. Der Mundspeichel wandelt das Stärkemehl in den Speisen in Zucker um.

Wenn man zu schnell isst, so wird verhindert, daß sich der Speichel genügend mit den Speisen mischt. Darum isst nicht hastig!

3. Schone und pflege deine Zähne! Weil die Zähne so wichtig sind, müssen wir Sorge tragen, daß sie nicht schadhast werden. Wir müssen sie täglich putzen; wir dürfen nicht zu kalte Speisen und Getränke, z. B. Eis und kaltes Wasser, auf die Zähne bringen, nichts Heißes essen oder trinken und nicht auf harte Gegenstände beißen, z. B. Nüsse nicht aufknacken.

4. Sprich nicht zu viel beim Essen! Besondere Vorsicht ist beim Fischeßen geboten. Wenn nur ein Krümchen Brot in „die unrechte Kehle“, das ist in die Luftröhre, statt in die Speiseröhre kommt, so tritt ein heftiger Husten ein, durch den es herausgeworfen wird. Ist aber die Speisemenge groß oder hart, so kann sie nicht immer herausgebracht werden, und es kann der Erstickungstod eintreten. Jeder Bissen muß über den Kehledeckel gelangen, der die Luftröhre schließt. Spricht man nun während des Essens, so hebt sich der Kehledeckel, und Teile der Speise können in die nicht mehr verdeckte Luftröhre eindringen.

5. Überfülle den Magen nicht, sonst wirst du krank! Wenn man satt ist, muß man aufhören zu essen. Allzuviel ist ungesund! Wer sich den Magen verdorben hat, muß fasten.

6. Hüte dich vor dem Verschlucken fester Körper, z. B. der Kirsch- oder Pflaumenkerne! Sie können sich in den Gedärmen festsetzen und den Tod herbeiführen.

Nach Kirchhoff.

47. Essen und Trinken im Sprichwort.

Salz und Brot macht Wangen rot. — Hunger ist der beste Koch. — Wohlgeschmack bringt Bettelsack. — Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß essen, was übrig bleibt. — Wenn's am besten schmeckt, soll man aufhören. — Viele Köche verderben den Brei. — Mäßigkeit ist heilsame Arznei. — Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter. — Eine fette Küche macht einen magern Beutel. — Die Karte und die Kanne machen manchen zum armen Manne. — Im Becher ertrinken mehr denn im Meer. — Es trinken tausend sich den Tod, eh' einer stirbt in Durstes Not. — Trunkenheit hat drei S: Sünde, Schaden, Schande. — Halte Maß in Speis' und Trank, so wirst du alt und selten krank!

48. Spiele nicht mit Feuer!

Helle Kinderstimmen erschollen vom Spielplatz im Garten herauf zum Fenster, aus welchem der Vater voll Freude dem munteren Treiben

der Kinder zuschaute. Als es unten aber stiller wurde, stieg er hinab, um zu sehen, womit sie sich jetzt die Zeit vertrieben, und gewahrte zu seinem Schrecken, daß sein Sohn Fritz mit Streichhölzern spielte. „Welch ein Unglück hätten ihr jetzt anrichten können,“ sprach der Vater mit ernster Stimme, „da ganz in der Nähe die Scheune, gefüllt mit Stroh und Heu bis obenan, steht!“

„Vater,“ rief Fritz, „wir wollen ja nur damit spielen!“

„Durch das Spielen mit dem Feuer,“ sprach der Vater, „ist schon viel Unglück von Kindern angerichtet worden. Hört zur Warnung eine Geschichte!“

Der kleine Paul hat einmal, als er allein war, mit Streichhölzern gespielt. Das hatten ihm Vater und Mutter streng verboten. Wißt ihr, was ihm geschehen ist? Er hat sich die Finger verbrannt, und als er schnell das Streichholz wegwarf, ist es auf das Bett gefallen. Das hat zu brennen angefangen. Paul hat laut geschrien; da sind zum Glück noch Nachbarn dazugekommen und haben das Feuer gelöscht. Aber Pauls Vater, der am Abend müde von der Arbeit nach Hause kam, hat sich nicht in das Bett legen können, weil es verbrannt war, und hat an der Erde schlafen müssen. Die Mutter hat viel geweint. Paul und seine Geschwister haben auch nichts zu Weihnachten bekommen, weil der Vater ein neues Bett kaufen mußte.“

Leutlos hatten die Kinder der Erzählung gelauscht. Als der Vater schwieg, eilte Fritz zu ihm und versprach ihm hoch und teuer, nie wieder so leichtsinnig zu sein. Der Vater verzieh ihm, schärfte aber doch den Kindern folgende Sätze ein:

Streichhölzer und andre leicht brennbare Gegenstände, wie Pulver und Spiritus, sind kein Spielzeug für Kinder.

Kinder sollen gesunde Streichhölzchen sofort den Eltern geben und, wenn sie andre kleine Kinder mit solchen spielen sehen, sie ihnen freundlich fortnehmen.

Eigenmächtig darf kein Kind ein Streichholz benutzen; hat es dies mit Erlaubnis der Eltern thun dürfen, so soll es das Hölzchen nicht wegwerfen oder liegen lassen, so lange es noch glimmt.

Man darf nicht gegen den Tisch stoßen oder am Tischtuch ziehen, wenn eine Lampe darauf steht.

Personen, welche eine brennende Lampe oder ein Licht tragen, darf man nicht jagen, necken oder erschrecken.

Niemand soll mit offenem Licht auf den Boden, in den Keller, in die Scheune oder in die Ställe gehen.

Centralblatt.

49. Rotkäppchen.

1. Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber die Großmutter; die wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Samt, und weil ihm das so wohl stand und es nichts andres mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen. Da sagte eines Tages seine Mutter zu ihm: „Komm, Rotkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, bring's der Großmutter hinaus! Sie ist krank und schwach und wird sich daran laben. Mache dich auf, bevor es heiß wird! Wenn du hinaus kommst, so geh hübsch sitzsam und lauf nicht vom Wege ab, sonst fällst du und zerbrichst das Glas, und die Großmutter hat nichts. Und wenn du in die Stube kommst, so vergiß nicht „guten Morgen“ zu sagen, und guck nicht erst in alle Ecken!“ — „Ich will schon alles gut machen,“ sagte Rotkäppchen zur Mutter und gab ihr die Hand darauf.

2. Die Großmutter aber wohnte draußen im Walde, eine halbe Stunde vom Dorfe. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böses Tier war, und fürchtete sich nicht vor ihm.

„Guten Tag, Rotkäppchen!“ sprach er.

„„Schönen Dank, Wolf!““

„Wo hinaus so früh, Rotkäppchen?“

„„Zur Großmutter.““

„Was trägst du unter der Schürze?“

„„Kuchen und Wein; gestern haben wir gebacken, da soll sich die kranke und schwache Großmutter etwas zu gute thun und damit stärken.““

„Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?“

„„Noch eine gute Viertelstunde weiter im Walde, unter den drei großen Eichenbäumen, da steht ihr Haus; unten sind die Nußhecken, das wißt du ja wissen,““ sagte Rotkäppchen.

Der Wolf dachte bei sich: „Das junge, zarte Mädchen, das ist ein guter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte. Du mußt es listig anfangen, damit du beide erschnappst.“ Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her; dann sprach er: „Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die ringsumher stehen; warum guckst du dich nicht um? Ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen. Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingst, und es ist so lustig hier in dem Walde.“

Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume hin und her tanzen und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: „Wenn ich der Großmutter einen frischen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es ist so früh am Tage, daß ich noch zur rechten Zeit ankomme.“ Es sprang nun in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine noch schönere, und es lief danach und geriet immer tiefer in den Wald hinein.

Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Hause der Großmutter und klopfte an die Thür.

„Wer ist draußen?“

„Rotkäppchen, das bringt dir Kuchen und Wein; mach auf!“

„Drück nur auf die Klinke!“ rief die Großmutter; „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen.“

Der Wolf drückte auf die Klinke, die Thür sprang auf, und er ging, ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann zog er ihre Kleider an, setzte ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

3. Rotkäppchen war derweil nach den Blumen gelaufen, und als es so viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, daß die Thür offen stand, und wie es in die Stube trat, kam es ihm so seltsam darin vor, daß es dachte: „Ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heut zu Mute, und ich bin sonst so gern bei der Großmutter!“ Es rief: „Guten Morgen!“ — bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück. Da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gezogen und sah so wunderbar aus.

„Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!“

„Daß ich dich besser hören kann.“

„Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!“

„Daß ich dich besser sehen kann.“

„Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!“

„Daß ich dich besser packen kann.“

„Aber Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!“

„Daß ich dich besser fressen kann.“

Kaum hatte der Wolf das gesagt, so that er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen.

4. Wie der Wolf sein Gellüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging

eben an dem Hause vorbei und dachte: „Wie die alte Frau schnarcht! Du mußt doch sehen, ob ihr etwas fehlt.“ Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bett kam, sah er, daß der Wolf darin lag. „Finde ich dich hier, du alter Bösewicht!“ sagte er, „ich habe dich lange gesucht.“ Nun wollte er seine Büchse anlegen; da fiel ihm ein, der Wolf könne die Großmutter gefressen haben, und sie wäre noch zu retten. Daher schoß er nicht, sondern nahm eine Schere und fing an, dem schlafenden Wolfe den Bauch aufzuschneiden. Wie er ein paar Schnitte gethan hatte, da sah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschrocken; wie war's so dunkel im Leibe des Wolfs!“ Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus, konnte aber kaum atmen.

Rotkäppchen holte nun geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolfe den Leib. Als er erwachte, wollte er fortspringen; aber die Steine waren so schwer, daß er gleich nieder sank und sich tot fiel.

Da waren alle drei vergnügt. Der Jäger nahm den Pelz des Wolfs, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und erholte sich wieder. Rotkäppchen aber dachte: „Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn es die Mütter verboten hat.“

Brüder Grimm.

5. Sei zufrieden!

50. Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt.

1. Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald, in gutem und schlechtem Wetter; das hat von unten bis oben halt nur Nadeln gehabt statt Blätter. Die Nadeln, die haben gestochen; das Bäumlein, das hat gesprochen:

2. „Alle meine Kameraden haben schöne Blätter an, und ich habe nur Nadeln; niemand rührt mich an. Dürft' ich wünschen, wie ich wollt', wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold.“

3. Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein, und früh ist's aufgewacht; da hatt' es goldne Blätter fein; das war eine Pracht! Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz; goldne Blätter hat kein Baum im Holz!“

4. Aber wie es Abend ward, ging der Jude durch den Wald mit großem Sack und großem Bart; der sieht die goldnen Blätter bald; er steckt sie ein, geht eilends fort und läßt das leere Bäumlein dort.

5. Das Bäumlein spricht mit Krämen: „Die goldnen Blättlein dauern mich; ich muß vor den andern mich schämen: sie tragen so schönes Laub an sich; dürst' ich mir wünschen noch etwas, so wünsch' ich mir Blätter von hellem Glas.“

6. Da schlief das Bäumlein wieder ein, und früh ist's wieder aufgewacht; da hatt' es gläserne Blätter fein; das war eine Pracht! Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh; kein Baum im Walde glihet so.“

7. Da kam ein großer Wirbelwind mit einem argen Wetter, der fährt durch alle Bäume geschwind und kommt an die gläsernen Blätter. Da lagen die Blätter von Glase zerbrochen in dem Grase.

8. Das Bäumlein spricht mit Trauern: „Mein Glas liegt in dem Staub; die andern Bäume dauern mit ihrem grünen Laub. Wenn ich mir noch was wünschen soll, wünsch' ich mir grüne Blätter wohl.“

9. Da schlief das Bäumlein wieder ein, und früh ist's wieder aufgewacht; da hatt' es grüne Blätter fein; das Bäumchen lacht und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch, daß ich mich nicht zu schämen brauch!“

10. Da kommt mit vollem Euter die alte Geiß gesprungen; sie sucht sich Gras und Kräuter für ihre Jungen; sie sieht das Laub und fragt nicht viel; sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

11. Da war das Bäumlein wieder leer. Es sprach nun zu sich selber: „Ich begehre nun keiner Blätter mehr, weder grüner, noch roter, noch gelber; hatt' ich nur meine Nadeln, ich wollte sie nicht tadeln.“

12. Und traurig schlief das Bäumlein ein, und traurig ist es aufgewacht. Da besieht es sich im Sonnenschein und lacht und lacht. Alle Bäumlein lachen's aus; das Bäumlein aber macht sich nichts draus.

13. Warum hat's Bäumlein denn gelacht? Und warum seine Kameraden? Es hat bekommen in einer Nacht wieder alle seine Nadeln, daß jedermann es sehen kann; geh' naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an!

„Warum denn nicht?“ Weil's sticht.

Friedr. Rückert.

51. Der Reichtum.

Ein armer Jüngling kam einst mit seinem früheren Lehrer wieder zusammen und klagte ihm bitter, wie es ihm so übel erginge, wie es dieser und jener seiner ehemaligen Schulgenossen weit besser hätte; sie wären reich begütert, er dagegen litte Mangel an allem. „Bist du denn wirklich so arm?“ sprach der Lehrer, „du stehst ja in voller Gesundheit vor mir. — Diese Hand,“ fuhr er fort, indem er seine Rechte ergriff, „kräftig und geschickt zur Arbeit, würdest du sie wohl um tausend Mark dir

abnehmen lassen?“ — „Bewahre mich Gott,“ sprach der Jüngling, „wie könnte mir das einfallen!“ — „Und deine Augen,“ fuhr der Lehrer fort, „die so frisch in Gottes schöne Welt hineinschauen, um wie viel Geld würdest du sie wohl hingeben? Und dein Gehör, durch das der Gesang der Vögel, die Stimme deiner Freunde zu dir dringt, würdest du es wohl um die Schätze eines Königs vertauschen?“ — „Gewiß nicht,“ antwortete der Jüngling. „Nun denn,“ versetzte der Lehrer, „so klage nicht, daß du arm bist; du hast Güter, die alles Geld überwiegen.“

Herm. Jaeger.

52. Gesundheit ist ein großer Schatz.

1. Kunz ging einmal über Land und kam matt und verdrossen bei einem Wirtshause an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brot geben ließ. Er war unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß machen mußte und nichts Besseres bezahlen konnte.

Kurz darauf kam ein schöner Wagen daher gerollt, in dem ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen ließ, um beides in seinem Wagen zu verzehren.

Kunz sah ihm verdrießlich zu und dachte: „Wer es doch auch so gut hätte!“

Der Reiche merkte es und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?“

„Das versteht sich!“ antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken; „steige der Herr aus und gebe mir alles, was er hat! Ich will ihm auch alles geben, was ich habe.“

2. Sogleich befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. O Gott, welcher Anblick! Seine Füße waren gelähmt; er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Dienern so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht waren, auf die er sich stützte. „He!“ fragte er, „hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?“

„Bei Gott nicht!“ gab der erschrockene Kunz zur Antwort. „Meine Beine sind mir lieber als tausend Pferdefüße. Ich will lieber Schwarzbrot essen und mein eigner Herr sein, als Wein und Braten haben und mich wie ein kleines Kind von andern umherführen lassen. Gott behüte mich!“

Mit diesen Worten stand er auf und ging fort.

„Hast recht!“ rief ihm der Reiche nach. „Könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Kappen, mein Geld, kurz, alles dafür haben! Ein gesunder armer Mann ist glücklicher als ein reicher Krüppel!“

Ehr. G. Salzmann.

53. Sprichwörter von Gesundheit und Krankheit.

Gesund Geblüt, frisch Gemüt. — Gesundheit schätzt man erst, wenn man krank wird. — Früh zu Bett, früh wieder auf, verlängert deinen Lebenslauf. — Arbeit, Mäßigkeit und Ruh schließt dem Arzt die Thüre zu. — Gesundheit ist der größte Reichtum. — Ein frohes Herz, gesundes Blut ist besser als viel Geld und Gut. — Geduld ist die beste Arznei. — Wer krank ist, den ärgert die Fliege an der Wand. — Frische Wunden sind gut zu heilen. — Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer. — Man soll an keinem Kranken verzagen, solange er noch atmet.

54. Der Arme und der Reiche.

1. Vor Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war, und ihn die Nacht überfiel, ehe er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Wege vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andre klein und ärmlich anzusehen. Das große gehörte einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herrgott: Dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen; bei ihm will ich anklopfen. Der Reiche, als er an seine Thür klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche. Der Herr antwortete: „Ich bitte nur um ein Nachtlager.“ Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht ausah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopfe und sprach: „Ich kann Euch nicht aufnehmen; meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Thür klopft, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen; sucht anderswo ein Unterkommen!“ — Damit schlug er sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Hause und klopfte an. Raum hatte er angeklopft, so klinkte der Arme schon sein Thürchen auf und bat den Wandersmann einzutreten und bei ihm die Nacht über zu bleiben. „Es ist schon finster,“ sagte er, „und heut könnt Ihr doch nicht weiter kommen.“ Das gefiel dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und vorlieb nehmen; sie hätten nicht viel, aber was sie hätten, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und während sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein bißchen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war,

setzte sich der liebe Gott zu ihnen und aß mit, es schmeckte ihm die schlichte Kost gut; denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und es Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör, lieber Mann, wir wollen uns heute nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann; er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde.“ — „Von Herzen gern,“ antwortete er, „ich will es ihm anbieten;“ er ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenn es ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen; aber sie ließen nicht nach, bis er es endlich that und sich in ihr Bett legte; sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gaste ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien, und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Thür stand, sprach er: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei; das will ich euch erfüllen!“ Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lange wir leben, gesund sind und unser notdürftiges tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ Da sagte der Mann: „Ja, wenn das ginge, wär' es mir wohl lieb.“ Nun erfüllte der Herr ihre Wünsche und verwandelte ihr altes Haus in ein schönes neues; und als das geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

2. Als es voller Tag war, der Reiche aufstand und sich ins Fenster legte, sah er gegenüber ein schönes, neues Haus da, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er Augen, rief seine Frau und sprach: „Frau, sieh einmal, wie ist das zugegangen! Gestern abend stand dort eine elende Hütte, und nun ist es ein schönes, neues Haus; laß doch einmal hinüber und höre, wie das gekommen ist.“ Die Frau ging hin und fragte den Armen ans; der erzählte ihr: „Gestern abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heut morgen beim Abschiede hat er uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot dazu und statt unsrer Hütte ein schönes, neues Haus.“ Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie heim und erzählte ihrem Manne, wie es gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen; hätt' ich das nur gewußt! Der Fremde ist auch bei mir gewesen; ich aber habe ihn abgewiesen.“ — „Weile dich,“ sagte die Frau, „und setze dich auf dein Pferd; der Mann ist noch nicht weit,

du mußt ihn einholen und dir auch drei Wünsche gewähren lassen!“ Da setzte sich der Reiche auf und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm und sprach, er möchte es nicht übel nehmen, daß er nicht gleich wäre eingelassen worden; er hätte den Schlüssel zur Hausthür gesucht, derweil wäre er weggegangen; wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm eintreten. „Ja,“ sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun.“ Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfe wie sein Nachbar. Ja, sagte der liebe Gott, das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn; er sollte sich lieber nichts wünschen. Der Reiche aber meinte, er wollte sich schon etwas Gutes aussuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „Reit nur heim, und drei Wünsche, die du thust, die sollen erfüllt werden.“

3. Nun hatte der Reiche, was er wollte; er ritt heimwärts und besann sich, was er sich wünschen solle. Wie er so nachdachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich und sprach in Ungeduld: „So wollt' ich, daß du den Hals brächst!“ Und wie er das Wort ausgesprochen hatte, plump, fiel er auf die Erde, und das Pferd war tot und regte sich nicht mehr, und der erste Wunsch war erfüllt. Nun mußte er zu Fuß nach Hause gehen. Weil er aber geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitt es ab, und hing es auf den Rücken. Doch tröstete er sich damit, daß ihm noch zwei Wünsche übrig wären. Wie er nun dahin ging durch den Sand, und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zu Mute; der Sattel drückte ihn dabei auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. Wenn ich mir auch alle Reiche und Schätze der Welt wünsche, dachte er bei sich selbst, so habe ich hernach doch noch allerlei Wünsche, dieses und jenes, das weiß ich im voraus; ich will aber meinen Wunsch so einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig bleibt, wonach ich noch Verlangen hätte. Meinte er, diesmal hätte er etwas, so schien es ihm hernach doch viel zu wenig und zu gering. Da kam ihm so in die Gedanken, wie es doch seine Frau jetzt gut habe; sie sitze daheim in einer kühlen Stube und lasse sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er es wußte, sprach er so hin: „Ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn da mit mir auf dem Rücken schleppe!“ Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in

Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, und er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam hinsetzen und auf etwas Großes für den letzten Wunsch nachdenken. Wie er aber ankommt und seine Stubenthür aufmacht, sitzt seine Frau mitten in der Stube auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Sieh dich zufrieden; ich will dir alle Reichthümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib da sitzen!“ Sie antwortete aber: „Was helfen mir alle Reichthümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze? Hast du mich heraufgewünscht, so mußt du mir auch wieder hinunter helfen.“ Er möchte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel ledig wäre und heruntersteigen könnte; und der Wunsch ward auch erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe und ein verlorenes Pferd. Die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

Brüder Grimm.

55. Der Milchtopf.

Gehörig aufgeschürzt, mit starken Schritten, den Milchtopf auf dem Kopf, ging Martha nach der Stadt, um ihre Ware feilzubieten. Weil doch nun beim Verkauf ein jeder Sorgen hat, so überdachte sie, was, wenn's das Glück ihr gönne, sie wohl damit verdienen könne. „Sechs Bagen,“ dachte sie, „gibt mir wohl jedermann; denn in der Stadt ist alles tener. Die streich ich also ein und lege sie mir an und kaufe mir, so weit sie reichen, Eier; die bring ich wieder in die Stadt. Das Glück hat oft sein Spiel. Für das, was ich gewann, kauf ich mir lauter Hühner ein. Dann legt mir eine jede Henne; ich zieh auch dreimal Brut. Wie wird sich Martha freuen, wenn so viel Hühner um sie flattern! Die soll gewiß kein Fuchs ergattern! Sind sie dann groß genug, so kauf ich mir ein Schwein. Die Kleie hab ich schon dazu. Das Schwein verkauf ich auch und kauf mir eine Kuh; die wirft ein Kalb voll Mut und Feuer. Hopp, wie es springt! — Hopp, Anne Marthe, hopp!“ Hier springt sie. — Gute Nacht Kalb, Kuh, Schwein, Hühner, Eier! Da liegt der Topf.

Andw. Gleim.

56. Denkspruch.

Unter der Mühe
ein wenig Größe
ist gar viel nütze.

Aber ein fröhliches Herz
unter der Weste,
das ist das beste.

Oldenberg.

57. Die Mauersteine.

1. Ein Maurer war eben beschäftigt, eine starke Mauer aufzuführen, und nahm von den aufgehäuften Steinen einen nach dem andern zur Hand. Die Steine ließen sich ruhig in die Schichten einfügen; denn sie wußten, es könne einmal nicht anders sein, wenn aus ihnen eine Mauer werden solle. Jetzt aber faßte er einen, der fing in seiner Hand eine Predigt an über die Freiheit. „Hör, Meister Maurer,“ rief er, „das leide ich nicht, mich da so einzwängen zu lassen; du mußt mir Raum geben, mich zu bewegen!“ — „Und höre du,“ versetzte der Maurer, „wofür hältst du dich denn?“ — „Wunderliche Frage; für einen Mauerstein, für nichts mehr und nichts weniger.“ — „Du willst also, daß ich dich mit zur Mauer nehme?“ — „Das versteht sich,“ sprach der Stein. — „Nun, und doch willst du dir nicht gefallen lassen, daß ich dich in die Mauer einfüge? Das ist doch lächerlich.“

2. „Also frisch, besinne dich! Denn es ist hohe Zeit,“ sprach der Maurer, den Stein noch immer in der Hand haltend. „Willst du zur Mauer dienen, so nimm deinen Platz ein.“ — „Nun ja, aber meine Freiheit muß ich haben.“ — „Die sollst du auch haben; sie wird darin bestehen, daß du ungestört in der Mauer liegst und deinen Platz behauptest.“

3. „Geh mir mit deiner einfältigen Freiheit!“ erwiderte der Stein. „Ich muß mich bewegen können; dabei bleibt's.“ — „Nun, so kann ich dich nicht brauchen; mach, was du willst.“ — „Ei, so will ich denn lieber auf diesem freien Platze liegen; da hab ich doch meine Freiheit.“ — Der Maurer that ihm den Gefallen und warf ihn zum Genuße der gewünschten Freiheit von sich.

4. Da lag der liebe Stein in seiner gewünschten Freiheit. Eine Zeitlang ging's gut. Als aber die Stürme des Herbstes den Staub aufregten, und Regengüsse kamen, da ward der Stein mit Kot und Schmutz bedeckt, daß man ihn kaum noch sehen konnte.

Endlich weichte die Erde auf und gab der Last des Steines nach. Allmählich versank dieser und ward zuletzt ganz vertreten. Zum Unglück war's auch zur Rückkehr zu spät; denn die Mauer war ohne ihn fertig geworden, und der Maurer war fort.

5. Ja! die Mauer war fertig, ohne diesen Stein; aber so ganz ruhig war's nach seinem Ausscheiden doch nicht vorwärts gegangen. Einem andern Steine taugte die Stelle nicht, die ihm der Maurer in der Schicht anweisen wollte. „Nein, Maurer!“ rief er, „da vorn an der Ecke

will ich liegen.“ — „Da kannst du nicht liegen,“ erwiderte der Maurer; „siehst du nicht, daß der Platz schon besetzt ist?“ — „Das sehe ich wohl,“ war die Antwort; „aber was jener Stein ist, bin ich auch, und wir sind gleich.“ — „Das seid ihr auch und sollt es sein,“ versetzte der Maurer; „aber eben darum hat einer das Recht, liegen zu bleiben, wo er einmal liegt. Bist du nicht thöricht, daß du durch dein Verlangen deinen eignen Worten widersprichst?“

6. „Nun, entschließ dich!“ fuhr der Maurer fort. „Willst du, daß ich dich mit zur Mauer nehme, so rede!“ — „Ja, ich will,“ war die Antwort; „aber, wie gesagt, da vorn an der Ecke will ich liegen; denn das Recht der Gleichheit lasse ich mir nicht nehmen.“ — „Das soll dir ja nicht genommen werden,“ sprach der Maurer, „eure Gleichheit besteht nicht darin, daß ihr alle Ecksteine, sondern darin, daß ihr alle Mauersteine seid.“

7. „Ha! was ist mir das für eine elende Gleichheit, die du da predigst!“ schrie der Stein; „bring mich an die Ecke, oder baue deine Mauer ohne mich!“ — „Das letztere kann geschehen,“ sagte der Maurer gelassen, „da reise hin, Gleichheitsbruder, zum Herrn Freiheitsbruder!“ Damit warf er ihn von sich, und nun lag der Stein neben jenem, und das Schicksal, eben so bald als jener vertreten und vergessen zu werden, erfüllte ihm wenigstens auf diese eine Art seine Sehnsucht nach Gleichheit.

Die Mauer aber kam glücklich zustande.

Fulda.

6. Bete und arbeite!

58. Frau Holle.

1. Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war eine schön und fleißig, die andre häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andre mußte alle Arbeit thun und das Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße neben einen Brunnen setzen und so viel spinnen, daß ihr das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war; da blühte es sich in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Diese schalt es heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hole sie auch wieder herauf!“ Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und

wußte nicht, was es anfangen sollte. In seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese. Da schien die Sonne, und blühten viel tausend Blumen. Auf der Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voll Brot. Das Brot aber rief: „Ach, zieh mich heraus, sonst verbrenn' ich; ich bin schon längst ausgebacken!“ Da trat es mit dem Brotschieber herzu und holte alles heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baume, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach, schüttle mich, schüttle mich; wir Äpfel sind alle miteinander reif!“ Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, und es schüttelte so lange, bis keiner mehr oben war. Als es alle Äpfel in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es auf dem Pfade weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Hause; daraus guckte eine alte Frau. Weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleibe bei mir! Wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich thun willst, so soll dir's gut gehen; nur mußt du acht haben, daß du mein Bett sorgsam machst und fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle.“

Weil die Alte so gut zu ihm sprach, so faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es that auch alles zu ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen. Dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, bekam kein böses Wort, aber alle Tage Gefottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei Frau Holle; da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte. Endlich merkte es, daß es Heimweh war. Und ob es hier gleich viel tausendmal besser war als zu Hause, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Hause gekriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben; ich muß wieder hinauf zu den Meinigen.“ Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Hause verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen.“ Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das Thor ward aufgethan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du fleißig gewesen bist,“ sprach Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor ver-

schlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Hause, und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief: „Kikeriki, unsre goldne Jungfrau ist wieder hie!“ Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester ganz gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, auf welche Art es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie ihrer häßlichen und faulen Tochter gern dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich auch an den Brunnen setzen und spinnen. Und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich an einer Dornenhecke in die Finger. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam wie die andre auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach, zieh mich heraus, sonst verbrenn' ich; ich bin schon längst ausgebacken!“ Die Faule aber antwortete: „Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen; bleib sitzen, bis du schwarz wirst!“ und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaume, der rief: „Ach, schüttle mich, schüttle mich; wir Äpfel sind alle miteinander reif!“ Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht; es könnte mir einer auf den Kopf fallen!“ und ging weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tage that sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte; denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde. Am zweiten Tage aber fing sie schon an zu faulenz, am dritten Tage noch mehr; da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich's gebührte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde, und sie sagte ihr den Dienst auf. Das war die Faule wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen. Die Frau Holle führte sie auch zu dem Thore. Als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste,“ sagte die Frau Holle und schloß das Thor zu. Da kam die Faule heim und war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen rief, als er sie sah: „Kikeriki, unsre schmutzige Jungfrau ist wieder hie!“ Das Pech blieb an ihr hängen und wollte, so lange sie lebte, nicht abgehen. Brüder Grimm.

59. Aschenbrödel.

1. Ein Mann und eine Frau hatten zwei Töchter; es war aber auch noch eine Stieftochter da, des Mannes erstes liebes Kind, gar fromm und

gut, aber nicht gern gesehen von ihrer Stiefmutter und ihren Stiefschwestern. Deshalb wurde es auch schlecht behandelt; es mußte den ganzen Tag über in der Küche wohnen, alle Küchenarbeit thun, früh aufstehen, kochen, waschen und scheuern, und nachts mußte es in der Bodenkammer schlafen. Da kroch es bisweilen in die Asche am Küchenherde und wärmte sich, und da es davon nicht sauber aussehen konnte, so wurde es von der Mutter und den Schwestern noch obendrein Aschenbrödel genannt aus Spott und Bosheit.

2. Einst war der Vater zur Messe gereist und hatte die Mädchen gefragt, was er ihnen mitbringen solle. Da hatte die eine schöne Kleider, die andre Perlen und Edelsteine gewünscht, Aschenbrödel aber nur ein grünes Haselreis. Diese Wünsche hatte der Vater auch erfüllt. Die Schwestern putzten und schmückten sich; Aschenbrödel aber pflanzte das Reis auf das Grab ihrer Mutter und begoß es alle Tage mit ihren Thränen. Da wuchs das Reis sehr schnell und wurde ein schönes Bäumlein, und wenn Aschenbrödel auf dem Grabe ihrer Mutter weinte, so kam allemal ein Vöglein geflogen, das sah es mitleidig an.

3. Da begab es sich, daß der König ein Fest anstellte und dazu alle Jungfrauen des Landes einladen ließ; denn sein Sohn sollte sich unter ihnen eine Braut wählen. Da schmückten sich die Schwestern überaus reizend, und Aschenbrödel mußte ihnen die Haare kämmen und schöne Böpfe flechten. Daß sie auch gern zum Tanze mitgehen möchte, das fiel niemand ein. Als sie es endlich wagte, um Erlaubnis zu bitten, ward sie höhnisch ausgelacht, daß sie sich einfallen ließe, zum Tanze gehen zu wollen, da sie doch keine schönen Kleider habe und nicht einmal Schuhe. Die böse Stiefmutter nahm geschwind eine Schüssel voll Linsen, warf sie in die Asche und sagte: „So, so, Aschenbrödel, mache dir etwas zu thun! Lies erst die Linsen, dann sollst du mitgehen; du mußt aber in zwei Stunden fertig sein!“

4. Das arme Kind ging in den Garten und rief das Vöglein auf ihrem Haselnußbaume und auch die Täubchen, daß sie alle lesen sollten, die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen. Und bald wimmelte es von Tauben und andern Vögeln. Da wahrte es gar nicht lange, so war die Schüssel voll Linsen ganz rein gelesen. Aber wie das gute Mädchen voller Freude die Linsen brachte, ärgerte sich die Stiefmutter und schüttete noch zwei Schüsseln voll Linsen in die Asche; die sollte es nun auch noch in zwei Stunden lesen. Aschenbrödel weinte, rief aber die Vöglein wieder, und bald war auch diese Arbeit gethan. Es wurde ihr aber dennoch nicht Wort gehalten, sondern sie wurde ausgelacht; denn sie habe ja keine Kleider und Schuhe, und wie sie sei, könne sie sich

nimmer sehen lassen. Auch müsse der Königssohn und jeder andre, der mit ihr tanze, einen schlechten Geschmack haben. Lachend gingen jene Stolz fort und ließen Aschenbrödel tiefbetrübt zurück. Es ging zu ihrem Bäumchen und weinte bitterlich. Da kam das Vöglein geflogen und rief:

„Mein liebes Kind, o sage mir,
was du wünschst, schenk' ich dir!“

Da rief Aschenbrödel, indem sie das Bäumchen anfaßte:

„O, liebes Bäumchen, rüttle dich!
O, liebes Bäumchen, schüttle dich!

Wirf schöne Kleider über mich!“

Da flog ein schönes Kleid herunter und kostbare Strümpfe und Schuhe; Aschenbrödel zog sich geschwind an und ging auf den Ball. Und das Mädchen war so schön, ach, so schön, daß es gar niemand kannte, auch nicht einmal seine Schwestern. Und der Königssohn tanzte nur mit ihm und mit keiner andern Jungfrau. Und als es abends nach Hause ging, wollte er ihm folgen; es entwich aber, zog Kleider und Schuhe auf dem Grabe unter dem Bäumchen aus und legte sich in seine Asche. Kleider und Schuhe aber verschwanden augenblicklich.

5. So ging es noch zweimal. Immer kam Aschenbrödel unerkannt und in stets schöneren Kleidern zum Tanze; immer tanzte der Königssohn nur mit ihm, und immer folgte er ihm. Beim dritten Male verlor es aber von ungefähr den einen kleinen, goldnen Schuh. Der Königssohn hob ihn auf, bewunderte seine Zierlichkeit und sprach es laut aus, ließ es auch durch Herolde kundthun, daß nur die Jungfrau, an deren Fuß der kleine Schuh passe, seine Gemahlin werden solle, und ritt von Haus zu Haus, die Probe zu machen.

6. Als er in das Haus kam, wo Aschenbrödel wohnte, probierten die beiden Schwestern den kleinen Schuh; es war aber, als wenn ihre Füße immer größer würden. Da fragte der Königssohn, ob nicht drei Töchter da wären, und der Mann sagte: „Ja, Herr Prinz, noch ein Aschenbrödelchen!“ und die Mutter setzte gleich hinzu: „die sich nicht sehen lassen kann.“ Der Königssohn wollte sie aber doch sehen. Aschenbrödel wusch sich fein und rein und trat ein, auch in ihrem aschgrauen Kittelchen durch ihre Schönheit die Schwestern überstrahlend. Und wie es den goldnen Schuh anzog, so paßte er prächtig, wie angegossen.

Nun erkannte sie der Königssohn sofort wieder und rief: „Das ist meine holde Tänzerin, meine liebe Braut!“ nahm sie, führte sie aufs Schloß und befahl, ein stattliches Hochzeitsfest zuzurichten.

Beim Kirchgange hatte Aschenbrödel ein goldnes Kleid an und ein goldnes Krönlein auf dem Kopfe; ihre Schwestern gingen ihr voll Neid

zur Rechten und zur Linken. Da kam das Böglein vom Haselbäumchen und pickte jeder ins Auge, daß dies erblindete. Als nun die Braut aus der Kirche ging, kam das Böglein wieder und pickte jeder das andre Auge aus, und so waren sie für ihren Neid und ihre Bosheit mit Blindheit geschlagen ihr Lebelang.

Endw. Beschlein.

60. Sprichwörter und Denkverse vom Fleiß.

Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. — Gott giebt wohl die Kuh, aber nicht den Strick dazu. — Wie man sich bettet, so liegt man. — Wie das Gespinst, so der Gewinst. — Faulheit geht langsam voran, Armut geschwind hinterdrein. — Müßiggang ist aller Laster Anfang. — Wie die Saat, so die Ernte. — Wer im Sommer nicht arbeitet, muß im Winter Hunger leiden. — Wie die Arbeit, so der Lohn. — Abends wird der Faule fleißig. — Morgenstunde hat Gold im Munde. — Wer früh ausgeht, kommt früh heim. — Arbeit schändet nicht. — Alle Arten, sein Brot zu verdienen, sind einem ehrlichen Manne gleich anständig.

„Morgen, Morgen, nur nicht heute,“ sprechen immer träge Leute. — Zwei Hälften machen zwar ein Ganzes; aber merk: Aus halb und halb gethan, entsteht kein ganzes Werk. — Dein' eigne Hand dich nähren soll, so lebst du recht und geht dir's wohl. — Lust und Liebe zu einem Dinge macht alle Mühe und Arbeit geringe. — Mancher weiß nicht, daß er's kann; wenn er's übet, geht es an.

61. Der alte Landmann an seinen Sohn.

1. *Ob immer Tren' und Redlichkeit bis an dein kühles Grab, und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab!*

2. *Dann wirst du wie auf grünen Ann durchs Pilgerleben gehn; dann kannst du ohne Furcht und Graun dem Tod ins Auge sehn.*

3. *Dann wird die Sichel und der Pflug dir in der Hand so leicht; dann singest du beim Wasserkrug, als wär' dir Wein gereicht.*

4. *Dann segnen Enkel deine Grust und weinen Thränen drauf, und Sommerblumen voller Duft blühen aus den Thränen auf.*

L. H. Chr. Hölty.

62. Die silberne Taschenuhr.

Ernst, ein armer, junger Mensch, blieb einst in einer Mühle über Nacht. Eine Bank in der untern Stube diente ihm zum Lager. Um Mitternacht wachte er auf und hörte neben sich an der Wand etwas ticken. Er schaute auf und erblickte beim Mondschein eine silberne

Taschenuhr. Es kam ihm eine große Lust an, die Uhr zu nehmen und damit aus dem Fenster zu entfliehen. Das Gewissen sagte ihm wohl: „Du bist nicht allein, Gott ist bei dir; solltest du wider ihn sündigen!“ Allein die Begierde nach der schönen Uhr wurde immer größer. Da faßte er mit einem Male einen edlen Entschluß; er fürchtete, der Begierde endlich zu erliegen, wenn er länger bliebe, darum entfloß er der Versuchung, und seine Flucht war der schönste Sieg; er stieg zum Fenster hinaus und eilte fort. Als er einige hundert Schritte fortgegangen war, kam ihm die Reue an, daß er die Uhr nicht mitgenommen hatte, und er wollte schon wieder umkehren. Allein sein Gewissen mahnte ihn aufs neue an den heiligen und gerechten Gott, und er gab ihm Gehör und setzte eilig seinen Weg fort. Jetzt ging der Mond unter, und es wurde sehr finster. Ernst verirrete sich und geriet in Sumpfe; doch erreichte er endlich eine Anhöhe. Hier legte er sich ermüdet nieder und schlief ein. Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geschrei geweckt, und als er die Augen aufschlug, hatte er einen großen Schrecken. Er lag unter dem Galgen und sah über sich einen Dieb hängen, um den sich eine große Schar schreiender Raben versammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als sagte ihm eine Stimme in seinem Innern: Siehe, so wäre es dir am Ende auch ergangen, wenn du das Stehlen angefangen hättest. Er kniete nieder, dankte Gott, daß er ihn in der Versuchung bewahrt hatte, und gelobte, ihn sein Lebelang vor Augen und im Herzen zu haben.

Chr. v. Schmid.

63. Sprichwörter zum siebenten Gebot.

Einmal gestohlen, allezeit ein Dieb. — Der Hehler ist so schlimm wie der Stehler. — Gefundenes verhohlen, ist so gut wie gestohlen. — Es gehen viele Diebe ungehangen durch die Welt. — Verschmälere nicht die Raine, verrücke nicht die Zäune, versetze nicht die Steine! — Felddieb, Hausdieb, einer wie der andre ein Dieb. — Laß dem Armen auch sein Brot! — Böser Handel, wo der eine lacht und der andre weint. — Maß und Gewicht kommt vor Gottes Gericht. — Unrecht Gut gedeihet nicht. — Unrecht Gut kommt nicht an den dritten Erben. — Was alte Spitzbuben gebaut haben, können die jungen nicht unter Dach halten.

64. Die sonderbare Mauer.

Es war Krieg; der Feind war nahe. Während der Nacht war der Himmel bald da, bald dort von Feuersbrünsten rot wie Blut. Dazu kam noch, daß es Winter war, und das Wetter war sehr kalt und stürmisch.

Die Leute eines einsamen Bauernhofes waren in großen Ängsten. Sie waren vor dem Feinde keinen Augenblick sicher. Wenn sie jetzt ausgeplündert, wenn sie in dieser rauhen Jahreszeit von Haus und Hof verjagt worden wären! Großeltern, Eltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bei einander auf und beteten beständig. Die Großmutter las aus einem alten Gebetbuche vor. In einem Gebet „zur Zeit des Krieges“ kamen die Worte vor: „Lieber Gott, baue eine feste Mauer um dieses Haus, daß kein Feind uns nahen kann!“ Da meinte der junge Bauer, der andächtig zugehört hatte: „Es ist aber doch gar zu viel vom lieben Gott verlangt, daß er so schnell eine feste Mauer um uns bauen soll!“ Die Großmutter aber glaubte fest: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Ja, ja!“

Die Feinde kamen immer näher. Man hörte wildes Geschrei; Trommeln und Trompeten erklangen. Aber kein feindlicher Soldat kam in das Haus, so daß sich alle darüber wunderten. Die Nacht ging vorüber. Als sie sich nun des Morgens vor die Thür wagten, da hatte der Wind den Schnee hoch aufgetürmt vor dem Hause wie eine Mauer. Kein Feind hatte von der Straße aus das Hättchen sehen können. Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott doch eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unsrer Wohnung abzuhalten. Ich bleibe dabei:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
der hat auf keinen Sand gebaut!“

Chr. v. Schmid.

65. Das Hirtenbübchen.

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es aber nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlege, Antwort geben, so will ich dich halten wie mein eigen Kind.“

Sprach das Bübchen: „Wie lauten die drei Fragen?“

Der König sagte: „Wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeere?“ Das Hirtenbübchen antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf Erden verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer laufe, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich Euch dann genau sagen, wie viel Tropfen im Meere sind.“

Sprach der König: „Die andre Frage lautet: Wie viel Sterne stehen am Himmel?“ Das Hirtenbübchen sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weißes Papier!“ Und dann machte es mit der Feder so viele kleine Pünktlein darauf, daß sie kaum zu sehen und gar nicht zu zählen

waren, und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Da sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel als hier Punkte auf dem Papier; zählt sie nur!“ Aber niemand war dazu imstande.

Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: Wie viel Sekunden sind in der Ewigkeit?“ Da sagte das Hirtenbübchen: „In Hinterpommern liegt ein Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vöglein und weht sein Schnäbchen daran; und wenn der ganze Berg abgeweht ist, dann ist die erste Sekunde in der Ewigkeit vorbei.“

Sprach der König: „Ich will dich fortan halten wie mein eigen Kind.“

Brüder Grimm.

7. Liebe deinen Nächsten!

66. Sei höflich!

„Hänschen, zieh das Rüsschen ab!“ sagte allemal die Witve des Schneiders Balzer zu ihrem kleinen Sohne, wenn ein Fremder durchs Dorf ging. Und Hänschen nahm das Rüsschen ab und gewöhnte sich, gegen jedermann, vornehm oder gering, immer höflich, freundlich und dienstfertig zu sein.

Wenn ein fremder Herr ins Dorf kam, war Hänschen immer der erste, der freundlich grüßte. Die andern Knaben standen indessen da und gafften und konnten die Mühe nicht vom Kopfe bringen, als wäre sie angepicht. Es kam wohl auch zuweilen vor, daß ein Fremder nach dem Wege fragte. Statt ordentlich zu antworten, standen die Jungen stumm und dumm da oder lachten und machten alberne Gesichter. Hänschen aber war gleich bei der Hand, antwortete freundlich und begleitete den Fremden selbst auf den Weg, bis er nicht mehr irren konnte. Dafür erntete er manchen Dank; denn Geschenke dafür zu nehmen, schämte sich Hans.

Aber, was geschah? — Hans war sechzehn Jahre alt, stark und groß und half durch Tagelohn seiner Mutter das Brot verdienen. Wegen seiner Höflichkeit hatte ihn jedermann gern.

An einem Sonntage saß er mit andern jungen Burschen vor dem Wirtshause an der Landstraße. Da kam des Weges daher ein alter Herr aus der Stadt. Ein betrunkenen Bauer ging ihm entgegen und wollte mit ihm tanzen. Da lachten die Umstehenden aus vollem Halse; aber keiner ging hin, den Fremden vor den Belästigungen des Trunkenhohdes zu schützen. Nur Hans sprang hin, schob den Betrunkenen

auf die Seite und führte den alten Herrn zum Pfarrer, zu welchem er beehrte.

Raum eine Viertelstunde nachher kamen zwei Kutschen voller Herren und Damen. Die Leute saßen da und gafften. Endlich sagte einer: „Das ist gewiß der Oberherr, der zum Schlosse fährt!“ — Da zogen sie alle, einer nach dem andern, ganz langsam die Mütze vom Kopfe, obgleich die Wagen schon längst vorbei waren und am Schlosse hielten. Nun gingen sie hin und gafften aus der Ferne. Da sahen sie den alten Herrn, vom Pfarrer begleitet, zum Schlosse gehen und Hans neben ihm. Der alte Herr war der Oberherr selbst, welcher seit vielen Jahren in fremden Kriegsdiensten gestanden hatte und nun zurückkam.

Er behielt den höflichen Hans sogleich bei sich, kleidete ihn ganz neu und machte ihn zu seinem Kammerdiener. Hans aber wußte durch seine Höflichkeit und Dienstfertigkeit so aller Herzen zu gewinnen, und er war dabei so brav und treu, daß der alte Oberherr sein ganzes Vertrauen in ihn setzte und ihn endlich zum Verwalter aller seiner Güter machte. Als der alte Herr sterben wollte, vermachte er im Testamente seinem lieben Verwalter eine große Geldsumme und einen Bauernhof.

Von der Zeit an hielten auch die andern ihre Kinder zur Höflichkeit an. Und wenn noch irgend ein Grobian unter den Knaben war, so riefen sie alle wie Hansens Mutter: „Hänschen, zieh das Käppchen ab!“ — und es half.

Höflich und gefällig sein,
macht beliebt bei groß und klein.

Heinr. Schöthe.

67. Die Sperlinge unter dem Hute.

Ein großer Bauernjunge, Namens Michel, hatte Sperlinge gefangen; und weil er nicht wußte, wohin damit, so that er sie in seinen Hut und stülpte diesen so auf den Kopf. Nun begegnete ihm ein Fremder, der sprach ihn an: „Guter Freund, wo geht der Weg hinaus?“ Weil aber der Michel die Spatzen auf dem Kopfe hatte, so dachte er: Was geht dich der Fremde an? — ließ seinen Hut sitzen und gab gar keine Antwort. Der Fremde dachte sein Teil und ließ den Michel weiter gehen. Jetzt begegnete ihm der Amtmann; den pflegten alle Leute zu grüßen; der Michel that es aber nicht, weil er die Spatzen unter dem Hute hatte, und weil er ein Grobian von Hause aus war. Der Amtmann aber sagte zu dem Gerichtsdienner, der hinter ihm herging: „Sieh doch einmal, ob dem Burschen dort der Hut angeleimt ist?“ Der Gerichtsdienner ging hin und sprach: „Hör

einmal, Michel, der Herr Amtmann möchte einmal sehen, wie dein Hut inwendig aussieht. Flugs zieh ihn ab!“ Der Michel machte aber immer noch Umstände. Da riß ihm der Gerichtsdienner den Hut herunter, und brr! flogen die Spatzen heraus nach allen Weltgegenden. Da mußte der Amtmann lachen, und alle Leute lachten mit. Der Michel hieß aber von der Stunde an der Spatzenmichel; und wenn einer seinen Hut oder seine Kappe vor Fremden nicht abzieht, so sagt man noch heutigen Tages: „Der hat gewiß Spatzen unter dem Hute.“

Wilh. Caelman.

68. Die sieben Stäbe.

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die öfter miteinander uneins waren. Über dem Zanken und Streiten vergaßen sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen machten sich die Uneinigkeit zu nütze und suchten, wie sie die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbeil bringen könnten.

Da ließ der Vater eines Tages alle sieben Söhne zusammenkommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und sagte: „Dem, der dieses Bündel Stäbe zerbricht, zahle ich hundert große Thaler bar.“

Einer nach dem andern strengte seine Kräfte an, und jeder jagte am Ende: „Es ist gar nicht möglich!“ — „Und doch,“ sagte der Vater, „ist nichts leichter!“ Er löste das Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei,“ riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht; so könnte es ein kleiner Knabe!“

Der Vater sprach: „Wie es mit den Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne! So lange ihr fest zusammenhaltet, werdet ihr bestehen, und niemand wird euch überwältigen können. Handelt aber jeder von euch nach seinem eignen Kopfe, so wird es euch gehen wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen.“

Das Haus, wo Zwietracht ist, zerfällt;
nur Einigkeit erhält die Welt.

Chr. v. Schmid.

69. Kluger Einfall.

Zwei Fuhrleute begegneten einander in einem Hohlwege und konnten einander nicht gut ausweichen. „Fahre mir aus dem Wege!“ rief der eine. „Ei, so fahre du mir aus dem Wege!“ rief der andre. „Ich will nicht!“ sagte der eine. „Ich brauche es nicht!“ sagte der andre. Weil keiner nachgab, kam es zu heftigem Zank und zu Scheltworten.

„Höre du,“ sagte endlich der erste, „jetzt frage ich dich zum letztenmal: willst du mir aus dem Wege fahren oder nicht? Thust du's nicht, so mache ich es mit dir, wie ich es heut schon mit einem gemacht habe.“

Das schien dem andern doch eine bedenkliche Drohung. „Nun,“ sagte er, „so hilf mir wenigstens deinen Wagen ein wenig beiseite schieben; ich habe ja sonst nicht Platz, um mit dem meinigen auszuweichen.“ Das ließ sich der erste gefallen, und in wenig Minuten war die Ursache des Streites beseitigt.

Ehe sie schieden, faßte sich der, welcher aus dem Wege gefahren war, noch einmal ein Herz und sagte zu dem andern: „Höre, du drohtest doch, du wolltest es mit mir machen, wie du es heut schon mit einem gemacht hättest; sage mir doch, wie hast du es mit dem gemacht?“

„Ja, denke dir,“ sagte der andre, „der Grobian wollte mir nicht aus dem Wege fahren, da — fuhr ich ihm aus dem Wege.“

Der Klügste giebt nach.

Berliner Kesebuch.

70. Die beiden Ziegen.

Zwei Ziegen begegneten sich auf einem schmalen Stege, der über einen tiefen, reißenden Waldstrom führte; die eine wollte herüber, die andre hinüber.

„Geh mir aus dem Wege!“ sagte die eine. „Das wäre mir schön,“ rief die andre. „Geh du zurück und laß mich hinüber; ich war zuerst auf der Brücke.“

„Was fällt dir ein?“ versetzte die erste; „ich bin soviel älter als du und sollte dir weichen? nimmermehr!“

Beide bestanden immer hartnäckiger darauf, daß sie einander nicht nachgeben wollten; jede wollte zuerst hinüber, und so kam es vom Zanke zum Streite und zu Thätlichkeiten. Sie hielten ihre Hörner vorwärts und rannten zornig gegen einander. Von dem heftigen Stöße verloren aber beide das Gleichgewicht; sie stürzten miteinander über den schmalen Steg hinab in den reißenden Waldstrom, aus welchem sie sich nur mit großer Anstrengung ans Ufer retteten.

So geht's den Eigensinnigen und Hartnäckigen!

Brüder Grimm.

71. Die Maus und der Löwe.

Der Löwe schlief in seiner Höhle. Um ihn her spielte eine Schar lustiger Mäuse. Eine von ihnen war eben auf einen hervorstehenden Fels gekrochen, fiel herab und erweckte den Löwen, der sie mit seiner gewaltigen Taz-

festhielt. „Ach,“ bat sie, „sei doch großmütig gegen mich armes, unbedeutendes Geschöpf! Ich habe dich nicht beleidigen wollen; ich habe nur einen Fehltritt gethan und bin von dem Felsen herabgefallen. Was kann dir mein Tod nützen? Schenke mir das Leben, und ich will dir zeitlebens dankbar sein!“

„Geh hin,“ sagte der Löwe großmütig und ließ das Mäuschen springen. Bei sich aber lachte er und sprach: „Dankbar sein! Nun, das möchte ich doch sehen, wie ein Mäuschen sich einem Löwen dankbar bezeigen könnte!“

Kurze Zeit darauf lief das nämliche Mäuschen durch den Wald und suchte sich Nüsse. Da hörte es das klägliche Gebrüll eines Löwen. „Der ist in Gefahr!“ sprach es bei sich und ging der Stelle zu, von wo das Gebrüll herüber tönte.

Es fand den großmütigen Löwen von einem starken Netze umschlungen, das der Jäger künstlich ausgespannt hatte, um damit große Waldtiere zu fangen. Die Stricke hatten sich so künstlich zusammengezogen, daß der Löwe weder seine Zähne, noch die Stärke seiner Taten brauchen konnte, um sie zu zerreißen. „Warte nur, mein Freund,“ sagte das Mäuschen, „da kann ich dir wohl am besten helfen!“ Es lief hinzu, zernagte die Stricke, welche seine Vordertaten gefesselt hatten, und als diese frei waren, zerriß er das übrige Netz und ward so durch die Hilfe des kleinen Mäuschens wieder frei.

Nach Aesop.

72. Vom Kranich und vom Wolf.

Da der Wolf einstmals ein Schaf hastig fraß, blieb ihm ein Bein im Halse stecken, davon er große Not und Angst hatte. Er erbot sich, dem großen Lohn und Geschenk zu geben, welcher ihm hülfe. Da kam der Kranich, stieß seinen langen Schnabel dem Wolf in den Rachen und zog das Bein heraus. Da er aber den verheißenen Lohn forderte, sprach der Wolf: „Willst du noch Lohn haben? Danke Gott, daß ich dir den Hals nicht abgebissen habe! Du solltest mir dafür ein Geschenk geben, daß du lebendig aus meinem Rachen gekommen bist.“

Matth. Luther.

73. Undank ist der Welt Lohn.

1. Eine große Schlange fiel in eine Höhle und schrie jämmerlich. Ein Bauer kommt zur Höhle und fragt, was da sei. Die Schlange bittet, er möge ihr heraushelfen. „Traun, nein!“ sprach der Mann, „an bösen Tieren ist nichts Gutes zu verdienen; ich mag keine Schlange an meinem Busen anferziehen.“ Die Schlange hält an mit Bitten und verspricht dem Bauer, sie wolle ihm den besten Lohn geben, den die Welt zu geben pflege.

Gabe und große Verheißung bethören auch die Weisen. Der Bauer hilft der bösen und listigen Schlange heraus. Darauf will sie ihn zum Lohne fressen. „Habe ich das um dich verdient? Ist das deinem Versprechen gemäß?“ sagte der Bauer. „Ich bin zweizünftig,“ antwortete die Schlange; „die Welt lohnt nicht anders.“

2. Wie der Bauer in Ängsten steht, sagt die Schlange: „Da du mir nicht glauben willst, so wollen wir es auf die nächsten zwei ankommen lassen, die uns begegnen; was sie in dieser Sache sprechen, das soll uns beiden recht sein.“ Als bald kommt ein altes Pferd, dem legen sie die Sache vor. Dieser Schiedsmann spricht: „Ich habe einem Kärner fünfzehn Jahre gebient; morgen will er mich dem Schinder geben: die Welt lohnt nicht anders.“ Darauf kommt ein alter Hund, den fragen sie auch; dieser spricht: „Ich habe zehn Jahre Tag und Nacht meinem Junker jagen und viele Füchse und Hasen fangen helfen; jetzt hat er seinem Weidmann befohlen, er solle mich an eine Weide hängen; das ist der Welt Lohn.“

3. Dem Bauer wird bang zu Mut. Indem tragt ein Fuchselein daher; dem legt der Bauer seine Sache auch vor und verheißt ihm alle seine Hühner; er solle ihm von dem bösen Tiere helfen. Der Fuchs beredet die Schlange, sie solle ihm die Höhle zeigen, und was ihre Gefahr und des Bauern Dienst gewesen sei. Man kommt zum Loch; der Fuchs fährt hinein, die Schlange hinten nach und zeigt ihm, wie sie gelegen hat. Indes wischt der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlange umwendet, wälzt der Bauer auf des Fuchses Rat wieder einen großen Stein vor das Loch.

4. Als nun der Bauer befreit war, fordert der Fuchs, er soll ihm auf den Abend das Hühnerhaus offen lassen. Der Bauer kommt heim, erzählt seinem Weibe, was ihm begegnet ist, und wozu er sich gegen den Fuchs verpflichtet hat. Die Bäuerin sagt, Hühner und Gänse gehörten ihr; er habe keine zu verschenken. Der Bauer aber will seinen Worten nachkommen und läßt dem Fuchs das Hühnerhaus offen. Wie es die Frau gewahr wird, wartet sie mit ihrem Knechte die Nacht auf den Fuchs; als der im guten Vertrauen geschlichen kommt, verrennen sie ihm die Thür und schlagen auf ihn zu, bis sie ihn ergreifen. „Ach!“ sagt der Fuchs, „wenn das recht ist und der Welt höchster Lohn für die größte Wohlthat, so bestätige ich heut, ich armer Schalk, dies Weltrecht mit meinem Leben und Balg.“

Zoh. Mathesius.

74. Die Bremer Stadtmusikanten.

1. Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm lange Jahre tren gebient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollte ihn der Herr aus dem Futter schaffen; aber

der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen. „Dort,“ dachte er, „kannst du ja Stadtmusikant werden.“ Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Nun, was jappst du so?“ sprach der Esel. „Ach,“ sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde und auf der Jagd nicht mehr fort-kann, wollte mein Herr mich todschlagen, da hab ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“ — „Weißt du was,“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant; geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen!“ Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Kage am Wege und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir denn in die Quere gekommen?“ fragte der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht,“ antwortete die Kage; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Herrin ersaufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer; wo soll ich hin?“ — „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du Stadtmusikant werden!“ Die Kage war's zufrieden und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hofe vorbei; da saß auf dem Thore der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein,“ sprach der Esel, „was hast du vor?“ — „Da hab ich gut Wetter prophezeit,“ sprach der Hahn; aber weil morgen zum Sonntage Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wolle mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heut abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schreie ich aus vollem Halse, so lange ich noch kann.“ — „Ei was, du Rotkopf,“ sprach der Esel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben.“ Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

2. Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Kage und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um. Da dachte ihm, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und er rief seinen Gefellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns

ging ein kleines Mädchen in ganz zerrissenen Kleidern vorüber. Der Pachter bemerkte es und sagte zu seinem Schwager: „Wie das Kind so elend einhergeht! Seine Mutter muß ein faules, gottvergessenes Weib sein.“ Der Schwager antwortete: „Ach, es hat nicht Vater noch Mutter mehr und niemand sonst, der sich seiner annähme! Vor einem Vierteljahre sind beide Eltern gestorben; nun geht es mit noch zwei Geschwistern in der Irre umher. Wenn sie hungrig werden, setzen sie sich wohl vor der Leute Thür hin und nehmen den Bissen Brot, der ihnen gereicht wird, dankbar an. Aber betteln hört man sie nicht; dazu sind sie zu schamhaft.“

Diese Worte griffen dem jungen Pachter ans Herz. „Es ist vor Gott nicht erlaubt,“ sagte er, „daß man unschuldige Kinder so verlassen gehen läßt; ich habe große Lust, sie zu mir zu nehmen.“ Der Schwager und dessen Frau suchten ihm diesen Vorsatz auszureden und erinnerten ihn an seine eigne Familie, an das Beschwerliche und Bedenkliche eines solchen Unternehmens und an die notwendige Zustimmung seiner Gattin. Er hatte aber seinen Entschluß bereits so fest gewonnen, daß er ihre Vorstellungen kaum beachtete.

2. Während der Nacht schlief er wenig und sann dem Beschlossenen weiter nach. Am andern Morgen ließ er die älteste unter den drei Waisen zu sich rufen. Es war ein Mädchen von zwölf Jahren, ein bescheidenes, hübsches Kind. „Wie ich höre,“ fing der gute Pachter an, „hast du deine Eltern verloren, und ich sehe es an deinen Kleidern, daß es dir nicht gut geht. Aber hast du denn keine Verwandte, die sich deiner und deiner Geschwister erbarmen?“

„Verwandte?“ sagte das Kind, „ach ja; aber wir sind zu arm, als daß sie an uns denken möchten.“ — „Möchtest du denn wohl mit mir reisen und meine Tochter werden?“ fragte er sanft. — „Ach, wie gern!“ antwortete das Kind und blickte ihn mit treuen, nassen Augen an. — „Gut, du bist es!“ sprach der Pachter. „Aber,“ fuhr er fort, „ich bin zu Pferde hier und kann für jetzt niemand als deine kleine Schwester mit mir nehmen, die ich gestern sah. Bringe sie zu mir; dich und deinen Bruder hole ich nach.“

3. Das Mädchen ging und holte das kleine Kind, welches damals vier Jahre alt war. Der freundliche Pachter wußte bald sein Vertrauen zu gewinnen, und es zog freudig mit ihm. — Als er

heimkehrend von seiner Frau empfangen wurde, fragte diese verwundert: „Mann, was ist das für ein Kind?“ — „Es ist dein Kind, liebe Frau!“ war seine Antwort. „O nein, sage recht!“ entgegnete sie. Nun erzählte er ihr den Vorfall, und während seiner Erzählung klammerte sich das Kleine fest an ihn und weinte. Es mochte ihm dünken, als wenn es wieder einen Vater verlieren solle. Aber die Frau war ihres guten Mannes wert. Sie weinte selbst, indem sie die gute Waise an sich zog, auf ihren Schoß nahm und mit den Worten zu trösten suchte: „Weine nicht, mein Töchterchen, ich will deine Mutter sein!“

„Aber, Frau,“ hob jetzt der Mann an, „es sind noch zwei andre Kinder da, eine Schwester und ein Bruder, denen es nicht besser geht.“ — „Nun, mit Gott,“ sprach sie, „wenn du willst, so hole sie auch. Gott wird für Brot ja sorgen!“

4. Der Mann ließ sich das nicht zweimal sagen. Am nächsten Morgen früh spannte er einen Wagen an und war zeitig wieder bei seinem Schwager. Doch der Gutsherr des Dorfes war von ganz anderm Sinne. Er ließ den Pachter rufen, schalt ihn, daß er ohne Erlaubnis das jüngste Kind mit sich genommen, und sagte: „Der Vater dieser Kinder ist mir fünfzig und etliche Thaler schuldig geblieben, und dafür will ich sie leibeigen machen.“ „Nimmermehr, gnädiger Herr!“ antwortete der edle Pachter; „wenn es auf die fünfzig und etliche Thaler ankommen soll, so reise ich nach Hause und hole sie.“ Er ritt wirklich heim, kehrte mit dem Gelde zurück, bezahlte die Schuld und nahm die Kinder mit sich.

5. Wenn man ihn in spätern Jahren um seine Kinder befragte, so pflegte er frohen Herzens zu antworten: „Ich habe zehn Kinder, sieben eigne, und drei habe ich mir gekauft.“ Er erzog die drei Waisen mit und gleich seinen eignen Kindern, und es hat ihn nicht gereut. Sie gerieten wohl, arbeiteten für ihn nach besten Kräften, fanden ihr gutes Auskommen und blieben lebenslänglich dankbar.

Fr. W. Pustkuchen-Glanow.

78. Der gerettete Handwerksbursche.

Ein Handwerksbursche ging in der grimmigsten Kälte mit seinem Bündel auf dem Rücken über die Heide. Seine Kleider waren dünn und seine Strümpfe zerrissen. Ach, da fror es ihn sehr! Er weinte, und die heißen Thränen froren ihm auf den Augenwimpern. „Lieber

Gott," seufzte er, „weit und breit kein Dorf und keine Stadt, nicht einmal eine Höhlenhütte! ich werde erfrieren; ach, was wird meine arme Mutter anfangen! — Mein Vater ist schon tot, dann hat sie niemand mehr, der für ihren Unterhalt sorgt!“ Er wollte laufen, um sich zu erwärmen; aber seine Glieder waren starr. Er wurde schläfrig, legte sich in den Schnee auf sein Bündel und schlief ein. — Ein Postknecht ritt vorbei und sah ihn starr da liegen; da er indes noch einige Lebenszeichen an ihm bemerkte, ritt er schnell der nächsten Stadt zu und zeigte es auf der Thorwache an. — „Was hilft's? bis wir hinaus kommen, ist er längst tot," sagten die Gefühlslosen.

Ein armer Tagelöhner aber, welcher in der Wachtstube war, sich zu wärmen, hörte es, und ihm brach das Herz vor Mitleid. Ohne ein Wort zu sagen, eilte er auf die Landstraße, trug den erstarrten Handwerksburschen in das nächste Dorf, rieb ihn mit Schnee, brachte ihn der Wärme immer näher und erweckte ihn endlich wieder. Darauf nahm er ihn mit sich in die Stadt und teilte seinen Tisch, ob er gleich selbst nicht viel hatte, mit ihm so lange, bis der Bursche im Stande war, weiter zu reisen.

Folj. Friedr. Hänel.

79. Das fremde Kind.

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwaldes kommt abends am 5. Dezember 1807 ein achtjähriges Mägdlein halb barfuß, halb nackt vor das Häuslein eines armen Tagelöhners im Gebirge. Es gesellt sich, mir nichts dir nichts, zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hause waren, spielt mit ihnen, geht mit ihnen in die Stube und denkt nimmer ans Fortgehen. Nicht anders als ein Schäflein, das sich von der Herde verlaufen hat und in der Wildnis herumirrt; wenn es wieder zu seinesgleichen kommt, so hat es keinen Kummer mehr.

Der Tagelöhner fragt das Kind, wo es herkomme. „Vom Gutenberg.“ — „Wie heißt dein Vater?“ — „Ich habe keinen Vater.“ — „Wie heißt deine Mutter?“ — „Ich habe keine Mutter.“ — „Wem gehörst du denn an?“ — „Ich gehöre niemand sonst an.“

Aus allem, was er fragte, war nur soviel herauszubringen, daß das Kind von den Bettelleuten sei aufgelesen worden, daß es mehrere Jahre mit ihnen herumgezogen, daß sie es zuletzt haben sitzen lassen, und daß es jetzt da sei.

Als der Tagelöhner mit den Seinigen zu Nacht aß, setzte sich das fremde Kind auch an den Tisch. Als es Zeit war zu schlafen, legte es sich auf die Ofenbank und schlief auch; so den andern Tag, so den dritten. Denn der Mann dachte: Ich

kann das Kind nicht wieder in sein Elend hinausjagen, so schwer es mir auch ankommt, eins mehr zu ernähren.

Aber am dritten Tage sagt er zu seiner Frau: „Frau, ich will's doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen.“ Der Pfarrer lobte die gute Denkart des armen Mannes. „Aber das Mägdlein," sagte er, „soll nicht das Brot mit Euern Kindlein teilen; sonst werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter suchen.“

Also ging der Pfarrer zu einem wohlhabenden und gütendenden Manne in seinem Kirchspiel, der selber wenig Kinder hatte, und sagte: „Peter, wollt Ihr ein Geschenk annehmen?“ — „Nachdem's ist!" sagte der Mann. — „Es kommt von unserm lieben Herrgott.“ — „Wenn's von dem kommt, so ist's kein Fehler.“ — Also bot ihm der Pfarrer das verlassene Mägdlein an und erzählte ihm die Geschichte dazu.

Der Mann sagte: „Ich will mit meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen.“ Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. „Wenn's gut thut," sagte der Mann, „so will ich's erziehen, bis es sein Stücklein Brot selber verdienen kann. Wenn's nicht gut thut, so will ich's wenigstens behalten bis ins Frühjahr. Denn dem Winter darf man keine Kinder anvertrauen.“

Jetzt hat er's schon viermal überwintert und auch viermal übersommert. Denn das Kind thut gut, ist folgsam und dankbar und fleißig in der Schule. Und Speise und Trank ist nicht der größte Gotteslohn, den das fromme Ehepaar an ihm ausübt, sondern die christliche Zucht, die väterliche Erziehung und mütterliche Pflege. Wer das fremde Töchterlein unter den andern in der Schule sieht, erkennt es nicht wieder, so gut sieht es aus, und so sauber ist es gekleidet.

J. W. Gebel.

Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.

80. Der kleine Friedensbote.

1. Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gelbe und die weiße Schürze vertrugen sich aufs beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, hob es der Bäcker aus der Taufe. Wenn der Bäcker in seinem Obstgarten an Stelle eines ausgehenden Invaliden eines Rekruten bedurfte, ging der Gerber in seine Baumschule und hob den schönsten Mann aus, den er darin hatte, eine Pflaume oder einen

Apfel oder eine Birne oder eine Kirsche, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder mageren Platz gestellt werden sollte. Zu Ostern, zu Martini und am heiligen Abend kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, mit einem großen Korbe zu den Nachbarnleuten hinüber und teilte unter die kleinen Paten aus, was ihr der Hase oder der gute Märkel oder gar das Christkindlein selbst unter das schneeweiße Tellertuch gelegt hatte. Je mehr sich die Kindlein über die reichen Spenden freuten, desto näher rückten sich die Herzen der beiden Frauen.

2. Aber ihre Männer hatten ein jeder einen Hund, der Gerber als Jagdliebhaber einen großen, braunen Feldmann, und der Bäcker einen kleinen, schneeweißen Morday. Beide meinten, die besten und schönsten Tiere in ihrem Geschlecht zu haben. Da geschah es eines Tages, daß Morday ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe sich der Bäcker von seiner grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit zermalmtem Genick vor ihm, und der Feldmann lief mit dem eroberten Knochen und mit eingezogenem Schweife davon.

Sehr ergrimmt und entrüstet warf der Herr des Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was half's? Die Handgranate flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern dessen Besitzer durch das Fenster. Ohne zu fragen, woher der Schuß gekommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar mit der weißen Schürze blieb nichts schuldig; Kinder und Leute liefen zusammen. Der Bäcker verließ den Kampfplatz zuerst, aber nur, um seinen Nachbar beim Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Horne der beiden Männer unter, und bald darauf wurden sie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurteilt, den totgebissenen Morday mit einem Reichsthaler zu büßen. Der Bäcker mußte für den zertrümmerten Fensterflügel nicht viel weniger bezahlen und sich mit seinem Widerpart in die aufgelaufenen Kosten teilen.

Von nun an war zwischen den beiden Familien eine große Kluft befestigt. Hinüber und herüber über die Gasse flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin ihren Weg links zur Kirche, so nahm die Nachbarin ihren Weg rechts. Saß der Bäcker im Posthause in der großen Stube beim Bier, so nahm der Gerber seinen Platz im Nebentüßchen. Für die Kinder des Gerbers gaben weder der Osterhase, noch der gute Märkel, noch das heilige Kind durch die Frau Patin mehr etwas ab.

3. So ging es fast drei Jahre. Einmal, am Ende des dritten, setzten sich der Gerber und seine Hausfrau nachmittags an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tischlade herauszog, war

kein Wecken zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Helm, der neben ihr auf den Behen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: „Mutter, einen Groschen! Ich hole das Brot.“ Dann sagte er zum Vater: „Heute aber laufe ich nicht lange herum; wenn es beim Thorbäcker kein Brot giebt, gehe ich wieder einmal zu dem Herrn Paten hinüber.“ Der Gerber sagte nicht ja und nicht nein darauf und ließ den Knaben ziehen. Im ersten Brotladen hatten aber die Wecken schon alle ihre Käufer gefunden, und Helm kam wieder zum Thore herein, laut singend, daß es die ganze Gasse hören konnte: „Heut geh ich zum Herrn Paten! Heut geh ich zum Herrn Paten!“ Ungehalten über den argen Schreihals, wollte sein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenster ausbringen konnte, war der kleine Sänger schon zum Tempel hinein und — kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote wieder zurück. Statt des Ölzweiges hatte er einen geschenkten Eierring in der Hand und rief, über die Schwelle in die Stube hereinstolpernd: „Der Herr Pate läßt Vater und Mutter recht schön grüßen, und ich soll bald wieder kommen.“

Noch an dem nämlichen Abende wechselten die Nachbarnleute einige freundliche Worte über die Gasse; am folgenden saßen die weiße und die gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beisammen; am dritten zeigten die Frauen einander die Leinwand, zu der sie in den bösen drei Jahren oft mit ihren Thränen über den unseligen Zwist den Faden geneht hatten.

Und es war hohe Zeit, daß der Herr den Friedensboten erweckt hatte; denn einige Wochen darauf verfiel der Bäcker unerwartet schnell in ein Nervenfieber und aus diesem, nach wenigen lichten Augenblicken, in den Todesschlummer.

Karl Stöber.

81. Der Vater und die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich, teilt' einst ein Vater sein Vermögen und den mit Müß' erworbenen Segen selbst unter seine Söhne gleich. „Ein Diamant ist's,“ sprach der Alte, „den ich für den von euch behalte, der mittelst einer edlen That dazu den größten Anspruch hat.“

Um diesen Anspruch zu erlangen, sieht man die Söhne sich zerstreun. Drei Monde waren schon vergangen, da stellten sie sich wieder ein.

Drauf sprach der älteste der Brüder: „Hört! es vertraut' ein fremder Mann sein Gut ohn' ein'gen Schein mir an; dem gab ich es getreulich wieder. Sagt, war die That nicht lobenswert?“ — „Du thatest, Sohn, wie sich's gehört,“ ließ sich der Vater hier vernehmen;

„wer anders thut, der muß sich schämen; denn ehrlich sein heißt uns die Pflicht. Die That ist gut, doch edel nicht.“

Der andre sprach: „Auf meiner Reise fiel einst ganz unachtsamer Weise ein armes Kind in einen See; ich aber zog es in die Höh' und rettete dem Kind das Leben; ein Dorf kann Zeugnis davon geben.“ — „Du thatest,“ sprach der Greis, „mein Kind, was wir als Menschen schuldig sind.“

Der jüngste sprach: „Bei seinen Schafen war einst mein Seind fest eingeschlafen an eines tiefen Abgrunds Rand. Sein Leben stand in meiner Hand. Ich weckt' ihn und zog ihn zurücke.“

„O!“ rief der Greis mit holdem Blicke, „der Ring ist dein; welch edler Mut, wenn man dem Seinde Gutes thut!“

Gottfr. Nächstwer.

82. Der sterbende Löwe.

Ein alter Löwe, der von jeher sehr grausam gewesen war, lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete den Tod. Die Tiere, welche sonst in Schrecken gerieten, bedauerten ihn nicht; denn wer betrübt sich wohl über den Tod eines Friedensstörers, vor dem man nie ruhig und sicher sein kann! Sie freuten sich vielmehr, daß sie nun bald seiner wieder los sein würden. Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, welches er ihnen ehemals angethan hatte, wollten nun ihren Haß an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfreden; der Ochs stieß ihn mit seinen Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein stand dabei und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht,“ fragte der Esel, „dem Löwen auch eins hinter die Ohren geben?“ Das Pferd antwortete ernsthaft: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht Schaden kann.“

Nach Aesop.

83. Dornröschen.

1. Vorzeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Endlich aber bekamen sie ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kinde hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche; weil er aber nur zwölf goldne

Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren, kamen, und nachdem das Fest gehalten war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andre mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so mit allem, was Herrliches auf der Welt ist. Als elf ihre Wünsche eben gethan hatten, kam die dreizehnte herein, die nicht geladen war und sich dafür rächen wollte. Sie rief: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und tot hinfallen.“ Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte; zwar konnte sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, aber sie konnte ihn doch mildern und sprach: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger, tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt.“

2. Der König wollte sein liebes Kind vor so großem Unglück bewahren und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche verbrannt werden sollten. An dem Mädchen aber wurden alle Gaben der weisen Frauen erfüllt; denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahre alt war, der König und die Königin nicht zu Hause waren, und das Fräulein ganz allein im Schlosse zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg eine Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thür. In dem Schlosse steckte ein verrosteter Schlüssel, und als sie ihn umdrehte, sprang die Thür auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flachs. „Ei, du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ — „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopfe. „Wie das Ding herumspringt!“ sprach das Fräulein und nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

3. In dem Augenblicke aber, wo sie sich gestochen hatte, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurückgekommen waren, fingen an mit dem ganzen Hofstaat einzuschlafen. Da schliefen die Pferde im Stalle ein, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand; ja das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu bruzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, bei den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief, und alles, was lebendigen Odem hatte, ward still und schlief ein.

Um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß so umzog und darüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht eine Fahne auf den Dächern zu sehen war. Es ging aber in dem Lande die Sage von dem schönen, schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also, daß von Zeit zu Zeit Königsöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich; denn die Dornen hielten sich gleichsam wie an Händen zusammen, und sie blieben daran hängen und starben jämmerlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land; dem erzählte ein alter Mann von der Dornenhecke; es solle ein Schloß dahinter stehen, in welchem ein wunderschönes Jungfräulein, Dornröschen genannt, mit dem ganzen Hofstaate schlafe. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört habe, wie viele Königsöhne gekommen wären, um durch die Dornenhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben seien. Da sprach der Jüngling: „Das soll mich nicht abschrecken; ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen.“ Der Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

4. Nun waren aber gerade an dem Tage, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter große, schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurchging; hinter ihm aber thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam ins Schloß; da lagen im Hofe die Pferde und scheffigen Jagdhunde und schliefen; auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand; der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wolle er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das gerupft werden sollte. Da ging er weiter und sah den ganzen Hofstaat daliegen und schlafen und oben drüber den König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß er seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turme und öffnete die Thür zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er gab ihm einen Kuß. Wie er ihm den Kuß gegeben, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und sah ihn freundlich an. Da gingen sie zusammen hinab, und der König erwachte, und sie sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hofe standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unter dem Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden frochen

weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen, und der Braten brügelte fort; der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig; und da wurde die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Brüder Grimm.

8. Zum Kopfzerbrechen.

84. Rätselfragen.

Wer will mir mit seinen Backen	Welcher Bauer hat keinen Wagen?
diese harten Nüsse knacken?	Welches Wasser hat keine Quelle?
Beißt nur, daß die Schale kracht,	Welcher Schneider hat keine Elle?
doch nehmt auch den Kern in acht! —	Welcher Hut hat keinen Rand?
Welcher Kopf hat keine Nase?	Welcher Mann hat keine Hand?
Welche Stadt hat keine Straße?	Welche Nadel hat kein Ohr?
Welcher Laden hat keine Thüre?	Welche Mühle hat kein Wehr?
Welches Netz hat keine Schnüre?	Welches Pferd hat keinen Huf?
Welcher Flügel hat keine Feder?	Welcher Hahn hat keinen Ruf?
Welche Mühle hat keine Räder?	Welches Pflaster hat keinen Stein?
Welcher Mantel hat keinen Kragen?	Welcher Stern hat keinen Schein?

85. Rätsel.

1. Auf dem Schnabel läuft's, schwarze Farbe säuft's, viel Tausenden verdient's das Brot; lernst du's gebrauchen, dann hat's nicht Not.

2. Ich, ein kleines Tierchen, bin die geüb'te Jägerin; in den Winkeln, an den Mauern pfleg ich auf das Wild zu lauern ohne Hund und Schießgewehr. Netze spann ich um mich her, und mein Tisch bleibt selten leer.

3. Im Ofen ist sein Aufenthalt, fressen kann's einen ganzen Wald. Mit Wasser macht man's mausetot; wen's beißt, der leidet Schmerz und Not.

4. Das erste, blendend weiß und rein, herab vom Himmel fiel; das zweite, rund und bunt und klein, der Knaben Lieblingsspiel. Mein Ganzes nennt der Gärten Zier, die Blüte eines Baumes dir.

5. Der es macht, der will es nicht; der es trägt, behält es nicht. Der es kauft, gebraucht es nicht; der es hat, der weiß es nicht.

6. Nun rate, wie wir heißen: Mit einem R von Eisen, mit einem S von rotem Pech, mit einem T von blankem Blech, wohl auch, als wie mit Z von Thon. Ich glaube gar, du weißt es schon.

7. Das Eisen mach ich gelb, die Bratwurst aber braun; und wer mich in den Boden schlägt, kann sicher auf mich baun.

8. Mit einem B im Schnee, mit einem K im See, mit einem Z im Mund: Du weißt es, gib es kund.

9. Im Frühling werd' ich nach und nach den Leuten überdrüssig; im Sommer bin ich ganz und gar unnütz und überflüssig; im Herbst fängt man wieder an, mir mehr und mehr zu schmeicheln; im Winter eilt man, mich sogar mit Händen sanft zu streicheln. Ob Dank, ob Undank, laß ich mir die Launen halt gefallen und lebe so gemüthlich und behaglich fort mit allen.

Friedr. Gäll.

86. Rätsel.

1. Mit M umschließt es manchen Garten,
mit D trogt es der Zeiten Lauf,
mit B muß es des Feldes warten,
mit L stehn Jäger oft darauf.

2. Mit R nährt's,
mit M gärt's,
mit P fährt's,
mit A zerfrißt es Stahl und Wehr,
und ohne Kopf zieht's Kalt einher.

3. Ich bin der beste Koch,
das kann ich wohl beweisen.
Es lobt, bei wem ich bin,
ein jeder meine Speisen.
Doch wo man Essen giebt
und theilet Spenden aus,
da lauf ich ganz gewiß
dem Wirt zum Haus hinaus.

4. Mit einem J schling ich,
mit einem L schnauf ich,
mit einem J spring ich
und lauf ich und rauf ich.

5. Schwarz mit einem a,
grün mit einem e,
weiß und gelb und rot mit ü.
Rat, es macht dir keine Müh'!

6. Mit F in Gruben und Kerkern,
mit S in Stuben und Erkern,
mit R über Stecken und Feuer,
mit N hinter Hecken und Scheuern.

7. Mir armem Knecht
geht's herzlich schlecht.

Von Kost und Lohn nicht eine Spur,
Mein Herr tritt mich mit Füßen nur.
Bin ich dann lahm an Arm und Bein,
wirft er ins Feuer mich hinein.

Friedr. Gäll.

B. Auf Gottes schöner Erde.

87. Gottes Lob in Wald und Feld.

1. Was rauschen doch die Bäume im Walde alle so?
Sie loben Gott den Herren; drum rauschen sie alle so froh.

2. Was blühen doch die Blumen so lieblich in dem Thal?
Sie danken ihrem Schöpfer; drum blühen sie alle zumal.

3. Was springen doch die Bächlein so lustig hier vorbei?
Sie preisen Gott im Himmel; drum springen sie alle so frei.

4. Was singen doch die Vöglein so fröhlich in dem Wald?
Sie rühmen Gott den Herren; drum singen sie, daß es schallt.

5. Und wenn die Bäum' und Blumen, die Bäch' und Vögelein
den lieben Gott so preisen: wie sollte ich stille da sein?

6. Nein, Herr, ich will dich loben mit frohem Sang und Klang,
will singen dir und springen voll Freud' mein Leben lang.

Georg Christ. Dieffenbach.

88. Frühlingsglaube.

1. Die linden Lüfte sind erwacht;
sie säuseln und weben Tag und Nacht;
sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

2. Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch werden mag,
das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Andw. Wyland.

89. Das Frühlingsmahl.

1. Wer hat die weißen Tücher gebreitet über das Land, die
weißen, duftenden Tücher mit ihrem grünen Rand?

2. Und hat darüber gezogen das hohe, blane Belt, darunter den
bunten Teppich gelagert über das Feld?

3. Er ist es selbst gewesen, der gute, reiche Wirt des Himmels und der Erden, der nimmer ärmer wird.

4. Er hat gedeckt die Tische in seinem weiten Saal und ruft, was lebet und webet, zum großen Frühlingsmahl.

5. Wie strömt's aus allen Blüten herab von Strauch und Baum! und jede Blüt' ein Becher voll süßer Däfte Schaum!

6. Hört ihr des Wirtes Stimme? „Heran, was kriecht und fliegt, was geht und steht auf Erden, was unter den Wogen sich wiegt!“

7. Und du, mein Himmelspilger, hier trinke trunken dich und sinke selig nieder aufs Knie und denk' an mich!“

Willy. Müller.

90. Frühlingsausflug.

Die Sonne steigt höher; ihre Strahlen werden von Tag zu Tag wärmer. Der April neckt uns wohl noch mit seinem Wetter: bald regnet es, bald schneit es, bald ist der schönste Sonnenschein. Aber schon schwellen die Knospen der Bäume; ein sanftes Grün bekleidet die Flur. Zarte Kräutlein drängen sich aus der Erde hervor; Schneeglöckchen und Osterblümchen blicken uns freundlich an.

Auf den Feldern sieht man die Landleute pflügen, eggen und säen. In den Gärten wird gegraben und gesät und alles für den kommenden Sommer vorbereitet. Grünlich färbt sich der Wald, und mehr und mehr drängt das zarte Frühlingslaub sich hervor an den Zweigen der Bäume. Dazwischen schimmern wollige Blütenkätzchen. Der Weißdorn blüht in klarer Schönheit; Himbeeren und Brombeeren belauben sich fröhlich. Zu unsern Füßen rauscht noch das Winterlaub; aber im Gebüsch sprossen Veilchen und Schlüsselblumen. Und rings umher herrscht ein munteres Regen und Bewegen von Käfern und Schmetterlingen, von Bienen und Ameisen.

Schon stimmen die Vöglein ihre Frühlingslieder an und tragen fröhlich zum Neste. Die Lerche trillert; in einzelnen Schlägen läßt der Fink sich hören. Schon lange ruft der Kuckuck seinen Namen. In langen Zügen läßt die Nachtigall ihren herrlichen Gesang ertönen; die Wachtel weckt uns zu Lob und Preis des Schöpfers.

Die ganze Schar der Vögel ruft aus Busch und Wald:

Wir hüpfen so fröhlich von Zweig zu Zweig;

wie sind wir so fröhlich, wie sind wir so reich!

Wir singen so fröhlich in guter Ruh'!

O Menschenherz, singe auch du!

W. Brandt.

91. Der Kuckuck.

Schon im April stimmt der Kuckuck seinen Frühlingsruf an. Er ist etwa so groß wie eine Taube, hat aber einen längeren Schwanz, der nach hinten abgerundet ist. Sein Federkleid ist grau, aber auf dem Bauche weiß gebändert. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht frißt er Raupen, Käfer, Schmetterlinge und Fliegen. Sein Magen ist so wunderbar eingerichtet, daß ihm gerade die behaarten Raupen gut bekommen, welche sonst nur wenige andre Vögel fressen können.

Der Kuckuck baut kein Nest; er ist der einzige Vogel bei uns, der es nicht thut. Er legt seine Eier in fremde Nester. Das Weibchen fliegt leise herbei, wenn die Rotkehlchen und andre kleine Sänger ihr Nest verlassen haben, wirft so viele Eier heraus, bis Platz wird, legt ein Kuckucks-Ei hinein und fliegt fort. Der kleine Vogel kommt zurück, setzt sich wieder auf sein Nest und brütet, als wenn nichts geschehen wäre. Die jungen Rotkehlchen schlüpfen aus dem Ei, der junge Kuckuck auch. Aber seine Eltern bekümmern sich um ihn nicht. Er ist eine arme, verlassene Waise. Doch der liebe Gott läßt ihn nicht umkommen. Die alten Rotkehlchen eilen nach Futter und füllen seinen hungrigen Magen, obgleich er seinen kleinen Nestbrüdern die besten Bissen wegschnappt.

Fr. v. Eschsch.

92. Verwandlung der Insekten.

Mit den meisten Insekten oder Kerbtieren geht eine merkwürdige Verwandlung vor, durch welche ein und dasselbe Tier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine häßliche Raupe, die sehr gefräßig und schädlich ist, indem sie eine große Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der von Rot lebt. Ist ihre Zeit gekommen, so sucht sie sich einen geschützten Ort, bleibt ruhig an dieser Stelle sitzen und scheint gestorben zu sein, nachdem sie sich öfters noch vorher ihr Sterbkleid gesponnen oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt oder hängt sie dann lange wie tot, und die Raupe ist nun wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlings-Sonnenschein herein; da springt der Sarg entzwei, und aus dem Grabe geht nun ein ganz andres Tier hervor, als das vorige war. Es ist ein schöner, bunter Schmetterling, der das Schädliche und Häßliche, was die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter mehr fressen mag, sondern mit seiner niedlichen, langen Zunge allenfalls bloß die Tautröpflein

oder auch den Honigsaft aus den Blüten saugt, sehr oft aber auch gar nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insekten machen ein solches Absterben und eine gänzliche Verwandlung durch und leben hernach zuletzt als schönes, geflügeltes Insekt in der Luft und auf Bäumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser, im Moraß und Unrat lebten. Doch können sich manche Insekten, z. B. die häßliche Laus, nicht dazu entschließen, so zu sterben, und bleiben daher bis ans Ende das, was sie waren.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich nun viel denken, und schon die Alten haben deshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet. Nach G. v. Schubert.

93. Der Löwenzahn oder die Kuhblume.

1. Kinder pflücken auf dem grünen Anger gern die weißen, wolligen Köpfchen des Löwenzahns ab, die auf glatten, runden Stielen aus grünen Blättern hervorschauen. Da fliegen die vielen Samenkörnchen nach allen Seiten hin. Jedes hat ein feines Stielchen und oben einen zarten, weißen Federkranz. Die Blüte war ihr Vaterhaus; jetzt geht die Reise weithin durch die Luft. Die einen lassen sich auf der Wiese, die andern am Wege nieder; jene ziehen sogar über den breiten Fluß, steigen heimlich über den Zaun und schlüpfen in den verschlossenen Garten. Noch andre bleiben auf der Mauer sitzen oder siedeln sich auf den Straßen und Plätzen des Dorfes oder Städtchens an.

2. Was thut nun das Samenkörnlein, wenn seine Reise zu Ende ist? Das braune Korn ist mit zarten Widerhaken besetzt; mit denen haftet es in der Erde. Der Wind weht Staub darüber, der Regen bringt Wasser herzu; jetzt beginnt das Körnchen seine Arbeit. Unten senkt es eine starke Wurzel in den Boden. Zarte Fasern dringen nach allen Seiten in die Erde und schaffen Nahrung her. Nun wächst unten am Boden ein Kranz von grünen Blättern, die stehen wie die Strahlen eines Sternes rund im Kreise. Jedes dieser Blätter ist lang und schmal, an beiden Seiten eingeschnitten und mit großen Zähnen versehen. Davon hat das Pflänzchen auch den Namen Löwenzahn erhalten. Nur sind die Zähne weich und unschädlich. Zur goldnen Blüte führt ein runder, glatter Stengel hinauf. Innen ist er hohl, und

die Kinder können ihn leicht zu Ringen zusammenbiegen und sich Kettchen daraus machen. Nur schade, daß der weiße Saft, der herauströpfelt, klebrig ist und Flecken in den Kleidern verursacht. Die Blume des Löwenzahns ist wohl aus Hunderten von Blütchen zusammengesetzt und daher eine wahre Blütenstadt.

3. In solchen Blüten wachsen sehr viele kleine Samenkörner, gerade wie das erste, aus dem die ganze Pflanze geworden ist. Jedes streckt einen feinen Stiel nach oben; auf diesem steht eine Federkrone, ein Schmuck zugleich und ein Flügel. Die gelben Blüten fallen ab, und wieder steht ein Wollkopf da, von dem sehr viele Samenkörner zu neuen Pflanzen ausgestreut werden. Der Hirt sieht den Löwenzahn gern; denn er ist für sein Vieh ein treffliches Futter. Er nennt ihn deshalb auch Kuhblume. Tausende von ihnen gelangen in den Leib der Kühe, und der bittere Saft in ihren Blättern und Stengeln wird hier zu fetter, süßer Milch. Sie giebt schöne Butter und guten Käse.

Nach Hermann Wagner.

94. Der Sommer.

Der liebliche Frühling weicht dem Sommer mit seinen heißen Tagen. Die Sonne glänzt an dem heitern Himmelsgewölbe und gießt ihre Wärme auf die fruchtbare Erde aus. Die duftenden Blumen, das saftreiche Gemüse, das reisende Obst, die wogenden Saaten schmachten nach Regen. Da trübt sich der Himmel, es türmen sich Gewitterwolken auf, die Blitze zucken, der Donner rollt, der wohlthätige Regen strömt nieder und tränkt die Erde mit ihren Blumen, Kräutern und Bäumen. Ein neuer Lebensstrom ergießt sich über die Schöpfung. Die Blumen erheben nun wieder ihr Haupt und wenden ihre glänzenden Augen dem Sonnenlichte zu, das sich neue Bahnen durch den Wolkenschleier bricht.

Die Sommerfrüchte beginnen zu reifen. Die Kirschen röten sich und lächeln uns aus dem noch frischen Grün der Bäume lieblich entgegen. Am niedern Gesträuche reifen Stachel- und Johannisbeeren, die die Kinder mit Lust pflücken. Die Ähren schwellen, das Korn und der Weizen werden gelber, der Schnitter schärft die Sense und die Sichel, um den Segen der Felder wohlgemut zu ernten. Reich beladene Wagen schwanken der leeren Scheune zu, deren Räume sich bald füllen, um das Getreide zu bergen, bis der Landmann Zeit gewinnt, die körnerreichen Ähren auszubreschen.

„Lebenbilder.“

95. Sehet die Lilien!

- | | |
|---|---|
| 1. Du schöne Lilie auf dem Feld,
wer hat in solcher Pracht
dich vor die Augen mir gestellt,
wer dich so schön gemacht? | 4. Er wäscht dein Kleid mit Tau so rein
und trocknet's in dem Wind
und bleichet es im Sonnenschein
und schmückt sein Blumenkind. |
| 2. Wie trägst du ein so weißes Kleid,
mit goldnem Staub besät,
daß Salomonis Herrlichkeit
vor deiner nicht besteht! | 5. Du schöne Lilie auf dem Feld,
in aller deiner Pracht
bist du zum Vorbild mir gestellt,
zum Lehrer mir gemacht. |
| 3. Gott hob dich aus der Erde Grund,
hat liebend auf dich acht;
er sendet dir in stiller Stund'
ein Englein bei der Nacht. | 6. Du schöne Lilie auf dem Feld,
du kennst den rechten Brauch,
du denkst: Der hohe Herr der Welt
versorgt sein Blümlein auch. <i>Phil. Spitta.</i> |

96. Der Kohlweißling und die Schlupfwespe.

Der Kohlweißling ist ein weißer Schmetterling, dessen Raupe auf dem Kohl lebt. Oft erscheinen die Raupen in so großer Menge, daß sie alle Kohlblätter abfressen. Man erkennt sie leicht an ihrer bläulichgrünen Farbe und an den gelben Längsstreifen an jeder Seite. Um ihre zu große Vermehrung zu verhüten, hat der Schöpfer eine ganz merkwürdige Einrichtung getroffen.

Während die Raupe ganz ruhig auf dem Kohlblatte sitzt und sich's gut schmecken läßt, kommt eine Schlupfwespe, kaum so groß wie die kleinen, gelben Ameisen, herangeflogen, bohrt mit ihrem am Hinterleibe befindlichen Legestachel schnell ein feines Loch in den Körper der Raupe und legt ein Ei in dasselbe. Das wiederholt sie oft 20- bis 30mal, ohne daß die wehrlose Raupe es auch nur im mindesten hindern kann. Nach wenigen Tagen entstehen aus diesen Eiern kleine, fußlose Maden, welche sich von dem Fettkörper der Raupe nähren, die edlern Teile, von denen das Leben des Tieres abhängt, aber unberührt lassen.

Haben diese bösen Gäste nach einigen Wochen ihre vollkommene Ausbildung erlangt, so durchbohren sie die Haut der Raupe, begeben sich auf einen Haufen, spinnen sich gelbliche Hüllen, verpuppen sich darin und gehen nach einer Ruhe von einigen Wochen als Schlupfwespen daraus hervor. Die Kohlraupe stirbt bald darauf, ohne sich zu verpuppen und als Schmetterling für Nachkommenschaft sorgen zu können. Unter 20 erwachsenen Kohlraupen findet man sicher einige, in denen Schlupfwespen ihre Eier abgelegt haben.

Ang. Lüben.

97. Der Sperling.

Der Sperling oder Spatz ist ein sehr bekannter Vogel. Es ist keine Stadt, kein Dorf, kein Hof, wo er nicht zu finden wäre. Er gehört zu den Gassenbuben unter den Vögeln. In seinem dicken Kopfe stehen ein Paar freche Augen, denen man es sogleich ansieht, daß er sich um keinen Menschen bekümmert und daß es ihm einerlei ist, was man von ihm denkt. Hierzu paßt sein plumper, kegelförmiger Schnabel, sein lautes Geschrei und seine untersetzte Gestalt. Eitelkeit und Putzsucht kann man ihm nicht vorwerfen. Gewöhnlich trägt er eine grobe, graue Jacke, auf welcher man nicht leicht Schmutzflecken sehen kann. Die Kehle ist schwarz und der Bauch hellgrau. Bei dem Weibchen, das etwas hellere Farben hat, fehlt die schwarze Kehle.

Die Sorge für seinen Unterhalt bewegt den Sperling vom Morgen bis zum Abend. Überall hat er seine Augen, wo es etwas zu fressen oder zu naschen giebt. Hält ein Fuhrmann mit seinen Pferden vor dem Wirtshause, und der Hausknecht bringt den Futtertrog, so ist auch der Spatz schon da und holt sich seinen Teil Hafer oder Brot; mag auch der Fuhrmann darüber schelten, wie er will, das stört den Spatz in seinem Appetite nicht. Kommt die Köchin mit einem Teller voll Brot, das sie mühsam in zierliche, viereckige Stückchen geschnitten hat, oder mit anderm Futter für die Hühner oder Tauben, so läßt Herr Spatz nicht lange auf sich warten. Jagt sie ihn fort, so fliegt er höchstens einige Schritte beiseite, und kaum hat sie den Rücken gewendet, so ist er wieder da. Fangen die Kirschen an, sich zu färben, so holt sich der Spatz eine Probe davon. Sind sie erst reif, so kennt er vom frühen Morgen bis zum späten Abend gar keine andre Beschäftigung, als Kirschen zu fressen. Ebenso macht er es mit den Weintrauben. Ja — dabei ist er noch ein Feinschmecker. Keine Traube ißt er ganz, sondern er klettert von einer zur andern, immer nur die reifsten Beeren aussuchend.

Ebenso unverschämt treibt er es auf den Feldern, wenn der Weizen, der Roggen, die Hirse und die Erbsen reif werden. Bei alledem ist der Sperling doch auch ein nützlicher Vogel. Diese Leckerbissen hat er nicht immer, und dann stillt er seinen Hunger mit Raupen, Maikäfern, Spinnen und anderm Gewürm.

Vom Reisen ist unser Spatz kein Freund; er bleibt im Winter bei uns. Da kehrt freilich gar oft der Mangel bei ihm ein, und

er nimmt es sehr dankbar auf, wenn ihm eine mitleidige Hand ein paar Krümchen zuwirft.

Nach G. Walther.

98. Schulze Hoppe.

Es war einmal ein Schulze, der hieß Hoppe, dem konnte es der liebe Gott nie recht machen mit dem Wetter; bald war es ihm zu trocken, bald regnete es zu viel, und da sagte der liebe Gott endlich: „Im nächsten Jahre sollst du das Wetter selbst machen.“ So geschah es denn auch, und der Schulze Hoppe ließ nun abwechselnd regnen und die Sonne scheinen, und das Getreide wuchs, daß es nur eine Freude war, manns- hoch. Als es aber zur Ernte kam, waren alle Ähren taub; denn Schulze Hoppe hatte den Wind vergessen, und der muß doch wehen, wenn das Getreide sich ordentlich besamen und Frucht tragen soll. Seit der Zeit hat der Schulze Hoppe nie mehr über das Wetter gesprochen und ist zufrieden damit gewesen, wie es unser Herrgott gemacht hat.

Anhn und Schwarz.

99. Wetterregeln.

Der Morgen grau, der Abend rot — das ist ein guter Wetterbot'. — Frühregen und frühe Bettelleut' bleiben nicht, bis man zwölfe läut't. — Märzenschnee thut der Saat weh; Märzentaub bringt Gras und Laub. — Ist der Mai kühl und naß, füllt der Bauer Scheun' und Faß. — Wenn kalt und naß der Juni war, verdirbt er meist das ganze Jahr.

100. Von den Wolken.

1. Nicht immer wimmelt es im Sommer von weißen Wolkenschäfchen am blauen Himmel. Öfters trüben ihn dunkle, graue und schwärzliche Regenwolken. Aber wie kommt doch das Wasser hinauf in die Wolken? Laß dir's erzählen. In den warmen Ofen hat die Köchin einen Topf voll Wasser gesetzt. Sie hat ihn vergessen, und er bleibt ein paar Stunden stehen. Und sieh, als sie ihn herausnimmt, um Teller und Schüsseln aufzuwaschen, da ist er lange nicht mehr voll. Wie ist das zugegangen? Das Wasser hat sich in ganz kleine, unsichtbare Teilchen aufgelöst. Es ist verdunstet. Die Dünste schweben unsichtbar in der Küche umher und fliegen zum geöffneten Fenster hinaus in die Luft. Wenn ein Topf mit Wasser über dem Feuer kocht, dann könnt ihr die Dünste sehen. Sie wirbeln als Dampf in die Höhe. Wässerige Dünste atmet auch der Mensch aus. Haucht an das kalte Fenster, so wird die Scheibe erst feucht, dann zeigen sich Wassertropfen an dem schweißenden

Fenster. Das kommt von den Dünsten, die ihr ausgeatmet habt. Auch wenn es draußen kalt ist, könnt ihr euren Hauch sehen. Dann dampfen die schweißenden Pferde. Alle diese Dünste steigen zum Wolkenhimmel hinauf. Wir sehen sie hoch oben, es sind die Wolken. Die Wolken werden von allen Pflanzen und Tieren fortwährend gespeist. Wer kein Langschläfer ist, kann am frühen Morgen sehen, wie über den Gewässern Nebel lagert. Dieser entsteht aus den Dünsten, die von der Erde, den Pflanzen und aus dem Wasser aufsteigen. Zuweilen ist er morgens und abends über die ganze Erde ausgebreitet. Nebel sind niedrig schwebende Wolken; Wolken sind hoch schwebende Nebel.

2. In kühlen Nächten steigen die Dünste gar nicht erst hinauf zum Himmel; sie bleiben als Tropfen auf den Pflanzen hängen. Wir sehen dann im Strahl der Morgensonne tausend bligende Tautröpfchen an den Graspitzen und Blumen. Die ganze Flur ist wie mit kostbaren Edelsteinen übersät. Begierig werden sie von der Erde und den Pflänzchen eingesogen und von den Sonnenstrahlen unsichtbar hinaufgehoben zum schönen Himmelszelt. Ist der Morgen aber kalt, so entsteht nicht Tau, sondern Reif. Dann ist draußen alles wie überzuckert. Und wenn die Landleute früh zur Stadt kommen, haben die Männer weiße Backenbärte. Wenn droben in den Regenwolken die aufgestiegenen Dünste zu Tropfen zusammenfließen, dann regnet es. Manchmal gefrieren die Regentropfen in der Luft, dann fallen sie als Hagel oder Schloßen herab.

3. Kein Gelehrter weiß zu erklären, wie es kommt, daß selbst im heißesten Sommer in der Luft plötzlich eine solche Kälte entsteht, daß das Wasser in Eis verwandelt wird. Der Hagel verwüstet unsre Felder bisweilen entsetzlich, vernichtet oft in einem Augenblicke die Hoffnung des Landmanns, schlägt die Früchte von den Bäumen und tötet kleinere Tiere. Er fällt gewöhnlich in Eiskörnern, die nicht größer sind als eine Erbse, erreicht aber auch die Größe einer Haselnuß und eines Taubeneies; ja, man hat schon Stücke gefunden, die noch größer als ein Hühnerei waren.

Grafmann.

101. Der Bauer und sein Kind.

1. Der Bauer steht vor seinem Feld und zieht die Stirne kraus in Falten: „Ich hab den Acker wohlbestellt, auf reine Aussaat streng gehalten; nun seh mir eins das Unkraut an! Das hat der böse Feind gethan.“

2. Da kommt sein Knabe hochbeglückt, mit bunten Blüten reich beladen; im Felde hat er sie gepflückt, Kornblumen sind es, Mohn und Raden; er jauchzt: „Sieh, Vater, nur die Pracht! Die hat der liebe Gott gemacht.“

Julius Sturm.

102. Die Eiche.

1. Die Eiche ist der stattlichste und kräftigste Baum unsrer Laubholz-Wälder, ein wahrer Riese des Waldes. Tief in die Erde schlägt sie ihre starken, knorrigen Wurzeln. Unerschütterlich fest steht sie in Sturm und Ungewitter. Ihre hundert kräftigen Äste reckt sie wie riesige Arme schirmend aus. Der müde Wanderer eilt freudig zu ihr hin; in ihrem Schatten findet er süße Ruhe. Hoch in den Zweigen singt der Vögel Chor ihm das Schlummerlied.

Ihren Stamm können oft mehrere Männer kaum umfassen. Unzählbare, schöngeschweifte Blätter bilden seine große, grüne Krone. Grüne Blütenkätzchen und rötliche Spitzchen hängen im Frühjahr dazwischen und im Herbst viele niedliche Eicheln, die in körnigen Näpfchen sitzen. Flechten hängen in langen, weißen Bärten von den Zweigen.

2. Welche Menge von Tieren pflegt die königliche Eiche! Schnecken kriechen langsam empor, um von dem frischen Laube zu naschen. Unten lauert die Blindschleiche auf sie, um sie zu verspeisen, wenn sie gesättigt herabsteigen. Kleine Gallwespen laufen auf den Blättern hin und her und bohren mit ihrem feinen Stachel ein kleines Loch hinein. Ein winziges Ei kommt dann ins grüne Blatt, der Saft strömt hinzu, und ein runder Gallapfel bildet sich. In ihm leben die Würmchen, die aus den Eiern krochen, bis sie groß genug sind und wieder kleine Gallwespen werden. Marienkäferchen und Florfliegen geben dem Eichbaume ihre Eier in Verwahrung. Sie wissen schon, daß ihre Jungen auf dem Baume reiche Nahrung finden. Eine Menge verschiedener Raupen zehren von dem Laube und puppen sich am Eichenstamme ein. Schöne Eichenschmetterlinge kriechen aus ihnen hervor. Die Eiche ist ihr Vaterland und ihr Ernährer. Maikäfer schmausen hier, Hirschkäfer zerreißen mit ihrem zackigen Geweih die jungen Zweige und trinken ihren Saft. Der Laubfrosch verbirgt sich zwischen den grünen Blättern. Der Specht kommt und klopft an den Stamm und zieht die fliehenden Würmchen ans Tageslicht. Sind die Eicheln reif, so halten Nuß- und Eichelhäher mit schönen, blauen Flügelfedern ihre Ernte. Eichhörnchen bauen zwischen den breiten Zweigen ihr Haus und sammeln ihren Wintervorrat. Die Holztaube hat nicht weit davon ihr Nest und führt ihre Jungen auf dem Aste aus. Der Marder späht nach Eiern, der Kuckuck sucht nach Raupen, und die Eule umschwebt

zur Nachtzeit den Stamm und forscht nach einem Vöglein. Auf dem höchsten Wipfel hat der Adler seinen Horst und bringt seinen Kleinen Rebhühner und Kaninchen zur Speise.

3. Auch den Menschen erweist sich die Eiche gar nützlich. Ihren Überfluß von dürrten Ästen wirft sie den armen Leuten herab. Ein Mütterchen sucht die Eicheln unterm Baume sorgsam zusammen. Es will Eichelkaffee kochen fürs kranke Kind, damit es davon gesund werde. Der Apotheker sucht die Galläpfel auf den Blättern, macht schwarze Tinte daraus und braucht sie auch zur Arznei. Die Rinde schält man nach dem Ausschlagen der Blätter ab. Sie wird getrocknet und gemahlen, heißt dann Lohe und dient zum Gerben des Leders. Das Holz bekommt der Zimmermann. Er schlägt mächtige Eichenpfähle in den sumpfigen Boden und baut darauf das schöne, hohe Haus. Ganze große Städte samt den Kirchen und Türmen sind auf Eichenpfählen aufgebaut. Am Meere zimmern die Menschen aus Eichenholz große Schiffe. Mit diesen fahren sie in ferne Länder und bringen Kaffee und Zucker, Thee und Gewürze nach Hause.

So dient die Eiche zu aller Nutz und Frommen. Sie wird daher auch von allen geliebt. Sie ist ein Sinnbild der Stärke. Unsern Vorfahren, den alten heidnischen Deutschen, war sie ein heiliger Baum. Auch jetzt wird sie oft bei Festlichkeiten verwandt. Aus ihren Blättern werden Kränze gewunden zum Schmuck des Festes. Verdienten Männern schenkt man silberne Eichenlaubkränze, und tapfere Krieger erhalten Ehrenzeichen, mit Eichenlaub geziert.

4. Die Eiche ist erst nach 200 Jahren ganz ausgewachsen und wird über 500 Jahre alt. So ein Baum kann also viel erleben und hält so manchen Sturm aus. Wer kann die Tausende von Vögeln und andern Tierchen zählen, denen er sein weites, grünes Haus gastlich geöffnet hat? Wo sind sie hin? Wo sind die Menschen hin, die an dem mächtigen Baume sich erfreut haben? Er überlebte sie alle lange, lange. Endlich aber zerschmettert auch ihn ein Blitzstrahl, oder ein heftiger Windstoß bricht den stolzen Baum, der sich nicht beugen will, wenn er nicht schon früher von der Hand des Menschen gefällt worden ist. Klein war sein Ursprung. Vor Hunderten von Jahren wurde eine kleine Eichel in den Boden gesenkt. Ein Bäumchen wuchs daraus empor, das man ohne Mühe mit der Hand hätte ausreißen können. Durch seine Wurzeln aber sog es die Feuchtigkeit des

Erdbodens ein; seine Blätter tranken den Tau und den Regen des Himmels, und so wuchs es empor zum mächtigen Baume, den der Sturm nicht zu entwurzeln vermag.

Nach Herm. Wagner.

103. Waldvögelein.

1. Ich geh durch einen grasgrünen Wald und höre die Vögelein singen; sie singen so jung, sie singen so alt; die kleinen Vögelein in dem Wald, wie hör ich so gerne sie singen!

2. O sing nur, singe, Frau Nachtigall! Wer möchte dich, Sängerin, stören? Wie wonniglich klingt's im Widerhall! Es lauschen die Blumen, die Vögel all' und wollen die Nachtigall hören.

3. Nun muß ich wandern bergauf, bergab, die Nachtigall singt in der Ferne. Es wird mir so wohl, so leicht am Stab, und wie ich schreite hinaus, hinab: Die Nachtigall singt in der Ferne!

Str. 1 Volkslied. Str. 2 u. 3 Herm. Kretz.

104. Gefunden.

1. Ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn.

2. Im Schatten sah ich ein Blümlein stehn, wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön.

3. Ich wollt' es brechen, da sagt' es fein: „Soll ich zum Welken gebrochen sein?“

4. Ich grub's mit allen den Würzlein aus, zum Garten trug ich's am hübschen Haus

5. und pflanz' es wieder am stillen Ort; nun zweigt es immer und blüht so fort.

Wolfg. v. Goethe.

105. Das Bächlein.

Du Bächlein, silberhell und klar,
du eilst vorüber immerdar,
am Ufer steh ich, sinn und sinn:
Wo kommst du her? Wo gehst du hin? —
„Ich komm aus dunkler Felsen Schoß,
mein Lauf geht über Blum' und Moos;
auf meinem Spiegel schwebt so mild
des blauen Himmels freundlich Bild.
Drum hab ich frohen Kindesinn,
es treibt mich fort, weiß nicht wohin;
der mich gerufen aus dem Stein,
der, denk ich, wird mein Führer sein.“

Wolfg. v. Goethe.

106. Der Fluß.

Oben auf dem Berge ist die Quelle, daraus strömt der Fluß
brausend und schäumend hervor und eilt hinunter in das Thal.
Unterwegs begegnet ihm das Bächlein und ruft: „Nimm mich mit,
Bruder!“ Und er öffnet ihm sein Bett und sagt: „Komm her,
Brüderchen, fließe an meiner Seite!“

Und das Wasser des Flusses und das Wasser des Bächleins fließen
nun friedlich zusammen zwischen den blumigen Ufern. Die Fische
schwimmen darin, und die kleinen Fische spielen auf der Oberfläche.
Da kommen die Fischer mit ihrem Nachen, den sie mit ihren Rudern
treiben, und werfen ein Netz aus und fangen die Fische und die
Fischlein. Die kleinen lassen sie wieder ins Wasser; die großen
aber tragen sie nach Hause, wo sie in der Pfanne gebraten werden.

Nun kommt der Fluß an die Stadt mit den hohen Türmen, den
schönen Häusern und den vielen Menschen; die haben eine Brücke
über ihn gebaut und gehen herüber und hinüber, und er muß
ruhig darunter hinschießen. Dann aber kommt er an die schönen Felder
und die grünen Wiesen und guckt hinein und möchte gern darin
umhergehen. Da schmilzt der Schnee, und der Regen füllt vom
Himmel, und die Gewässer des Flusses steigen, bis sie über den
Damm hinausströmen, der sie zurückhalten sollte. Sie dringen in
die Felder und Wiesen, und die ganze Ebene wird ein See. Doch
es dauert nicht lange, da kehrt der Fluß in sein Bett zurück und
fließt wieder ruhig zwischen den Ufern weiter und immer weiter.

Da kommen die Schiffe mit ihren Mastbäumen und mit ihren
bunten Fähnchen, die im Winde flattern, und mit den weißen Segeln,
die der Wind aufbläst. Auf den Schiffen befinden sich Männer
mit faltigen Hosen und bunten Jacken, die klettern an den Seilen
hinauf und spannen die Segel; es sind Matrosen. Die Matrosen
sehen in das spiegelhelle Wasser, grüßen den Fluß freundlich
und fragen: „Willst du uns ins Meer tragen?“ Der Fluß
spricht: „Ja, kommt mit mir, ich trage euch alle!“ Und er trägt
die Schiffe auf seinem Rücken, und der Wind treibt sie bei Tag
und Nacht. Und bald sind sie am Ende. Sie sehen ein weites
Gewässer vor sich, größer als zwanzig Flüsse; so weit man sehen kann,
ist Wasser, — das ist das Meer. Das kommt ihnen mit gewaltigen
Wellen entgegen und brauset, daß sie sich fürchten. Allein der Fluß
ruft: „Hier bring ich dir das Bächlein, das mit mir reisen wollte, und
die Schiffe, die ich auf meinem Rücken getragen habe. Nimm du sie
nur auf, liebes Meer, ich bin müde und will mich ausruhen.“

Willy Cartman.

107. Vom fleißigen Bächlein.

1. Was eißt du so, du Bächlein froh, durchs grüne Thal dahin?
So bleib doch hier und spiel mit mir, weil ich so gut dir bin.
2. Das Bächlein spricht: „Das kann ich nicht, dazu hab ich nicht
Zeit! Hab viel zu thun und darfst nicht ruhn, mußt heute noch gar weit!
3. Die Schäflein klein dort warten mein, schrein dürstend schon
nach mir, drum bring' ich schnell vom frischen Quell das Wasser ihnen hier.
4. Muß hurtig gehn, das Mühlrad drehn da drunten in dem Thal;
muß tranken auch nach allem Brauch die Blümlein allzumal.
5. Dann muß ich hin zur Bleicherin, muß gießen dort ihr Tuch,
bis daß es rein und weiß mag sein, — hab ich nicht Müß' genug?
6. Leb wohl, mein Kind, ich muß geschwind nun an die Arbeit
gehn; zum Meer ist's weit, hab keine Zeit, bei dir hier lang zu stehn.“

Georg Christ. Dieffenbach.

108. Das Meer.

Das Meer ist tief, das Meer ist weit, So viele Fischlein wohnen drin,
doch gehet Gottes Herrlichkeit der Herr sieht freundlich auf sie hin,
noch tiefer als des Meeres Grund, reicht allen ihre Speise dar,
noch weiter als das Erdenrund. führt ab und auf sie wunderbar.

So hoch die wilden Wellen gehn,
wenn er gebet, sie stille stehn;
da führet seine treue Hand
das Schifflein hin ins fernste Land.

Wilh. Hey.

109. Der Herbst.

Wenn der Storch schon in wärmere Gegenden gezogen ist, und die Schwalben in großen Scharen auf Dächern und Kirchtürmen die Sonnenstrahlen auffuchen, dann beginnt der Herbst. Kalt sind schon die langen Nächte, abends und morgens lagern dichte Nebel auf Dorf und Flur, und nur des Mittags hat die Sonne noch ihre alte Kraft. Lange Spinnfäden fliegen in ihrem Scheine in der Luft umher und setzen sich den Spaziergängern an die Kleider.

Prachtvoll gefärbt sind die Blätter der Bäume; rot, braun, gelb und grün sind sie gemischt, und bald werden sie vom Herbstwinde und vom Regen herabgeschüttelt. Sie decken die abgefallenen Samen und geben vielen Pflänzchen Schutz vor der Winterkälte. Auch Raupen, Larven, Käfer und Schnecken bergen sich zwischen ihnen.

Von den größeren Tieren haben einige sich Höhlen gegraben, und darin legen sie sich jetzt ein weiches Lager zurecht, um den Winter bequem zu verschlafen: so der Igel und der Dachs. Große Vorräte von Feldfrüchten hat sich überdies der Hamster angelegt, damit er bei seinem Erwachen im Frühlinge nicht für Nahrung zu sorgen braucht. Die Tiere, die den Winter über munter bleiben, ziehen im Herbst ein wärmeres Kleid an, damit sie nicht frieren müssen.

Vollauf sind die Menschen jetzt beschäftigt, die Gaben, welche Feld und Wald bieten, zum Wintervorrat einzusammeln. Der Keller öffnet sich und nimmt Kartoffeln, Rüben und Kraut auf, und die Schenker ist bis unter das Dach hinauf voll schwerer Getreidegarben, die nur auf die Drescher warten. Äpfel, Birnen, Nüsse und Zwetschen werden geerntet und mannigfach verwendet. Ein besonderes Fest ist die Traubenlese.

Sind dann auch Vorräte von Holz und Steinkohlen in das Haus geschafft, dann können die Menschen in warmer Stube und bei guter Kost getrost den Winter erwarten.

Fr. Moll.

110. Der Herbst, ein reicher Zahlmeister.

Der Herbst ist der Zahlmeister des Jahres. Der Sommer hat wohl schon manche Bezahlung auf Abschlag gemacht, aber der Herbst führt doch die Hauptkasse. Auch hat er nicht bloß einen Zahltag, sondern gar viele, also daß die Menschen beinahe nicht Hände genug zum Einnehmen haben. Wo man den Herbst nur anblickt, da hat er etwas zu verschenken, und er schenkt nicht wie ein Geiziger, daß man nicht weiß, ob es ihm ernst sei oder nicht, sondern er hat seine Hände immer offen, solange er nur etwas zu verschenken hat. Darum findet der Herbst immer fröhliche Gesichter.

Wie schön pugt er aber auch seine Gaben aus! Betrachtet nur die rotbäckigen Äpfel an den Bäumen, große und kleine und von allen Mustern, und dann die Birnen, von denen manche aussehen, als ob sie von Wachs gemacht seien! Aber diese sind nicht immer die besten, und es heißt auch bei ihnen oft: „Der Schein trügt!“ Manche haben eine rauhe Schale, sind aber innen doch voll Saft und Wohlgeschmack, ähnlich den braven Menschen in groben Kitteln. Die Pflaumbäume hängen oft so voll, daß die Äste die Last kaum ertragen können und ordentlich froh sind, wenn die Menschen nur zugreifen. Die Nußbäume warten oft gar nicht darauf; sie haben monatelang in der Stille geschafft; jetzt öffnen sie ihre grünen, bittern Schalen und lassen die süßen Kerne zur Erde fallen. Die Haselnußsträucher haben ebenfalls ihre Nüsse in Bereitschaft und lassen sie aus gar zierlichen, grünen Bechern oben heraus-

sehen, damit die Menschen gleich wissen, was in ihnen steckt. Da kommen die Knaben und Mädchen und langen zu und knacken, ohne daß es ihnen die Sträucher wehren. Aber alle Nüsse bekommen sie doch nicht; denn das Eichhörnchen hat sich auch seinen Teil geholt, um für den kalten Winter Vorrat zu haben. Im Herbst holt man auch den nützlichen Flachs von der Rüste; er ist fast nicht genug zu loben und zu preisen, so gering er auch aussieht. Von der Seide macht man ein gewaltiges Rühmen, aber der Flachs ist doch der Meister; denn ein seidenes Kleid kann man gar leicht entbehren, aber nicht ein Hemd.

Von den Schatzgräbern, diesen Betrügnern, mag ich nichts hören, aber die Schatzgräber im Herbst sehe ich mit Lust. Gold und Silber graben sie zwar nicht aus dem Boden, aber dafür etwas, was tausendmal mehr wert ist. Geht in ein Haus, in welches ihr wollt, und ihr werdet nicht vergebens nach Kartoffeln fragen, wenn ihre Zeit da ist. Was wollten arme Eltern mit ihren vielen Kindern anfangen, wenn sie ihnen nicht eine tüchtige Schüssel voll Kartoffeln vorsetzen könnten! Aber auch die Reichen wissen diese gemeine, unansehnliche Frucht zu schätzen und sehen sie gern auf ihren Tischen.

So groß aber auch der Nutzen und Segen der Kartoffeln ist, so geht es doch bei ihrer Ernte recht still her, und man hört nichts von Jubeln, Jauchzen und Böllern und sieht nichts von gepußten Wagen und Menschen. Diese Ehre widerfährt nur der Weintraube und dem Weine. So ist der Mensch! Alle Achtung vor dem Weine, er erfreut des Menschen Herz; aber wenn man auf den Nutzen sieht, so sind doch die Trauben nicht mit den Kartoffeln zu vergleichen. Nur wenige Menschen können Wein trinken, aber alle können Kartoffeln haben. Der Wein hilft keinem hungrigen Magen, aber die Kartoffeln thun es auf hunderterlei Art. Der Wein hat schon Hunderte in das Verderben gestürzt, aber die Kartoffeln haben schon Tausende vorm Verhungern geschützt. Der Wein ist nur ein Freund der Reichen, die Kartoffel aber der Reichen und der Armen.

Die Weinlese ist ein schönes Fest. Noch schöner aber ist das Erntefest, wenn die christlichen Gemeinden sich in ihren Kirchen versammeln und dankbar beten: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich!“

Wallher.

111. Einkehr.

1. Bei einem Wirt wundermild, 2. Es war der gute Apfelbaum,
da war ich jüngst zu Gaste; bei dem ich eingekkehret;
ein goldner Apfel war sein Schild mit süßer Kost und frischem Schaum
an einem langen Aste. hat er mich wohl genähret.

3. Es kamen in sein grünes Haus 4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
viel leichtbeschwingte Gäste: auf weichen, grünen Matten;
sie sprangen frei und hielten Schmaus der Wirt, er deckte selbst mich zu
und sangen auf das beste. mit seinem kühlen Schatten.

5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel!

Ludw. Uhland.

112. Kinderlied von den grünen Sommervögeln.

1. Es kamen grüne Vögelchen geflogen her vom Himmel und
setzten sich im Sonnenschein in fröhlichem Gewimmel all' an des Baumes
Äste und saßen da so feste, als ob sie angewachsen sei'n.

2. Sie schaukelten in Lüften lau auf ihren schwanken Zweigen;
sie aßen Licht und tranken Tau und wollten auch nicht schweigen; sie
sangen leise, leise auf ihre stille Weise von Sonnenschein und Himmelblau.

3. Wenn Wetternacht auf Wolken saß, so schwirrten sie erschrocken;
sie wurden von dem Regen naß und wurden wieder trocken; die Tropfen
raunen nieder vom grünen Gefieder, und desto grüner wurde das.

4. Da kam am Tag der scharfe Strahl, ihr grünes Kleid zu
fengen, und nächtlich kam der Frost einmal, mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vögelchen froren, ihr Frohsinn war verloren, ihr grünes Kleid
war bunt und fahl.

5. Da trat ein starker Mann zum Baum und hub ihn an zu
schütteln, vom obern bis zum untern Raum mit Schauern zu durch-
rütteln. Die bunten Vögelchen girten und aneinander schwirrten; wohin
sie flogen, weiß man kaum.

Friedr. Rückert.

113. Ein schöner Herbsttag.

Noch blühen im Garten die Blümelein,
noch tanzen die Mücken im Sonnenschein,
noch flattert, als ob es Sommer wär',
der bunte Schmetterling umher.
Doch morgen ist es anders als heute,
dann trauert, was sich eben noch freute.
Die Halm' und Blumen sind geknickt,
und alles Leben ist erstickt.
O weh! des Winters Herrschaft beginnt
mit Nebel und Reif und Schnee und Wind.

Hoffmann von Fallersleben.

114. Die Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag, rief seine Kinder her und sprach: „In unserm Berge liegt ein Schatz; grabt nur danach!“ — „An welchem Platz?“ so fragten alle, „sagt den Ort!“ — „Grabt! grabt!“ Er starb bei diesem Wort.

Kaum war der Greis zur Gruft gebracht, so ward gegraben Tag und Nacht; mit Hacke, Karst und Spaten ward der Weinberg um und um gescharrt. Da war kein Klotz, der ruhig blieb; man warf die Erde gar durchs Sieb und zog die Hacken kreuz und quer nach jedem Steinchen hin und her. Allein es ward kein Schatz verspürt, und jeder hielt sich angeführt.

Doch kaum erschien das nächste Jahr, so nahm man mit Erstaunen wahr, daß jede Rebe dreifach trug. Da wurden erst die Söhne klug und gruben nun, jahrein, jahraus, des Schatzes immer mehr heraus.

Gottfr. Aug. Bürger.

115. Der Winter.

Wenn unsre Laubbäume alle ihre Blätter verloren haben, wenn Blumen und Kräuter verschwunden sind, an unsern Fenstern dagegen in den langen Nächten Eisblumen wachsen, dann ist der Winter da.

Su, wie pfeift der Nordwind über das Feld! Ohren und Nase spüren besonders seine Schärfe, und das Auge wird von der weißen Fläche geblendet. Denn so weit man nur sehen kann — nichts als Schnee! Alles Pflanzenleben ist darunter begraben, und nur die kahlen Laubbäume ragen mit weißen Häuptern aus ihm heraus.

Wie schlimm mag diese Zeit für die Tiere des Feldes sein! Raben und Rebhühner leiden Not, und die Hasen suchen mit den Rinden junger Bäume ihren Hunger zu stillen.

Nicht minder öde ist es jetzt im Walde. Verstummt ist der Gesang der Vögel; ihre Nester sind dem Auge leicht sichtbar, denn außer Fichten und Tannen haben alle übrigen Bäume ihre Blätter verloren. Das muntere Eichhörnchen springt, um sich warm zu machen; es sättigt sich mit dem Samen der Fichten und mit Baumnüssen und flüchtet sich hinter den breiten Stamm, wenn ein kalter Wind durch die Zweige fährt. Hirsch und Reh genießen grüne Brombeerblätter und zarte Zweige. Wenn aber der Schnee obenher gefriert, dann brechen die scharfen Hufe ein, und die Füße werden von der Eiskruste geschunden. Arme Leute

schleichen durch den Wald, um sich herabgefallenes Reisig zu suchen; denn doppelt bitter ist die Not, wenn man in kalter Stube sitzen muß.

Große Eischollen treiben auf dem Flusse dahin. Hält die Kälte noch an, so werden sie bald sich hemmen. Der Fluß ist dann von einer festen Decke überbrückt, über die selbst schwere Wagen fahren können. Muntere Schlittschuhläufer tummeln sich auf glatten Stellen des Eises. Man sieht an ihren roten Wangen, wie gesund die Bewegung in frischer Luft ist.

Auch in den Straßen der Stadt ist ein reges Leben. Schlitten, mit Pferden bespannt, fahren auf und ab; die Peitsche knallt, und klingende Schellen mahnen die Fußgänger, zur rechten Zeit aus dem Wege zu gehen. Dort ziehen frische Buben ihre Schwester auf einem Handschlitten, und an einem andern Plage ist ein Schneeballkrieg entstanden. Wie da jeder vergnügt ist, der seinen Nachbar getroffen hat!

Das Hauptfest des Winters ist aber Weihnachten. Da glänzen die Lichter an dem duftenden Christbaume, und die Kinder freuen sich in warmer Stube der Gaben, die das liebe Christkind ihnen gebracht hat.

Fr. Moll.

116. Winterlied.

1. Wie ruhest du so stille
in deiner weißen Hülle,
du mütterliches Land!
Wo sind des Frühlings Lieder,
des Sommers bunt Gefieder
und dein beblühtes Festgewand?

3. Die Zweig' und Ästlein schimmern,
und tausend Lichter flimmern,
wohin das Auge blickt!
Wer hat dein Bett bereitet,
die Decke dir gespreitet
und dich so schön mit Reif geschmückt?

2. Du schlummerst nun entkleidet;
kein Lamm noch Schäflein weidet
auf deinen Auen und Höhn.
Der Vöglein Lied verstummet,
und keine Biene summet;
doch bist du auch im Schlummer schön.

4. Der gute Vater droben
hat dir dein Kleid gewoben;
er schläft und schlummert nicht.
So schlummre denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
zu neuer Kraft und neuem Licht.

5. Bald in des Lenzes Wehen
wirfst du verjüngt erstehen
zum Leben wunderbar!
Sein Odem schwebt hernieder;
dann, Erde, stehst du wieder
mit einem Blumenkranz im Haar!

Friedr. Adolf Brummacher.

117. Sehnsucht nach dem Frühlinge.

1. O, wie ist es kalt geworden
und so traurig, öd' und leer!
Raue Winde wehn von Norden,
und die Sonne scheint nicht mehr.

2. Auf die Berge möcht' ich fliegen,
möchte sehn ein grünes Thal,
möcht' in Gras und Blumen liegen
und mich freun im Sonnenstrahl.

3. Möchte hören die Schalmeyen
und der Herden Glockenlang,
möchte freuen mich im Freien
an der Vögel süßem Sang!

4. Schöner Frühling, komm doch wieder!
Lieber Frühling, komm doch bald!
Bring uns Blumen, Laub und Lieder
schmücke wieder Feld und Wald!

5. Ja, du bist uns tren geblieben,
kommst nun bald in Pracht und Glanz,
bringst nun bald all deinen Lieben
Sang und Freude, Spiel und Tanz.

Hoffmann von Fallersleben.

118. Die Vögel im Winter.

Luftig ist das Leben der Vögel im Sommer. Wenn aber der strenge Winter eintritt, Eis die Flüsse und Bäche überzieht und fußhoher Schnee die Fluren bedeckt, dann sieht es anders aus.

Viele Vögel wußten freilich der Not zu entgehen; Storch, Schwalbe, Wachtel, Nachtigall und noch manch anderer der gefiederten Sänger haben uns mit Eintritt des Herbstes verlassen und sind in wärmere Gegenden gewandert, wo kein Schnee und kein Frost sie schrecken. Aber immer noch groß ist die Zahl der Vögel, die den Winter über bei uns bleiben, und groß ist oft deren Not. Denn woher sollen sie auf den schneebedeckten Feldern Speise nehmen?

Höchstens sieht hie und da die dürre Nispe einer Melde oder die Samenähre des Wegerichs aus dem Schnee hervor, und Buchfinken und Lerchen wissen diese kleine Gabe wohl zu benutzen; denn man sieht sie fleißig daran sitzen und picken.

Der größte Teil der Vögel sucht in der Nähe der Wohnungen, auf Landstraßen und Dungstätten seine Nahrung. An letzteren Orten sieht man ganze Scharen hungriger Krähen, die mit armseligen Bissen ihr Leben fristen. Auch auf den Eiszschollen des Flusses sieht man sie dahin fahren, um tote Tiere, oder was sonst von den Wohnungen am Wasser mitgekommen ist, loszuhaben.

In den Gärten durchsucht die Kohlmeise die Rinde der Bäume und die Ritzen der Häuser nach Puppen und Insekteneiern, und dasselbe treibt

in den Zäunen und Hecken der Zaunkönig. Die Schwarzmäule mit dem gelben Schnabel durchstöbert die Gebüsch nach gefrorenen Beeren; auch der Eichelhäher, der im Sommer nur im Walde lebt, kommt bis in die Gärten. Baumsamen und kleine Tiere sind seine Nahrung.

Viele der kleinen Vögel kommen auf die Straßen der Dörfer und Städte und finden da wohl am ersten ein Bröckchen für den Hunger. Sperlinge, die fed' umherhüpfen, Goldammern, die im Sommer draußen am Bächlein haufen, Haubenlerchen, die mit flinken Schritten zu laufen verstehen, und einzelne Buchfinken, die es vorgezogen haben, bei uns zu bleiben, haben sich zusammengefellt. Aber auch ihre Feinde, Sperber, Habicht und Weihe, ziehen ihnen nach, und der Sperber holt sich oft mitten von der Straße einen Sperling zum Frühstück.

Durch Hunger und Kälte findet manches der armen Tierchen seinen Tod, und recht schön ist es von den Menschen, welchen es an Nahrung nicht fehlt, wenn sie im strengen Winter auch der armen Vögel gedenken.

Fr. Moll.

119. Das Rotkehlchen.

Ein Rotkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das trauliche Tierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brotsamen und Krümchen auf, die von des Landmanns Tische fielen. Auch hielten die Kinder im Hause das Vögelchen lieb und wert. Als aber der Frühling wieder in das Land kam, und die Gebüsch sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast flog wieder in das nahe Wäldchen, baute sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Der Winter aber kehrte wieder, und siehe! da kam das Rotkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns und brachte sein Weibchen mit. Der Landmann samt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Tierchen sahen und bemerkten, wie sie aus den kleinen Auglein zutraulich umherhantelten; die Kinder sagten: „Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten.“ Da antwortete der Vater: „Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erweckt Gegenliebe.“

Friedr. Adolf Brummach.

120. Bescheidene Bitte an die Menschen.

1. Bitte, stillt unsre Not, bitte, bitte, gebt uns Brot! Alle Dächer, Hecken, Wälder, alle Wege, alle Felder, wo ein Futterkrümchen

steckt, alles ist mit Schnee bedeckt. Alle Nahrung ist verschüttet, und ein hungernd Völkchen bittet: Bitte, bitte, gebt uns Brot, bitte, stillt unsre Not!

2. Bitte, stillt unsre Not, bitte, bitte, gebt uns Brot! Kehrt der schöne Frühling wieder, singen wir euch frohe Lieder, hüpfen frisch von Ast zu Ast, picken ohne Ruh' und Rast Ranzen, Frucht- und Blütenfresser, daß sich füllen Scheun' und Fässer. Bitte, bitte, gebt uns Brot; bitte, stillt unsre Not!

Im Namen des Hilfsvereins für bediederte Säger:
Herr Spaz. Fran Fink.

Ebeling.

121. Was die Schneeflocken alles erzählen.

Der erste Schnee fällt! Die Schneeflocken tanzen herab und wieder hinauf, wie sie der Wind treibt. Drei von ihnen setzen sich gerade ans Fenster, durch welches das Kind hinausieht. Sie sind allerliebste weiß und haben zierliche Strahlen wie Sternchen. In der Mitte ist eine kleine, sechseckige Scheibe. Sechs feine Strahlen stehen an jeder Ecke und an jedem Strahle sind wieder rechts und links kleine Rückchen.

Die Schneeflocken sind weitgereiste Leute. Die Wolke ist ihr Schiff und ihr Dampfwagen. Sie sind weit über Meere und Länder dahingefahren.

Wer eine Reise thut, kann etwas erzählen; die Schneeflocken können es auch. Höret zu!

Die erste. Wir Schneeflocken zogen in der Wolke über das weite, weite Land. Der kalte Wind blies, und alles Wasser erstarrte zu Eis. Da tanzten wir herab auf das Feld und deckten die junge Saat mit weichem Federbette zu. Wir deckten die schlafenden Blümchen im Walde und auf der Wiese, die vielen kleinen Käfer, Schmetterlingspuppen und Würmchen, damit sie nicht erfrieren.

Ein kleines Mädchen ging durch den Wald und setzte sich müde nieder auf einen Stein. Es schlief ein und erstarrte. Vater und Mutter suchten es und fanden die Fußstapfen im Schnee. Diese zeigten den besorgten Eltern den Weg bis zum halbtoten Kinde. „O weh!“ rief die Mutter, „unser Liebling ist tot!“ — „Nein!“ rief der Vater, „der Schnee hat ihn geschützt.“ Er rieb das Kindlein mit Schnee, da ward es wieder lebendig.

Es ist gar schön, die Kleinen zu beschützen und ihnen zu helfen.

Die zweite. Wir kamen einst zu vielen, vielen Millionen in ein hohes Gebirge. Da faßte uns Schneeflocken ein eiskalter Wirbelsturm und warf uns ins Thal und auf die Berge. Der Schnee lag haushoch. Die Bäume bogen sich unter der schweren Last und zerbrachen. Am steilen Abhange kam die Schneedecke ins Gleiten und fuhr donnernd und krachend hinab ins Thal. Sie ward zur Lawine. Diese brach die Bäume im Wege, riß die Felsblöcke mit fort und bedeckte drunten im Thal die Hütten mit Menschen und Vieh. Die Leute schrieten in Todesnot. Die Lawine legte einen Damm aus Schnee und Steinen quer vor den Bach und staute sein Wasser auf. Er überschwemmte das Thal und richtete Verwüstung und Unheil an. O wie wehlagten die Leute über die Schneeflocken, weil ihrer gar zu viel waren!

Alzuviel thut nimmermehr gut!

Die dritte. Es kam ein Schiff aus fernen Meeren zum Hafen, just als der erste Schnee fiel. Ein Mann stieg ans Land und rief: „Grüß euch Gott, Schneeflocken! Ich habe euch seit langer Zeit nicht gesehen! Im fernen Lande scheint die Sonne zu heiß; dort ist ewig glühender Sommer. Die Bäume und Blumen haben keine Ruhe und die Menschen auch nicht. Die übergroße Hitze bringt ihnen bei der Arbeit Fieber und schlimme Krankheiten. O was gäbe wohl einer für eine Hand voll eiskalter Schneeflocken! Ich war auch matt und krank; jetzt wird alles wieder gut!“ Der Mann ging durch den Schnee nach dem Häuschen, in dem seine Mutter wohnte. Die Schneeflocken hatten den Weg sauber bestreut wie am Festtage. Vor dem Hause hatte das kleine Brüderchen einen Schneemann gebaut und fuhr auf dem Schlitten. Der Mann sah es über den beschneiten Zaun und warf seinem Brüderchen als Gruß einen großen Schneeball in den Schoß. „Grüß Gott, lieber Bruder! Als der Schnee schmolz, zog ich von dannen; jetzt mit dem neuen Schnee bin ich wieder daheim!“

Aus Leid kommt Freude!

Da hört es draußen zu schneien auf. Die Sonne scheint auf die drei Schneeflocken am Fenster. Sie schmelzen zu einem einzigen Wassertropfen zusammen. Die Sonne scheint wärmer — da ist der Wassertropfen verdunstet und wieder hinauf in die Wolken gezogen. Er wird mit ihnen weiter reisen, wieder zu Schneeflocken werden und auch andern Kindern hübsche Geschichten erzählen.

Hermann Wagner.

122. Der Sternenhimmel.

Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und die Sterne sind die goldnen Buchstaben in dem Buche. Aber es ist in einer fremden Sprache geschrieben; man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Erklärer hat. Wer aber einmal in diesem Buche, in diesem Psalter, lesen kann und liest darin, dem wird hernach die Zeit nicht mehr lang, wenn er auch bei Nacht allein auf der Straße ist. Und wenn ihn die Finsternis verführen will, etwas Böses zu thun, er kann es nimmer.

Betrachtet man den Sternenhimmel, so wird einem zu Mute, als wenn man in die göttliche Vorsehung hineinschaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein Sprüchlein.

Der erste sagt: „Deine Jahre, o Gott, währen für und für; du hast vorhin die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk!“

Der zweite sagt: „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei? Meinst du, daß sich jemand so heimlich verbergen könnte, daß ich ihn nicht sehe?“

Der dritte sagt: „Du erforschest mich und kennest mich und siehest alle meine Wege.“

Der vierte sagt: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst, und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst?“

Der fünfte sagt: „Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen, spricht der Herr.“

S. P. Hebel.

123. Von den Monaten und Jahren.

1. Der Monat hat seinen Namen vom Monde. Der Mond ist nicht zu allen Zeiten sichtbar und erscheint nicht immer in gleicher Gestalt und Größe. Ist er gar nicht sichtbar, so haben wir Neumond. Einige Tage darauf erscheint er in der Gestalt einer Sichel. Er wird nun mit jedem Tage größer. Ungefähr eine Woche nach dem Neumonde erscheint er als eine halbe Kreisfläche; dann ist das erste Viertel. Darauf wird er mit jedem Tage noch größer, und wenn wieder ungefähr eine Woche verflossen ist, so erscheint er als eine ganze helle Kreisfläche und geht etwa zu der Zeit auf, wenn die Sonne untergeht. Dann haben wir Vollmond. Von dieser Zeit an beginnt er wieder kleiner zu werden. Ungefähr nach einer Woche erscheint er wieder als eine halbe Kreisfläche, und man sagt: Es ist das letzte Viertel. In den folgenden Tagen wird

er immer kleiner, erscheint wieder in sichelförmiger Gestalt und wird endlich wieder ganz unsichtbar. Wir haben dann wieder Neumond.

2. Vom Neumonde bis zum Vollmonde ist zunehmender Mond; vom Vollmonde bis zum Neumonde ist abnehmender Mond. Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel bilden die vier Mondwechsel. Die Zeit von einem Neumonde bis zum nächstfolgenden Neumonde dauert etwa 29 und einen halben Tag. Einen solchen Zeitabschnitt nennt man einen Mond oder Monat. Die Zeit von einem Mondwechsel zum andern dauert etwas über 7 Tage und stimmt also mit einer Woche ziemlich genau überein.

3. Im Winter sind die Tage kurz; die Sonne beschreibt auf ihrer Bahn am Himmel nur einen kleinen Kreisbogen. Aber nach der Tag- und Nachtgleiche geht sie über Morgen hinaus nach Mitternacht zu auf und über Abend hinaus nach Mitternacht zu unter. Sie beschreibt einen immer größeren Bogen und steigt zu Mittag immer höher am Himmel. Nach dem längsten Tage nimmt die Tageszeit allmählich ab. Es ist die Sommer-Sonnenwende eingetreten. Die Winter-Sonnenwende aber findet statt, wenn nach dem kürzesten Tage die Tageslänge wieder zunimmt.

4. Ein Jahr währt vom 1. Januar bis zum 31. Dezember. Der Winter dauert vom 21. Dezember des einen Jahres bis zum 21. März des folgenden; der Frühling vom 21. März bis zum 21. Juni; der Sommer vom 21. Juni bis zum 23. September, und der Herbst vom 23. September bis zum 21. Dezember.

Wir zählen die Jahre von der Geburt unsers Heilandes Jesus Christus an. Wie viele Jahre sind seit dieser Zeit bereits verflossen? Als hundert Jahre nach Christi Geburt um waren, so war das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung vorbei. Mit dem Jahre 101 fing das zweite Jahrhundert nach Christi Geburt an, mit dem Jahre 201 das dritte u. s. w. Jetzt leben wir also im 19. Jahrhunderte, weil mit dem Jahre 1800 achtzehn Jahrhunderte nach Christo vergangen waren.

Nach Graßmann.

C. Deutsche Sagen und geschichtliche Erzählungen.

124. Das Riesenspielzeug.

Im Elsaß auf der Burg Riedeck, die an einem hohen Berge bei einem Wasserfall liegt, waren die Ritter vorzeiten große Riesen. Einmal ging das Riesenfräulein hinab ins Thal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und kam bis nach Haslach auf ein vor dem Walde gelegenes Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Es blieb vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und die Leute an, das ihr alles etwas Neues war. „Ei,“ sprach sie und ging herzu, „das nehme ich mit mir.“ Da kniete sie nieder zur Erde, breitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing alles zusammen und that's hinein. Nun ging sie ganz vergnügt nach Hause, den Felsen hinaufspringend; wo der Berg so jäh ist, daß ein Mensch mühsam klettern muß, da that sie einen Schritt und war droben.

Der Ritter saß gerade am Tische, als sie eintrat. „Ei, mein Kind,“ sprach er, „was bringst du da? Die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus.“ Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihn hineinschauen. „Was hast du so Zappeliges darin?“ — „Ei, Vater, gar zu artiges Spielzeug! So was Schönes hab ich mein Lebtag noch nicht gehabt.“ Darauf nahm sie eines nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch, den Pflug, die Bauern mit ihren Pferden, lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich die kleinen Wesen darauf hin und her bewegten. Der Vater aber sprach: „Kind, da hast du etwas Schönes angerichtet! Das ist kein Spielzeug. Geh nur gleich und trag's wieder hinab ins Thal!“ Das Fräulein weinte; es half aber nichts. „Mir ist der Bauer kein Spielzeug,“ sagte der Ritter ernsthaft; „ich leid' nicht, daß du mir murrest; kram alles sachte wieder ein, und trag's an den nämlichen Platz, wo du es weggenommen hast. — Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserm Felseneste nichts zu leben.“

Brüder Grimm.

125. Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
ging von des Vaters Burg herab,
wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
wollt' wandern in alle Welt hinaus.
Begegnet' ihm manch Ritter wert
mit festem Schild und breitem Schwert.
Siegfried nur einen Stecken trug;
das war ihm bitter und leid genug.
Und als er ging im finstern Wald,
kam er zu einer Schmiede bald.
Da sah er Eisen und Stahl genug,
ein lustig Feuer Stammen schlug.
„O Meister, liebster Meister mein,
laß du mich deinen Gefellen sein!
Und lehr du mich mit Fleiß und Aht,
wie man die guten Schwerter macht!“
Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
er schlug den Amboss in den Grund.
Er schlug, daß weit der Wald erklang,
und alles Eisen in Stücke sprang.
Und von der letzten Eisenstang'
macht er ein Schwert, so breit und lang!
„Nun hab ich geschmiedet ein gutes Schwert,
nun bin ich wie andere Ritter wert.
Nun schlag ich wie ein andrer Held
die Riesen und Drachen in Wald und Seld.“ Endw. Mhlend.

126. Der hörnene Siegfried.

Siegfried, ein Königssohn aus Xanten am Rhein, war so stark und mutig, daß ihm die Zeit zu lange währte, bis ihm sein Vater ein Ritterschwert gab. Er lief deshalb zu einem Schmiede und begehrte zu lernen, wie man ein Schwert schmiedet. Der Schmied willigte ein, wenn Siegfried ihm eine Zeitlang dafür diene. Siegfried war dazu bereit, richtete aber mit seiner ungeheuren Stärke so viel Unheil an, daß ihn der Meister gern wieder los gewesen wäre. Bald zerschlug der starke Knabe nämlich den Hammer, womit er schmieden sollte; bald mißhandelte er die Gesellen, wenn ihn diese als einen Lehrling necken wollten.

Zuletzt sagte der Meister, um den wilden Burschen zu verderben: „Nun, so schmiede dir denn ein Schwert und mache die Probe damit an dem Lindwurm dort im Walde.“ Siegfried war froh und schmiedete, daß das Haus erdröhnte, und daß die Gesellen vor Furcht fortliefen. Als das Schwert vollendet war, sprang er hoch vor Freude und ließ sich von dem Meister den Aufenthalt des Ungeheuers zeigen; aber mitgehen wollte niemand.

Bald traf der junge Held auch wirklich auf eine Quelle, aus der er seinen Durst zu löschen gedachte, die aber von dem Lindwurm schon besetzt war. Der Kampf dauerte nicht lange; bald lag der Kopf des Wurmes vor Siegfrieds Füßen, und das Blut rann in die Quelle hinab. Da bekam Siegfried Lust, sich in diesem Blute zu baden; und siehe, von dem Bade wurde seine Haut so fest wie Horn. Kein Pfeil, kein Schwert konnte eindringen, ein einziges Plätzchen zwischen den Schultern ausgenommen, auf welches beim Baden ein Lindenblatt gefallen war. Dort blieb er verwundbar, und dort wurde er später auch wirklich zum Tode verwundet.

Willy. Eartman.

127. Luthers Geburt und Jugend.

Am 10. November des Jahres 1483 ist Martin Luther in der Stadt Eisleben geboren und den Tag darauf getauft worden. Sein Vater war erst ein armer Bauer, dann wurde er ein Bergmann in dem Städtchen Mansfeld. Hier mußte er sein Brot mit schwerer Arbeit verdienen. Die Mutter half ihm treulich. Oft hat sie das Holz auf dem Rücken aus dem Walde hereingeholt. Nachher aber segnete der milde und reiche Gott ihre Arbeit und Sparsamkeit. Sie erwarben sich zu Mansfeld zwei Schmelzöfen. Auch wurde der rechtschaffene Hans Luther Rathsherr in der Stadt Mansfeld. Der kleine Martin wurde streng erzogen. Frühzeitig schickten ihn seine Eltern in die Schule, und manchmal trug ihn sein Vater auf den Armen dorthin. Weil er fleißig und schnell lernte, sollte er einmal ein gelehrter Mann werden. Von seinem 14. Jahre an besuchte er darum gelehrte Schulen. In Eisenach ging er oft mit andern Schülern in den Straßen umher und sang vor den Häusern wohlhabender Leute fromme Lieder. Dafür erhielten sie kleine Geschenke. Eine fromme Witwe hatte gesehen, wie schön und andächtig der kleine Martin sang, und sie gewann ihn sehr lieb und nahm ihn in ihr Haus und an ihren Tisch. Später, als er schon auf der hohen Schule zu Erfurt war, fand er in der Bibliothek die ganze

Heilige Schrift. Bisher hatte er nur Stücke daraus kennen gelernt. Das war eine Freude für ihn! Mit großem Eifer las er nun in dem lieben Bibelbuche. Er schlug zuerst die Geschichte von Hanna und Samuel auf, die er bisher noch nicht gehört hatte. Der fromme Samuel gewann sein ganzes Herz. Er wollte auch ein Samuel werden und wie er sprechen: „Rede, Herr! dein Knecht höret!“ Und er ist ein treuer Knecht des Herrn geworden und hat den Christen verkündigt, was der Herr in seinem Worte zu ihnen redet.

Nach Mathesius.

128. Luthers Wohlthätigkeit.

Einmal kam zu Luther ein armer Student, der nach Hause reisen wollte und kein Reisegeld hatte. Er bat ihn um eine Gabe. Luther hatte aber diesmal selber gar kein Geld und wurde sehr betrübt, daß er nichts zu geben hatte. Wie er so traurig in der Stube umhersah, erblickte er einen schönen, silbernen Becher, den er von seinem Kurfürsten zum Geschenk erhalten hatte. Da lief er mit fröhlichem Blicke hinzu, ergriff das Kleinod und reichte es dem Studenten, indem er sprach: „Ich brauche keinen silbernen Becher.“ Und als der Student sich weigerte, ihn anzunehmen, drückte Luther den Becher mit seiner kräftigen Hand zusammen und sprach: „Da nimm ihn, trag ihn zum Goldschmied, und was du dafür lösest, das behalte!“

Nach Mathesius.

129. Vater Luther.

Luther war ein liebherziger Vater seiner Kinder. Als er einmal sehr krank war, brachte ihm die Muhme sein kleines, erstgeborenes Söhnchen, sein Hänschen, ans Krankenbett. Das Kind lächelte den kranken Vater an und streckte die Ärmchen nach ihm aus. Da wurde der Vater traurig, aber doch auch fröhlich in seinem Geiste, segnete das Kindlein und sprach: „Gehe hin und werde fromm! Geld will ich dir nicht lassen, aber einen reichen Gott, der dich nicht verlassen wird. Werde nur fromm! Da helfe dir Gott zu! Amen!“

Luther war aber auch ein strenger Vater und erzog seine Kinder in der Zucht des Herrn. Sein 12jähriger Sohn hatte einst ein Unrecht begangen. Da ließ ihn sein Vater drei Tage lang nicht vor sich, bis er sich demüthigte und Abbitte that. Als die Mutter und einige Hausfreunde für den Sohn baten, sprach Luther ernst: „Ich wollt' lieber einen toten, als einen ungezogenen Sohn haben.“

Nach Mathesius.

130. Dr. Luther am Schreibtische.

*Der Doktor Luther saß und sann; sein Söhnchen stand dabei,
und Luther schrieb, und Hünchen sang, als ob's ein Vöglein sei.*

*Studiere, wer studieren mag bei solchem Klang und Sang!
Ein strenger Blick, ein ernstes Wort! — Dem Kleinen wurde bang.*

*Doch lange währt es nicht, so klang das Liedchen fort aufs neu;
nur sang das Hünchen leiser jetzt und mit geheimer Scheu.*

*Da lächelte der Gottesmann, weil ihm ein Gleichnis kam,
das er von seinem lieben Kind für sich und uns entnahm.*

*Er schrieb: „Also will Gott es auch, des Güte täglich neu:
wir sollen vor ihm fröhlich sein in ehrerbiet'ger Scheu.“*

Julius Sturm.

131. Luthers Verfolgung und Tod.

(18. Februar 1546.)

Luther hat über dem schweren Werk der Reformation der Kirche viel Anfechtung und Gefahr zu erdulden gehabt. Der Papst in Rom, damals der Herr der Christenheit im deutschen Lande, that ihn in den Bann, d. h., er verstieß ihn aus der Kirche. Kein Christ sollte mit ihm umgehen; alle sollten ihn fliehen, als wäre er verpestet. Kein Gotteshaus sollte er mehr betreten. Er wurde der Verdammnis übergeben. Aber der Herr Christus verstieß ihn nicht. Viele treue Christen hingen ihm an, und sein Landesherr, der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, war ihm zugethan. Vor dem mächtigen Kaiser Karl V. von Deutschland und vielen Fürsten und Herren mußte sich Luther zu Worms im Jahre 1521 wegen seiner Lehre verantworten. Und er war getrost und fürchtete sich nicht vor denen, die wohl den Leib töten, aber die



Dr. Martin Luther.

Seele nicht töten können. Auf der Reise nach Worms sprach er: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hinein.“ Vor den großen Herren im Saale der Reichsversammlung redete er mit großer Freudigkeit und schloß mit den Worten: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“ Da wurde er vom Kaiser geächtet,

d. h., für vogelfrei erklärt. Jedermann durfte ihn ungestraft töten, niemand durfte ihn bei sich behalten, speisen, tranken und geleiten. Heimatlos sollte er umherirren. Aber der Herr schützte ihn durch den Kurfürsten von Sachsen. Die Reformation ging fröhlich weiter. — Erst im Jahre 1546, nachdem die evangelische Kirche sich befestigt hatte, rief der Herr den treuen Streiter, der nun alt, lebenssatt und müde war, zu seiner Ruhe. Luther war nach Eisleben gereist. Dort wurde er sehr krank. Er sprach: „In Eisleben bin ich geboren; ich achte, daß ich auch daselbst sterben werde.“ Und so geschah es. Er befohl seinen Geist in Gottes Hände, und im Glauben an seinen Erlöser entschlief er sanft und ruhig, so daß es die Umstehenden gar nicht merkten. Nach Mathesius.

132. Der Große Kurfürst.

1. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm war ein Jüngling von zwanzig Jahren, als ihn Gott 1640 zur Regierung der brandenburgisch-preussischen Lande berief. Das Volk sehnte sich nach Rettung aus schrecklicher Not. Es waren dazumal gar schlimme Zeiten in Deutschland. Über zwanzig Jahre wütete schon der Krieg zwischen Katholiken und Evangelischen, welcher nachmals der Dreißigjährige genannt worden ist; und noch war sein Ende nicht abzusehen.

2. Die Kaiserlichen, besonders die wilden Scharen Wallensteins, hatten entsetzliche Frevelthaten verübt. Lebendigen Menschen schnitten sie Riemen aus der Haut; arme Unglückliche haben sie an den Fußsohlen geschunden und dann in glühende Kohlen getrieben. Vor den Augen weinender Mütter zerschmetterten sie die Schädel unschuldiger Kindlein am harten Mauerwerk. Die Schweden machten es nicht besser. Sie waren zwar nach Deutschland gekommen, den Evangelischen zu helfen. Aber sie vergaßen das bald, und fast übertrafen sie die Kaiserlichen an wilder Wut. Vor ihnen hatten auch die Toten in den Gräbern keine Ruhe. Sie rissen die Grabgewölbe auf und plünderten die Leichname.

3. Wie grauenhaft sah es besonders auch in dem Lande des jungen Kurfürsten aus! Wer die Mark durchzog, dem kamen die Thränen in



Der Große Kurfürst.

die Augen über den Greuel der Verwüstung. Wo vor wenigen Jahren noch Dörfer gestanden hatten, da sah der Wandersmann nichts als Schutt, und das Gras wuchs über den Trümmern. Auch viele Gotteshäuser waren ein Raub der Flammen geworden; kaum, daß deren Mauern noch standen. Wenn der Frühling ins Land kam, kehrten die Störche und Schwalben wohl wieder zurück; aber das Dach, welches sie so lange beherbergt hatte, fanden sie nicht. Im Sommer wurden die Bäume wohl grün; aber kein Saatsfeld erfreute des Menschen Herz, und der Landmann konnte nicht voll Dank und Hoffnung auf den Segen der Felder blicken. Sie lagen brach und wüste. Es fehlte an Händen, die Felder zu bebauen. Zu Tausenden hatte der Krieg die Menschen hingerafft; was das Schwert nicht fraß, das rissen Hungersnot und Pest ins Grab.

4. Das war das Erbe, welches der Kurfürst übernahm. Er war groß geworden unter dem Kriegslärme. Vor den räuberischen Scharen hatte sein Vater ihn in seiner Jugend nach der Festung Küstrin bringen müssen. Später schickten ihn seine Eltern nach Holland, damit er dort etwas Rechtsschaffenes lerne. Als man ihn am holländischen Hofe zu einem sündhaften Leben verführen wollte, widerstand er tapfer, wie es einem christlichen und fürstlichen Jüngling ziemt, und sprach das schöne Wort: „Ich bin es meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Lande schuldig!“ Als der Herzog von Oranien das erfuhr, klopfte er ihm freundlich auf die Schulter und sagte: „Vetter, Ihr habt das gethan; Ihr werdet noch mehr thun! Des Größten und Edelsten ist fähig, wer sich selbst zu besiegen vermag.“ — So bestieg Friedrich Wilhelm den Thron seiner Väter, gesund an Leib und Seele. Wer die stattliche Erscheinung sah, die hohe, freie Stirn, das milde Feuer des blauen Auges, der konnte hoffen, daß der junge Fürst ein Retter seines Volkes werden würde. Diese Aufgabe war schwierig genug. Noch war der schreckliche Krieg nicht zu Ende; noch acht lange Jahre verwüstete er das deutsche Land. Das schlimmste war, daß der Kurfürst nicht Herr seines Landes war. Es war theils von den Schweden, theils von den Kaiserlichen besetzt. Sonst, wenn ein Fürst stirbt, und sein Sohn wird Regent, schwören die Soldaten dem neuen Herrscher Treue. Die Generale des Kurfürsten verweigerten ihm aber den Fahneneid; sie hätten dem Kaiser geschworen, sagten sie. Da galt es Klugheit. Friedrich Wilhelm mußte es zu erreichen, daß drei neue Regimenter gebildet wurden, die sein eigen waren. Nun erst hatte er die Macht, ein Wort mitzureden. Er konnte freilich dem Kriege nicht gebieten, daß er aufhöre. Aber seine Länder vermochte er vor weiteren Verwüstungen zu schützen.

5. Was dem Kurfürsten zum höchsten Ruhme gereicht, das ist die weise Fürsorge, die er dem Wohlergehen seiner Unterthanen widmete. Aus der Schweiz und aus den Niederlanden zog er tüchtige Ansiedler in sein Land. Er begünstigte die Gewerbe und den Handel, förderte den Ackerbau und brachte es dahin, daß unter seiner Regierung sein Land wieder zu einigem Wohlstand gebieh. Ja, er schuf sogar eine Flotte und erwarb sich Besitz im fernen Afrika. Mit Recht konnte sein Urenkel, Friedrich der Große, von ihm sagen: „Der hat viel gethan!“

Nach Hahn u. a.

133. König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich der Große hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß, in dem er gern weilte. Wenn nur nicht ganz nahe dabei eine unruhige Windmühle gewesen wäre! Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weißbrot auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Darum ließ er eines Tages den Müller zu sich kommen. „Ihr begreift,“ sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht nebeneinander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schloßlein?“ Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?“ Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mein Schloß kaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?“ Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr, so habt Ihr auch nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil.“ Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte; aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin, so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und mit ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.“ Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an. „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viele Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle abschätzen und breche sie ab.“

Nehmt alsdann das Geld oder nicht!“ Da lächelte der unerschrockene Müller und erwiderte dem Könige: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht zu Berlin nicht wäre!“ — Der Müller wußte, daß dies Gericht sein gutes Recht schützen werde. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein. Er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Die Windmühle aber steht noch heute dicht beim königlichen Schlosse.

S. H. Hebel.

134. Vergeben, vergessen.

Friedrich Wilhelm III. ließ auf der schönen Pfaueninsel bei Potsdam viele seltene Tiere und Pflanzen pflegen. An zwei Tagen der Woche war der Zutritt zur Insel jedem Fremden gestattet.

Einst hatte seine Tochter, die Kaiserin von Rußland, ihrem hochverehrten Vater eine seltene, wunderschöne Blume geschickt. Sie war von angenehmem Dufte und entfaltete eine herrliche Farbenpracht. Der König hatte seine Freude an dieser Blume, betrachtete sie oft in seiner stillen Gemüthlichkeit und nannte sie nach seiner geliebten Tochter. So oft er in dieser Zeit nach der Pfaueninsel kam, wo er gern weilte, pflegte er gleich beim ersten Schritt ans Land zu fragen: „Wie geht's meiner lieben Charlotte?“ Man denke sich daher den Schrecken und die Angst des Hofgärtners, als er einst an einem Tage des zahlreichsten Besuchs in das Gewächshaus tritt und die dem Könige so werthe Blume vermißt. Sie war abgepflückt.

Um den Thäter zu entdecken, stellt er sich an den Platz der Überfahre. Nicht lange, so nähert sich ein junger, wohlgekleideter Mann mit der Blume in seinem Knopfloche. Heiter und unbefangen, als wäre nichts Uebles geschehen, schreitet er einher. Zur Rede gestellt über den von ihm begangnen Raub, entschuldigt er sich mit seiner Unwissenheit und bedauert und beklagt die von ihm leichtsinnig verübte That. Der verantwortliche Hofgärtner aber führt den bestürzten jungen Mann in seine Wohnung und läßt den ganzen Thatbestand aufzeichnen und von Zeugen unterschreiben zu seiner Rechtfertigung vor dem Könige.

Als dieser bald nachher zur Pfaueninsel kam und wie gewöhnlich fragte: „Was macht meine liebe Charlotte?“ und der Gärtner unter Thränen den Verlust meldete und den Hergang erzählte, umwölkten sich zwar des Königs Züge; er blieb aber doch ruhig und gelassen und bemerkte nur, wie unrecht es sei, ihm auch seine kleinen Freuden zu verderben. Dem Volke war aber nach wie vor der Zutritt auf der Pfaueninsel erlaubt, wie sehr

der gekränkte Beamte das Verbot auch empfehlen mochte. „Was können denn die andern dafür,“ entgegnete der König, „wenn unter Tausenden ein Ungezogener ist, der die verstattete Freiheit mißbraucht? Wozu denn diese Schönheiten, namentlich die schnell verblühenden Blumen, wenn außer mir niemand seine Freude daran hat? Ich kann nur selten hier sein.“ Als aber der Gärtner den Namen des Thäters nennen wollte, fiel der König schnell abwehrend ein: „Nein, nein, ich will den Namen gar nicht wissen; der könnte mir wieder einfallen, wenn der Mann später einmal etwas zu bitten haben sollte. Vergessen, vergeben!“

Fr. H. Eylert.

135. Herzensgüte der Königin Luise.

1. Friedrich Wilhelm III. führte mit seiner liebenswürdigen Gemahlin Luise eine überaus glückliche Ehe. Sie war schön, voll Anmut und Freundlichkeit. Wo sie jemand bedürftig und elend sah, da bemühte sie sich, das Unglück zu lindern und Freude zu bereiten. So that sie schon als Kronprinzessin. Als sie Königin wurde, sprach sie: „Ich bin nun Königin. Was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich meine Wohlthaten nicht so ängstlich werde zu zählen brauchen.“ Es genügte ihr nicht, bloß durch einmalige Gaben das augenblickliche Elend zu mildern. Sie forschte nach den Ursachen der Armut und half gern den Unglücklichen dadurch, daß sie ihnen dauernde Arbeit verschaffte.

Selbst dann verlor sie die Theilnahme für den Unglücklichen nicht, wenn er an seinem Unglück selbst schuld war. Demüthig sprach sie: „Wie macht es denn der liebe Gott mit uns, denen er reichlich giebt? Ist nicht alles Erbarmen und Gnade?“

— In ihrer Bescheidenheit ging sie gewöhnlich in einem einfachen Kleide einher. Der Schmuck ihres Hauptes waren die Locken ihres Haares. Aus ihren blauen Augen und ihrem freundlichen Antlitze aber strahlte Herzensgüte.

2. An einem Frühlingstage ging die Königin im Lustgarten am Schlosse zu Potsdam spazieren. Da erblickte sie auf einer Bank einen blassen, hagern Mann, der erschöpft und elend schien. Mitleidig sendet



Königin Luise.

(Nach Ruegelgens Orig. im Bes. d. Stadt Memel.)

sie schnell einen Diener mit einigen Goldstücken zu ihm. Sie denkt seine Not durch die kleine Gabe zu lindern. Als der Diener mit dem Geschenk zu dem Manne tritt, schüttelt dieser langsam und freundlich den Kopf, weist die Gabe von der Hand und spricht mit matter Stimme: „Ich bin nicht arm.“

Die Königin erfuhr das, und ihr weiches Herz schmerzte die Besorgnis, daß sie den Mann mit dem Almosen gekränkt habe. Schnell ging sie zu ihm und sagte mit teilnehmender Stimme: „Ich habe Ihnen nicht wehe thun wollen.“ Der Mann stand gerührt vor seiner Königin und konnte kaum ein Wort des Dankes für diese große Teilnahme sagen. „Kann ich Ihnen nicht mit Geld helfen, so kann ich es vielleicht auf andre Weise,“ fuhr die Königin fort. Nun erzählte der Mann, daß er den Winter über schwer krank gelegen habe und in der warmen Frühlingssonne jetzt bei seinem ersten Ausgange sich erquicke. Er war ein wohlhabender Bürger aus Potsdam. „So werde ich Ihnen,“ sagte die Königin, „Erfrischungen senden, die Sie vielleicht nicht so gut bekommen können.“

Mehr als die Frühlingssonne hatte die Güte der Königin den Mann erquickt. Er empfing viele Wochen lang jeden Mittag wohlgeschmeckendes Obst und andre Erfrischungen, bis er ganz genesen war.

Nach Hahn.

136. Wie Friedrich Wilhelm IV. seinen Geburtstag feierte.

Gewöhnlich feierte der König Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Gemahlin Elisabeth den Tag seiner Geburt still im Kreise der Seinen auf einem Landgute in der Nähe der Stadt Potsdam. Pareß heißt der friedliche und freundliche Ort, wo schon sein Vater, König Friedrich Wilhelm III., oft und gern weilte. Hier und in noch zwei benachbarten Dörfern lebte der königliche Herr, als wäre er nur in diesen drei Dörfern der höchste. Und er war doch Herr im ganzen, großen Preußenlande über viele, viele Städte und Dörfer. Die Bauern und die Tagelöhner der drei königlichen Dörfer freuten sich schon das ganze Jahr auf den festlichen Tag, wo ihre königliche Guts herrschaft den Geburtstag in ihrer Mitte feierte. Sie hatten aber auch Ursache dazu. Für diesen Tag wurden nämlich alle zwei Jahre sämtliche Schulkinder vom Kopfe bis zum Fuße neu gekleidet. Da standen sie denn in Scharen mit ihren Lehrern und empfingen die hohen Herrschaften mit einem herzhaften „Hurra!“ Die Geistlichen und die Pächter der königlichen Güter brachten ehrfurchtsvoll ihre Glückwünsche dar. An den niedrigen Fenstern des einfachen Herrenhauses aber standen Männer, Frauen und Kinder in großer Menge. Mit freudestrahenden Blicken schauten sie hinein in

den Saal, wo das königliche Paar mit den Prinzen und Prinzessinnen an der festlichen Tafel saß.

Nun war die Tafel zu Ende. Die Menge fing an, sich freudig zu bewegen. Denn jetzt trat der hohe und doch so freundliche Herr mit der milden, liebenswürdigen Landesmutter, der Königin Elisabeth, aus dem Saale heraus. Nun reichte der mächtige Preußenkönig den armen Tagelöhnerjungen mit einem freundlichen Scherze ein Glas Wein. Die pausbäckigen Bauernkinder drängten sich um ihn, wie um einen lieben Vater, und verlangten sehnüchlich nach dem Labetrunk, noch mehr danach, daß ihr König freundlich mit ihnen thue. Die Königin brach den feinen, weißen Kuchen den kleinsten Kindern selbst. Sie sprach aufs freundlichste mit ihnen. Manches muntere, volle Gesicht erkannte sie wieder und freute sich über das Gedeihen der Kinder. Den Umstehenden aber traten Thränen in die Augen, wenn sie so den wahren Landesvater, die treue Landesmutter unter den Kindern sich bewegen sahen.

Volkeblatt.

137. Wohin König Friedrich Wilhelm IV. gern kommen wollte.

Friedrich Wilhelm IV. war einmal auf der Reise. In einem Dorfe wurde er festlich empfangen. Die Schuljugend mit ihrem Lehrer begrüßte ihn. Ein kleines Mädchen sagte ihm ein Gedicht her, worüber er sich sehr freute. „Du hast deine Sache schön gemacht, mein Kind,“ sagte der hohe, freundliche Herr. „Nun will ich dir aber einmal einige Fragen vorlegen. Wohin gehört das?“ fragte er und zeigte dem Kinde eine Apfelsine. „In das Pflanzenreich,“ antwortete schüchtern das Mädchen. „Wohin nun das?“ fragte der Herr weiter und zeigte auf ein Goldstück. „Ins Mineralreich,“ war die Antwort. „Wohin aber gehöre ich denn, mein Kind?“ war die dritte Frage. Freundlich blickte das Kind seinen König an und sagte: „Ins Himmelreich.“ Da glänzte eine Thräne in des Königs Auge, und er hob das Mägdlein empor und küßte es. — Werdet so fromm und treu und liebevoll wie dieser König, auf daß auch ihr in das Himmelreich kommt!

Fr. H. Eylert.

138. Die Jugendjahre Kaiser Wilhelms I.

(Zum 22. März.)

1. Die Jugendjahre des Kaisers fielen in die Zeit der schwersten Heimsuchung unsers geliebten Vaterlandes; er wurde am 22. März 1797 geboren; sein Vater war der König Friedrich Wilhelm III.

G. Hirt's Deutsches Lesebuch. Ausg. A. II.

8

Seine Mutter, die unvergeßliche Königin Luise, pflanzte frühzeitig Mitleid und Erbarmen in das Herz ihrer Kinder und sah es gern, wenn sie wohlthätig gegen Arme und Verlassene waren.

Preußens Fürsten sind als gute Regenten auch immer tüchtige Feldherren gewesen. Damit sie das werden konnten, mußten sie von Jugend auf den Kriegsdienst lernen. Seine Laufbahn als Soldat begann der Prinz schon im Jahre 1807. Als am Neujahrsmorgen die königliche Familie, die damals in Königsberg war, dem geliebten Vater ihre Glückwünsche darbrachte, sagte er zu seinem Sohne Wilhelm: „Da an



Kaiser Wilhelm I.

Deinem Geburtstage vielleicht keine Gelegenheit sein wird, Dich ordentlich einzukleiden, weil Ihr nach Memel müßt, so ernenne ich Dich schon heute zum Offizier und habe Dir auch eine Uniform anfertigen lassen.“

2. Im Jahre 1808 konnte seine Mutter an ihren Vater über ihn also schreiben: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig; auch in seinem Äußern hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm.“

Bis über sein 16. Jahr hinaus hatte der Prinz einen schwächlichen Körper. Daher ließ ihn sein Vater beim Beginn des Befreiungskrieges nicht sogleich mit in den Kampf ziehen. Erst nach der Schlacht bei Leipzig (1813) gestattete der König dem Prinzen die Teilnahme am Befreiungskampfe.

Im Februar 1814 lieferten die verbündeten Truppen in Frankreich dem Feinde eine Schlacht bei Bar sur Aube (sprich: Bar für Oh), in welcher sich der Prinz auszeichnete. Die Preußen und Russen hatten sich auf den Weinbergen festgesetzt, wurden aber von den an Zahl überlegenen Franzosen zurückgedrängt. Der König setzte sich mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm an die Spitze eines

Kürassier-Regiments und versuchte, den Platz wieder zu gewinnen. Sie befanden sich einige Zeit in so heftigem Gewehrfeuer, daß ein Oberst sich vor den König warf und ihn beschwor, sich nicht länger der drohendsten Gefahr auszusetzen. Als der König die gelichteten Reihen eines russischen Infanterie-Regiments sah, sagte er zu seinem Sohne Wilhelm: „Reite einmal zurück und erkundige Dich, was das für ein Regiment ist, und von welchem Regimente die vielen Verwundeten sind, die sich jeden Augenblick mehren!“ Rasch gab der Prinz dem Pferde die Sporen und sprengte zu den fechtenden Bataillonen zurück. Ohne Angst erkundigte er sich nach dem Namen des Regiments, überzählte die Verwundeten und überbrachte seinem königlichen Vater die Nachricht von dem, was er gesehen und gehört hatte. Der König sagte kein Wort; aber seine Umgebung sah mit Stolz auf den mutigen Prinzen. Dieser schien gar nicht zu wissen, in welcher Gefahr er sich befunden hatte.

3. Am 8. Juni 1815 fand in der Kapelle des Schlosses zu Charlottenburg in Gegenwart der ganzen königlichen Familie die feierliche Einsegnung des Prinzen Wilhelm statt. In dem Glaubensbekenntnisse, das er selbst verfaßt hatte, sagte er unter anderm: „Ich will mich meines hohen Standes wegen nicht für besser halten als andre Menschen. Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Dingen mich wenden und im Gebete mit ihm meine Seele vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag. — Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die geringsten, beweisen; denn sie sind alle meine Brüder. — Gegen die Bedürftigen will ich wohlthätig sein in dem reichen Maße, worin mir Gott zeitliche Güter gewährt hat. Ich will mich darin von keinem, der weniger besitzt, übertreffen lassen.“

Nach Verschiedenen.

139. Der gute Kamerad.

1. Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit. Die Trommel schlug zum Streite, er ging an meiner Seite in gleichem Schritt und Tritt.

2. Eine Kugel kam geflogen; gilt's mir oder gilt es dir? Ihn hat es weggerissen; er liegt mir vor den Füßen, als wär's ein Stück von mir.

3. Will mir die Hand noch reichen, derweil ich eben lad'. „Kann dir die Hand nicht geben, bleib' du im ew'gen Leben mein guter Kamerad.“

Ludw. Uhland.

140. Kaiser Friedrich III. als Kronprinz.

1. Der Kaiser Friedrich III., welcher als Kronprinz Friedrich Wilhelm in den Kriegen gegen Dänemark (1864), gegen Österreich (1866) und gegen Frankreich (1870—1871) tapfer mitfocht und glänzende Siege davontrug, wurde am 18. Oktober 1831 geboren. Eine schöne, ritterliche Gestalt zeichnete ihn aus; aber mehr noch wurden seine Tugenden bewundert. Namentlich liebten ihn die Soldaten, die unter ihm in den Krieg gezogen waren, weil er alle Anstrengungen und Gefahren treu mit ihnen teilte, freundlich und leutselig mit ihnen verkehrte und väterlich für sie sorgte. Oft redete er einen Mann, der vor vielen Jahren



Kaiser Friedrich III.

unter seinem Oberbefehl gekämpft hatte, mit seinem Namen an. Daher nannten ihn auch die Soldaten mit Stolz „Unsern Fritz.“

Ebenso leutselig wie er im Kriege mit den Soldaten umging, war er auch im Frieden zu allen Menschen.

2. Unter den Leibesübungen liebte er besonders das Schwimmen. Oft konnte man ihn sehen, wie er in den Fluten der Havel bei Potsdam sich mit den Schülern der Unteroffizierschule herumtummelte und im Scherz Soldaten unter das Wasser tauchte.

Insbesondere liebte er die Jugend. Bei den Kinderfesten, die in Bornstedt, dem ganz in der Nähe von Potsdam gelegenen Gute des Kaisers Friedrich, häufig abgehalten wurden, erfreute der Kronprinz gern die Kleinen durch Geschenke und nahm nicht selten an ihren Spielen teil. Sehr oft erschien er auch als Gutsherr von Bornstedt in der Schule des Dorfes und fragte die Kinder selbst; und wenn es dann wohl vorkam, daß ein kleiner Knabe oder ein Mädchen, ängstlich und eingeschüchtert durch den Anblick des hohen Herrn, nicht antworten konnte, dann setzte sich der Kronprinz zu ihm vertraulich auf die Bank, redete ihm freundlich zu und half ihm die richtige Antwort finden.

Als einmal der Lehrer an das Sterbebett seiner Mutter gerufen wurde, hielt der damalige Kronprinz für ihn selber Schule, damit der Unterricht nicht unterbrochen würde.

3. Einst erhielt er von vornehmen Herren eine Einladung zu einem Frühstück. Als er den Speisesaal betrat, sah er die Tafel mit den kostbarsten Speisen dicht besetzt. Da verfinsterte sich das freundliche Gesicht des hohen Herrn, er drehte sich rasch um und sagte: „Nein, meine Herren, so üppige Mahlzeiten bin ich nicht gewohnt zu halten!“ Mit diesen Worten verließ er die Gäste und das Haus. Als er nach einem Jahre von denselben Herren wiederum eine Einladung zu einem Frühstück erhielt, freute er sich, als er auf der Tafel nur einfache Kost sah. Er langte vergnügt zu, ließ es sich gut schmecken und sagte, daß er so zu frühstücken gewohnt sei.

4. Überall, wo er das Volk Not leiden sah, war er bereit zu helfen. Recht deutlich zeigte sich das vor seiner Silberhochzeit. In allen Landesteilen rüstete man sich, ihn durch kostbare Geschenke zu ehren und zu erfreuen. Als er davon hörte, äußerte er den Wunsch, man möchte mit dem gesammelten Gelde lieber die armen Leute unterstützen, welche damals durch eine große Überschwemmung ihr Hab und Gut verloren hatten. Sein Wunsch wurde erfüllt, und so wurde durch seine Uneigennützigkeit vielen armen Menschen geholfen. Nach Verschiedenen.

141. Kronprinz Friedrich Wilhelm als Arzt.

Es war im Sommer des Jahres 1865. In den Anlagen zu Karlsbad in Böhmen schritten die Badegäste, die hier Genesung suchten, auf und ab und lauschten der Musik, die vom Kurhause herüberschallte. Unter den Spaziergängern befand sich auch ein Herr, der von allen Seiten ehrfurchtsvoll begrüßt wurde und deshalb einsamere Wege aufsuchte. Da fühlte er sich plötzlich am Rockhose erfaßt. Er blickte sich um und sah ein Mädchen mit blassem Gesicht, das flehend zu ihm emporschaute.

„Wer schickt dich betteln, mein Kind?“ fragte der Fremde.

„Meine kranke Mutter!“ antwortete die Kleine.

„Wo ist dein Vater?“

„Der ist tot. — Ach, uns hungert so sehr!“ setzte sie schluchzend hinzu. Der Herr, der schon seine Börse gezogen hatte, steckte sie wieder ein.

„Führe mich zu deiner Mutter, Kleine!“ sagte er und folgte dem Mädchen, das ihn durch mehrere Straßen und Gäßchen bis zu einem kleinen, baufälligen Hause führte.

„Hier wohnen wir, Herr!“

Sie schritten zwei schmale, alte, knarrende Treppen hinauf. Dann öffnete die Kleine eine Bodenthür, und der Herr sah nun in eine halbfinstere, unheimliche Dachkammer. Der Verschlag war feucht und kalt, und in der Ecke lag auf ärmlichem Lager eine junge Frau, der das Unglück aus den Augen zu lesen war. Sie richtete sich stöhnend auf, als der Fremde eintrat.

„O, Herr Doktor,“ sagte sie, „es ist nicht recht, daß meine Tochter Sie heimlich gerufen hat. Ich habe keinen Heller und kann nichts bezahlen.“

Der fremde Herr winkte einen Diener herein, der ihm gefolgt war, und sagte ihm einige Worte, worauf dieser sich sogleich entfernte.

„Haben Sie niemand, der für Sie sorgt?“ fragte er dann.

„Ich habe keinen Verwandten, der sich um mich kümmern könnte, und meine Wirtsleute sind selber arm. Mein Mann war Arbeiter. So lange er lebte, ging es uns gut; seit er tot ist, habe ich Tag und Nacht gearbeitet, um uns zu ernähren. Dann wurde ich krank, und so kamen wir in Not und Elend.“

Der Herr gab dem Mädchen Geld. „Geh, hole Brot und Wein!“ Schnell eilte das Mädchen davon und kehrte bald mit freudestrahlen dem Gesicht zurück, ein Brot im Arme und eine Flasche Wein in der Hand.

„Das lohne Ihnen Gott!“ sagte die Frau mit Thränen in den Augen. Da trat der Arzt ein, den der Diener herbeigerufen hatte. Ehrfurchtsvoll verneigte er sich vor dem fremden Herrn, der diesen Augenblick benutzte, um still eine Kassenanweisung auf den Tisch zu legen und sich dann unbemerkt zu entfernen. Der Arzt untersuchte den Zustand der Kranken, gab seine Verordnung und bemerkte, daß er seinen Besuch jeden Tag wiederholen werde. Wegen der Zahlung dürfe sie sich keine Sorgen machen, zumal er sogar die Anweisung habe, die Rechnung in der Apotheke zu bezahlen.

„Wer war der Fremde?“ fragte die Frau. „Ich hielt ihn für einen Arzt.“

„Das war der Kronprinz von Preußen!“

Da faltete die Frau ihre Hände und richtete ein Dankgebet aus innigem Herzen zu dem, der die Geschicke der Menschen aufs beste lenkt.

Wetsch.

142. Unser Kaiser.

(Zum 27. Januar.)

Kaiser Wilhelm II. wurde geboren am 27. Januar 1859. Seine Eltern sind der hochselige Kaiser Friedrich III. und die Kaiserin Viktoria, die jetzt Kaiserin Friedrich heißt. Groß war die Freude der Eltern, und großer Jubel herrschte im ganzen Vaterlande über die Geburt

dieses Hohenzollern-Sprossen. Bei der Taufe erhielt er die Namen Friedrich Wilhelm Viktor Albert. Anfangs wurde er nach des Vaters Namen „Fritz“ genannt; später wurde beschlossen, er solle den Namen „Wilhelm“ führen. Auf die Erziehung des jungen Prinzen verwandten die Eltern die größte Sorgfalt, um schon früh ihm die Keime



Kaiser Wilhelm II.

einzupflanzen zu den hell leuchtenden Tugenden der Hohenzollern: Gottvertrauen und Frömmigkeit. Ganz besonders war es die Mutter, die sich der Erziehung des Prinzen Wilhelm mit der größten Liebe und Hingabe widmete, doch ohne ihren Liebling zu verzärteln. So wuchs der kleine Prinz heran zur Freude der Eltern und des gesamten Volkes. Als nun

die Zeit herannahte, wo das eigentliche Lernen, der Unterricht des Prinzen, beginnen sollte, erhielt er besondere Lehrer.

Die Freistunden dienten besonders körperlichen Übungen, welche im Turnen, Schwimmen und Exercieren bestanden. Gern sah er den strammen Übungen der Soldaten zu und eignete sich schon früh die Kommandoworte der Offiziere an. Am 1. September 1874 fand die Konfirmation des Prinzen statt. Er gelobte feierlich, auf Gott seine Hoffnung zu setzen und seinen Heiland Jesum Christum, der ihn so sehr geliebt, auch von ganzem Herzen wieder zu lieben. Darauf schloß der Prinz sein Gelöbniß mit den Worten: „Ich weiß, schwere Arbeiten warten meiner im Leben, aber gerade dieses soll meinen Mut stählen und nicht niederdrücken.“ Die Eltern beschloßen nun, ihren Sohn dem Gymnasium zu Kassel zur weiteren Ausbildung zu übergeben. Er war auch dort ein pünktlicher und gehorsamer Schüler, fleißig bei allen seinen Arbeiten, den Mitschülern ein lebenswürdiger Kamerad. Nichts Hochmütiges und Stolz lag in seinem Wesen; er war in allem bescheiden und anspruchslos. Nach bestandener Reifeprüfung besuchte er die Hochschule zu Bonn. Mit dem Besuche derselben schloß die eigentliche Unterrichtszeit des Prinzen. Zur Freude seiner Eltern und Lehrer hatte er alle Schulen mit gutem Erfolge benutzt. Schon im Jahre 1888 wurde er König von Preußen und Kaiser der Deutschen.

Nach Verschiedenen.

143. Heil dir im Siegerkranz.

1. Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands! Heil, Kaiser, dir! Fühl in des Thrones Glanz die hohe Wonne ganz: Liebling des Volks zu sein! Heil, Kaiser, dir!

2. Nicht Rosß, nicht Reifige sichern die steile Höh', wo Fürsten stehn. Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns gründen den Herrscherthron wie Fels im Meer.

3. Heilige Flamme, glüh, glüh und verlösche nie fürs Vaterland! Wir alle stehen dann mutig für einen Mann, kämpfen und bluten gern für Thron und Reich.

4. Handel und Wissenschaft heben mit Mut und Kraft ihr Haupt empor; Krieger- und Heldenthät finden ihr Lorbeerblatt tren aufgehoben dort an deinem Thron.

5. Sei, Kaiser Wilhelm, hier lange der Deutschen Bier, des Landes Stolz! Fühl in des Thrones Glanz die hohe Wonne ganz: Liebling des Volks zu sein! Heil, Kaiser, dir!

A. Garries.

Ober-Stufe.

A. Deutscher Lebenspiegel.

1. Der Segen Gottes ist im Haus.

1. Bimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgerichtet,
gedeckt, gemauert ist es nicht,
noch können Regen und Sonnenschein
von oben und überall herein;
drum rufen wir zum Meister der Welt,
er wolle von dem Himmelszelt
nur Heil und Segen gießen aus
hier über dieses offne Haus.
Zu oberst wolle er gut Gedeihn
in die Kornböden uns verleihn;

in die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
in die Küche Maß und Reinlichkeit,
in den Stall Gesundheit allermeist,
in den Keller dem Wein einen guten Geist;
die Fenster und Pforten wolle er weihn,
daß nichts Unsel'ges komm herein,
und daß aus dieser neuen Thür
bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

Ludw. Uhland.

2. Des Hauses Geschichte.

1. Jedes Haus hat seine Geschichte, so gut wie jede Stadt und jedes Dorf.

Der Ankauf eines Bauplazes, die Anfuhr der Bausteine, der Aufbau der Mauern und die innere Ausstattung der Räume erfordern gewöhnlich beträchtliche Summen. Ehe eine Hacke oder Schaufel angelegt wird, hat der Bauverständige den Plan zum Hause zu entwerfen. Das Haus ist in den Gedanken des Baumeisters und auf dem Papier bereits vollständig fertig, ehe mit dem Bau angefangen wird.

2. Der Grund, auf dem das Haus ruhen soll, verlangt besondere Aufmerksamkeit. Besteht er aus Fels, so muß dieser gesprengt oder ausgebrochen werden. Dann kann man aber sofort die Mauern darauf setzen. Findet man zuoberst nur lockere Erdschichten, so muß man tiefer graben und möglichst große und harte Steine sorgsam einlegen, um festen

Grund zu gewinnen. Am schwersten baut es sich auf sumpfigem, moorigem Boden. In solchen muß man Holzpfähle einrammen, diese durch Balken miteinander verbinden und die Zwischenräume mit Gestein und Mörtel ausfüllen. Dann erst können die Mauern aufgeführt werden. Wenn man einen Brunnen beim Hause anlegen will, so sorgt man für diesen zuerst, damit beim Bau das nötige Wasser gleich bei der Hand ist.

Die Handlanger schaffen Sand und Kalk herbei und mengen den Mörtel, die Steinhewer behauen die Steine, die Maurer fügen sie nach dem Richtmaß und Senkblei sorgsam aneinander. Der Meister beaufsichtigt das Ganze, und in seiner Abwesenheit sorgt der oberste Gesell, der Polier, dafür, daß alles genau so ausgeführt werde, wie der Bauplan es vorschreibt. Während die Maurer ihr Werk an Ort und Stelle fördern, sind die Zimmerleute auf ihrem Arbeitsplatze thätig. Sie richten die Balken zu, welche in das Haus kommen und den Dachstuhl bilden sollen; sie sorgen aber auch für Thürgerüste, Fachwerk und Treppen.

Sind die Maurer mit den Hauptmauern fertig, so wird das Dachgerüst aufgerichtet. Die Handwerker feiern ein fröhliches Fest; der Polier hält vom Dachgiebel aus eine Rede und wünscht den künftigen Bewohnern des Hauses Segen und Glück. Ein grüner Baum, eine Krone aus Laub und Blumen, auch wohl farbige Fahnen flattern auf dem Hausfirst, und Gesang und Jubel verkünden der Nachbarschaft das gelungene Werk.

Haben Maurer und Zimmerleute ihr Werk beendet, so setzen sich Schlosser, Tischler und Maler in Thätigkeit, bis endlich alles so weit fertig und trocken ist, daß die Eigentümer einziehen können.

3. Welches Kind hinge nicht mit Liebe an dem elterlichen Hause? In den Räumen, in welchen es geboren ward und aufwuchs, kennt es jedes Winkeln. Mit wie vielen Gegenständen verbinden sich Erinnerungen an fröhliche und auch traurige Erlebnisse!

Gewöhnlich merkt das Kind dies erst, wenn es vom elterlichen Hause entfernt ist oder nach längerer Trennung dahin zurückkehrt. Hier auf dieser Bank pflegte die Mutter zu sitzen, wenn sie die Arbeiten für die Küche verrichtete. Dort ruhte der Vater am Abende aus und erzählte den Kindern von den Schicksalen des Hauses während der Kriegszeit. Drunten im Keller hatte man damals einiges wertvolle Gerät versteckt, als die Feinde im Anzuge waren.

Jeder Obstbaum im Garten ist ein trauer Bekannter. Die Eltern sind vielleicht längst entschlafen, — das Kind ist erwachsen — noch grünen die Bäume und tragen ihre Früchte. Dieser Apfelbaum ward vom Vater bei der Geburt des jüngsten Bruders gepflanzt. Den Kirsch-

baum daneben hat das Kind selbst gepflanzt. Noch läßt sich die Stelle am Stamme wahrnehmen, an welcher das Reis eingefügt ward.

An der Hauswand ist noch durch eine Denktafel die Höhe angegeben, bis zu welcher bei der großen Überschwemmung die Wasserfluten stiegen. Je älter die Häuser sind, desto mehr knüpfen sich auch wohl Sagen an sie, ernste oder heitere. Oft sind an ihnen Merkzeichen angebracht, um merkwürdige Ereignisse vor dem Vergessen zu bewahren. Im Mittelalter trug in den Städten fast jedes Haus seinen besonderen Namen, der gewöhnlich durch ein Bild oder eine Inschrift außen am Hause zu erkennen war. An vielen Gebäuden erinnert ein frommer Spruch, der an der Mauer angeschrieben ist, daran, daß ein Höherer das Haus schützen muß, wenn es bestehen soll.

*
Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.

*
Wir sind nur kurze Gäste und baun uns hier so feste;
doch wo wir sollen ewig sein, da richten wir uns wenig ein.

*
Dieses Haus steht in Gottes Hand; der Herr bewahr's vor Feuer und Brand; und alle, die gehn aus und ein, laß dir, o Herr, befohlen sein!

*
Das Haus ist mein und doch nicht mein;
nach mir kommt wieder ein andrer hinein.
Ist auch nicht sein, nicht dein, nicht mein,
im Himmel soll unsre Wohnung sein.

*
Dein Haus sei deine Welt, worin es dir gefällt.

*
Des Hauses Schmuck ist Reinlichkeit,
des Hauses Glück: Genügsamkeit,
des Hauses Ehr: Gastfreundlichkeit,
des Hauses Segen: Frömmigkeit.

*
Nichts richten Müß und Fleiß ohn' Gottes Hilfe aus;
wo er mit Gnade ist, kommt Segen in das Haus.

*
Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen;
wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst.

Nach Hermann Wagner.

3. Vier Regeln für den Hausstand.

1. Bete und arbeite! Bete! heißt's zuerst. Das ist der Morgen- segen und der Tagessegens und der Abendssegens. Wo das Gebet das

Tagewerk beginnt, fortsetzt und endet, da hilft Gott arbeiten. Es geht frisch und freudig von der Hand und giebt ein ordentlich Stück. Da ist das „Arbeits“ keine Last und Bürde, sondern eine Lust und Würde. So lege ich das Sprüchlein aus: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“ Und das Sprichwort: „Handwerk hat einen goldnen Boden“ sagt mir auch nicht: es bringt Geld ein; sondern der goldne Boden, auf dem das Handwerk ruhen muß, ist die wahre Frömmigkeit des Herzens; dann aber nährt es seinen Mann und die ganze Haushaltung mit.

Das Beten allein thut's nicht; aber das Arbeiten ohne Beten thut es gar nicht; denn ihm fehlt der Segen Gottes. Drum beides zusammen und nie getrennt, das ist das Rechte und Echte. Die Alten wußten recht gut aus Erfahrung, warum sie das Morgengebet „Morgensegen“ und das Abendgebet „Abendsegen“ nannten. Versuche es nur einmal recht! Du lernst dann auch, warum es so heißt.

2. Halt zu Rat früh und spät, so jeder etwas übrig hat! Das reicht dem ersten die Hand, und wächst aus ihm heraus, wie der Keim aus dem Samen. Was man mit Gebet und Arbeit ehrlich erworben hat, das bleibt dann im Hause und wandert nicht mit Saus und Braus ins Wirtshaus oder mit Seufzen ins Leihhaus.

3. Klein und rein! Klein, das will sagen: einfach, bescheiden, demüthig. Rein, das will sagen: frei von Unrecht und ohne Schulden. Am Hochmut und am Vorgen gehen gar viele zugrunde. Sie wollen Herren sein, sich dienen lassen, aber nicht dienen. Das Vorgen ist ein Unglück; leider ist es nicht gut zu vermeiden, wenigstens nicht immer und überall. Gar zu leicht gewöhnt man sich daran. „Holz im Walde und Schulden wachsen alle Tage,“ sagt ein liederlich Sprichwort. Laßt ihr das Holz wachsen! Das ist ein Segen Gottes, wenn's wächst. Aber eure Schulden laßt nicht wachsen; denn sie lassen euch nicht aufkommen! Anfangen ohne Schulden ist ein großer Segen; fortsetzen ohne Schulden ist ein noch größerer; endigen ohne Schulden ist der größte. Aber ich habe auch Leute gekannt, die mit Schulden anfangen; und das wurde auch zum Segen; denn sie strebten, dieselben zu bezahlen, weil sie die Qual der Schulden fühlten, und hüteten sich vor neuen.

4. Behalte die Freude im Hause! Das klingt seltsam und doch ist's gar viel wert. Es ist keine Freude erquickender als die, an welcher Frau und Kinder teilnehmen. Auch der Handwerksmann und der treue Arbeiter soll und muß seinen fröhlichen Tag einmal haben, aber nur keinen blauen Montag. Wenn man am Sonntag in der Kirche gewesen ist, gebetet und in Gottes Wort gelesen hat, so ist der Nachmittag

nicht entweicht, wenn der Hausvater sich mit Frau und Kindern eine unschuldige Freude gönnt im Hause oder durch einen Gang ins Freie. Geht er aber allein ins Wirtshaus, so trägt er die Freude aus dem Hause fort.

W(illhelm) W(ertel) v. Horn.

4. Sprüche von Friedrich von Logau.

1. Ohr und Auge sind die Fenster, und der Mund die Thür im Haus; sind sie alle wohl verwahrt, geht nichts Böses ein und aus.
2. Hoffnung ist ein fester Stab, und Geduld ein Reiskleid, damit man durch Welt und Grab wandelt in die Ewigkeit.
3. Nicht das viele Wissen thut's, sondern wissen etwas Guts.
4. Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Krieg, sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.
5. Tapferkeit von außen, Einigkeit von innen! Solchem Volk kann niemand etwas abgewinnen.
6. Willst du fremde Fehler zählen, heb an deinen an zu zählen; ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

5. Sprüche von Goethe.

- | | |
|--|--|
| 1. Zwischen heut und morgen
liegt eine lange Frist;
lerne schnell besorgen,
da du noch munter bist. | 4. Mann mit zugeknöpften
Taschen,
dir thut niemand was zu lieb.
Hand wird nur von Hand ge-
waschen;
wenn du nehmen willst, so gieb! |
| 2. Thu nur das Rechte in deinen
Sachen,
das andere wird sich von selber
machen. | 5. Willst du immer weiter
schweifen? |
| 3. Alles in der Welt läßt sich
ertragen,
nur nicht eine Reihe von guten
Tagen. | Sieh, das Gute liegt so nah!
Lerne nur das Glück ergreifen;
denn das Glück ist immer da. |

6. Sprüche von Rückert.

- | | |
|--|-------------------------------------|
| 1. Wenn die Wässerlein kämen
zuhaus, | 2. Willst du, daß wir mit
hinein |
| gäb' es wohl einen Fluß;
weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf, laß es dir gefallen, Stein,
eins ohnedas andre vertrocknen muß. daß wir dich behauen. | in das Haus dich bauen, |

3. Den Kohl, den du dir selber
gebaut,
mußt du nicht nach dem Marktpreis
schätzen.
Du hast ihn mit deinem Schweiß
betaut;
die Würze läßt sich durch nichts
ersetzen.
4. Gesell dich einem Bessern zu,
daß mit ihm deine bessern Kräfte
ringen!
Wer selbst nicht weiter ist als du,
der kann dich auch nicht weiter
bringen.
5. Das sind die Weisen,
die durch Irrtum zur Wahrheit
reisen.
Die bei dem Irrtum verharren,
das sind die Narren.
6. In Sommertagen
rüstete den Schlitten,
und deinen Wagen
in Winters Mitten.
7. Harter Stein auf harten Stein
giebt keine Mauer;
weicher Mörtel mittenein
macht erst die Dauer.
8. Du sprichst mit Unbedacht ein
Wort,
und deinen Bruder kränkt es dort.
Du sagtest wohl: „Es war ein
Scherz“;
doch deinem Bruder brennt's aufs
Herz.
Mein Sohn, das ist kein Scherz
zu nennen,
was fähig ist, ins Herz zu brennen.
Raum Ärgres hättest du gestiftet,
wenn du vorsätzlich ihn vergiftet.

7. Der Wegweiser.

1. Weist, wo der Weg zum Mehlsack geht, zum vollen
Sack? — Im Morgenrot mit Pflug und Karst durchs Weizenfeld, bis
Stern an Stern am Himmel steht.
2. Man schafft, weil's Tag ist, ohne Ruh', schaut sich nicht um,
bleibt nimmer stehn; drauf geht's durch Scheun' und Tenne fort dem Brot-
schrank in der Küche zu.
3. Weist du den Weg zum Gulden? — Sieh! er geht dem
roten Kreuzer nach; und wer nicht um den Kreuzer sorgt, der bringt
es auch zum Gulden nie.
4. Wo geht's zur frohen Sonntagszeit? — Folg immerdar
dem Werkelltag, hier durch die Werkstatt, dort durchs Feld! Dann ist der
Sonntag auch nicht weit.
5. Am Samstag ist er vollends nah! Was deckt er wohl im Körbchen
zu? Ich denk', ein Pfündchen Fleisch ins Mus; wohl auch ein Schöppchen
Wein ist da.
6. Wo geht der Weg zur Armut hin? — Schau nach den
Wirtshausschildern hin! Geh nicht vorbei; das Bier ist gut und nagelneu
die Karten drin.

7. Im letzten Wirtshaus hängt ein Sack; und gehst du fort, häng
dir ihn um! Du aller Lump, wie steht so gut, so zierlich dir der Bettelsack!
8. Und drin von Holz das Becherlein — nimm's wohl in acht,
verlier es nicht! Und wenn du zu dem Wasser kommst und trinken
magst, so schöpfe drein!
9. Wo geht's zum frohen Alter? Sprech, wo ist der Weg
zu Ehr' und Ruh'? — Grab' vor dir hin in Mäßigkeit, mit stillem
Sinn in Pflicht und Recht.
10. Und führt zum Kreuzweg dich die Spur, und weist du nicht
den rechten Pfad, so frage beim Gewissen an! Es kann ja deutsch; —
ihm folge nur!
11. Wo mag der Weg zum Friedhof sein? — Ach, frage
nicht! Geh, wo du willst! Zur stillen Gruft im kühlen Grund führt
jeder Weg, kannst sicher sein.
12. In Gottesfurcht nur wandle hier! Das rat' ich dir, soviel ich
kann. Ein heimlich Pförtchen hat das Grab, und manches zeigt es
jenseits dir.

A. P. Hebel.

8. Der beste Empfehlungsbrief.

Auf die Anzeige eines Kaufmanns, durch welche ein Laufbursche
gesucht wurde, meldeten sich 50 Knaben. Der Kaufmann wählte sehr
rasch einen von ihnen und verabschiedete die andern.

„Ich möchte wohl wissen,“ sagte ein Freund, „warum du gerade
diesen Knaben bevorzugtest, der doch keinen einzigen Empfehlungsbrief
hatte.“

„Du irrst,“ lautete die Antwort. „Dieser Knabe hat viele Em-
pfehlungen. Er putzte seine Füße ab, ehe er ins Zimmer trat, und
machte die Thür zu; er ist daher sorgfältig. Er gab ohne Besinnen
seinen Stuhl jenem alten, lahmen Manne, was seine Herzensgüte und
Aufmerksamkeit zeigt. Er nahm seine Mütze ab, als er hereinkam,
und antwortete auf meine Fragen schnell und sicher; er ist also höflich
und hat gute Lebensart. Er hob das Buch auf, welches ich absichtlich
auf den Boden gelegt hatte, während alle übrigen es zur Seite stießen
oder darüber stolperten. Er wartete ruhig und drängte sich nicht heran,
— ein gutes Zeugnis für sein anständiges Benehmen. Ich bemerkte
ferner, daß sein Rock gut ausgebürstet und seine Hände und sein Gesicht
rein waren. Kennst du dies alles keinen Empfehlungsbrief? Ich gebe
mehr darauf, was ich von einem Menschen weiß, nachdem ich ihn zehn
Minuten lang gesehen, als auf das, was in schön klingenden Empfehlungs-
briefen geschrieben steht.“

Magdeburger Zeitung.

9. Undankbare Kinder.

Es ist recht und wohl gesagt von alten, weisen Leuten: „Gott, den Eltern und Lehrern kann man nimmer genugsam danken, noch vergelten.“

Leider wird aber gar oft erfüllt das gemeine Sprichwort, daß ein Vater leichter sechs Kinder ernähren kann, als sechs Kinder einen Vater. Man erzählt von einem Vater, der übergab seinen Kindern alle seine Güter, Haus, Hof, Acker und alles, was er hatte, und hoffte, seine Kinder würden ihn ernähren. Da er nun bei seinem ältesten Sohne eine Zeitlang war, wurde der Sohn seiner überdrüssig und sprach: „Vater, mir ist diese Nacht ein Knäblein geboren, und wo jetzt Euer Armstuhl ist, soll die Wiege stehen; wolltet Ihr nicht zu meinem Bruder ziehen, der eine größere Stube hat?“ — Da er eine Zeitlang bei dem andern Sohne gewesen war, wurde dieser auch sein müde und sprach: „Vater, Er hat gern eine warme Stube, und mir thut der Kopf davon weh; will Er nicht zu meinem Bruder gehen, der ein Bäcker ist?“ — Der Vater ging; und da er eine Zeitlang bei seinem dritten Sohne gewesen war, wurde er auch diesem zur Last, daß er sprach: „Vater, bei mir geht es aus und ein wie in einem Taubenschlage, und du kannst dein Mittagschläfchen nicht machen; willst du nicht zu meiner Schwester, der Käthe, die an der Stadtmauer wohnt?“ Der Alte merkte, wie viel es geschlagen hatte, und sprach bei sich selbst: „Wohlan, das will ich thun; ich will mich aufmachen und es bei meinen Töchtern versuchen! Die Weiber haben ein weicherer Herz.“ — Da er aber eine Zeitlang bei seiner Tochter gewesen war, wurde sie sein überdrüssig und meinte, es sei ihr immer höllenangst, wenn der Vater zur Kirche oder sonst wohin ginge und die hohe Treppe hinunter müsse; bei der Schwester Elisabeth brauche er keine Treppe zu steigen, die wohne zu ebener Erde. — Damit er in Frieden wegkam, gab ihr der Alte zum Schein recht und zog zu seiner andern Tochter. Und da er eine kurze Zeit bei ihr gewesen war, wurde sie sein müde und ließ ihn durch einen dritten zu Ohren kommen, ihr Quartier an der Pegnitz wäre zu feucht für einen Mann, der mit der Gicht geplagt sei; ihre Schwester, die Totengräberin bei St. Johannis, hätte eine überaus trockene Wohnung. Der Alte glaubte selbst, sie könne recht haben, und begab sich vor das Thor zu seiner jüngsten Tochter Lena. — Und als er zwei Tage bei ihr gewesen war, sagte ihr Söhnlein zu seinem Großvater: „Die Mutter sprach gestern zur Base Elisabeth, für dich gäbe es kein besseres Quartier, als in einer Kammer, wie sie der Vater grabe.“ — Über diese Rede brach dem Alten das Herz, daß er in seinen Lehnstuhl zurückank und starb. St. Johannis nahm ihn auf und ist

barmherziger gegen ihn als seine sechs Kinder, denn er läßt ihn in seiner Kammer immer ungehindert schlafen seit dieser Zeit. — Darum sagt man im Sprichwort, daß ein Vater leichter kann sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder einen Vater.

Karl Stüber.

10. Von Kleidern.

Wenn du einen Flecken an deinem Kleide oder irgendwo einen Riß hast, denkst du oft: „Bah, das sieht man nicht, und die Leute haben anderes zu thun, als immer alles an mir auszumustern.“ — Du gehst dann frank und frei umher, und es kann oft sein, du hast recht, es sieht niemand den Flecken und den Riß.

Wenn du aber etwas Schönes auf dem Leibe hast, sei es nur ein schön Halstuch oder ein frisch Hemd mit weißer Brust oder gar eine goldene Nadel und dergleichen, da gehst du oft mit herausforderndem Blick hinaus und schlägst die Augen dann nieder, um es nicht zu bemerken, wie alle Leute, was sie in Händen haben, stehen und liegen lassen und gar nichts thun, als deine Herrlichkeit betrachten. — So meinst du; aber das ist auch gefehlt, kein Blick wendet sich nach dir und deiner Pracht. Das einmal meinst du, man sieht dich gar nicht, und das andermal, die ganze Welt hat auf dich gewartet, um dich zu beschauen; aber beides ist gefehlt.

Gerade so ist es auch mit deinen Tugenden und Lastern.

Wenn du einen bösen Weg gehst, meinst du, es kennt dich kein Mensch, und keiner sieht nach dir um, und es ist stockdunkel; wenn du aber dem Rechtsschaffenen nachgehst, redest du dir oft ein, jeder Pflasterstein hat Augen, jedes Kind kennt dich und deine Gedanken, und tausend Sonnen scheinen. Aber das Gute wie das Schlimme wird oft von der Welt übersehen. Ein Auge aber sieht alles, das ist Gottes.

Drum halte dich selber vor deinem Gott über dir und deinem Gewissen in dir in Ehren; dann brauchst du nicht das einmal zu fürchten, daß dich alles sieht, und dir dabei etwas vorzulügen, und das andermal zu zürnen, daß dich niemand sieht.

Berthold Auerbach.

11. Die Kleidung im Sprichwort und Reimspruch.

Trachte, daß dein Äußeres werde glänzend und dein Innres rein, jede Miene und Gebärde, jedes Wort ein Edelstein!

Rückert.

Bescheidenheit, das schönste Kleid. — Rein und ganz giebt schlechtem Kleide Glanz. — Purpurkleid ist oft gefüttert mit Herzeleid.

Samt und Seide löschen das Feuer in der Küche aus. — Besser ein Flick als ein Fleck. — An der Kleidung erkennt man den

Menschen. — Kleider machen Leute. — Mancher deckt seine Armut mit Samt und Seide zu. — Ein reines Kleid ist ein guter Empfehlungsbrief.

*Es ist auf Erden kein schöner Kleid,
denn Tugend, Ehr' und Redlichkeit;
je länger man dasselbe trägt,
je mehr es ziert und wohl ansteht.*

12. Die Nähmaschine.

1. Vor etwa fünfzig Jahren arbeitete in der Werkstätte eines berühmten Mechanikers zu Boston ein junger Mann, Namens Elias Howe. Er war ein geschickter Arbeiter und ein grübelnder Kopf, der schon verschiedene mechanische Geräte ausgeklügelt hatte; allein er war nicht praktisch, und trotz seiner zwanzig Jahre erschien er im Umgange mit andern unbeholfen und kindisch.

Eines Tages wurde in die Werkstatt seines Meisters eine Strickmaschine zur Ausbesserung gebracht. Bei der Beschäftigung dieser Maschine entstand in Howe sofort der Gedanke, eine Nähmaschine herzustellen. Tag und Nacht dachte er darüber nach, schlenderte bei den Schneidern umher und sah immer wieder dem Hergang des Nähens mit einer Aufmerksamkeit zu, daß die Leute an seinem Verstande zu zweifeln begannen.

So vergingen Jahre. Howe hatte ein eignes Geschäft eröffnet; aber es wollte nicht vorwärts. Sorgenvoll saß er in seinem elenden Dachstübchen und wußte oft nicht, wie er für seine hungernde Familie Brot schaffen sollte. Unablässig brütete er über seiner Maschine und mußte gar manchmal von seinen Bekannten, ja von seinem eignen Weibe den Vorwurf hören, daß er wohl Besseres thun könne, als unaufhörlich Hirnspinnweben nachzuhängen, bei denen doch nimmermehr etwas herauskommen werde.

2. Nach jahrelangen, fruchtlosen Versuchen kam ihm der Gedanke, ob es denn auch notwendig sei, daß die Maschine die Thätigkeit der menschlichen Hand nachahme, ob denn nicht ein andrer Stich möglich sei. Er nahm zwei Fäden und bewerkstelligte den Stich mittels einer gebogenen Nadel mit dem Ohr an der Spitze und mittels eines Webeschiffes. Sofort wußte er, daß er nunmehr erreicht hatte, was so lange all sein Denken und Sinnen, sein Streben und Mühen war. Im Oktober 1844 konnte er durch ein rohes Modell von Holz und Draht sich überzeugen, daß die von ihm gefertigte Maschine wirklich nähte.

Im Winter von 1844 auf 1845 arbeitete Howe, nachdem er einen ehemaligen Mitschüler, Georg Fischer, der ein wohlhabender Mann war,

für seine Gedanken gewonnen hatte, an der Herstellung einer Maschine aus Stahl, und im Juni 1845 gingen die sämtlichen Nähte an zwei vollständigen Anzügen aus seiner Maschine hervor.

Diese erste Nähmaschine ist noch in New York zu sehen. Es ist ein kleines Ding; eine Schachtel von kaum zwei Kubikdezimeter kann sie bequem bergen. Sie hat seitdem eine Menge von Veränderungen und Verbesserungen erfahren; aber es ist keine einzige der zahlreichen Nachahmungen, — es giebt heute an siebenhundert Arten — die nicht im wesentlichen auf Howes Maschine beruhte.

3. Die Nähmaschine war erfunden, aber Howes Leidensgeschichte begann erst. Er wanderte mit seiner Maschine von einem Schneider zum andern; keiner war zu bewegen, ein Kleidungsstück damit zu nähen; sie fürchteten das Ende ihres Gewerbes. Da stellte er seine Maschine in einem großen Kleidergeschäfte auf und erbot sich, damit jedwede Naht zu fertigen, die man ihm vorlegen würde. So nähte Howe vierzehn Tage lang von früh bis abends für alle Welt. Endlich forderte er fünf der flinksten und geschicktesten Arbeiterinnen zu einem Wettnähen mit ihm heraus. Zehn Nähte von gleicher Länge wurden hergerichtet; davon sollten fünf von der Maschine, die übrigen fünf von den Mädchen hergestellt werden. — Der Geschäftsinhaber, welcher, die Uhr in der Hand, als Kampfrichter zusah, versicherte, daß die Näherinnen schneller als gewöhnlich gearbeitet hätten, und dennoch war Howe mit seinen fünf Nähten eher fertig als die Mädchen, und seine Arbeit die sauberste und haltbarste.

Aber noch immer ließ sich niemand zur Anschaffung einer Maschine bestimmen.

Howes Freund, Fischer, der ihn mit den nötigen Geldmitteln versehen, den Erfinder und dessen Familie monatelang erhalten und mehr als zweitausend Dollars der Sache geopfert hatte, verlor jetzt allen Mut und trennte sich von Howe, der ärmer und unglücklicher als je in seines Vaters Haus zurückkehrte.

Nun versuchte er in England seiner Maschine Boden zu schaffen. Aber nach zweijähriger erfolgloser Arbeit fehlte es ihm an den Mitteln zur Heimfahrt, so daß er gezwungen war, seine kostbare erste Maschine zu verpfänden, um das Reisegeld nach New York bezahlen zu können.

4. Zu seinem Erstaunen gewahrte Howe bei seiner Rückkehr nach Amerika, daß unterdessen die Nähmaschine berühmt geworden war, wenn auch ihr Erfinder vergessen schien. Mehrere geschickte Mechaniker, die seine Maschine gesehen oder von ihr gelesen hatten, hatten sich am Bau der Nähmaschine versucht und auf Howes Grundlage weiter gearbeitet. In

New York und an andern Orten der Vereinigten Staaten waren Nähmaschinen öffentlich ausgestellt, und in Boston waren solche bereits in mehreren Geschäften in Thätigkeit.

Sowe unternahm sofort den Rechtsstreit gegen die Nachahmer seiner Erfindung, gewann, wurde als erster Erfinder der Nähmaschine 1850 anerkannt und erntete nun die Früchte seines Fleißes.

5. Bald traten auch andre mit neuen Maschinen vor die Öffentlichkeit, so Isak Singer, der durch seine kühne, rastlose Thatkraft und zähe Ausdauer der neuen Erfindung Anerkennung verschaffte. — In der Neuzeit werden auch in Deutschland Nähmaschinen hergestellt, welche den ausländischen mindestens ebenbürtig, teilweise sogar überlegen sind und sich einen Weltmarkt erobert haben.

Fast alles, was die Nadel verrichten kann, das vollbringt gegenwärtig auch die Nähmaschine. Eine gute Näherin macht durchschnittlich fünfunddreißig Stiche in der Minute, die schnellsten Nähmaschinen können bis zu dreitausend in der Minute leisten. Zu einem dauerhaften Hemde gehören sechsundzwanzigtausend Stiche. Welche Ersparnis an Zeit und Arbeit gewährt mithin die Nähmaschine!

Nach Holdermann.

13. Vom Brantweintrinken.

An der Entfittlichung vieler Menschen, an der Überfüllung der Zucht-, Armen-, Kranken- und Irrenhäuser, an der großen Zahl der Selbstmorde, an vielem Familienunglück, an Armut und Bettelei, an Arbeitscheu und Landstreichertum trägt zum größten Teile das Brantweintrinken die Schuld. In Deutschland wurde 1886 für 496 Millionen Mark Brantwein verbraucht. Welches Elend steckt in solcher Zahl! Auf den Kopf der Bevölkerung kommen 45 Liter Brantwein. 30 vom Hundert aller Geisteskranken haben ihr fürchterliches Leiden dem Brantweingenusse zuzuschreiben; 50 v. H. aller Verarmten und 70 v. H. aller Verbrecher sind Trinker. Krieg, Cholera, Seuchen und Pest richten viel Elend in der Welt an, aber der unendliche und überall verbreitete Jammer, welchen das Laster der Trunksucht anrichtet, ist größer; denn es verwüstet Leib und Seele. Dieser Feind des häuslichen und bürgerlichen Wohls ist leider in viele Wohnungen eingedrungen, haust da gar arg, schlägt die Möbel entzwei, trägt die Betten zum Hause hinaus, zerreißt die Kleider, prügelt die Kinder wohl gar zu Krüppeln, mißhandelt die Frauen, und legt am Ende dem Hausvater den Strick um den Hals, ihm die Kehle auf immer zuzuschneiden, oder drückt ihm die Schußwaffe in die Hand, um durch einen schimpflichen Tod ein schimpfliches Leben zu enden.

Aber ist denn der Brantwein wirklich ein so böser, gefährlicher Feind? Es scheint freilich nicht so. Er sieht ganz unschuldig aus, so rein und unschuldig, wie das reine, klare Wasser, das Gott zur Erquickung alles Lebendigen aus der Erde sprudeln läßt. Aber er ist nicht so unschuldig, er ist ein Mordmörder und führt ein verderbliches, langsam aber sicher wirkendes Gift in sich, das allmählich den Mut lähmt, die Kraft bricht, die Gesundheit zerstört, den Wohlstand untergräbt, den guten Ruf raubt, den Frieden des Hauses und den Frieden der Seele vernichtet.

Habt ihr sie nicht gesehen, die Männer und Frauen, die im schönsten Lebensalter nicht mehr angestrengt arbeiten können? Der Brantwein brach ihre Kraft! — Habt ihr sie nicht gesehen, die kahlen, ausgeleerten Wohnungen, in denen kaum noch ein Stuhl und ein Tisch und ein Strohlager, aber kein Bett, kein Schrank und kein Sonntagsrock mehr zu finden ist? Die Brantweinflasche hat die Wohnungen leer gemacht! — Habt ihr sie nicht gesehen, jene wankenden und schwankenden Gestalten, denen die Straße nicht breit genug ist, und hinter welchen die Gassenbuben herschreien? Wer hat sie herabgewürdigt zu den Tieren, wer hat sie um ihre Ehre gebracht vor den Menschen? Das that der Brantwein! — Und wem gehören die schmutzigen, zerlumpten Kinder mit ungekämmten Haaren, mit vor Hunger eingefallenen, todblassen Wangen? Ach, es sind die Kinder einer oft im Brantwein sich berausenden Familie, die sie hinausstieß auf die Straße zum Betteln! — Und wer schaut so ängstlich hinein durch die Fenster ins Wirtshaus und zittert und erbebt bei jedem neuen Ausbruch des wüsten Lärms, der bis auf die Straße dringt? Das ist die liebende Frau. Sie sucht den ihr immer noch teuren Mann und darf sich doch nicht hineinwagen in das wilde Gelag, damit sie nicht gehöhnt und weggestoßen werde. In dunkler, feuchter Nacht steht sie da, ob sie auch vor Kälte zittert, sie steht da und harret, ob der Mann nicht herauskomme, daß sie ihn bitten könne, mit heimzukehren zu den verlassenen Kindern. — Und wen trägt man da hinab vom Tanzsaale? Es sind Verwundete. Als der Brantwein ihre Köpfe erhitzt und ihnen die Besinnung geraubt hatte, da wurden die Messer gezogen, die Gläser geworfen, — Menschenblut wurde vergossen. — Und wen zieht man dort aus dem Schlamm des Flusses heraus? Ach, es ist ein Trunkenbold, ein heruntergekommener Handwerker. Der Brantwein hatte seine Kraft gebrochen, ihn um das Vertrauen der Kunden gebracht, ihn in das Elend gestürzt. Hat ihm gestern der Brantwein vollends den Verstand geraubt, hat ihm der Jammer im Hause gestern ans Herz gegriffen und ihn in den Tod getrieben? Wer

weiß es? Heute liegt er im Flusse, und aus seinem Häuschen tönt das Klagen der Witwe und das Weinen der verwaissten Kinder. Doch genug dieser Bilder des Elends!

Und die Waffen gegen diesen Feind? Wir kennen zwei: Mäßigkeit und Enthaltbarkeit; aber die Mäßigkeit ist nur ein hölzerner Schild, der bald zerbricht. Alle Trinker haben mit Mäßigkeit angefangen; aus selten wird gar zu leicht oft, aus Mäßigkeit Unmäßigkeit; und Großthuererei macht oft einen Säufer fertig, ehe er es denkt. Ein junger Bursche will trinken wie ein Mann, und das thörichte Lob, er könne viel vertragen, lautet in den Ohren mancher jungen Leute wie: er ist ein ganzer Kerl. Mancher will mit dem Trinken seine Fröhlichkeit beflügeln, ein andrer seine Traurigkeit zügeln; aber der Brantwein und seine Brüder, Rum, Grog, Wein und Bier, sind gar arge Lügner. Sie halten nur kurze Zeit Wort und lassen bei übergroßem Genuße der Fröhlichkeit nur gar zu bald Reue, Scham, Verdruß und vermehrte Traurigkeit folgen. Man hört vielfach die Behauptung, daß der Brantwein, in geringem Maße genossen, dem Handwerker, Tagelöhner und Bauern bei ihrer schweren Arbeit durchaus nötig sei; aber vor 150 Jahren kannte man dies Übel noch nicht, und doch arbeitete man damals ebenso lange und angestrengt wie jetzt. Daraus folgt, daß der Brantwein nicht durchaus nötig ist; er wirkt nicht stärkend und wohlthätig, sondern schwächend und verderblich; er täuscht nur eine Zeitlang über die Kräfte, beschwichtigt nur durch leere Reize den Magen, der nach kräftigerer Speise verlangt. Schiffe, die keinen Brantwein mit an Bord nehmen, werden in Amerika wohlfeiler versichert als die, auf welchen den Seelenten Brantwein gegeben wird. Warum?

Wenn also die Waffe der Mäßigkeit vor diesem Feinde nicht schützt, so ist dagegen die Enthaltbarkeit ein stählerner Schild. Wer diesen Schild trägt, d. h., wer gar keinen Brantwein trinkt, der und nur der ist gesichert vor seinem Gifte und Verderben. Darum ist das Sprichwort des weisen Salomo zu beherzigen: „Sei nicht unter den Schlemmern und Säufern; denn sie werden verarmen!“

Hugo Weber.

14. Bessere, weil es Zeit ist!

„Hört,“ sagte Christoph zu seinem Herrn, „auf unserm Dache fehlt ein Ziegel; laßt ihn nachstecken!“ — Aber der liederliche Hausherr sagte: „Ach was! ein Ziegel mehr oder weniger, das schadet nichts!“

Mit der Zeit aber kam der Wind, froh durch das Loch im Dache und hob auch noch andre Ziegel aus. Dann kamen der Regen und der

Schnee zum Dache hinein, legten sich auf den Boden, daß die Balken faulten. Endlich mußte der Zimmermann kommen, denn das Haus war baufällig geworden.

„Es ist schlimm,“ sagte der Zimmermann, „aber unter hundert Gulden kann ich Euch die Sache nicht wieder herstellen. Vor einigen Jahren freilich, als nur der eine Ziegel fehlte, wär's mit sechs Kreuzern abgemacht gewesen.“

Karl Runkwitz.

15. Der Hufnagel.

Wer im kleinen nicht Sorge trägt, muß im großen Schaden leiden. — Das erfuhr einst ein Kaufherr, der um eines schlechten Nagels willen ein schönes Roß verlor. Er ritt von dem Markte nach seiner Heimat zurück, wohl bepackt mit Geld und Geldsorgen. In einem Städtchen hielt er Mittag. Als der Knecht das Pferd vorführte, sagte er zu ihm: „Herr, es fehlt dem Rosse ein Nagel am Hufeisen des linken Hinterfußes.“ — „Ei was!“ sagte der Kaufherr, „Nagel hin, Nagel her! Die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl noch halten. Ich habe Eile!“ Und damit ritt er fort. Nach etlichen Stunden, als er wieder einkehrte und dem Rosse Brot geben ließ, kam der Knecht in die Stube und sagte: „Herr, es fehlt Eurem Pferde ein Hufeisen am linken Hinterfuß; soll ich's zum Schmiede führen?“ — „Um!“ sagte der Kaufherr, „Hufeisen hin, Hufeisen her! Die paar Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Pferd wohl aushalten. Ich habe Eile!“ Und er ritt wieder fort. Er ritt aber nicht lange, so fing das Pferd an zu hinken; und das Pferd hinkte nicht lange, so fing es an zu stolpern; und es stolperte nicht lange, so fiel es und brach ein Bein und stand nicht mehr auf. Da sagte der Kaufherr freilich nicht: „Pferd hin, Pferd her!“ sondern er kratzte sich hinter den Ohren, schnallte die Geldbörse und den Mantel ab und setzte seinen Weg zu Fuß fort, wohlbeladen mit Geld und Geldsorgen, hatte aber nun keine Eile mehr. Unterwegs jedoch dachte er: „An dem ganzen Unglücke ist doch nur der Nagel schuld.“ — Und du denke dir noch dazu: „Wenn ich eine Unart oder einen Fehler für nichts achte, kann ich an meiner Seele noch größeren Schaden erleiden als der Kaufmann an seinem Pferde.“

Ludwig Aurbacher.

16. Sprichwörter von der Sparsamkeit.

Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert. — Junges Blut, spar dein Gut, Armut im Alter wehe thut! — Mit vielem hüllt man haus, mit wenigem kommt man aus. — Borgen

macht Sorgen. — Spare in der Zeit, so hast du in der Not. — Sparschaft giebt Barschaft. — Strecke dich nach der Decke! — Kaufe nichts Unnötiges! — Wer kauft, was er nicht braucht, muß bald verkaufen, was er braucht. — Wer sich ehrlich will ernähren, muß viel flicken, wenig zehren. — Viele Wenig machen ein Viel.

Teuer ist die War', und das Geld ist rar: Spar!

Lang ist auch das Jahr, groß der Tage Schar: Spar!

Spar für die Gefahr, für die grauen Haar' — spar! Friedr. Güll.

17. Von Versicherungen.

Wenn ein Familienvater den Seinen durch den Tod entrissen wird, so kehrt nicht selten bittere Sorge und Not bei den Hinterbliebenen ein. Die Witwe und die unversorgten Kinder stehen dann an der Bahre tieftrauernd um den Verlust des geliebten Gatten und Vaters und zugleich noch schwer bedrückt von den Sorgen um die Zukunft. — Wenn in früherer Zeit ein armer Hausbesitzer sein Haus durch Brandunglück verlor, so zog er oft monatelang im Lande umher, um sich Gaben zum Aufbau eines neuen Hauses zusammen zu betteln. — Wenn dem Bauern die Hoffnung der Ernte in wenig Minuten durch einen Hagelschlag vernichtet wurde, so war er nicht selten genötigt, Schulden zu machen und wohl gar sein Besitztum zu veräußern. Gar mancher ist durch Brand und Hagelschlag an den Bettelstab gekommen.

Um die bitteren Folgen solcher Übel abzuwenden, soweit dies dem Menschen möglich ist, sind Versicherungen aller Art eingerichtet, Lebens-, Feuer-, Hagel- u. a. Versicherungen.

Wer einer guten Lebensversicherung beiträgt und alljährlich einen geringen Beitrag zahlt, der hinterläßt nach seinem Tode seinen Angehörigen ein Kapital, welches zwar nicht den Schmerz um den geliebten Hausvater, aber doch den Kummer um die nächste Zukunft zu nehmen vermag. Einer Lebensversicherung sollte jeder Familienvater beitreten, er sei Kaufmann oder Handwerker, Beamter oder Landwirt. Mancher entgegnet freilich: „Ich gebe meine Ersparnisse lieber in die Sparkasse oder in das Geschäft, da bringt das Geld höhere Zinsen.“ Wer weiß denn aber, wie lange ihm vergönnt ist, noch zu sparen oder zu arbeiten? Durch eine einmalige Zahlung der jährlichen Versicherungsgebühr für eine Lebensversicherung ist aber für den Todesfall ein bestimmtes Kapital sofort gesichert. So zahlt ein 30jähriger Mann für eine Versicherungssumme von 3000 Mark

eine jährliche Gebühr von etwa 60 Mark. Giebt er jährlich 60 Mark auf die Sparkasse, so wachsen diese Ersparnisse in 30 Jahren auch auf 3000 Mark an. Welche Gewißheit hat aber ein Mensch, daß er noch 30 Jahre leben werde und sparen könne?

Die Beträge für die Versicherung gegen Feuersgefahr sind sehr gering. Jede Familie müßte die wenigen Mark für die Versicherung der Möbel, Hausgeräte und Kleider gern zahlen, um der Sorge überhoben zu sein, durch Brandunglück in wenigen Minuten das bewegliche Eigentum ohne Entschädigung zu verlieren. Durch obrigkeitliche Verordnungen sind jetzt schon die meisten Besitzer genötigt, wenigstens die Gebäude gegen Brandschaden zu versichern.

Auch Verluste durch Hagelschlag und Viehsterben werden von Hagel- und Vieh-Versicherungskassen vergütet.

Wenn einer aber einwenden wollte: „Ich versichere mein Eigentum nicht, auch für den Todesfall versichere ich den Meinen kein Kapital; denn Gott, der das Übel sendet, der wird auch weiter helfen,“ dem gilt das andre Wort: „Es steht geschrieben, du sollst Gott nicht versuchen!“ Dein Schöpfer gab dir Verstand und zeigte dir die Wege, auf denen du für dich und die Deinen die Not abwenden konntest. Benutzest du diese Hilfsmittel vermessener Weise nicht, so darfst du dann auch nicht darüber klagen, daß die Not dich getroffen. (Sirach 3, 27. 28.)

H. Waechter.

18. Reichtum und Armut.

*Nur selten, weiß ich, daß es einem frommt,
wenn er zu übergroßem Reichtum kommt.*

*Der allzureich', der allzuarme Mann,
sie schau'n die Welt durch trübe Augen an.*

*Zu großer Reichtum macht hoffärtig Blut;
zu große Armut raubt den Lebensmut.*

Und wahrlich, feins von beiden dünkt mich gut.

Walthier von der Vogelweide. (1200.)

19. Sprichwörter von der Genügsamkeit.

Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel bedarf. — Zufriedenheit ist der größte Reichtum. — Zufrieden sein ist große Kunst, zufrieden scheinen bloßer Dunst, zufrieden werden großes Glück, zufrieden bleiben Meisterstück. — Genug haben ist mehr als

viel haben. — Je mehr der Geizige hat, je mehr geht ihm ab. — Geiz wächst mit dem Geld. — Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last. — Jeder ist seines Glückes Schmied. — Mittelmaß ist die beste Straß.

20. Johann, der muntre Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder, wie geht es Euch? wie fangt Ihr's an?
erlernte viele schöne Lieder Ein jeder rühmt mir Eure Ware.
und sang mit unbesorgtem Sinn 30 Sagt, wie viel bringt sie ein im
den Tag bei seiner Arbeit hin. Jahre?"
5 Zu beißen hatt' er oft sehr wenig; „Im Jahre? Herr, mir fällt nicht
doch war er froher als ein König, bei,
und seiner hellen Stimme Kraft wie groß im Jahr mein Vorteil sei.
durchdrang die ganze Nachbarschaft. So rechn' ich nicht. Ein Tag bescheret,
Man horcht, man fragt: „Wer singt was der, so auf ihn folgt, verzehret.
schon wieder?" 35 Das kommt im Jahr, ich weiß die
10 „Wer ist's?" — „Der muntre Seifen- Zahl,
sieder.“ dreihundertfünfundsechzigmal.“
Es wohnte neben diesem an „Schon recht; doch könnt Ihr mir
ein reicher, fauler, feister Mann, nicht sagen,
der prassend oft die halbe Nacht was pflegt ein Tag wohl einzutragen?" —
durchwachte
und dann zur Nacht den lichten „Mein Herr, Ihr forschet allzusehr;
Morgen machte. 40 der eine weniger, der andre mehr.“
15 Doch schloß er kaum die Augen zu, Der reiche Mann, gar sehr erfreut
so stört' ihn schon in seiner Ruh' ob dieser guten Nachricht, heut
durch seine frohen Morgenlieder dem liederreichen Nachbarmann
Johann, der muntre Seifensieder. viel schöne, blanke Thaler an,
Drob zürnt der reiche, faule Mann 45 nur daß er künftig nicht mehr singe
20 und hebt, wenn jener singt, voll und um den Morgenschlaf ihn bringe.
Unmut an: Johann verspricht's, läuft hocherfreut
„Der Geier hole deine Lieder, mit seinen Thalern heim und scheut
vermaledeiter Seifensieder! wie Diebesaugen aller Blicke,
Ach! wäre doch, zu meinem Heil, 50 ist ganz betäubt von seinem Glücke,
der Schlaf hier wie die Austerl feil!“ zählt, streichelt, küßt sogar sein Geld
25 Den Sänger, den er früh ver- und wähnt sich nun den Glücklichsten
nommen, der Welt.
läßt er des Mittags zu sich kommen Um seinen lieben Schatz zu hüten
und spricht: „Mein lustiger Johann, und schnöden Dieben Troß zu bieten,

55 verwahrt er ihn bei Tag und Nacht Zulezt erwacht sein vor'ger Sinn;
in einem wohlbeschlagnen Kasten; schnell läuft er zu dem Nachbar hin
doch so auch kann er noch nicht rasten, und spricht: „Herr, lehrt mich bess're
weil ihm jetzt alles Argwohn macht. Sachen,
Sobald sich nur der Haushund reget, als, statt des Singens, Geld be-
60 sobald der Kater sich bewegt, wachen!
springt er erschrocken auf und glaubt, 75 Nehmt Eure Thaler wieder hin
man hab' ihn wirklich schon beraubt, und laßt mir meinen frohen Sinn!
bis oft gestoßen, oft geschmissen, Mag, wer da will, Euch Euer Glück
sich endlich beide packen müssen. beneiden!
85 Er sieht zulezt, je mehr er spart, ich tausche nicht mit Euren Freunden.
daß Sorge sich mit Reichtum paart, Mir ward statt Gold und Goldes-
sieht alle Ruhe, alle Freuden klang
sich unbarmherzig von ihm scheiden. 80 ein froher Sinn und froher Sang.
Ihm schmeckt kein Essen, schmeckt kein Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Trant, Johann, der muntre Seifensieder.“
70 und Seufzer hört man statt Gesang.

Friedr. v. Hagedorn.

21. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keins erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieses kostbare Gebäude, die Schornsteine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkojen?“ — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und barsch: „Kannitverstan!“ und schnurrte vorüber. Dies war ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und

heißt auf deutsch so viel als: „Ich kann Euch nicht verstehen.“ Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. „Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan,“ dachte er, und ging weiter. Gass' aus, Gass' ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Gi, oder auf deutsch: Das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchsehen werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere heraufgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugeesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel herastrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da dachte er: „Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder! Wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben.“ Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was für ein armer Mensch er sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat,“ kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermunimte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar an Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hute in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zuge, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein,“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Tüttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es war ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums

Herz. „Armer Kannitverstan!“ rief er aus, „was hast du nun von all deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme, ein Totenkleid und ein Leichentuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Rose.“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm einmal wieder schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab. Z. p. Hebel.

22. Die Pfauen und die Krähe.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzenden Vögel. Sie ward erkannt, und schnell fielen die Pfauen mit scharfen Schnäbeln über sie her, ihr den betrügerischen Fuß auszureißen.

„Lasset nach!“ schrie sie endlich, „ihr habt nun alles das Eurige wieder.“ Doch die Pfauen, welche einige von den eignen glänzenden Schwingen der Krähe bemerkt hatten, versetzten: „Schweig, armselige Narrin; auch diese können nicht dein sein!“ — und hackten weiter.

Goth. Ephraim Lessing.

23. Sprichwörter von der Ordnung im Hause.

Fleißige Frau macht hurtig Gesinde. — Das Auge der Hausfrau schafft mehr als ihre beiden Hände. — Eine Hausfrau ist keine Ausfrau.

Der Herr muß selber sein der Knecht, will er's im Hause haben recht. — Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut. — Der Herr sieht mit einem Auge mehr, als die Diener mit viere. — Wenn der Herr kurzsichtig ist, ist der Knecht blind. — Des Herrn Auge macht das Vieh fett. — Wie der Herr, so's Gescherr. — Wenn der Diener reich und der Herr arm wird, so taugen beide nichts. — Wer befehlen will, muß gehorchen lernen.

Ordnung hilft haushalten. — Ordnung erhält die Welt. — Ordnung ist das halbe Leben. — Gebraucht die Zeit, sie geht so schnell von hinnen, doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.

24. Der Wirt muß voraus.

Du wunderst dich, daß meine Leute nicht schlemmen und schlendern und überhaupt so ordentlich sind? O, mein liebes Kind, ich kann, was ich will, und der Henker sollte mir den Diensthofen holen, der mir ein einziges Mal über die Schnur hiebe. Ordnung im Haushalt ist keine Hexerei, und ich habe ein so sicheres Mittel, meine Leute vom Schlemmen und Schlendern abzuhalten, daß ich alles in der Welt darauf wetten will, es fällt ihnen gar nicht ein. Das Späsigste aber ist, daß ich dieses Mittel von meiner Viehmagd gelernt habe. Diese wollte, als ich meinen Mann geheiratet hatte und wir unsre Pachtung antraten, nicht früh genug aufstehen, und wie ich sie darüber zur Rede stellte, gab sie mir zur Antwort: „By us muet de Wert vorup.“ Dies schallte mir durch die Ohren, und auf einmal erleuchtet, fühlte ich die ganze Wahrheit, daß alles in der Haushaltung durch einen guten Vorgang gezwungen werden müsse, und daß es eine Thorheit sei, sich um acht Uhr aus dem Bette zum Kaffeetrinken wecken zu lassen und von dem Gesinde zu fordern, daß es um drei Uhr an der Arbeit sein und sich nicht auch eine verstohlene Freude machen sollte.

Wie es des andern Morgens vier schlug, sagte ich daher zu meinem Manne: „Der Wirt muß voraus!“ Und so wie wir dieses einigemal gethan hatten, war alles Gesinde so schnell bei der Hand, daß ich seit der Zeit nicht nötig gehabt habe, ein einziges Mal mit der Viehmagd über ihren langen Schlaf zu schelten. Anfangs fiel es uns etwas schwer, so früh die warmen Federn zu verlassen. Wie wir es aber erst eine Zeitlang gethan hatten, war es uns nicht möglich, lange über die gewohnte Zeit darin zu verweilen.

Nun, mein Schatz, weißt du mein ganzes Geheimnis, und wenn du dasselbe wohl anwendest, wirst du nicht nötig haben, dich über Unordnung im Haushalt zu beschweren. Andern zu befehlen und Vorschriften zu geben, ist keine Kunst; man muß voraus gehen, wenn einem gefolgt sein soll, auf die Drehsche, wie auf die Drehsche; und der Soldat lacht über den Hauptmann, der ihm hinterm Eichbaum befehlen will, als ein braver Kerl die Sturmleiter hinauf zu klettern. So handeln aber unsre meisten Haushalter; sie selbst wollen schlafen, bis der Kaffee fertig ist, und hinterm Ofen sitzen; das Gesinde aber soll sich quälen und schlecht behelfen. Das geht nicht und wird in Ewigkeit nicht gehen! „De Wert muet vorup!“

Ensus Möser.

25. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübten Umstände und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen zu. Wißt Ihr kein Mittel, dem Übel abzuweichen?“

Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, brachte über ein Weilchen ein kleines, versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästchen müßt Ihr ein Jahr lang dreimal des Tages und dreimal bei der Nacht in Küche, Keller und Stallung und allen Winkeln des Hauses umhertragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber übers Jahr das Kästlein wieder zurück.“

Die gute Hausfrau setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte eben ein Knecht einen Krug Bier heimlich herauftragen. Als sie noch spät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gebacken. Als sie die Stallungen durchwanderte, standen die Kühe tief im Kot, und die Pferde hatten statt des Hafers nur Heu in der Krippe und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage einen Fehler abzustellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Laßt mir das Kästchen nur noch ein Jahr; es enthält ein gar treffliches Mittel.“

Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich Euch nicht lassen; das Mittel aber, das darinnen verborgen ist, sollt Ihr haben.“ — Er öffnete das Kästchen und sieh, es war nichts darin, als ein weißes Papier, auf dem geschrieben stand:

Du mußt, soll's wohl im Hause stehen,
auf Sparsamkeit und Ordnung sehen.

Chr. v. Schmid.

26. Des Müllers Magd.

Auf eines Müllers Hofe hatte sich einst bei Nacht ein angeschlossener Hund von seiner Kette losgerissen. Von dem Lärm erwacht der Herr und ruft die Magd. Die springt schnell aus dem Bett und eilt halb nackt hinaus, den Hund wieder an seine Kette zu legen. Doch vor der Thür springt er ihr wütend entgegen und beißt sie an Arm und Fuß wund. Auf ihr Geschrei eilt der Müller mit den Seinigen schnell herzu. Sie aber läßt niemand heraus und ruft: „Der Hund ist toll! Ich bin nun schon gebissen; laßt mich, ich will ihn schon allein wieder fest-

schließen.“ Sie achtete nicht darauf, daß das Blut ihr stromweis aus der Wunde floß; erst als sie ihn wieder festgebunden hatte, ließ sie ihn los. Als es Morgen geworden war, wurde der Hund erschossen. — Die Magd aber ging still und ohne Klagen in ihre Kammer und erwartete den Tod. Umsonst war ärztliche Hilfe; — sie befahl sich Gott; bald brach die Wut aus, und in wenigen Tagen starb die treue Magd.

Karl Heine. Caspari.

2.

Schaffen und Streben ist Gottes Gebot, Arbeit ist Leben, Nichtsthun der Tod.

27. Gebet.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!
Im Brand des Sommers, der dem Manne die Wange bräunt,
wie in der Jugend Rosentagen sei du mit mir!
Behüte mich am Born der Freude vor Übermut,
und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!
Dein Segen ist wie Tau den Reben; nichts kann ich selbst;
doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir!
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

Emanuel Geibel.

28. Das walte Gott!

1. Das walte Gott! mehr braucht es nicht.
Wer dies Gebet von Herzen spricht,
darf an sein Werk mit Freuden gehn
und treuer Hilfe sich versehn.

2. Und wär' die Last auch noch so schwer,
und drohten Feinde ringsumher,
es macht den Troß der Welt zu Spott
der fromme Spruch: Das walte Gott!

Julius Sturm.

29. Morgengebet.

1. O wunderbares, tiefes Schweigen,
wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
als ging' der Herr durchs stille Feld.

2. Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen,
wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' erschaffen,
ich schäm' mich des im Morgenrot.

3. Die Welt mit ihrem Gram und Glücke

will ich, ein Pilger, froh bereit

betreten nur wie eine Brücke

zu dir, Herr, übern Strom der Zeit. *Jos. Freiherr v. Eichendorff.*

30. Von der Arbeit.

Es ist eine weise Einrichtung im Menschenleben, daß uns nicht leicht ohne unser Zuthun etwas zufällt, sondern daß wir uns das, was wir besitzen und genießen wollen, mit Mühe erwerben müssen. Jener Ausspruch des Herrn im Paradiese: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen,“ ist der Menschheit nicht zum Fluche, sondern zum Segen geworden. Jeder Arbeit verheißt Christus den Lohn, indem er spricht: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.“

Die Arbeit läßt uns nicht nur erwerben, was wir zu des Lebens Nahrung und Notdurft brauchen; sie erhöht auch unsre Gesundheit und die Kraft des Körpers; sie gewöhnt uns an eine wohlgeordnete und überlegte Thätigkeit; sie giebt dem Geiste Heiterkeit und Frohsinn; sie erweckt in uns das Gefühl der Selbstständigkeit; sie übt uns in der Standhaftigkeit, Selbstbeherrschung und Überwindung von Schwierigkeiten und Gefahren; sie bricht die Gewalt der Leidenschaften; sie bewahrt uns vor allen Verirrungen und Lastern, die im Gefolge des Müßiggangs die Seele bestricken; sie macht uns fähig zu einer gesegneten Wirklichkeit nach innen und außen; sie erwirbt uns das Vertrauen, die Achtung und Liebe unsrer Mitmenschen.

Wäre die Einrichtung unsrer Natur anders, so daß uns alles, dessen wir bedürfen, von selbst zufiele, so würden wir freilich gemächlicher leben; aber wir würden auf ein sinnliches, halbtierisches, unthätiges und schlaffes Leben beschränkt sein. Die Aufgabe des Menschen ist es, sich aus den niedern Kreisen des Erdenlebens durch freie, selbstständige Thätigkeit zu den höhern hinaufzuarbeiten; er soll der Herr der Natur, der Schöpfer seines Glückes werden, seine Bildung, Veredelung und Vervollkommenung sich selbst zu verdanken haben. Ohne Mühe und Anstrengung und vielfache Beschwerde kann er aber nirgend zu etwas Würdigem, Edlem und Großem gelangen. Nicht auf Rosenpfaden, nicht auf gemächlichen und bequemen Wegen, nicht unter Scherz und Spiel führt uns Gott durch die flüchtigen Tage. Das Leben ist eine ernste und heilige Sache und will auch in einem ernsten und heiligen Sinne geführt sein.

Freilich giebt es viele, welche nur arbeiten und erwerben, um zu besitzen und genießen. Sich Schätze zu sammeln, um wie der reiche Mann im Evangelium alle Tage herrlich und in Freuden leben zu können,

ist ebenso thöricht als verderblich. Nur Thoren finden ihr Glück im Vergänglichem, und wer sein Herz an Irdisches hängt, hat sein hohes Lebensziel noch nicht erkannt. Man denke aber nicht, daß man Geizige, Prasser und Verschwender nur an den Tafeln der Reichen suchen müsse; Mammonsinn haftet ebenso oft auch am Bettelbrote.

Ob die Arbeit geleistet wird nur mit den Händen in schwerem Tagewerk, ob mit dem Geiste und mit der Feder, ob mit den Händen und mit dem Kopfe zugleich, darauf kommt es nicht an. Aber darauf kommt es an, daß jeder den Platz ausfülle, an den er nach dem Maße seiner körperlichen oder geistigen Fähigkeiten gestellt ist. Der fleißige Tagelöhner mit seiner rein mechanischen Arbeit empfindet in gleicher Weise den Segen und die Ehre der Arbeit, wie der sinnende Gelehrte am Schreibtisch; und den faulenzenden Millionär im Palaste drückt ebenso das Gefühl der Nichtigkeit seines Daseins, wie den zerlumpten Bettler am Wege.

Wohl an keinem Menschen hat sich der Segen und der Lohn der Arbeit schon hier auf Erden so sichtbar gezeigt, wie an unserm verewigten Kaiser Wilhelm. Wie er uns in vielen Stücken ein leuchtendes Vorbild gewesen ist, so wollen wir vor allem seine schon mit ersterbenden Lippen gesprochenen Worte: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein!“ zum Wahlspruch unsers Lebens und Handelns machen.

H. Waack.

* *
Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell.

Herder.

* *
Not lehrt beten; Arbeit lehrt,
wie man gegen Not sich wehrt.

Gleim.

* *
Arbeiten können giebt Selbstvertrauen und verleiht das wohlthuende
Gefühl der Unabhängigkeit.

Zahn.

* *
Lasset uns wirken, so lange es Tag ist;
es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Zoh. 9, 4.

31. Übung macht den Meister.

Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, ist auch noch kein Meister geboren worden; sondern die Meisterschaft kommt allemal nach und nach, leis und langsam, nicht von selbst, sondern durch Übung. Wer noch so viele Gaben und Anlagen besitzt und bildet sie nicht aus, sondern legt sich auf die Bärenhaut, der kann wohl ein ausgezeichneteter Nichtsnutz werden, aber ein Meister nimmermehr. Wissen, Können und Wollen, das ist's, was einer besitzen muß, um in einem Fach Meister zu werden.

Vor allem aber das Wollen. Denn wer nicht will, der lernt nichts und weiß nichts und kann nichts — wird kein Meister, sondern bleibt ewig ein fauler Gesell oder ein dummer Junge.

Karl Enslin.

32. Das Schlaraffenland.

Eine Gegend heißt Schlaraffen-
land,
den faulen Leuten wohlbekannt.
Die liegt drei Meilen hinter Weis-
nachten.

Ein Mensch, der dahinein will trachten,
15 muß sich des großen Dings vermaßen
und durch einen Berg von Kuchen
essen,

der ist wohl dreier Meilen dick;
alsdann ist er im Augenblick
in demselbigen Schlaraffenland.

10 Da hat er Speiß' und Trank zur
Hand,

da sind die Häuser gedeckt mit
Fladen,

mit Lebkuchen Thür und Fensterladen;
um jedes Haus geht rings ein Zaun,
geflochten aus Bratwürsten braun;

15 vom besten Weine sind die Brunnen,
kommen einem selbst ins Maul
geronnen;

an den Tannen hängen süße Krappen,
wie hier zu Land die Tannenzapfen;
auf Weidenbäumen Semmeln stehn,

20 unten Bäche von Milch hergehn;
in diese fallen sie herab,
daß jedermann zu essen hab'.

Auch schwimmen Fische in den Lachen,
gesotten, gebraten, gesalzen, gebacken,

25 die gehen bei dem Gestad' so nahe,
daß man sie mit den Händen fahet.

Auch fliegen um, das mügt ihr
glauben,

gebratne Hühner, Gänse und Tauben;
wer sie nicht fängt und ist so faul,

30 dem fliegen sie von selbst ins Maul.
Die Schweine, fett und wohl geraten,
laufen im Land herum gebraten,

jedes hat ein Messer im Rück,
damit schneidet man sich ab ein Stück

35 und steckt das Messer wieder hinein.

Räse liegen herum wie die Stein'.
Ganz bequem haben's die Bauern;
sie wachsen auf Bäumen an den
Mauern,

sind sie zeitig, so fallen sie ab,
40 jeder in ein Paar Stiefel herab.

Auch ist ein Jungbrunn in dem Land,
mit dem ist es also bewandt:

Wer da häßlich ist oder alt,
der badet sich jung und wohlgestalt'.

45 Bei den Leuten sind allein gelitten
mühevolle, bequeme Sitten.

So zum Ziel schießen die Gäst',
der am meisten fehlt, gewinnt das
Best'.

Im Laufen gewinnt der letzte allein.
Das Schlafrocktragen ist allgemein.

Auch ist im Land gut Geld gewinnen:
Wer Tag und Nacht schläft darinnen,

dem giebt man für die Stund' einen
Gulden;

der wacker und fleißig ist, macht
Schulden.

55 Dem, welcher da sein Geld verspielt,
man alles zwiefach gleich vergilt;

und wer seine Schuld nicht gern
bezahlt,

auch wenn sie war' eines Jahres alt,
dem muß der andere doppelt geben.

60 Der, welcher liebt ein lustig Leben,
kriegt für den Trunk einen Bagen
Lohn.

Für eine große Lüge giebt man eine
Kron'.

Verstand darf man nicht lassen sehn,
aller Vernunft muß man müßig gehn,

65 wer Sinn und Wiß gebrauchen wollt',
dem war' kein Mensch im Lande hold;

wer Zucht und Ehrbarkeit hätt' lieb,
denselben man des Lands vertrieb';

und wer arbeitet' mit der Hand,
70 dem verbüt' man das Schlaraffenland.

Denn wer trüg ist und will nichts
 lern'n, ^{so} und wer auf weiter gar nichts acht't,
 der kommt im Land zu großen Ehr'n,
 und wer der Faulste wird erkannt,
 derselbige ist König im Land.
 Wer wüß, wild und unsinnig ist,
 grob, unverständlich zu aller Frist,
 aus dem macht man im Land einen ^{ss}
 Fürsten;
 wer gern ficht mit Leberwürsten,

aus dem ein Ritter wird gemacht,
 als auf Essen, Trinken und Schlafen,
 aus dem macht man im Land einen
 Grafen.
 Wer also lebt wie obgenannt,
 der ist gut im Schlaraffenland, —
 in einem andern aber nicht.
 Drum ist ein Spiegel dies Gedicht,
 darin du sehest dein Angesicht.

Hans Sachs.

33. Die Heintzelmännchen.

1. Wie war zu Köln es doch
 vordem
 mit Heintzelmännchen so bequem!
 Denn war man faul — man legte sich
 hin auf die Bank und pflegte sich:
 Da kamen bei Nacht, eh' man's
 gedacht,
 die Männlein und schwärmten
 und klappten und lärmten
 und rupften und zupften
 und hüpfen und trabten
 und pugten und schabten;
 und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
 war all sein Tagewerk — bereits
 gemacht.

2. Die Zimmerleute streckten sich
 hin auf die Spän' und reckten sich;
 indessen kam die Geisterschar
 und sah, was da zu zimmern war,
 nahm Meißel und Beil
 und die Säg' in Gil'.
 Sie sägten und stachen
 und hieben und brachen,
 herappten und kappten,
 visierten wie Falken
 und setzten die Balken;
 eh' sich's der Zimmermann versah,
 klapp! stand das ganze Haus — schon
 fertig da.

3. Beim Bäckermeister war nicht
 Not,
 die Heintzelmännchen backten Brot.
 Die faulen Burschen legten sich,

die Heintzelmännchen regten sich —
 und ächzten daher mit Säcken schwer.
 Und knieteten tüchtig und wogen richtig
 und hoben und schoben
 und segten und backten
 und klopfen und hachten.
 Die Burschen schnarchten noch im Chor,
 da rückte schon das Brot, — das
 neue, vor.

4. Beim Fleischer ging es just
 so zu:
 Gesell und Bursche lag in Ruh';
 indessen kamen die Männlein her
 und hachten das Schwein die Kreuz
 und Quer.

Das ging so geschwind
 wie die Mühl' im Wind.
 Die klappten mit Beilen,
 die schnitzten an Speilen,
 die spülten, die wühlten
 und mengten und mischten
 und stopften und wischten.
 That der Gesell die Augen auf,
 wapp! hing die Wurst schon da —
 zum Ausverkauf.

5. Beim Schenken war es so:
 Es trank
 der Küfer, bis er niederfant;
 am hohlen Fasse schließ er ein,
 die Männlein sorgten um den Wein
 und schwefelten fein alle Fässer ein.
 Und rollten und hoben
 mit Winden und Kloben,

und schwenkten und senkten
 und gossen und panschten
 und mengten und manschten,
 und eh' der Küfer noch erwacht,
 war schon der Wein geschönt und —
 fein gemacht.

6. Einst hatt' ein Schneider große
 Pein:
 der Staatsrock sollte fertig sein;
 warf hin das Zeug und legte sich
 hin auf das Ohr und pflegte sich.
 Da schlüpfen sie frisch in den
 Schneidertisch

und schnitten und rücten
 und nähten und stücten
 und faßten und paßten
 und strichen und gucten
 und zupften und ructen.
 Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
 war Bürgermeister's Rock bereits
 gemacht.

7. Neugierig war des Schneiders
 Weib
 und macht' sich diesen Zeitvertreib:
 streut' Erbsen hin die andre Nacht;

die Heintzelmännchen kommen sacht;
 eins fährt nun aus,
 schlägt hin im Haus,
 die gleiten von Stufen
 und plumpen in Kufen,
 die fallen mit Schallen,
 die lärmten und schreien
 und vermaledeien!
 Sie springt hinunter auf den Schall
 mit Licht. — Husch, husch, husch, husch!
 — verschwinden all'.

8. O weh, nun sind sie alle fort,
 und keines ist mehr hier am Ort!
 Man kann nicht mehr wie sonst
 ruhn,
 man muß nun alles selber thun.
 Ein jeder muß sein selbst fleißig sein,
 und fragen und schaben
 und rennen und traben
 und schniegeln und bügeln
 und klopfen und hachen
 und kochen und backen.
 Ach, daß es noch wie damals wär'!
 Doch kommt die schöne Zeit nicht
 wieder her!
 August Kopisch.

34. Der geheilte Kranke.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch
 allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen, gottlob! der
 arme Mann nichts weiß; denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft
 stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen
 Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort
 davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl und
 rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil
 zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die
 Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnaußt der Nach-
 bar so?“ — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls halb etwas
 Kaltes, halb etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter
 Langerweile bis an den Abend, also daß man bei ihm nicht recht sagen
 konnte, wo das Mittagessen aufhörte, und wo das Nachtessen anfing.
 Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müde, als wenn
 er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon
 bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Mehl-

jack. Essen und Schlaf wollten ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andre. Alle Ärzte, die in Amsterdam waren, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Tränken und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen, wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts; denn er befolgte nicht, was ihm die Ärzte befohlen, sondern sagte: „Tausend, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld!“ Endlich hörte er von einem Arzte, der 100 Stunden weit entfernt wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschau, und der Tod gehe ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzte faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt aber merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, dich will ich bald kuriert haben.“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund! Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Bauche, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurme muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Köhlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen; sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andre dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, mittags ein Bratwürstlein dazu, abends ein Ei und am Morgen ein Fleischsupplein mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nicht viel mehr anzumessen, wohl aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nicht mehr schreien. Thut, was Ihr wollt!“ Als der Mann so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel putzen und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke sein Vorreiter hätte sein können, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nicht mehr so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde

so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch; und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin. Und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir!“ Als er zum Doktor kam, nahm ihn dieser bei der Hand und sagte ihm: „Jetzt erzähl mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt!“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt, gottlob! nichts. Wenn Ihr so gesund seid, wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinen Rat befolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leibe. Deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sägen und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht auskriechen. So könnt Ihr ein alter Mann werden.“ Der Arzt lächelte, indem er dies sagte. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl,“ und hat 87 Jahre 4 Monate 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dukaten zum Gruß geschickt.

3. p. Hebel.

35. Till Eulenspiegel.

1. Eulenspiegel, der berühmte Schalksnarr, wurde vor etwa 600 Jahren in dem Dorfe Kneitlingen bei Schöppenstedt im Braunschweigischen geboren. Von frühester Jugend an verübte er die tollsten Streiche und fand ein besonderes Vergnügen daran, andern einen Schabernack zu spielen. Die Veranlassung dazu fand sich häufig dadurch, daß er die ihm gegebenen Aufträge buchstäblich verstand und buchstäblich ausführte. So sagte einmal ein Barbier, der den Eulenspiegel auf der Landstraße dinge, zu ihm: „Sieh nur nach dem roten Hause an der Ecke des Marktes mit den hohen Fenstern von Spiegelglas; da geh nur hinein und warte, bis ich komme.“ Was that nun der Schalk? Statt durch die Thür zum Hause hineinzugehen, zerbrach er die kostbaren Fensterscheiben und stieg hier zum Hause hinein. Als der Meister bald darauf nach Hause kam und das Unheil sah, welches der neue Geselle angerichtet hatte, hieß er ihn sofort des Weges gehen, den er gekommen. Da zerbrach der Schalk ein zweites Fenster, um nur des Weges gehen zu können, auf dem er gekommen.

2. Einmal kam Eulenspiegel nach Berlin und verdingte sich zu einem Schneider. Dieser sagte zu ihm: „Lieber Gesell! arbeite schön und nähe fein, daß man es nicht sieht.“ Hierauf kroch Eulenspiegel unter ein Faß und nähte im Finstern. Der Meister sprach: „Was treibst du? wer hieß dich dahin kriechen?“ Till antwortete: „Ihr habt mir ja geheißen, zu nähen, daß es niemand sieht.“ — Am Abende wurde der Meister schläfrig und wollte zu Bett gehen. Da sprach er zum Gesellen: „Ich wünsche, daß dieser graue Bauernrock noch fertig werde; mach also den Wolf zurecht!“ — Eulenspiegel war die ganze Nacht bemüht, aus dem Bauernrocke einen Wolf zu bilden, mit Kopf, Schweif und Füßen, und als er am Morgen fertig war, kam der Meister und sah sein blaues Wunder. — „Wie hast du wieder Schalkheit getrieben!“ sprach er zu Till, „ich wollte keinen Wolf, sondern nannte bloß den Bauernrock einen Wolf.“ — „Das ist nicht meine Schuld,“ erwiderte Eulenspiegel; „spricht, wie Ihr denkt, und ich werde immer thun, was Euch zufrieden macht.“

Deutsche Volksbücher.

36. Die alte Waschfrau.

1. Du siehst geschäftig bei dem Linnen die Alte dort im weißen Haar, die rüstigste der Wäscherinnen, im sechsundsiebzigsten Jahr. So hat sie stets mit saurem Schweiß ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen und ausgefüllt mit treuem Fleiß den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen geliebt, gehofft und sich vermählt; sie hat des Weibes Los getragen; die Sorgen haben nicht gefehlt. Sie hat den kranken Mann gepflegt; sie hat drei Kinder ihm geboren; sie hat ihn in das Grab gelegt — und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's, die Kinder zu ernähren; sie griff es an mit heiterm Mut; sie zog sie auf in Zucht und Ehren; der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut. Zu suchen ihren Unterhalt, entließ sie segnend ihre Lieben; so stand sie nun allein und alt, — ihr war ihr heit'rer Mut geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen und Flachs gekauft und nachts gewacht, den Flachs zu feinem Garn gesponnen, das Garn dem Weber hingebracht; der hat's gewebt zu Leinwand. Die Schere brauchte sie, die Nadel, und nähte sich mit eigner Hand ihr Sterbehemd sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es, verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz; es ist ihr Erstes und ihr Letztes, ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz. Sie legt es an, des Herren Wort am Sonntag früh sich einzuprägen, dann legt sie's wohlgefällig fort, bis sie darin zur Ruh' sie legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte, ich hätte, diesem Weibe gleich, erfüllt, was ich erfüllen sollte in meinen Grenzen und Bereich. Ich wollt', ich hätte so gewußt am Kelch des Lebens mich zu laben, und könnt' am Ende gleiche Lust an meinem Sterbehemde haben.

Adelbert v. Chamisso.

37. Die Macht des Gebets.

Das Schiff „Cornelia“ befand sich auf einer Reise im Weltmeere und war bereits weit von der amerikanischen Küste entfernt, als ein heftiger Sturm losbrach, der fünf Tage lang anhielt und das Schiff in eine solche Gefahr brachte, daß die Mannschaft sich fast für verloren ansah. Gerade als das Unwetter am wütendsten tobte und das Schiff wie einen Spielball haushoch hinauf- und hinabschleuderte, kam oben das Takelwerk am Hauptmast in Unordnung, und der Schaden mußte zurechtgebracht werden. Doch in dem Tumult des Sturmwindes auf den Mast zu klettern, schien fast unmöglich; es war ein Wagestück auf Leben und Tod. Der Steuermann befahl kurzweg einem Schiffsjungen, er solle hinauf. Der war ein junger, zarter Bursche, kaum dreizehn Jahre alt, das einzige Kind einer armen Witwe, welche ihr Liebstes hatte in die Welt gehen lassen, weil sie selber kaum satt zu essen hatte.

Als der Junge den Befehl vom Steuermann empfangen, hob er seine Mütze auf, blickte hinauf nach der Spitze des Mastes und wieder hinab in die schäumenden Wellen, die wie mit Ruten gepeitscht übers Berdeck schlugen und nach ihm die Wasserarme ausstreckten; und dann sah er den Steuermann an. Er schwieg einen Augenblick; darauf sagte er: „Ich komme gleich!“ — Und er sprang übers Berdeck fort in die Kajüte. Eine Minute verging, dann kehrte er zurück, und nun ging's die Strickleiter hinauf, flink und entschlossen.

Der Mann, welcher diese Geschichte erzählt hat, stand unten am Mast, und seine Blicke folgten dem Kinde, bis ihm schwindelte. Er fragte den Steuermann: „Warum schickst du den hinauf? Er kommt nicht lebendig herunter!“ Der Steuermann antwortete: „Männer fallen, Jungen stehn. Der klettert wie 'ne Eichhase!“

Der andre sah wieder hinauf; noch stand der Junge. Jetzt hing er am Mastkorb; jetzt stieg er weiter. Der Sturm raste und tauchte den Mast in die Flut ein; der Junge hielt sich. In einer Viertelstunde war er unten, wohlbehalten und frisch, und lachte fröhlich. „Gott sei gedankt!“ rief jener; vor Angst hatte das Herz ihm stille gestanden.

Denselben Tag noch suchte er den Jungen zu sprechen. Er fragte ihn, ob ihm nicht bange gewesen sei. „Ja,“ sagte der Junge. — „Ich merkte es wohl,“ sagte der andre; „du hast es dir auch erst in der Kajüte bedacht.“ — „Bedacht nicht,“ sprach jener; „ich wollte erst beten. Ich dachte, herunter komme ich nicht wieder lebendig; da habe ich beten gemußt. Hernach war ich nicht bange.“ — Der Mann fragte ihn, wo er das Beten gelernt habe. — „Wie ich noch zu Hause war,“ sagte der Junge;

„die Mutter hat es mich gelehrt. Als ich fortging, sagte sie, ich solle es immer thun, damit Gott mich vor Gefahren bewahre, und ich kann es auch nicht lassen.“

Flieg. Blätter a. d. Nauhen Hause.

3.

O Glockenlang, so voll und rein, du ladest mich zum Beten ein.

38. Die Dorfkirchglocke.

- | | |
|--|--|
| 1. Glocke, du klingst fröhlich,
wenn der Hochzeit-Reihen zu der
Kirche geht! | 3. Sprich, wie kannst du klagen?
Wie kannst du dich freuen? Bist ein
tot Metall! |
| Glocke, du klingst heilig,
wenn am Sonntagmorgen 88' der
Acker steht! | Aber unsre Leiden,
gleich wie unsre Freuden, die verstehst
du all'. |
| 2. Glocke, du klingst tröstlich,
rufest du am Abend, daß es Bet-
zeit sei! | 4. Gott hat Wunderbares,
was wir nicht begreifen, Glock', in
dich gelegt! |
| Glocke, du klingst traurig,
rufest du: das bitt're Scheiden ist
vorbei! | deine Klänge lindern
auch des Herzens Schmerzen, wenn's der
Sturm bewegt.
<i>Aloys Schreiber.</i> |

39. Das Lied von der Glocke.

Seht gemauert in der Erden
steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Früh, Gefellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
rinnen muß der Schweiß,
soll das Werk den Meister loben;
doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
wenn gute Reden sie begleiten,
dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
was durch die schwache Kraft entspringt;
den schlechten Mann muß man verachten,
der nie bedacht, was er vollbringt.

Das ist's ja, was den Menschen zieret,
und dazu ward ihm der Verstand,
daß er im innern Herzen spüret,
was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
doch recht trocken laßt es sein,
daß die eingepreßte Flamme
schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
schnell das Zinn herbei,
daß die zähe Glodenspeise
fließe nach der rechten Weise!

Was in des Damms tiefer Grube
die Hand mit Feuers Hilfe baut,
hoch auf des Turmes Glockenstube,
da wird es von uns zeugen laut.

Noch dauern wird's in späten Tagen
und rühren vieler Menschen Ohr,
und wird mit dem Betrübten klagen
und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
das wechselnde Verhängnis bringt,
das schlägt an die metallne Krone,
die es erbaulich weiter klingt.

Weisse Blasen seh ich springen;
wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
das befördert schnell den Guß.

Auch vom Schaume rein
muß die Mischung sein,
daß vom reinlichen Metalle
rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklänge
begrüßt sie das geliebte Kind
auf seines Lebens erstem Gange,
den es in Schlafes Arm beginnt;
ihm ruhen noch im Zeitenschoße
die schwarzen und die heitern Lose;
der Mutterliebe zarte Sorgen
bewachen seinen goldnen Morgen. —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
er stürmt ins Leben wild hinaus,
durchmisst die Welt am Wanderstabe,
fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
mit züchtigen, verschämten Wangen
sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
des Jünglings Herz, er irrt allein,
aus seinen Augen brechen Thränen,
er flieht der Bräuter wilden Reih'n.
Erröthend folgt er ihren Spuren
und ist von ihrem Gruß beglückt,
das Schönste sucht er auf den Fluren,
womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht! Süßes Hoffen!
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O, daß sie ewig grünen bliebe,
die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein;
sehn wir's überglast erscheinen,
wird's zum Gusse zeitig sein.

Jetzt, Gefellen, frisch!
prüf' mit das Gemisch,
ob das Spröde mit dem Weichen
sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
wo Starkes sich und Milde paarten,
da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Loden
spielt der jungfräuliche Kranz,
wenn die hellen Kirchenglocken
laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
endigt auch den Lebensmaï,
mit dem Gürtel, mit dem Schleier
reißt der schöne Wahn entzwei.

Die Leidenschaft flieht,
die Liebe muß bleiben;
die Blume verblüht,
die Frucht muß treiben.

Der Mann muß hinaus
ins feindliche Leben,
muß wirken und streben
und pflanzen und schaffen,
erlitten, erraffen,
muß wetten und wagen,
das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus

Und drinnen waltet
die züchtige Hausfrau,
die Mutter der Kinder,
und herrscht weise
im häuslichen Kreise,
und lehret die Mädchen
und wehret den Knaben,
und reget ohn' Ende
die fleißigen Hände,
und mehrt den Gewinn

mit ordnendem Sinn,
und füllet mit Schätzen die dustenden
Laden,
und dreht um die schnurrende Spindel
den Faden,
und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
die schimmernde Wolle, den schneeichten
Lein,
und fülget zum Guten den Glanz und den
Schimmer,
und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
von des Hauses weitschauendem Giebel
überzählet sein blühend Glück,
siehet der Pfoften ragende Bäume
und der Scheunen gefüllte Räume
und die Speicher, vom Segen gebogen,
und des Kornes bewegte Wogen,
rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
gegen des Unglücks Macht
steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschicks Mächten
ist kein ew'ger Bund zu flechten,
und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Fuß beginnen;
schon gezädet ist der Bruch.

Doch, bevor wir's lassen rinnen,
betet einen frommen Spruch!

Stoßt den Zapfen aus!

Gott bewahr' das Haus!

Rauchend in des Henkels Bogen
schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
und was er bildet, was er schafft,
das dankt er dieser Himmelskraft;
doch furchtbar wird die Himmelskraft,
wenn sie der Fessel sich entrafft,
einhertritt auf der eignen Spur,
die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
wachsend ohne Widerstand,
durch die vollbelebten Gassen
wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hass'n
das Gebild der Menschenhand.

Aus der Wolke
quillt der Segen,
strömt der Regen;
aus der Wolke, ohne Wahl,
zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot wie Blut
ist der Himmel;
das ist nicht des Tages Glut
Welch Getümmel
Straßen auf!

Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
durch der Straße lange Zeile
wächst es fort mit Windeseile;
kochend, wie aus Ofens Rachen,
glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfoften stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
unter Trümmern;
alles rennet, rettet, flüchtet,
taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
um die Wette
fliegt der Eimer; hoch im Bogen
spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
fällt sie, in des Speichers Räume,
in der Sparren dürre Bäume,
und als wollte sie im Wehen
mit sich fort der Erde Wucht
reißen in gewalt'ger Flucht,
wächst sie in des Himmels Höhen
riesengroß!
Hoffnungslos
weicht der Mensch der Götterhärte:
müßig steht er seine Werke
und bewundernd untergehn.

Leergebrannt
ist die Stätte,
wüster Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
wohnt das Grauen,

und des Himmels Wolken schauen
hoch hinein.

Einen Blick
nach dem Grabe
seiner Habe
sendet noch der Mensch zurück, —
greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
ein süßer Trost ist ihm geblieben:
er zählt die Häupter seiner Lieben,
und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
glücklich ist die Form gefüllt;
wird's auch schön zu Tage kommen,
daß es Fleiß und Kunst vergilt?

Wenn der Fuß mißlang?

Wenn die Form zersprang?

Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
vertrauen wir der Hände That,
vertraut der Sämann seine Saat
und hofft, daß sie entkeimen werde
zum Segen nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
wir trauernd in der Erde Schoß
und hoffen, daß er aus den Särgen
erblühen soll zu schönerm Loß.

Von dem Dome,
schwer und bang,
tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
einen Wanderer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die teure,
ach! es ist die treue Mutter,
die der schwarze Fährst der Schatten
wegführt aus dem Arm des Gatten,
aus der zarten Kinder Schar,
die sie blühend ihm gebär,
die sie an der treuen Brust
wachsen sah mit Mutterlust. —
Ach! des Hauses zarte Bande
sind gelöst auf immerdar;
denn sie wohnt im Schattenlande,
die des Hauses Mutter war;

denn es fehlt ihr treues Walten,
ihre Sorge wacht nicht mehr;
an verwaister Stätte schalten
wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielt,
mag sich jeder gütlich thun.

Winkt der Sterne Licht,
ledig aller Pflicht
hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
fern im wilden Forst der Wanderer
nach der lieben Heimathsttte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
und der Kinder
breitgestirnte, glatte Scharen
kommen brüllend,
die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
schwankt der Wagen,
kornbeladen;
bunt von Farben,
auf den Garben
liegt der Kranz,
und das junge Volk der Schnitter
fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
um des Lichts gesell'ge Flamme
sammeln sich die Hausbewohner,
und das Stadthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedeckt
sich die Erde;
doch den sichern Bürger schreckt
nicht die Nacht,
die den Bösen gräßlich wecket;
denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstocher, die das Gleiche
frei und leicht und freudig bindet,
die der Städte Bau gegründet,
die herein von den Gefilden
rief den ungesell'gen Wilden,
eintrat in der Menschen Hütten,
sie gewöhnt zu sanften Sitten,

und das teuerste der Bande
woh, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
helfen sich in munterm Bund,
und in feurigem Bewegen
werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
in der Freiheit heil'gem Schutz;
jeder freut sich seiner Stelle,
bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Stierde,
Segen ist der Mühe Preis:
ehrt den König seine Würde,
ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
süße Eintracht,
weilet, weilet
freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
wo des rauhen Krieges Horden
dieses stille Thal durchtoben;
wo der Himmel,
den des Abends sanfte Rote
lieblich malt,
von der Dörfer, von der Städte
wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
seine Absicht hat's erfüllt,
daß sich Herz und Auge weide
an dem wohlgelungenen Bild.

Schwingt den Hammer, schwingt,
bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
doch wehe, wenn in Flammenbüchen
das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwütend, mit des Donners Krachen,
zersprengt es das geborstene Haus,
und wie aus offnem Hüllenrachen
speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
da kann sich kein Gebild gestalten;
wenn sich die Völker selbst befreien,
da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoß der
Städte

der Feuerzunder still gehäuft,
das Volk, zerreißen seine Kette,
zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
der Aufruhr, daß sie heulend schallt
und, nur geweiht zu Friedensklängen,
die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man
schallen;

der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
die Straßen füllen sich, die Hallen,
und Bürgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
und treiben mit Entsetzen Scherz;
noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
sich alle Bande frommer Scheu;
der Gute räumt den Platz dem Bösen,
und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Ven zu wecken,
verderblich ist des Tigers Zahn;
jedoch der schrecklichste der Schrecken,
das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städte' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
aus der Hülle, blank und eben,
schält sich der metallne Kern.

Von dem Helm zum Kranz
spiell's wie Sonnenglanz;
auch des Wappens nette Schilder
loben den erfahrenen Bildner.

Gerein! Gerein
Gesellen alle! schließt den Reihen,
daß wir die Glocke tausend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzlichem Vereine
versammle sie die liebende Gemeinde.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
wozu der Meister sie erschuf:

hoch überm niedern Erdenleben
soll sie im blauen Himmelszelt,
die Nachbarin des Donners, schweben
und grenzen an die Sternennwelt,
soll eine Stimme sein von oben,
wie der Gestirne helle Schar,
die ihren Schöpfer wandelnd loben
und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernstern Dingen
sei ihr metallner Mund geweiht,
und stündlich mit den schnellen Schwingen
berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
selbst herzlos, ohne Mitleidfühl,

begleite sie mit ihrem Schwunge
des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
der mächtig tönend ihr entschallt,
so lehre sie, daß nichts besteht,
daß alles Irdische verhallt.

Jeha mit der Kraft des Stranges
wiegt die Glock' mir aus der Brust,
daß sie in das Reich des Klanges
steige, in die Himmelsluft!

Ziehet, ziehet, hebt!

Sie bewegt sich, schwebt!

Freude dieser Stadt bedeuete,

Friede sei ihr erst Geläute.

Friedr. v. Schiller.

40. Schäfers Sonntagslied.

1. Das ist der Tag des Herrn! 2. Anbetend knie ich hier.
Ich bin allein auf weiter Glur. O süßes Graun! geheimes Wehn!
Noch eine Morgenglocke nur. als knieten viele ungesehn
Nun Stille nah und fern. und beteten mit mir.

3. Der Himmel nah und fern,
er ist so klar und feierlich,
so ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Ludw. Uhland.

41. Sprichwörter vom Tage des Herrn.

Ohne Sonntag kein Werktag. — Am Werktag schaffe alle Dinge,
am Sonntag höre, bet und singe. — Kirchengehen säumet nicht,
Almosengeben armet nicht. — Was der Sonntag erwirbt, man am
Montag verdirbt. — Am Feiertage gesponnen hüllt nicht. — Vorbei
an der Kirch' und dem Schulhaus geht der kürzeste Weg ins Zucht-
haus. — Kirchengehen macht nicht selig; aber Nicht-Kirchengehen macht
verdammmt. — Gottes Wort soll nicht sein wie ein Schlag ins Wasser,
vielmehr wie ein Samenkorn, das in ein fruchtbares Erdreich fällt.
— Dreierlei Werke sind am Tage des Herrn erlaubt: Amtswerke,
Notwerke, Liebeswerke. — Wie man im Hause liest die Bibel, so
steht auf dem Hause der Giebel. — Wenn wir beten, sprechen wir
mit Gott; wenn wir die Schrift lesen, spricht Gott mit uns.

4. Mein Nächster.

a. Ist es möglich, soviel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden.

42. Was Sanftmut vermag.

Als die Sonne und der Nordwind eines Wandersmannes gewahr wurden, der einen guten Mantel hatte, stellten sie eine Wette an, wer ihm am ersten den Mantel vom Leibe bringen könne. Der Nordwind meinte, es könne ihm nicht fehlen, und fing an, gar scharf und kalt auf den Reisenden zu stürmen. Der aber wickelte sich desto mehr in seinen Mantel, daß er sich vor dem Winde schützen möchte. Als nun der Nordwind solchermaßen nichts ausrichten konnte, fing die Sonne an, überaus warm und lieblich zu scheinen, daß dem Wandersmann sehr warm ward, und daß er seinen Mantel fahren ließ.

Merke: Sanftmut und Geduld richten mehr aus als alles Stürmen und ungeduldige Wesen.

Christian Scriver.

43. Der Prozeß.

Ja, ja, Prozesse müssen sein! Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden, das Recht, es soll den Ausspruch
wie könnt' alsdann das Mein und Dein thun! —
bestimmt und entschieden werden? So saget Kunz, schlägt in die Hand
Das Streiten lehrt uns die Natur; und rückt den spitzen Hut die Quere.
drum, Bruder, recht' und streite nur! 25 „Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
Du siehst, man will dich übertäuben; so meid' ich lieber Gut und Land.“ —
doch gieb nicht nach, setz' alles Der Zorn bringt ihn zu schnellen
drauf, Schritten,
und laß dem Handel seinen Lauf; er eilet nach der nahen Stadt.
10 denn Recht muß doch Recht bleiben! — Allein Herr Glimpf, sein Advokat,
„Was spricht Ihr, Nachbar? Dieser 30 war kurz zuvor ins Amt geritten.
Rain, Er läuft und holt Herrn Glimpfen ein.
der sollte, meint Ihr, Euer sein? Wie, spricht Ihr, kann das möglich
Nein, er gehört zu meinen Hufen.“ — sein?
„Nicht doch, Gevatter, nicht, Ihr Kunz war zu Fuß und Glimpf zu
irrt; Pferde?
15 ich will Euch zwanzig Zeugen rufen, 35 So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
von denen jeder sagen wird, Ich bitt' euch, stellt das Reden ein,
daß lange vor der Schwedenzeit —“ „sonst werd' ich, diesen Schimpf zu
„Gevatter, Ihr seid nicht gescheit! rächen,
Versteht Ihr mich! Ich will's Euch gleich selber mit Herrn Glimpfen
lehren, sprechen.
20 daß Rain und Gras mir zugehören. Ich sag' es noch einmal, Kunz holt
Herrn Glimpfen ein,

greift in den Zaum und grüßt Herrn Manch Ries Papier wird vollge-
Glimpfen. schrieben.
40 „Herr!“ fängt er ganz erbittert an, Das halbe Dorf muß in das Amt;
„mein Nachbar, der infame Mann, man eilt, die Zeugen abzuhören,
der Schelm — ich will ihn zwar und fünfundzwanzig müssen schwö-
nicht schimpfen — ren,
der, denkt nur! spricht, der schmale 70 und diese schwören insgesamt,
Rain, daß, wie die alte Nachricht lehrte,
der zwischen unsern Feldern lieget, der Rain ihm gar nicht zugehörte.
45 der, spricht der Narr, der wäre sein. Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich
Allein, den will ich sehn, der mich schlecht!
darum betrüget! Ich weiß zwar wenig von dem
Herr,“ fuhr er fort, „Herr, meine Rechte;
beste Kuh, 75 doch im Vertraungered't, ich dächte,
sechs Scheffel Hafer noch dazu! du hättest nicht das größte Recht.
(Hier wieherte das Pferd vor Freu- Manch widrig Urteil kommt! Doch
den.) laßt es widrig klingen!
50 O, dient mir wider ihn und helfst die Glimpf muntert den Klienten auf:
Sach' entscheiden!“ — „Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
„Kein Mensch,“ versetzt Herr Glimpf, 80 ich schwör' Euch, endlich durchzu-
„dient freudiger als ich. dringen;
Der Nachbar hat nichts einzuwen- doch —“
den, „Herr, ich hör' es schon; ich will
Ihr habt das größte Recht in Händen; das Geld gleich bringen.“ —
aus Euren Reden zeigt es sich. Kunz borgt manch Kapital. Fünf
55 Genug, verklagt den Ungestümen! Jahre währt der Streit.
Ich will mich zwar nicht selber Allein, warum so lange Zeit?
rühmen, Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
dies thut kein ehrlicher Jurist; 85 du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
doch dieses könnt Ihr leicht er- Ein letztes Urteil kommt. O seht
fahren, doch! Kunz gewinnt.
ob ein Prozeß seit zwanzig Jahren Er hat zwar viel dabei gelitten;
60 von mir verloren worden ist! allein was thut's, daß Haus und Hof
Ich will Euch Eure Sache führen; verstritten
ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie und Haus und Hof schon angeschla-
nicht verlieren.“ — gen sind?
Glimpf reitet fort. „Herr,“ ruft ihm 90 Genug, daß er den Rain gewinnt.
Kunz noch nach, „O!“ ruft er, „lernt von mir den
„ich halte, was ich Euch ver- Streit aufs höchste treiben;
sprach.“ — ihr seht ja, Recht muß doch Recht
65 Wie hitzig wird der Streit getrieben! bleiben!“

Christ. Sündteggott Sellert.

44. Sprichwörter von der Friedfertigkeit.

Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß. — Nachgeben stillt allen Krieg. — Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem andern zu. — Lieber ein klein Unrecht ge-

S. Girts Deutsches Lesebuch. Ausg. A. II.

litten, als vor Gericht gestritten. — Friede ernährt, Unfriede verzehrt. — Man muß nicht nach jeder Mücke schlagen. — Wer alle Dinge anfechten will, darf niemals sein Schwert einstecken. — Gute Sache befiehlt Gott die Rache. — Rache macht ein kleines Recht zum großen Unrecht. — Gute Antwort bricht den Zorn. — Ein gutes Wort findet allezeit auch eine gute Statt. — Wer Zank und Streit abthut, verwandelt Fluch in Segen. — Frieden hab mit jedermann; Krieg sollst du mit Lastern ha'n.

45. Die redlichen Schwyzer.

Im Kanton Schwyz, im Lande Schweiz, kam eines Abends der Bauer Belten zum Bauern Kaspar, der auf seinem Felde arbeitete, und sagte: „Nachbar, jetzt ist die Heuernte, und du weißt, daß wir einen Streit wegen der Wiese da haben. Ich habe die Richter in Schwyz zusammenrufen lassen, weil wir beide nicht gelehrt genug sind, um zu wissen, wer von uns beiden recht hat. Komm also morgen mit mir vor Gericht!“ — „Du siehst, Nachbar, daß ich die Wiese gemäht habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen; ich kann also unmöglich mitgehen.“ — „Und ich kann die Richter nicht wieder gehen lassen, da sie diesen Tag gewählt haben; auch darf das Heu nicht eher weggeholt werden, bis wir wissen, wem die Wiese gehört.“ — Nach einigem Besinnen sagte Kaspar: „Weißt du, wie wir es machen wollen? Gehe morgen nach Schwyz und sage den Richtern deine und meine Gründe, so brauche ich ja nicht mit dabei zu sein.“ — „Wenn du das Zutrauen zu mir hast, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich für dein Recht reden will, wie für mein eignes.“ — Nach dieser Abrede ging Belten den folgenden Tag nach Schwyz und trug seine und Kaspars Gründe vor, so gut er konnte. Am Abende kam er wieder zu Kaspar und sagte: „Die Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen; ich wünsche dir Glück und bin froh, daß wir nun aufs reine gekommen sind.“

Deutscher Jugendgarten.

b. Ein treuer Freund ist ein großer Schatz.

46. Lied von der Freundschaft.

1. Der Mensch hat nichts so eignes, wann er mit seinesgleichen
so wohl steht ihm nichts an, soll treten in ein Band,
als daß er Treu erzeigen verspricht sich, nicht zu weichen,
und Freundschaft halten kann; mit Herzen, Mund und Hand.

2. Die Red' ist uns gegeben,
damit wir nicht allein
für uns nur sollen leben
und fern von Menschen sein:
Wir sollen uns befragen
und sehn' auf guten Rat,
das Leid einander klagen,
so uns betreten hat.

3. Was kann die Freude machen,
die Einsamkeit verhehlt?
Das giebt ein doppelt Lachen,
was Freunden wird erzählt.

Der kann sein Leid vergessen,
der es von Herzen sagt;
der muß sich täglich fressen,
der insgeheim sich nagt.

4. Gott stehet mir vor allen,
die meine Seele liebt;
dann soll mir auch gefallen,
der mir sich herzlich giebt.
Mit diesen Bundsgesellen
verlady ich Pein und Not,
geh auf den Grund der Hölle
und breche durch den Tod.

Simon Dach.

47. Das treue Herz.

1. Ein getreues Herze wissen,
hat des höchsten Schatzes Preis;
der ist selig zu begrüßen,
der ein solches Kleinod weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerz;
denn ich weiß ein treues Herz.

2. Läuft das Glück gleich zu-
zeiten
anders, als man will und meint;
ein getreues Herz hilft streiten
wider alles, was ist feind.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerz;
denn ich weiß ein treues Herz.

3. Sein Vergnügen steht alleine
in des andern Redlichkeit,
hält des andern Not für seine,
weicht nicht, auch bei böser Zeit.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerz;
denn ich weiß ein treues Herz.

4. Gunst, die kehrt sich nach dem
Glück,
Geld und Reichthum, das zerstäubt,
Schönheit läßt uns bald zurüde,
ein getreues Herze bleibt.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerz;
denn ich weiß ein treues Herz.

5. Nichts ist süßer als zwei Treue,
die zum ewigen Verein
sich, ob Sturm und Wetter dräue,
oder Sonne glänze, weihn.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerz;
denn ich weiß ein treues Herz.

Paul Fleming.

48. O lieb', so lang' du lieben kannst!

1. O lieb', so lang' du lieben kannst!
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst.

2. Und Sorge, daß dein Herze glüht
und Liebe hegt und Liebe trägt,
so lang' ihm noch ein ander Herz
in Liebe warm entgegen schlägt!

3. Und wer dir seine Brust erschließt,
o thu ihm, was du kannst, zu lieb!
und mach ihm jede Stunde froh,
und mach ihm keine Stunde trüb!

4. Und hüte deine Zunge wohl,
bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht böse gemeint. —
Der andre aber geht und klagt.

5. O lieb', so lang' du lieben kannst!
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst!

6. Dann kniest du nieder an der Gruft
und birgst die Augen, trüb und naß,
— sie sehn den andern nimmermehr —
ins lange, feuchte Kirchhofsgras.

7. Und sprichst: O schau auf mich herab,
der hier an deinem Grabe weint!
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab,
o Gott, es war nicht böse gemeint!

8. Er aber sieht und hört dich nicht,
kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
der Mund, der oft dich küßte, spricht
nie wieder: Ich vergab dir längst!

9. Er that's, vergab dir lange schon;
doch manche heiße Thräne fiel
um dich und um dein herbes Wort;
doch still — er ruht, er ist am Ziel!

10. O lieb', so lang' du lieben kannst!
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst.

Herb. Freiligrath.

49. Die drei Freunde.

Ein Mann hatte drei Freunde; zwei derselben liebte er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, obgleich dieser es am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er hart, aber unschuldig verklagt war. „Wer unter euch,“ sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnt.“ Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür des Grabes

und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Gottfried v. Herder.

50. Eine Hand wäscht die andre.

So sagt man wohl, wenn ein Schelm dem andern durchhilft, und mancher unehrliche Mensch sagt's einem andern, dem er einen kleinen Gefallen gethan hat. Pfui! So meint es das Sprichwort nicht. Denke einmal nach! Wenn ihr euch die Hände wäscht, so wird, wenn ihr auch die eine nach allen Seiten im Wasser herumschlenkert, sie dennoch nicht rein: die andre muß wischen und waschen, streichen und kneten helfen, dann geht es. Was lehrt euch das? — Nun — einer, der allein steht, ohne den treuen Beistand seiner Nachbarn und Freunde, bringt nichts fertig. Wenn aber diese sagen: „Warte, Nachbar, ich komme und helfe,“ dann wäscht eine Hand die andre. Wenn nun aber der Nachbar deiner Hilfe bedarf? Ei nun, dann muß wieder deine Hand der seinen waschen helfen, und es geht rein und herrlich ab. Verstanden? Der liebe Gott will, daß wir einander unterstützen und einander helfen und dienen sollen mit der Gabe, die wir empfangen haben. So soll eine Hand die andre waschen.

Wilhelm Oertel v. Horn.

51. Scheiden.

1. Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom liebsten, man was hat, muß scheiden; wiewohl doch nichts im Lauf der Welt dem Herzen, ach, so sauer fällt, als Scheiden, ja Scheiden!

2. So dir geschenkt ein Knösplein was, so thu es in ein Wasserglas; doch wisse: Blüht morgen dir ein Röslein auf, es welkt wohl schon die Nacht darauf; das wisse, ja wisse.

3. Und hat Gott dir ein Lieb beschert, und hältst du sie recht innig wert, die deine: Es wird nur wenig Zeit wohl sein, da läßt sie dich so gar allein, dann weine! ja weine!

4. Nun mußt du mich auch recht verstehn, ja recht verstehn: Wenn Menschen auseinander gehn, so sagen sie: Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!

Ernst Freiherr von Fendterleben.

c. Greif an mit Gott! Dem Nächsten muß man helfen.

52. Das Lied vom braven Mann.

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang. Wer hohes Muth sich rühmen kann, den lohnt nicht Geld, den lohnt Gefang. Gottlob! daß ich singen und preisen kann, zu singen und preisen den braven Mann.
2. Der Tauwind kam vom Mittagsmeer und schnob durch Welschland trüb und feucht. Die Wolken flogen vor ihm her, wie wenn der Wolf die Herde scheucht. Er fegte die Felder, zerbrach den Forst; auf Seen und Strömen das Grundeis horst.
3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee; der Sturz von tausend Wassern scholl; das Wiesenthal begrub ein See; des Landes Heerstrom wuchs und schwoll. Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis und rollten gewaltige Felsen Eis.
4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer, aus Quaderstein von unten auf, lag eine Brücke drüberher, und mitten stand ein Häuschen drauf. Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. „O Zöllner, o Zöllner, entfluch geschwind!“
5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran; laut heulten Sturm und Bog' ums Haus; der Zöllner sprang zum Dach hinan und blickt' in den Tumult hinaus. „Barmherziger Himmel, erbarme dich! Verloren! verloren! Wer rettet mich?“
6. Die Schollen rollten Schuß auf Schuß; von beiden Ufern, hier und dort, von beiden Ufern riß der Fluß die Pfeiler samt den Bogen fort. Der bebende Zöllner mit Weib und Kind, — er heulte noch lauter als Strom und Wind.
7. Die Schollen rollten Stoß auf Stoß; an beiden Enden, hier und dort, zerborsten und zertrümmert, schoß ein Pfeiler nach dem andern fort. Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. „Barmherziger Himmel, erbarme dich!“
8. Hoch auf dem fernen Ufer stand ein Schwarm von Gassern groß und klein, und jeder schrie und rang die Hand; doch mochte niemand Retter sein. Der bebende Zöllner mit Weib und Kind durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.
9. Rasch galoppiert ein Graf hervor, auf hohem Roß ein edler Graf. Was hielt des Grafen Hand empor? Ein Beutel war es, voll und straff. „Zweihundert Pistolen sind zugesagt dem, welcher die Rettung der Armen wagt!“
10. Und immer höher schwoll die Flut, und immer lauter schnob der Wind, und immer tiefer sank der Mut. „O Retter, Retter, komm geschwind!“ Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach; laut krachten und stürzten die Bogen nach.
11. „Hallo! hallo! frisch auf gewagt!“ Hoch hielt der Graf den Preis empor. Ein jeder hört's, doch jeder zagt; aus Tausenden tritt keiner

vor. Vergebens durchheulte mit Weib und Kind der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

12. Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann am Wanderstabe schritt daher, mit grobem Kittel angethan, an Wuchs und Antlitz hoch und hehr. Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort und schaute das nahe Verderben dort.

13. Und kühn in Gottes Namen sprang er in den nächsten Fischerkahn. Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang kam der Erretter glücklich an. Doch wehe, der Rachen war allzu klein, der Retter von allen zugleich zu sein.

14. Und dreimal zwang er seinen Kahn trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang, und dreimal kam er glücklich an, bis ihm die Rettung ganz gelang. Kaum waren die letzten im sichern Port, so rollte das letzte Gerümmer fort.

15. „Hier,“ rief der Graf, „mein wadrer Freund, hier ist der Preis! Komm her, nimm hin!“ Sag an, war das nicht brav gemeint? Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn; doch höher und himmlischer, wahrlich, schlug das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

16. „Mein Leben ist für Gold nicht feil; arm bin ich zwar, doch eß' ich satt. Dem Zöllner werd' Euer Gold zu teil, der Hab' und Gut verloren hat!“ So rief er mit herzlichem Biederton und wandte den Rücken und ging davon.

Gottfr. Aug. Bürger.

53. Heldenmut.

„Herr Kapitän,“ sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist.“ Der Kapitän zieht den Atem an sich und riecht's auch; aber bald ist's ihm wieder, als wäre es nichts, bald riecht er's wieder. Er sucht alles durch und kann nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestankes ist, ruft er: „Maxwell, ich hab's gefunden, die Flammen brechen bei dem Rade durch!“ „Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu!“ rief dieser entgegen und schlug sich vor die Stirn, denn er kannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßte sich, und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Knie und ruft Gott an und betet: „O allmächtiger Gott, verleihe mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen, und werde du selbst Tröster meiner Witwe und Vater meiner acht Waislein.“ Darauf ergreift er wieder das Steuerruder und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen, aber die Wut der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausam-

erregender Gewalt, und das Schiff schießt durch die Wellen hin wie ein Sturmvogel.

Alle Reisenden hatten sich auf dem Borderteile zusammengebrängt, denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb ihn rückwärts. Da stand aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualme wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um das Hinterteil mit Wasser zu begießen, aber das that dem wütenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füßen an, sich zu entzünden, aber er weicht nicht von seinem Posten, denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer geradehin nach dem Lande schaut sein Blick, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglicher hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's; seine Füße fangen an zu braten, aber er bleibt. So sturmschnell das Schiff auch dahinsauft, er möchte ihm noch Flügel dazu geben, denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es, und jetzt — jetzt ist's daran — da rückt sein Steuerruder, und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch ans Land getragen. Aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Hunder vom Leibe, seine Füße sind ganz verbrannt. Doch Gott segnet die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind ganz gebleicht, seine Füße bleiben schwach, und er hat daran während seines ganzen Lebens zu leiden. Er ist Krüppel um Gottes willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

Stern.

54. Was bin ich mehr als ihr?

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll — nämlich das Wasser der Oder, die am 27. April 1785 aus ihren Ufern trat, Dämme durchbrach, Brücken abriß, Häuser umwarf und vielen Menschen ihren Sitz auf den Dächern oder auf den Bäumen anwies, wo selbst die Vögel nicht mehr sitzen wollten. Kinder schrieten, Mütter jammerten, Männer klagten; alles rings umher war voll Jammer und Not. Edle Menschenherzen eilten von allen Seiten herbei, um den Armen zu helfen. Und es muß viele Menschenherzen dazu getrieben haben; denn Rähne fuhren ab und

zu und setzten Greise und Weiber aufs Trockne, und Hände von Schwimmenden ragten aus den Fluten empor und trugen Kinder zu ihren Müttern ans Land, — kurz, Not und Hilfe suchten's einander zuvorzuthun; aber die Not hatte lange die Übermacht.

Das edelste Menschenherz unter allen schlug aber diesmal in der Brust des Herzogs Leopold von Braunschweig. Börse und Haus hatte er geöffnet für Hunderte von Unglücklichen. Nicht genug! Bald stand er auch an dem Ufer und zog her vor den andern als rettender Engel. Kaum erschien er, so umringten ihn Flehende von allen Seiten. Eine Mutter fiel vor ihm nieder und flehte jammernd um den Befehl, ihre Kinder zu retten. Er bot Geld aus, aber niemand hatte das Herz, es zu verdienen; denn gar zu schaurig rauschte die immer höher steigende Flut, und eignes Leben stand gegen fremdes in der Wage. Da wiederhallte in Leopolds Herzen das mahnende Wort: „Wer da suchet seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben verhelfen!“ — und schon stand er selbst im Rähne und antwortete denen, die ihm abrieten: „Was bin ich mehr als ihr? Ich bin ein Mensch, und hier gilt's Menschenleben!“ und dahin schwankte der Rachen über die rauschende Flut. Schon näherte er sich dem jenseitigen Dämme; jetzt ist er nur noch drei Schritte davon; schon sieht man im Geiste gerettetes Leben — ach, da schlug plötzlich der Rahn um, und — die Wellen der Oder sangen ein Grablied, dazu ganz Frankfurt, ja ganz Europa weinte. Er hatte seines Leibes Leben verloren, aber seiner Seele zum Leben verholfen.

Dittmar.

55. Sprichwörter und Denksprüche vom Wohlthun.

Wer dem Armen giebt, leihet dem Herrn. — Wer Almosen giebt, damit ihm werde wieder vergolten, der hat seinen Lohn dahin. — Arme Leute bringen einen Gruß vom lieben Gott mit. — Klopft die Not an, thut die Liebe die Thür auf. — Almosengeben armet nicht. — Wer gerne giebt, fragt nicht lange. — Wer bald giebt, giebt doppelt. — Besser freundlich versagen, als unwillig gewähren. — Geben ist seliger als nehmen. — Wer andern geben kann, ist reich. — Wer nichts für andre hat, ist arm.

*

*Almosen, das von Herzen kommt,
dem Geber wie dem Nehmer frommt.*

*

*Wohlthun und nicht freundlich sein,
reicht ein Brot und macht's zu Stein.*

*

*Wohlthaten, still und rein gegeben,
sind Tote, die im Grabe leben,
sind Blumen, die im Sturm bestehn,
sind Sterne, die nicht untergehn.*

56. Die Einladung.

Ein frommer Landmann in der Kirche saß, den Text der Pfarrer aus Johannes las am Ostermontag, wie der Heiland rief vom Ufer: „Kinderlein, habt ihr nichts zu essen?“ Das drang dem Landmann in die Seele tief, daß er in stiller Behmut da geseffen. Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ, so fragest du? O, wenn du hungrig bist, so sei am nächsten Sonntag doch mein Gast und halt an meinem armen Tische Raß! Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann, der nicht viel Gutes dir bereiten kann; doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb, nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb.“ —

Er wandert heim und spricht sein herzlich Wort an jedem Tag die ganze Woche fort. Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruhn: „Frau,“ hebt er an, „nimm aus dein bestes Huhn, bereit es kräftig, fege Flur und Haus, stell in die Stub' auch einen schönen Strauß! Denn wisse, daß du einen hohen Gast auf morgen Mittag zu bewirten hast. Puß unsre Kinderlein, mach alles rein! Der werthe Gast will wohl empfangen sein.“

Da springen alle Kinderlein heran: „O Vater, wer? wie heißt der liebe Mann?“ Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir, gar einen Herren ludest du zu dir?“ Der Vater aber lächelt, sagt es nicht, und Freude glänzt in seinem Angesicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall; zum lieben Gotteshause ziehn sie all, und immer seufzt der Vater innerlich: „O liebster Jesu, komm, besuche mich! Du hast gehungert; ach, so möcht' ich gern dich einmal speisen, meinen guten Herrn!“

Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht, die Mutter bald am Herde wieder steht. Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett; sie deckt den Tisch, bereitet alles nett, trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag: Wo doch der Gast so lange bleiben mag!

Es schlägt auf eins; da wird's ihr endlich bang: „Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang'? Die Suppe siedet ein; die Kinder stehn so hungrig da, und noch ist nichts zu sehn. Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast, daß du vergeblich ihn geladen hast.“ —

Der Vater aber winkt den Kinderlein: „Seid nur getrost! Er kommt nun bald herein.“ Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht und faltet

zum Gebet die Hände, spricht: „Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast und segne uns, was du beschere hast!“ —

Da klopf es an die Thüre. Seht! ein Greis blickt matt herein, die Locken silberweiß. „Gefegn' euch's Gott! Erbarmt euch meiner Not! Um Christi willen nur ein Stücklein Brot! Schon lange bin ich hungrig ungeirrt; vielleicht, daß mir bei euch ein Bissen wird.“

Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast! Wie du so lange doch gesäumet hast! Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht. Komm, labe dich! Du kommst noch nicht zu spät.“ — Und also führet er den armen Mann mit hellen Augen an den Tisch hinan.

Und: „Mutter, sieh doch! seht, ihr Kinderlein! den Heiland lud ich vor acht Tagen ein; ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt, er einem nicht am Haus vorüber geht! O Kinder, seht! in diesem Ärmsten ist heut unser Gast der Heiland Jesus Christ.“

Albert Knapp.

57. Sparsam ist nicht geizig.

Zwei Einwohner eines abgebrannten Dorfes gingen von Ort zu Ort, um milde Gaben für dasselbe einzusammeln. Da kamen sie zu einem großen Bauernhofe, wo der Bauer eben vor der Thür stand. Er verwies es einem Knechte ernsthaft, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt waren, über Nacht im Regen gelassen habe und die Sachen nicht besser verwahre. Da sie dies von weitem hörten, sagte einer zum andern: „O weh, dieser Mann ist geizig, da wird's nicht viel geben!“ Als sie näher kamen, wurden sie von dem Bauer ganz freundlich empfangen und ins Haus geführt. Sie erzählten ihm nun ihr Unglück. Der Bauer ließ ihnen darauf zu essen geben, schenkte ihnen ein schönes Stück Geld und versprach, noch zwei Fuhren Saatkorn in das verunglückte Dorf zu schicken. Die Männer verwunderten sich sehr über seine Wohlthätigkeit. Sie gestanden während des Essens freimütig, daß sie ihn am Anfange für geizig gehalten, weil er dem Knechte wegen einer solchen Kleinigkeit einen harten Verweis gegeben habe.

„Liebe Freunde,“ antwortete der Bauer, „eben deswegen, weil ich sparsam bin, bleibt mir soviel übrig, daß ich Notleidenden helfen kann.“

Thieme.

58. Christoph Kolbheim.

Wie mancher hat schon gesagt: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!“ und ist vorübergegangen, wo er hätte helfen sollen. Das ist so ein Sprichwort, womit sich die Geizigen, Hartherzigen und andre Leute dieser Art beruhigen, wenn der Geist nicht willig und das Fleisch

schwach ist. So dachte auch der Priester und der Levit, als sie den Armen in seinem Blute liegen ließen und sich aus dem Staube machten. Dachte auch der Samariter so? Dachte auch der brave Christoph Kolbheim in einem Dörflein bei Duderstadt so? Das war ein blutarmer Schelm und ein Witwer dazu und hatte drei Kinder, die gar oft sagten: „Vater, wie sind wir so hungrig!“ Das hört ein Vater gern, wenn er Brot genug hat und noch etwas dazu, aber wie schneidet das ins Herz, wenn keins da ist. Und just so ging's dem armen Kolbheim oft genug. Das Betteln verstand er nicht; aber er verstand Schuhe zu flicken, Kochlöffel zu schnitzen und Besen zu binden und solcher kleinen Künste mehr, — und that's so fleißig, daß er sich kümmerlich mit seinen Kindern durchbrachte; aber es kam doch manch „langer“ Tag.

Der Kolbheim hatte einen recht guten Freund, der hieß Volkmann, war auch ein Witwer wie er und hatte sieben unerzogene Kinder. „Gleich und gleich gesellt sich gern,“ heißt's im Sprichworte, und „das Unglück ist der beste Leim.“ Der Volkmann und seine Kinder hatten auch der Fasttage so viele, daß sie schier die schwere Kunst bald gelernt hätten, wenn nicht das Lehrgeld gar zu hoch wäre. Beide Leidensbrüder waren ein Herz und eine Seele. Da sagte einmal der Volkmann zu seinem Freunde Kolbheim: „Ich ziehe nach Lauterberg ins Hannöversche; dort ist mehr Verdienst.“ Gesagt, gethan; und der Hausrat kostete nicht viel Fracht. Der Kolbheim wünschte ihm alles, was ihm heilbringend sein konnte; aber der Arme fand's in Lauterberg nicht; — denn er erkrankte und starb, und die von Lauterberg schickten die hungernden Kinder hin, wo sie hergekommen waren. Die Bauern im Dorfe dachten: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!“ und ließen die hungernden Waisen laufen.

Dachte auch der hungernde Kolbheim so? Nein, lieber Leser, der nahm die sieben Waisen seines Freundes in seine kleine Hütte zu seinen Kindern, sah mit einer heißen Thräne gen Himmel und seufzte: „Herr, der du mit wenigen Broten Tausende gespeiset hast, hilf mir und verlaß mich nicht!“

Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten! — denn das, was Kolbheim gethan, wurde der preussischen Regierung in Erfurt bekannt, und diese sandte ihm 40 Thaler zur ersten Hilfe; auch gab ihm ein frommer Mann heimlich 10 Thaler. Und als es der fromme Preussenkönig Friedrich Wilhelm III. hörte, überwies dieser dem guten Kolbheim ein Kapitälen, daß er sich konnte ein Feldgütchen kaufen. Eines der Volkmannschen Kinder kam ins Waisenhaus nach Halle, welches der fromme Francke gestiftet hat, der auch nicht sagte: „Was mich nicht

brennt, das blas' ich nicht!“ Saget auch ihr nie so, wenn ihr habern höret, wenn ihr Zeugen fauler Geschwätze, sündhafter Flüche, schändlicher Handlungen oder menschlichen Jammers seid! Das brennt euch wohl, wenn ihr nicht blaset — wie steht's dann um euer Gewissen?

W(ilhelm) O(ertel) v. Horn.

59. Das Waisenhaus zu Halle.

In der Stadt Halle an der Saale steht ein hohes Gebäude, das über seinem Eingange Jes. 40, 31 als Inschrift trägt: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft u.“ Dieser Eingang führt durch das Vordergebäude in einen sehr langen Hof, in eine wahre Straße, auf deren beiden Seiten hohe Häuser stehen. In diesen befindet sich nicht bloß ein Waisenhaus für arme Kinder, sondern hier werden Kinder aus allen Ständen in höhern und niedern Schulen unterrichtet.

Das alles ist entstanden aus Franckes gesegneter Glaubensarbeit. In seiner Wohnung hing eine Armenbüchse. Einst legte eine fromme Frau 7 Gulden auf einmal hinein. „Das ist ein ehrlich Kapital,“ sprach Francke, „davon muß man was Rechts stiften; ich will eine Armenschule damit anfangen.“ Und diese Armenschule war der Grundstein zu den großen Franckeschen Stiftungen in Halle. Wie war aber solch großes Werk dem armen Pfarrer möglich? Nun, der Herr half ja mitbauen, indem er die Herzen rührte, daß sie reiche Gaben spendeten.

Immerhin ging's nicht selten durch großes Gedränge, und doch konnte Francke auf die Frage: „Habt Ihr auch je Mangel gehabt?“ in Wahrheit mit den Jüngern des Herrn antworten: „Herr, nie keinen!“ Zur Zeit seines Todes 1727 waren im Waisenhause 150 Waisenkinder, über 2200 Kinder und Jünglinge, die in den verschiedenen Schulen von 170 Lehrern zum großen Teile unentgeltlich unterrichtet wurden.

W(ürttemb.) Lesebuch.

60. Luise Schöppler.

Luise Schöppler stammte aus einem der Dörfer des Pfarrers Oberlin im Steinthal. Sie war ohne alle Schulbildung aufgewachsen und lebte bis nach ihrer Konfirmation im Hause ihrer armen Eltern. Dann kam sie als Dienstmädchen zu Oberlin, dem die stille, kindliche Frömmigkeit und der klare Verstand des Kindes nicht verborgen geblieben waren. Gar treulich diente sie im frommen Pfarrhause. Ihre liebste Beschäftigung war, die Pfarrfrau auf ihren Gängen in die Häuser der Armen und Kranken zu begleiten. Dabei sah sie mit tiefem Mitleid auf die Menge der verwilderten kleinen Kinder, die den Tag über, während

die Eltern in Wald und Feld arbeiteten, auf der Straße sich umhertreiben ohne Aufsicht, ohne Erziehung, ohne Unterricht. Wenn sie dann an ihre eigne Kindheit und die Gnade Gottes gedachte, die sie auf ganz andre Wege geleitet hatte, dann kam es ihr vor, als müsse hier etwas gethan werden, die mangelhafte häusliche Erziehung zu ergänzen. Mit Bewilligung und unter Anleitung Oberlins sammelte sie die kleinen Kinder um sich im Pfarrhause, reinigte sie, setzte sie in Reih' und Glied, unterhielt sie durch schöne Geschichten und liebliche Lieder, spielte mit ihnen, zeigte ihnen Bilder und verstand es auf diese Weise meisterhaft, mit der Kinderchar umzugehen. So entstand die erste Kleinkinderschule. Fünzig Jahre lang hat Luise Schöppler dieselbe geleitet und es gesehen, wie nach ihrem Vorgange in der Umgegend, ja in ganz Frankreich und darüber hinaus eine Kleinkinderschule nach der andern entstand. Die Liebe der vielen Kinder, die sie erzogen, denen sie Mutter war, und aus denen in der That ein andres Geschlecht hervorging, an Gnade wachsend bei Gott und den Menschen, war ihr Lohn.

Nach Geschieh.

61. Pestalozzi in Stanz.

Die Regierung wies mir das neue Gebäude der Klosterfrauen (Ursulinerinnen) in Stanz zur Wohnung an. Allein dieses war, als ich ankam, theils noch nicht vollendet, theils zu dem Zwecke eines Waisenhauses für eine beträchtliche Anzahl Kinder keineswegs eingerichtet. Es mußte daher vor allem in brauchbaren Stand gestellt werden. Dazu ließ die Regierung die nötigen Anstalten treffen und es an Geld zu den nötigen Einrichtungen nicht fehlen.

Bei allem Willen und aller Unterstützung jedoch forderten diese Vorbereitungen eine geraume Zeit. Aber gerade diese fand sich bei der Nothwendigkeit, die Menge theils verwahrloster Kinder, theils durch die vorhergehenden blutigen Ereignisse verwaister Kinder schnell zu versorgen, am wenigsten.

Außer dem nötigen Geld mangelte es an allem, und die Kinder drängten sich herzu, ehe weder Küche, noch Zimmer, noch Betten für sie in Ordnung sein konnten. Das verwirrte den Anfang der Sache unglaublich. Ich war in den ersten Wochen in einem Zimmer eingeschlossen, das keine 24 Schuh ins Gevierte hatte. Der Dunstkreis war ungesund, schlechtes Wetter schlug noch dazu, und der Mauerstaub, der alle Gänge füllte, vollendete das Unbehagliche des Anfangs.

Ich mußte im Anfang die armen Kinder wegen Mangel an Betten des Nachts zum Teil heimschicken. Sie kamen dann am Morgen mit Ungeziefer beladen zurück. Viele traten mit eingewurzelter Krücke ein, daß sie kaum gehen konnten, viele mit aufgebroschenen Köpfen, viele mit Ungeziefer, viele hager, wie ausgezehnte Gerippe, gelb, grinsend, mit Augen voll Angst und Stirnen voll Runzeln des Mißtrauens und der Sorge, einige voll kühner Frechheit, des Bettelns, des Heuchelns und aller Falschheit gewöhnt;

andre vom Elend erdrückt, duldsam, aber mißtrauisch, lieblos und furchtsam. Zwischen hinein einige Järlinge, die zum Teil ehemals in einem gemächlichen Zustand lebten; diese waren voll Ansprüche, hielten zusammen, warfen auf die Bettel- und Hausarmen-Kinder Verachtung, und fanden sich in dieser neuen Gleichheit nicht wohl. Träge Unthätigkeit, Mangel an Übung der Geistesanlagen und wesentlicher körperlicher Fertigkeiten waren allgemein. Unter zehn Kindern konnte kaum eins das ABC. Von andern Schulunterrichte oder wesentlichen Bildungsmitteln der Erziehung war noch weniger die Rede.

Der gänzliche Mangel an Schulbildung war indessen gerade das, was mich am wenigsten beunruhigte.

Ich war überzeugt, mein Herz werde den Zustand meiner Kinder so schnell ändern wie die Frühlingssonne den erstarrten Boden des Winters. Ich irrte mich nicht; ehe die Frühlingssonne den Schnee unsrer Berge schmolz, kannte man meine Kinder nicht mehr.

Außer einer Haushälterin allein, ohne Gehilfen, weder für den Unterricht der Kinder, noch für ihre häusliche Versorgung, trat ich unter sie und eröffnete meine Anstalt. Ich wollte es allein, und ich mußte es schlechterdings, wenn mein Zweck erreicht werden sollte. Auf Gottes Erdboden zeigte sich niemand, der in meine Gesichtspunkte für den Unterricht und die Führung der Kinder hätte eintreten wollen. Daß mein Herz an meinen Kindern hange, daß ihr Glück mein Glück, ihre Freude meine Freude sei, das sollten meine Kinder vom frühen Morgen bis an den späten Abend, in jedem Augenblick auf meiner Stirn sehen und auf meinen Lippen ahnen.

Vor allem wollte und mußte ich das Vertrauen der Kinder und ihre Anhänglichkeit zu gewinnen suchen. Gelang mir dieses, so erwartete ich zuversichtlich alles übrige von selbst. Freund, denke Dir aber meine Lage, die Stimmung des Volkes und der Kinder und fühle dann, welche Hindernisse ich dabei zu überwinden hatte.

Das unglückliche Land hatte durch Feuer und Schwert alle Schrecknisse des Krieges erfahren. Das Volk verabscheute größtentheils die neue Verfassung. Es war erbittert gegen die Regierung und hielt selbst ihre Hilfe für verächtlich.

Ich stand unter ihnen als ein Geschöpf der neuen, verhassten Ordnung. Diese politische Mißstimmung war noch durch eine ebenso starke religiöse Mißstimmung verstärkt. Man sah mich als einen Reher an, der bei einigem Guten, das er den Kindern thue, ihr Seelenheil in Gefahr bringe.

Denke Dir, wie vielem ich persönlich, beinahe öffentlich ausgesetzt sein mußte, und wie viel Gutmütigkeit es unter diesen Umständen bedurfte, um ungehindert meinen Gang fortgehen zu können.

Indessen so drückend und stoßend die Hilflosigkeit, in der ich mich befand, war, so war sie von einer andern Seite dem Innern meiner Zwecke günstig. Sie nötigte mich, meinen Kindern alles in allem zu sein. Ich war von Morgen bis Abend, so viel als allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Jede Hilfe, jede Handbietung in der Not, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Aug' ruhte auf ihrem

Aug'. Meine Thränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen, sie wollten es so. Alle Augenblicke mit Gefahren einer gedoppelten Ansteckung umgeben, besorgte ich die beinahe unbefiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Personen. Dadurch aber war es denn freilich auch allein möglich, daß sich die Kinder allmählich an mich angeschlossen.

Die Mißstimmung der ersten Monate wurde noch vorzüglich dadurch befördert, daß die Abänderung der ganzen Lebensart, die schlechte Witterung und die feuchte Kälte der Klostersgänge zusammen schlug, mehrere Kinder krank zu machen. Es riß bald allgemein ein mich beunruhigender Husten ein, und ein Faulfieber, das in der ganzen Gegend herrschte, legte bald mehrere Kinder ins Bett.

Sobald der Frühling da war, blühten die Kinder allgemein und auffallend; nicht nur ihr Wuchs, sondern auch ihre Farbe änderte sich sichtbar, schnell und auf eine Art, wie Menschen nur nach glücklich gemachten Kuren zunehmen; das ist so wahr, daß Geistliche und Vorgesetzte, die sie später sahen, sich allgemein äußerten, sie kannten die Kinder nicht mehr, so habe sich ihr Aussehen gebessert.

Die Anstalt wuchs immer an, so daß ich 1799 bei achtzig Kinder hatte. Die meisten dieser Kinder hatten gute und einige ausgezeichnete Anlagen. Das Lernen war ihnen meistens ganz neu, und sobald einige sahen, daß sie es zu etwas bringen, so ward ihr Eifer unermüdet. Kinder, die in ihrem Leben kein Buch in der Hand gehabt, kaum das Vaterunser und Ave Maria auswendig konnten, kamen in wenig Wochen dahin, daß sie mit großer Lust vom frühen Morgen bis an den späten Abend fast unablässig lernten. Sie gaben mir selbst nach dem Nachteffen, insonderheit im Anfang, wenn ich sie fragte: „Kinder, wollt ihr jetzt lieber schlafen, oder lernen?“ gewöhnlich zur Antwort: „Lernen“. Das erkaltete freilich später, da sie früher aufstehen mußten.

Ich habe meinen Kindern unendlich wenig erklärt; ich habe sie weder Moral noch Religion gelehrt; aber wenn sie still waren, daß man eines jeden Atemzug hörte, dann fragte ich sie: „Werdet ihr nicht vernünftiger und braver, wenn ihr so seid, als wenn ihr lärmet?“ Wenn sie mir an meinen Hals fielen und mich Vater hießen, fragte ich sie: „Kinder, dürft ihr eurem Vater heucheln? Ist es recht, mich zu küssen und hinter meinem Rücken zu thun, was mich kränkt?“

Wenn von dem Glend des Landes die Rede war, sie froh waren und sich glücklich fühlten, dann sagte ich zu ihnen: „Ist Gott nicht gut, der das Menschenherz mitleidig erschaffen?“

Auch fragte ich sie zu Zeiten: „Ist es nicht ein Unterschied zwischen einer Obrigkeit, die die Armen erzieht, daß sie sich für ihr ganzes Leben selber helfen können, und einer, die sie entweder sich selbst überläßt, oder

sie mit Bettelbrot und in Spitälern erhält, ohne ihrem Glend wirklich abzuwenden und ihrem Laster und Müßiggang ein wirkliches Ende zu machen?“

Viel und oft schilderte ich ihnen das Glück einer stillen, friedlichen Haushaltung, die durch Überlegung und Fleiß zu einem sicheren Brot und in die Lage gekommen, unwissenden, unerzogenen und unglücklichen Menschen zu raten und zu helfen. In meinen Bufen hingelehnt fragte ich manche der gefühlvollsten schon in den ersten Monaten: „Wolltest Du nicht auch gern wie ich im Kreis armer Unglücklicher leben, sie erziehen, sie zu gebildeten Menschen machen?“ Wie sich ihre Gefühle erhoben! Wie Thränen in ihren Augen waren, wenn sie mir antworteten: „Ach, wenn ich es auch dahin bringen könnte!“

Aus „Brief an einen Freund“.

62. Theodor Fliedner.

Eines Abends — es war im Jahre 1832 — saß der junge Pfarrer der armen Gemeinde Kaiserswerth, Theodor Fliedner, in seiner Studierstube, als es an seiner Thür klopfte. Ein armes, aus dem Gefängnis entlassenes Mädchen bat ihn um ein Almosen. Vergebens hatte die Unglückliche sich bemüht, bei reichen Leuten Arbeit und Unterkommen zu finden, niemand mochte sie in Dienst nehmen, weil sie aus dem Gefängnisse kam. Pfarrer Fliedner besaß nicht irdische Schätze, aber ein Herz voll Heilandsliebe für die Verlassenen. Er gab der Armen zunächst ein Abendbrot und dann Obdach in seinem Gartenhäuschen. Am andern Tage verschaffte er ihr durch seine Fürsprache auch Arbeit.

Er erkannte, wie schwer es den aus dem Gefängnisse entlassenen Frauen wird, ein besseres Leben zu beginnen, weil sie sehr schwer unter unchristlichen Vorurteilen leiden müssen. Darum nahm er sich dieser Verlorenen an und gründete ihnen ein Zufluchtshaus. Das nötige Geld dazu sammelte er auf Reisen in Holland und England.

Den Armen und Kranken Hilfe zu bringen, erkannte er als seine Lebensaufgabe. Im Jahre 1835 richtete er in Düsseldorf die erste Kleinkinderschule in Deutschland ein. Mit der (1836) zu Kaiserswerth errichteten Kleinkinderschule verband er eine Anstalt zur Ausbildung von Kleinkinderlehrerinnen. Sein Hauptwerk aber ist die Gründung der evangelischen Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth.

Die Diakonissen (d. h. wörtlich „Dienerinnen“, weil sie dem Heilande dienen wollen, — auch „schwarze Schwestern“ wegen ihrer dunklen Kleidung genannt) sind die barmherzigen Schwestern der evangelischen Kirche; sie sind nicht auf Lebens-

zeit an ihren Beruf gebunden, sondern dienen ihrem Herrn ohne den Zwang eines Gelübdes in freier Liebesthätigkeit bei Kranken, Armen und Elenden aller Art. Zahlreiche ähnliche Anstalten (über 60) haben sich nach dem Muster der Kaiserswerther an vielen Orten gebildet, und die Zahl der Schwestern, welche in allen Teilen der Welt arbeiten, beträgt gegen 10000. — In Kaiserswerth schließen sich an die genannten Anstalten noch an: ein Krankenhaus, ein Seminar für Lehrerinnen, ein Waisenstift für Mädchen, eine Heilanstalt für weibliche Gemütskranke u. a.

Im Jahre 1864 starb Pfarrer Fliedner; sein Gedächtnis lebt nicht nur in diesen seinen Liebeswerken, sondern auch in zahlreichen erbaulichen Schriften fort.

H. Waechter.

63. Johann Hinrich Wichern.

Johann Hinrich Wichern, 1808 zu Hamburg geboren, wurde schon als Jüngling von dem heißen Verlangen erfaßt, dem Heilande in seinen armen Brüdern zu dienen. Das Elend der verwahrlosten und verwilderten Kinder ging ihm zu Herzen. Ein frommer Hamburger Ratsherr übergab ihm im Dorfe Horn bei Hamburg ein altes Haus mit Strohdach, welches nach seinem früheren Besitzer Ruge den Namen „Ruges Haus“ führte. Daraus wurde der Name „Rauhes Haus“. Hier zog der junge Pfarrer Wichern, begleitet von seiner Mutter und seiner Schwester, im Jahre 1833 mit 12 verwahrlosten Knaben ein. Das war der Anfang des weltbekannten Rauhen Hauses.

Um in weiteren Kreisen zu wirken, bedurfte es hingebender Männer, die christlich gesinnt, treu und zu diesem Berufe geschickt waren. Deshalb unternahm Wichern die Heranbildung solcher Gehilfen. Sein Rettungshaus wuchs, Gehilfen wurden erzogen. Aus allen Gegenden flossen reiche Beiträge zur Erhaltung dieses christlichen Werkes, und heut umfaßt die Anstalt zu Horn ein Rettungshaus für sittlich verwahrloste Kinder, eine Erziehungsanstalt für Kinder höherer Stände, Bildungsanstalten für Kranken- und Gefangenepfleger, für Erzieher in Rettungshäusern; zahlreiche Lehrer und Geistliche sind hier thätig, und reich ist der Segen, der sich durch Vorbild und Schrift von Wicherns Thätigkeit über die ganze Erde verbreitet hat. Er starb 1881. Im Jahre 1858 hatte der König von Preußen ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Oberkonsistorialrate ernannt.

H. Waechter.

64. Die Mission unter den Heiden.

Nach dem Worte des Herrn: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ haben die Jünger das Wort vom Kreuz in alle Lande getragen.

Unter den evangelischen Kirchen sandten zuerst die in Schweden und Norwegen Missionare aus, jene zur Bekehrung der Lappländer um 1560, diese zur Bekehrung der Grönländer. Im 18. Jahrhundert wanderte der norwegische Pastor Hans Egede durch die Eisfelder Grönlands, um in den ärmlichen Hütten der Eskimos das Evangelium zu predigen. Später gesellten sich drei Missionare der Brüdergemeinde zu ihm. Heut sind fast alle Eskimos Christen.

Die Herrnhuter schickten 1732 zwei fromme Männer, Dober und Nitschmann, nach Westindien, um den armen Neger-skklaven zu predigen. Es geschah mit solchem Erfolge, daß sich dort heut eine halbe Million Christen befindet.

Ebenso erfolgreich hat die Mission in Afrika gewirkt. Mehr als 200 Sprachen werden in diesem Erdteil gesprochen. In 66 ist die Bibel übersetzt. In mehr als 100 Missionsstationen arbeiten gegen 400 Missionare. In Süd- und Ost-Afrika wirkt die Berliner Missionsgesellschaft segensreich; aber auch nach China sendet sie ihre Boten.

Die Goßnersche Mission (Berlin) hat sich besonders Vorderindien als ihr Arbeitsfeld ersehen.

Außer diesen Missionsgesellschaften sind noch die Rheinische, die Baseler, die Leipziger und die Hermannsbürger zu erwähnen.

Deutschland unterhält gegenwärtig etwa 600 Missionare in den verschiedenen Weltteilen.

England und Amerika senden weit mehr Boten in die Heidenwelt; die Zahl aller evangelischen Missionare und Missionarinnen beträgt etwa 6000. Viele Millionen Mark werden alljährlich in der Christenheit gesammelt, um Gottes Reich auf Erden durch die Missionsthätigkeit verbreiten zu helfen.

Freilich ist die Zahl der Ungetauften noch recht groß. Von den etwa 1500 Millionen Menschen, die auf der Erde leben, gehört noch nicht der dritte Teil zur Christenheit.

Nach Henning, Warnack u. a.

5. Schau über dich!

a. In Freud und Leid.

65. Guter Rat.

- | | |
|--|--|
| 1. Sucht dich die Freude, grüße
sie,
sie schmückt das Erdenleben;
gieb Raum ihr, doch vergiß es nie,
daß Flügel ihr gegeben. | 2. Und wenn dich Leid und Weh
ereilt,
mußt sie geduldig tragen
und hoffen, daß die Wunde heilt
die Hand, die sie geschlagen. |
|--|--|

Julius Sturm.

66. Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
sah jenseits schon das ausgespannte Thal
in Abendglut vor seinen Süßen liegen.
Auf duft'ges Gras im milden Sonnenstrahl
streckt er ermattet sich zur Ruhe nieder,
indem er seinem Schöpfer sich befehlt.
Ihm fielen zu die matten Augenlider;
doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
zu Gottes Angesicht, das Sirmament
zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
„Du wirfst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.
Daß, wen ein Weib gebär, sein Kreuz hienieden
auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
Mein Kreuz ist allzuschwer; sieh, ich verlange
die Last nur angemessen meiner Kraft;
ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange.“
Wie er so sprach zum Höchsten, kinderhaft,
kam brausend her der Sturm, und es geschah,
daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
Und wie er Boden faßte, fand er da
sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
zu wählen unter diesen Kreuzen allen.“

Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
von einem Kreuz zum anderen umher,
sich auszuprüfen die bequemre Last.

Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
so schwer und groß war jenes andre nicht,
doch, scharf von Kanten, drückt' es desto mehr.

Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht;
das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.

Er mochte dieses heben, jenes fassen,
zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
es wollte keines, keines für ihn passen.

Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
verlorne Müh! Vergebens war's geschehen!
Durchmustern muß' er sie zum andernmal.

Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
und bei dem einen blieb er endlich stehen.

Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß.
„Herr,“ rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!“

Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
es war dasselbe, das er sonst getragen,
wogegen er zu murren sich vermaß.

Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

Adelbert v. Chamisso.

67. Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr
mit trogigen Gebärden,
und firent er Eis und Schnee umher,
es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
sich vor den Blick der Sonne,
sie wecket doch mit ihrem Licht
einmal die Welt zur Wonne.

Blas' nur, ihr Stürme, blas' mit Macht!
Mir soll darob nicht bangen;
auf leisen Sohlen über Nacht
kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
weiß nicht, wie ihr geschehen,
und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
und möchte vor Lust vergehen.

Sie slicht sich blühende Kränze ins Haar
und schmückt sich mit Rosen und Ahren;
und läßt die Brunnlein rieseln klar,
als wären es Freudenjähren.

Drum still! und wie es frieren mag,
o Herz, gib dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und grant,
als sei die Höl' auf Erden;
nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden!

Emanuel Geibel.

68. Gott lebt noch.

Ein armer Handwerker ließ schon längere Zeit in großen Sorgen um seine Zukunft das Haupt hängen. Alle Bitten der Frau samt ihren Hinweisungen auf die Schrift waren ohne Erfolg. Da fand der Mann die Frau plötzlich an einem Morgen eben so traurig. Und nun fragte er, was sie quäle. Sie antwortete: „Ich habe über Nacht einen bösen Traum gehabt. Der liebe Gott war gestorben, sie trugen ihn zu Grabe, und alle heiligen Engel gingen mit zur Leiche.“ Da lachte der Mann seit langer Zeit zum erstenmal und sprach: „Thörichtes Weib, der stirbt nicht, da mache dir keine Gedanken.“ Und sie antwortete: „Wenn er denn lebt, dann kannst du auch dein Sorgen und Grämen lassen, dann sorgt er.“ Und der Mann begann sich. Es kehrte wieder Christenfreudigkeit in das Haus ein.

Joh. Friedr. Ahlfeld.

69. Die drei Blicke.

Ein frommer Mann wurde einst gefragt, woher es komme, daß er trotz aller Drangsale des Lebens doch solchen Gleichmut in sich bewahren könne. Er antwortete: „Das kommt daher, daß ich meine Augen wohl in acht nehme; denn alles Böse kommt durch die Sinne zum Herzen, aber auch das Gute.“ Auf die weitere Frage, wie er das mache, sagte er: „Jeden Morgen, ehe ich an die Geschäfte unter den Menschen gehe, richte ich meine Augen bedachtam auf drei Dinge. Erstens hebe ich sie gen Himmel und erinnere mich, daß mein Hauptgeschäft und das Ziel meines Lebens und Strebens dort oben sei. Zweitens senke ich sie zur Erde und bedenke, wie wenig Raum ich bedarf, um einst mein Grab drin zu finden. Drittens endlich schaue ich mich um und betrachte die Menge derer, denen es noch schlimmer geht als mir. Auf diese Art getröste ich mich alles Leides und lebe mit Welt und Menschen zufrieden in Gott.“

Ludwig Aurbacher.

70. Gottes Buch.

1. Wenn alles eben käme,
wie du gewollt es hast,
und Gott dir gar nichts nähme,
und gäb' dir keine Last:
wie wär's da um dein Sterben,
du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
so lieb wär' dir die Welt!

2. Nun fällt — eins nach dem andern —
manch süßes Band dir ab,
und heiter kannst du wandern
gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
und deine Seele hofft! —
Dies ward schon oft gesprochen,
doch spricht man's nie zu oft.

Friedr. de la Motte-Fouqué.

71. Abendlied.

1. Abend wird es wieder;
über Wald und Feld
säuselt Frieden nieder,
und es ruht die Welt.

2. Nur der Bach ergießet
sich am Felsen dort,
und er braust und fließet
immer fort und fort.

3. Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh;
keine Glocke klinget
ihm ein Rastlied zu.

4. So in deinem Streben
bist, mein Herz, auch du;
Gott nur kann dir geben
wahre Abendruh.

Hoffmann von Fallersleben.

72. Abendlied.

1. Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen
am Himmel hell und klar; der Wald steht schwarz und schweiget,
und aus den Wiesen steigt der weiße Nebel wunderbar.

2. Wie ist die Welt so stille und in der Dämm'ring Hülle
so traulich und so hold! als eine stille Kammer, wo ihr des Tages
Jammer verschlafen und vergessen sollt.

3. Seht ihr den Mond dort stehen? Er ist nur halb zu
sehen und ist doch rund und schön! So sind wohl manche Sachen,
die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehn.

4. Wir stolze Menschenkinder sind eitel arme Sünder und
wissen gar nicht viel; wir spinnen Luftgespinste und suchen
viele Künste und kommen weiter von dem Ziel.

5. Gott, laß dein Heil uns schauen, auf nichts Vergänglich's
trauen, nicht Eitelkeit uns freun; laß uns einfältig werden und
vor dir hier auf Erden wie Kinder fromm und fröhlich sein!

6. Wollst endlich sonder Grämen aus dieser Welt uns nehmen durch einen sanften Tod; und wenn du uns genommen, laß uns in Himmel kommen, du unser Herr und unser Gott!

7. So legt euch denn, ihr Brüder, in Gottes Namen nieder; kalt ist der Abendhauch. Verschon uns, Gott, mit Strafen, und laß uns ruhig schlafen und unsern kranken Nachbar auch!

Matthias Claudius.

73. Ein geistlich Abendlied.

1. Es ist so still geworden,
verrauscht des Abends Wehn,
nun hört man allerorten
der Engel Füße gehn;
rings in die Thale senket
sich Finsterniß mit Macht —
wirf ab, Herz, was dich kränket
und was dir bange macht!

2. Es ruht die Welt im Schweigen,
ihr Tosen ist vorbei,
stumm ihrer Freude Reigen
und stumm ihr Schmerzensschrei.
Hat Rosen sie geschenkt,
hat Dornen sie gebracht —
wirf ab, Herz, was dich kränket
und was dir bange macht!

3. Und hast du hent gefehlet,
o schaue nicht zurück!
Empfinde dich beseelet
von freier Gnade Glück!
Auch des Verirrten denket
der Hirt auf hoher Wacht —
wirf ab, Herz, was dich kränket
und was dir bange macht!

4. Nun stehn im Himmelskreise
die Stern' in Majestät;
in gleichem, festem Gleise
der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
er deinen Weg durch Nacht —
wirf ab, Herz, was dich kränket
und was dir bange macht!

Gottfried Kinkel.

b. So Gott es will.

74. Die Kapelle.

1. Droben stehet die Kapelle,
schanet still ins Thal hinab;
drunten singt bei Wief' und Quelle
froh und hell der Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
schauerlich der Leichendhor;
stille sind die frohen Lieder,
und der Knabe lauscht empor.

3. Droben bringt man sie zu Grabe,
die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
dir auch singt man dort einmal.

Rudw. Uhlend.

75. Was der Kirchhof predigt.

Am Ruheplatz der Toten ist es still. Hier hört man nichts vom Treiben der Straße, nichts vom Gehämmer der Mühle, nichts vom fröhlichen Jauchzen spielender Kinder. Aber dennoch, wenn wir an einem teuren Grabe sitzen, und eine Thräne hinabfällt in die duftenden Blüten zu unsern Füßen, da hören wir zuweilen in dem leisen Geflüster der Hängebirke oder der Trauerweide Klänge, die unserm Herzen immer vernehmlicher werden, je andächtiger wir lauschen. Da sagt eine leise, klagende Stimme:

„Hast du den teuren Menschen, der hier zu deinen Füßen im Grabe ruht, niemals durch deine Schuld gekränkt? Bist du nie unfreundlich und rauh gegen ihn gewesen? Ach, wie oft wohl! wie oft wohl! Nun möchtest du gern durch die zärtlichste Liebe alles Unrecht wieder gut machen; aber der Tote hört nicht deine Seufzer, sieht nicht deine Thränen. Doch sei getrost! Du hast noch Vater und Mutter, hast noch Geschwister, hast noch Freunde und Genossen: ihnen trag alle die Liebe entgegen, welche du für den Entschlafenen fühlst, sie werden diese Liebe mit warmem Herzen empfinden und dir dafür danken. O Liebe, Liebe, so lange du lieben kannst!“

Und unser Blick schweift hin über die lange Reihe von Gräbern, die alt und jung, reich und arm, vornehm und gering in sich bergen, und sie alle umschließt doch eine Mauer, alle deckt eine Erde, alle ergreift eine Verwesung; da ist es, als ob wir es in den hohen Zweigen der Ulmen rauschen und brausen hörten:

„Der Mensch ist wie ein Gras, das da frühe blühet und bald welket und des Abends abgehauen wird und verdorret. Und du willst dich mit Jugend und Schönheit brüsten? Du trogest auf deine Stärke? Du siehst, weil dein Vater reicher und vornehmer ist, als dein Nachbar, auf dessen Kind mit Hochmut und Verachtung herab? Auch du bist nur von der Erde genommen und sollst wieder zur Erde werden. Laß darum ab von deinen hochfahrenden Gedanken, du Erdenwurm; hierher wirfst auch du einst getragen, und alles, womit du jetzt prunkest, mußt du dann hinter dir lassen. Beuge dich vor dem Allmächtigen und sei demütig gegen deine Nächsten.“

Bei solchem Klange durchfährt uns ein Schauer, und wir fühlen uns wie zermalmt; aber da hastet unser Blick auf dem Zeichen der Veröhnung, dem Kreuze, das die Gräber schmückt, und auf der stillen, unscheinbaren Neseablume, die im vorigen Herbst auch zu Staub und Asche ward, aber aus ihrem Samen ist wieder eine duftige Blüte ent-

standen. Und mit den leisen Düften der Blumen, aus denen sich das Kreuz erhebt, zieht Frieden und Trost in unser Gemüt; leise, aber freudig klingt es um uns herum:

„Christus, dein Erlöser, lebt; leben wirst du, wirst ihn schauen. — Verweslich wird hier gesät, aber auferstehen wirst du unverweslich; unsterbliches Leben wird er, der dich schuf, dir geben. An diesem Glauben, dieser Hoffnung halte fest; nur dadurch erhebst du dich über das Tier; nur dadurch bist du ein Mensch und Christ. Heil dir! du glaubest, du hoffest!“

So tönen die Stimmen des Friedhofes und nicht umsonst! Unserm Herzen ist es, als hätte eine Rinde von Eis darum gelegen und wäre nun aufgetaut: so frei und freudig schlägt es. Und wenn wir wieder in das Getümmel des irdischen Lebens hineintreten, dann dünkt uns die Welt viel schöner und die Arbeit viel leichter als vorher; denn Liebe, Demut und gläubige Hoffnung verklären alles und überwinden alles. *A. Reck.*

Psaln 90, 12. Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.

76. Der Wanderer in der Sägemühle.

1. Dort unten in der Mühle saß ich in süßer Ruh
und sah dem Räderspiele und sah den Wassern zu.

2. Sah zu der blanken Säge, — es war mir wie ein Traum, —
die bahnte lange Wege in einen Tannenbaum.

3. Die Tanne war wie lebend; in Trauermelodie,
durch alle Säfern bebend, sang diese Worte sie:

4. „Du kehrest zur rechten Stunde, o Wanderer, hier ein;
du bist's, für den die Wunde mir dringt ins Herz hinein;

5. du bist's, für den wird werden, wenn kurz gewandert du,
dies Holz im Schoß der Erden ein Schrein zur langen Ruh.“

6. Vier Bretter sah ich fallen; mir ward's ums Herz schwer;
ein Wörtlein wollt' ich lallen; — da ging das Rad nicht mehr.

Justinus Kerner.

77. Das Gewitter.

1. Urahn, Großmutter, Mutter Großmutter spinnet, Urahn gebüßt
und Kind sitzt hinter dem Ofen im Pfuhl. —
in dumpfer Stube beisammen sind. Wie wehen die Lüfte so schwül!
Es spielt das Kind, die Mutter sich 2. Das Kind spricht: „Morgen ist's
schmückt, Feiertag;

da will ich spielen im grünen Hag,
da will ich springen durch Thal und
Höhn,

da will ich pflücken viel Blumen
schön;

dem Ager, dem bin ich hold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3. Die Mutter spricht: „Morgen
ist's Feiertag;

da halten wir alle fröhlich Gelag;
ich selber, ich rüste mein Feierkleid:
das Leben, es hat auch Lust nach
Leid.

Dann scheint die Sonne wie
Gold!“ —

Hört ihr's, wie der Donner grollt?

4. Großmutter spricht: „Morgen
ist's Feiertag;

Großmutter hat keinen Feiertag.

Sie kochet das Mahl, sie spinnet das
Kleid;

das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
wohl dem, der that, was er sollt!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

5. Urahn spricht: „Morgen ist's
Feiertag;

am liebsten ich morgen sterben mag;
ich kann nicht singen und scherzen
mehr,

ich kann nicht sorgen und schaffen
schwer.

Was thu ich noch auf der Welt!“ —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

6. Sie hören's nicht, sie sehen's
nicht,

es flammet die Stube wie lauter
Licht. —

Urahn, Großmutter, Mutter und Kind
vom Strahl mit einander getroffen
sind.

Vier Leben endet ein Schlag! —
Und morgen ist's Feiertag.

Gustav Schwab.

78. Erbkönig.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Es ist der
Vater mit seinem Kind; er hat den Knaben wohl in dem Arm, er
faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?“ —
„Siehst, Vater, du den Erbkönig nicht? den Erbkönig mit Kron'
und Schweif?“ — „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“

3. „Du liebes Kind, komm, geh mit mir! Gar schöne Spiele
spiel ich mit dir; manch bunte Blumen sind an dem Strand; meine
Mutter hat manch gülden Gewand!“

4. „Mein Vater, mein Vater! und hörest du nicht, was Erle-
könig mir leise verspricht?“ — „Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
in dürrn Blättern säuselt der Wind!“

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn? Meine Töchter
sollen dich warten schön; meine Töchter führen den nächtlichen
Reih'n und wiegen und tanzen und singen dich ein!“

6. „Mein Vater, mein Vater! und siehst du nicht dort Erlkönigs Töchter am düstern Ort?“ — „Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau: es scheinen die alten Weiden so grau.“

7. „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt; und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ — „Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an! Erlkönig hat mir ein Leids gethan!“

8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind; er hält in den Armen das ächzende Kind, erreicht den Hof mit Mühe und Not; in seinen Armen das Kind war tot.

Wolfg. v. Goethe.

c. Unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Gott.

79. Wanderers Nachtlied.

Über allen Gipfeln	faun einen Hauch;
ist Ruh;	die Vöglein schweigen im Walde.
in allen Wipfeln	Warte nur, balde
spürest du	ruhest du auch!

Wolfg. v. Goethe.

80. Laßt mich gehn!

1. Laßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn; meine Seel' ist voll Verlangen, ihn auf ewig zu umfassen und vor seinem Thron zu stehn.

2. Süßes Licht, süßes Licht, Sonne, die durch Wolken bricht, o, wann werd' ich dahin kommen, daß ich dort mit allen Frommen schau dein holdes Angesicht?

3. Ach, wie schön, ach, wie schön ist der Engel Lobgetön! Hätt' ich Flügel, hätt' ich Flügel, flög ich über Thal und Hügel heute noch nach Zions Höhn.

4. Wie wird's sein, wie wird's sein, wenn ich zieh in Salem ein, in die Stadt der goldnen Gassen! Herr, mein Gott, ich kann's nicht fassen, was das wird für Wonne sein!

5. Paradies! Paradies! wie ist deine Frucht so süß! Unter deinen Lebensbäumen wird uns sein, als ob wir träumen! Bring uns, Herr, ins Paradies!

Gustav Ruck.

81. Die Heimat der Seele.

1. Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh? Wer deckt sie mit schützenden Fittichen zu? Ach, bietet die Welt keine Freistatt mir an, wo

Sünde nicht herrschen, nicht anfechten kann? Nein, nein, hier ist sie nicht: die Heimat der Seele ist droben im Licht.

2. Verlasse die Erde, die Heimat zu sehn, die Heimat der Seele, so herrlich, so schön! Jerusalem droben von Golde gebaut, ist dieses die Heimat der Seele, der Braut? Ja, ja, dieses allein kann Ruheplatz und Heimat der Seele nur sein.

3. Wie selig die Ruhe bei Jesu im Licht! Tod, Sünde und Schmerzen, die kennt man dort nicht. Das Rauschen der Harfen, der lieblichen Klang bewillkommt die Seele mit süßem Gesang. Ruh, Ruh, himmlische Ruh im Schoße des Mittlers, ich eile dir zu.

L. Hörgens.

82. Sehnsucht.

1. In die Ferne möcht' ich ziehen,
weit von meines Vaters Haus.
Wo die Bergesspitzen glühen,
wo die fremden Blumen blühen,
ruhte meine Seele aus.

2. Hätt' ich Flügel, hätt' ich Flügel,
flög' ich auf zu meinem Stern;
über Meere, Thäler, Hügel,
sonder Schranke, sonder Zügel
folgt' ich immer meinem Herrn.

3. Seinen Schwestern, seinen Brüdern
will ich mich in Treue nahn;
an den Armen, Blöden, Niedern
will ich dankend ihm erwidern,
was er liebend mir gethan.

4. Einst erklingen andre Stunden,
und das Herz nimmt andern Lauf.
Erd' und Himmel ist verschwunden,
in den selgen Liebeswunden
löset aller Schmerz sich auf.

5. Meine Seele, gleich der Taube,
die sich birgt im Felsenstein,
wird der Erde nicht zum Raube:
in den Himmel dringt mein Glaube,

meine Lieb' und Sehnsucht ein.

6. Dort ist Gnade, dort Erbarmen,
ew'ge Füll' und reiche Lust.
All ihr Kranken, all ihr Armen,
zum Genesen, zum Erwarmen
kommt an eures Heilands Brust.

Max v. Schenkendorf.

B. Aus der Geschichte des deutschen Volkes.

83. Das deutsche Volk macht sich von der Herrschaft der Römer frei.

1. In der Zeit, als unser Heiland geboren wurde, herrschte in dem weiten römischen Weltreiche der mächtige Kaiser Augustus. Sein Zepter reichte über fast alle damals bekannten Teile der Erde. Aber das war den Römern immer noch nicht genug. Mit List und Gewalt suchten sie ihre Herrschaft auch zwischen Rhein und Weser aufzurichten. Hier und da im Lande that sich ein römischer Markt auf. Die umwohnenden Deutschen kauften dort römische Hausgeräte, Kleider und Waffen, und die Fremden wurden ihnen nach und nach fast unentbehrlich. Die krieglustige Jugend der edlen deutschen Geschlechter diente gern im Römerheere, erhielt Ehrenzeichen und Beute und pries bei ihrer Rückkehr in die heimatlichen Wälder der Römer Freundlichkeit und gutes Leben. So geschah es, daß diese meinten, ihre Herrschaft über die gutmütigen Deutschen sei so sicher, daß sie nun anfangen könnten, sie wie Besiegte zu behandeln. So that besonders der Statthalter Varus. Er trieb Steuern ein und hielt Gericht nach römischer Weise. Aber mit Ingrimm sahen die Deutschen, wie sie nach fremden Gesetzen von fremden Richtern in fremder Sprache verurteilt wurden. Sie sahen sich mit Rutestreichen gezüglicht, und solche entehrende Strafe hatten doch ihre Heerführer nicht einmal im Kriege verhängen dürfen. Sie sahen die Ihrigen von einem Fremden zum Tode verurteilt, und doch hatte sonst nur die Versammlung ihrer freien Männer das Todesurteil sprechen dürfen. Es war aber gut, daß sich mit der Römer Freundlichkeit und Freigebigkeit solcher Übermut verband. Unsere Vorfäter wären sonst halbe Römer geworden, und deutsche Sprache und Art wäre verschwunden. Zum Heile der Deutschen kam es anders. — Unter dem deutschen Volke der Cherusker war ein Fürstensohn, mit Namen Armin, der hatte römische Kriegskunst erlernt und war von den Römern hoch geehrt worden. Er hatte aber sein deutsches Herz darüber nicht verloren wie manche seinesgleichen. Ihn empörte das Benehmen der Römer, und er beschloß, die Freiheit seines Volkes zu retten. Hin und her in den Wäldern und Schluchten versammelte er die Häupter des-

selben und schloß im geheimen mit ihnen einen Bund zur Vertreibung der Römer. Während Varus ein vergnügliches Lagerleben führte, erscholl plötzlich die Nachricht von einem Volksaufstande im östlichen Teile Westfalens. Varus ließ sich in die unwegsamen Gebirge locken.

2. Sorglos zog das Römerheer durch einen furchtbaren Wald. Da mußten erst Wege in das Dickicht gehauen und Gewässer überbrückt werden. Es war ein langer und langsamer Zug. Viel Gepäck, selbst



Das Hermannsdenkmal.

Weiber und Kinder folgten. Ordnungslos zog alles dahin. Ein anhaltender Regenstrom durchweichte den Boden, Roß und Mann glitten auf den schlüpfrigen Pfaden aus, schon herrschte allgemeine Ermattung. Da zeigen sich plötzlich auf allen Seiten im Dickicht des Waldes feindliche Haufen. Varus merkt die Gefahr, in die er geraten ist. Er läßt am nächsten Morgen einen großen Teil des Gepäcks verbrennen und wendet sich westwärts, um die feste Burg an der Lippe zu erreichen. Aber noch ist erst das Teutoburger Waldgebirge zu übersteigen. Unter

großen Verlusten gelangt das bedrängte Heer an den Abhang des Gebirges. Aber hier ist die Hauptmacht der Deutschen versammelt, um den Feinden den Weg nach dem Rheine zu versperren. Hier zwischen den Quellen der Lippe und Ems, zwischen Wald und Sumpf, kommt es zum entscheidenden Kampfe. Die zum Tode erschöpften Römer unterliegen dem allgemeinen Angriffe. Sie geraten in Unordnung; ihre Adler, d. h. ihre Feldzeichen, werden genommen. Varus stürzt sich, als er alles verloren sieht, in sein Schwert. Nur wenige des stolzen Heeres erreichen die sichere Feste.

3. Die gefangenen Römer hatten ein trauriges Los. An ihnen kühlten die erbitterten Sieger nach heidnischer Weise ihren Rachedurst. Die vornehmsten Hauptleute verbluteten an den Altären der Götter. Mancher angesehenen Römer mußte als leibeigener Knecht oder Viehhüter eines deutschen Bauern seine übrige Lebenszeit in den deutschen Wäldern hinbringen. Als Kaiser Augustus die Nachricht von der furchtbaren Niederlage erhielt, zerriß er sein Gewand und rief in übergroßem Schmerze aus: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“

4. Dem kühnen Befreier Deutschlands, Armin oder Hermann, ist auf dem Waldgebirge, welches man für den Schauplatz des Sieges hält, unweit der Stadt Detmold ein Denkmal errichtet worden. Es ist eine von hohen Säulen getragene Halle, auf welcher Armin mit gezogenem Schwerte steht. Das Denkmal hat eine Höhe von fast 50 Metern und ist daher weit über die Lande hin sichtbar. Warnend kündigt das erhobene Schwert in der Hand des Helden, daß es so wie Varus jedem ergehen wird, der die deutsche Ehre und die deutsche Freiheit anzutasten wagt.

Mappe.

84. Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

1. Für die Bekehrung der Deutschen zum Christentume hat der Engländer Winfried (d. h. Kampffried, einer der Frieden schafft durch Kampf) das meiste gethan. Deshalb wird er der Apostel der Deutschen genannt. Bei seiner Bischofsweihe wurde er vom Papste mit dem Ehrennamen Bonifacius (d. h. Wohlthäter) ausgezeichnet. Er zog in den verschiedenen Gauen Deutschlands umher und kam bis zu dem Volke der Friesen an der Nordsee. Endlich faßte er bei den Nachbarn seines geliebten Sachsenvolkes, bei den Thüringern, festen Fuß.

Sein Werk nahm guten Fortgang; der Papst weihte ihn zum Bischof. Bonifacius gelobte, alle Heiden, die er bekehren werde, zur Treue gegen den Papst, als ihr Oberhaupt, zu verpflichten.

Nachdem in Süd- und in Mitteldeutschland über die neuen Gemeinden Bischöfe gesetzt waren, wurde Bonifacius zum Erzbischof ernannt und wohnte in Mainz.

2. Bei dem Dorfe Geismar in der Nähe von Fritzlar in Hessen stand eine Eiche von wunderbarer Größe. Sie war dem Donar, einem Gotte der heidnischen Deutschen, geweiht. Diesem alten Baume legte Bonifacius vor dem versammelten Heidenvolke die Axt an die Wurzel. Seine Genossen halfen ihm zuschlagen, und ein Sturmwind faßte die mächtige Krone des Baumes, daß er niederstürzte und in vier Stücke zersplitterte. Kein Feuer vom Himmel traf den kühnen Glaubensboten; mit heiliger Scheu staunte ihn die Heidenmenge an. Bonifacius erbaute aus dem Holze des gefälltten Baumes ein Bethaus. Die Heiden erkannten nun die Ohnmacht ihrer Götter und ließen sich taufen.

3. Bonifacius sehnte sich aber nach einem Plätzchen, wo er still mit seinem Herrn verkehren könnte. Bald erhoben sich in der Wildnis des Waldes die Mauern des später so berühmt gewordenen Klosters Fulda. Aus ihm sind fromme und gelehrte Männer hervorgegangen.

4. Als Bonifacius schon alt geworden war, da erwachte in ihm der Wunsch, nochmals in das Land der Friesen zu ziehen. Mit Priestern, Mönchen und Dienern fuhr er den Rhein hinab. Predigend und taufend gelangte er ins Friesenland. Auf einen bestimmten Tag hatte er die Neugetauften zur Einsegnung bestellt. Er erwartet sie; aber statt der frommen Gesänge vernimmt er wildes Geschrei. Eine Schar heidnischer Friesen kommt, den Feind ihrer Götter zu ermorden. Mit Gewalt dringen sie auf seinen Lagerplatz zu. Die Diener des Bonifacius greifen zu den Waffen; er aber wehrt ihnen: „Lasset ab, meine Diener, lasset ab vom Streite; die Heilige Schrift lehrt uns ja, Böses nicht mit Bösem, sondern nur mit Gutem zu vergelten. Seid stark im Herrn, nehmt geduldig an, was seine Gnade uns schickt. Vertrauet ihm, er wird unsre Seelen retten!“ Einer nach dem andern, zuletzt Bonifacius, traten sie heraus aus dem Zelt und boten sich dem Mordstahl der Friesen dar. Betend, ein Evangelienbuch in der Hand, soll Bonifacius den Todesstreich empfangen haben. Es war im Jahre 755. Sein Leichnam ward nach seinem Willen in Fulda beigesetzt.

Zeh. Friedr. Ahlfeld.

85. Karl der Große.

1. Im uralten Münster zu Aachen steht ein schlichter Grabstein. Darauf sind die Worte zu lesen: „Karl dem Großen.“ Karl beherrschte von 768 bis 814 das große Frankenreich. Dies hatte nach und nach seine Grenzen über das heutige Frankreich, über Deutschland bis zur Elbe, über Holland, die Schweiz, einen Teil von Italien, Spanien und Ungarn ausgedehnt.

In seiner Lebensweise war Karl schlicht und einfach wie die übrigen seines Volkes. Er trug ein leinenes Wams und eben solche Beinkleider, einen Rock von einheimischem Tuch und bisweilen einen kurzen, weißen oder grünen Mantel. Stets hing ihm ein großes Schwert mit goldenem Wehrgehäng an der Seite. Nur an Reichstagen und hohen Festen erschien er in voller Majestät mit einer goldnen Krone auf dem Haupte, angethan mit einem lang herabwallenden Purpurmantel, der mit goldnen Bienen wie überfät war.

Er war ein echt deutscher Mann, maß 7 seiner eigenen Fußlängen, und seine Gestalt war von hoher Würde. Seine Augen leuchteten dem Freunde und dem Hilfesuchenden freundlich, dem Feinde aber furchtbar. Er war der beste Fechter und Schwimmer unter seinen Franken, im Essen und Trinken nüchtern, dabei unermüdet thätig. Sein Schlaf war kurz, selbst des Nachts stand er von seinem Lager auf, betete oder nahm Schreibtafel und Griffel, um sich in der Schreibkunst zu üben, die er in seiner Jugend nicht erlernt hatte. Auch stellte er sich dann ans Fenster und betrachtete ehrfurchtsvoll und mit Bewunderung den gestirnten Himmel. Früh, während des Ankleidens schon, schlichtete er Streitigkeiten, und bei Tische hatte er den Brauch eingeführt, aus guten Büchern vorlesen zu lassen. Zweimal des Tages besuchte er die Kirche, am Morgen und am Abend. Er hatte eine tiefe Ehrfurcht vor dem Worte Gottes. Er sorgte für tüchtige Bischöfe und Geistliche und rief berühmte Gelehrte, die es damals besonders in Italien und England gab, an seinen Hof. An den Bischofsitzen und in den Klöstern errichtete er Schulen. Seine Hofschule sollte ein Muster sein für alle andern Schulen im Lande. Er achtete es nicht unter seiner Würde, hier auch einmal selbst eine Prüfung abzuhalten.

2. Sehr blutig und lang waren die Kriege, welche Karl gegen die Sachsen führte, die damals zwischen dem Rhein und der Elbe als ein mächtiges Volk wohnten. Ihr kühner Führer Wittekind wurde zwar oft geschlagen, aber immer erhob er sich wieder, um die Freiheit der Sachsen zu retten und nach wie vor den alten Göttern dienen zu können. Endlich ließ sich der tapfere Herzog taufen, und Karl ehrte ihn als einen Helden. Nach einem einunddreißigjährigen Kriege wurde Friede geschlossen. Karl war nun bemüht, unter den Sachsen das Christentum zu begründen. Des-

halb stiftete er in Paderborn, Münster, Minden und Osnabrück Bistümer.

3. Karl gab vielen Völkern Gesetze, wachte über ihr Wohl und führte gewaltige Kriege, aber er ließ sich auch auf seinen Gütern die Rechnungen vorlegen, in denen alles bis auf die Anzahl der Eier eingetragen sein mußte. Dann überzählte er Einnahme und Ausgabe und rechnete seinen Verwaltern nach, als wäre er nichts als ein Landmann. Aus allen diesen Gründen nannten ihn seine Zeitgenossen auch den Großen. Er aber sagte: „Gott allein ist groß, ihm allein gebührt die Ehre!“ Den Gipfel menschlicher Größe erstieg er im Jahre 800. Der Papst in Rom hatte ihn zum Schutzherrn der Christenheit angenommen. Am Weihnachtsfeste des genannten Jahres kniete der große Frankenkönig in der Peterskirche in Rom betend dem Hochaltar gegenüber. Da schritt der Papst auf ihn zu, setzte ihm eine Krone auf das Haupt und begrüßte ihn als römischen Kaiser und Herrn aller Christenheit, und die Kirche hallte wieder von dem freudigen Zurufe des Volkes: „Leben und Sieg dem von Gott gekrönten, frommen, großen und friedebringenden römischen Kaiser!“ Dieser feierliche Augenblick war der Ursprung und Anfang des römischen Kaisertums deutscher Nation, das 1000 Jahre bestanden hat.

4. Karl starb 72 Jahre alt. Im vollen Kaiserschmucke, mit Krone und Schwert wurde er in die Gruft hinabgelassen. Ein goldnes Evangelienbuch lag auf den Knien, ein Stück des heiligen Kreuzes trug er auf dem Haupte, die goldene Pilgertasche um die Hüften. Theod. Bernh. Welter.

86. Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt.

1. Als Kaiser Karl zur Schule kam und wollte visitieren, da prüft' er scharf das kleine Volk, ihr Schreiben, Buchstabieren, ihr Vaterunser, Einmaleins, und was man lernte mehr. Zum Schlusse rief die Majestät die Schüler um sich her.

2. Gleichwie der Hirte schied er da die Böcke von den Schafen, zu seiner Rechten hieß er stehn die Fleißigen, die Braven. Da stand im groben Linnenkleid manch schlichtes Bürgerkind, manch Söhnlein eines armen Knechts von Kaisers Hofgesind.

3. Dann rief er mit gestrengem Blick die Faulen her, die Böcke, und wies sie mit erhobener Hand zur Linken in die Ecke. Da stand im pelzverbrämten Rock manch feiner Herrensohn, manch ungezognes Mutterkind, manch junger Reichsbaron.



Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt.

4. Da sprach nach rechts der Kaiser mild: „Habt Dank, ihr frommen Knaben, ihr sollt an mir den gnäd'gen Herrn, den güt'gen Vater haben, und ob ihr armer Leute Kind und Knechtessöhne seid: in meinem Reiche gilt der Mann, und nicht des Mannes Kleid.“

5. Dann blitzt sein Blick zur Linken hin; wie Donner klang sein Tadel:

„Ihr Taugenichtse, bessert euch, ihr schändet euren Adel! Ihr feinen Püppchen, trotzet nicht auf euer Milchgesicht, ich frage nach des Manns Verdienst, nach seinem Namen nicht.“

6. Da sah man manches Kinderaug' in frohem Glanze leuchten, und manches still zu Boden sehn und manches still sich feuchten. Und als man aus der Schule kam, da wurde viel erzählt, wen heute Kaiser Karl belobt, und wen er ausgeschmält.

7. Und wie's der große Kaiser hielt, so soll man's allzeit halten im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten: Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand!

So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland!

Karl Gerok.

87. Heinrich I.

1. Zur Zeit, als Heinrich I. zum deutschen Könige gewählt wurde, ging es in Deutschland sehr traurig zu. Von Südosten her jagten häufig auf ihren schnellen Pferden die Ungarn heran, trieben den Bauern das Vieh weg und sengten und plünderten, wohin sie kamen. Sammelte sich langsam ein Haufe deutscher Krieger wider sie und fing an, sich in Marsch zu setzen, so waren die Feinde samt ihrer Beute bereits wieder fort. — Von Nordosten her kamen die Wenden und machten es ebenso. — Was that da der weise, bedächtige Heinrich?

2. Zuerst schloß er einen neunjährigen Waffenstillstand mit den gefährlichen Ungarn. Nun begann im ganzen Deutschen Reiche eine bessere Zeit. Überall fing man an, Häuser in größerer Anzahl neben einander zu bauen und mit Mauern und Gräben zu umgeben. Solch eine ummauerte Stätte nannte man Stadt oder Burg. Ihre Bewohner hießen Bürger. Aber es war noch leichter, Städte zu bauen, als Bewohner für sie zu finden. Denn die Deutschen wohnten lieber auf dem Lande. Sie sagten: „Sollen wir uns lebendig begraben lassen? Die Städte sind nichts anderes als Gräber.“ Da befahl Heinrich, die Leute sollten losen, und je einer aus neunem, den das Los träfe, sollte vom Lande in die Stadt ziehen. Damit

sie das aber lieber thun möchten, gab er den Städten viele Vorrechte; die Bürger waren frei, die Bauern aber mußten den Edelleuten oder Klöstern als Leibeigene dienen. — Nun hoben sich auch nach und nach die Gewerbe. Ein Bürger fing an, für die übrigen Kleider zu machen, der andre Schuhe, ein dritter baute Häuser u. s. f. Mit einem Worte: Es entstanden die verschiedenen Handwerke. Bis dahin hatte jeder sein eigener Schneider, Schuster, Maurer u. s. w. sein müssen. Als endlich nach neun Jahren die Ungarn wiederkamen, und die Bauern nun ihr Vieh und ihre sonstigen Habseligkeiten in die ummauerten Städte flüchten konnten, da jubelte alles dem Städtegründer entgegen und freute sich des Königs.

3. Die Ungarn waren gewandte Reiter. Darum übte Heinrich die Deutschen auch im Kämpfen zu Pferde. Er bildete eine regelmäßige Reiterei und lehrte diese in geschlossenen Reihen fechten. Als nun die Ungarn in ungeheuren Massen in Deutschland einbrachen und bis in das Herz des Landes vorgebrungen waren, da entflammte Heinrich seine Scharen mit den Worten zur Schlacht: „Krieger, sehet, dort glüht der Himmel blutigrot! Eure Habe ist's, die auflodert. Was suchet ihr, wenn ihr umkehret und fliehet? Eure Hütten? Sie liegen in Asche. Eure Weiber? Sie sind gemißhandelt. Euren Gott? Seine Altäre sind umgestürzt. Krieger, der Tag der Vergeltung ist gekommen! Seid Männer und betet zu dem dort oben, der Hilfe sendet in der Stunde der Noth!“ — Gott sandte Hilfe. Heinrich schlug im Jahre 933 die wilden Horden bei Merseburg dermaßen in die Flucht, daß sie während seiner Lebenszeit nicht wiederkamen.

Karl Friedr. Becker.

88. Friedrich Barbarossa.

1. In der Mitte von Schwaben erhebt sich der Hohe Staufen, ein kegelförmiger Berg. Hier stand einst die Stammburg eines berühmten deutschen Kaiserhauses, das den Namen Hohenstaufen führt. Jetzt sind die Trümmer der alten Heldeburg mit Gras und Disteln überwachsen. — Im Jahre 1152 wählten die deutschen Fürsten einstimmig unter lautem Zuruf des Volkes den Herzog Friedrich aus dem Hause der Hohenstaufen zum Kaiser. Friedrich stand damals in der Fülle der Manneskraft. Hohe Gestalt und Schönheit zeichneten ihn aus. Sein Haar war blond, und seine Wangen waren von Jugendfrische geröthet. Wegen seines rötlichen Bartes nannten ihn die Italiener Barbarossa, d. h. Rotbart. Im Grauen der Morgendämmerung besuchte er die Kirche, um den Tag mit Gebet zu beginnen. Vor allem meinte er, ein Kaiser habe sein Amt von Gottes Gnaden. Es sei ihm aufgetragen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben.

2. Zu seiner Zeit gab es in Deutschland Zwiespalt genug. Die Fürsten stritten unter einander und verlangten vom Kaiser, er solle regieren, wie es ihnen gefiel. Da beschloß Friedrich, das Kaisertum wieder stark zu machen an Macht und Ehren, wie es zu Karls des Großen Zeit gewesen war. Die Burgen der Raubritter am Rhein zerstörte er; so schaffte er im Deutschen Reiche Ruhe und Sicherheit. Gesandte aus allen Ländern Europas huldigten ihm im Namen ihrer Fürsten.

Nie war der deutsche Name mehr geachtet und gefürchtet als damals. Nie sahen die deutschen Gaue glänzendere Reichstage, als zu den Zeiten Barbarossas.

Von der Nordspitze der Jütischen Halbinsel bis jenseit des Po, von den östlichen Alpen bis an die Gestade der Nordsee erstreckte sich das Deutsche Reich.

3. Als 70jähriger Greis machte sich Friedrich auf, um den Ungläubigen Jerusalem wieder zu entreißen. Auf dem Wege dahin rief ihn Gott ab. Es war im Jahre 1190. Als er nämlich mit seinem Heere an den Fluß Saleph in Kleinasien gekommen war, warf er sich in ungeduldiger Hast mit seinem Rosse in den Strom, um das jenseitige Ufer zu gewinnen. Das Wasser war kalt und hatte einen raschen Lauf. Der Strudel erfaßte den Kaiser; seine Kräfte verließen ihn, und es war um ihn geschehen, ehe ihm die Seinen zu Hilfe kommen konnten. In tiefer Trauer bestattete man die Gebeine Friedrichs zu Antiochia. Eine schmerzliche Klage ertönte, als die Trauerkunde nach Europa kam. Das deutsche Volk hat das Andenken Friedrichs im Herzen bewahrt bis auf diesen Tag.

H. Köpke.

89. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rotbart lobesam zum heil'gen Land gezogen kam, da muß' er mit dem frommen Heer durch ein Gebirge wüßt und leer. 5 Dasselbst erhob sich große Noth; viel Steine gab's und wenig Brot, und mancher deutsche Reitersmann hat dort den Trunk sich abgethan. Den Pferden war's so schwach im Wagen, 10 fast mußte der Reiter die Mähre tragen. Nun war ein Herr aus Schwabenland, von hohem Wuchs und starker Hand; des Kößlein war so krank und schwach,	er zog es nur am Baume nach. 15 Er hätt' es nimmer aufgegeben, und kostet's ihn das eigne Leben. So blieb er bald ein gutes Stück hinter dem Heereszug zurück. Da sprengten plötzlich in die Duer 20 fünfzig türkische Reiter daher; die huben an, auf ihn zu schießen, nach ihm zu werfen mit den Speßen. Der wackre Schwabe forcht sich nit, ging seines Weges Schritt vor Schritt, 25 ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken und that nur spöttlich um sich blicken, bis einer, dem die Zeit zu lang,
--	---

auf ihn den krummen Säbel schwang.
 Da wallt dem Deutschen auch sein Blut;
 50 er trifft des Türken Pferd so gut,
 er haut ihm ab mit einem Streich
 die beiden Vorderfüß' zugleich.
 Als er das Tier zu Fall gebracht,
 da faßt er erst sein Schwert mit Macht;
 55 er schwingt es auf des Reiters Kopf,
 haut durch bis auf den Sattelknopf,
 haut auch den Sattel noch zu Stücken
 und tief noch in des Pferdes Rücken.
 Zur Rechten sieht man wie zur Linken
 60 einen halben Türken heruntersinken.
 Da packt die andern kalter Graus;
 sie fliehen in alle Welt hinaus,
 und jedem ist's, als würd' ihm mitten
 durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
 65 Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
 die auch zurückgeblieben war.
 Die sahen nun mit gutem Bedacht,
 was Arbeit unser Held gemacht.
 Von denen hat's der Kaiser vernommen;
 70 der ließ den Schwaben vor sich kommen.
 Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert!
 Wer hat dich solche Streich' gelehrt?“
 Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
 „Die Streiche sind bei uns im Schwang;
 75 sie sind bekannt im ganzen Reiche:
 man nennt sie halt nur Schwaben=
 streiche!“

Endw. Wyland.

90. Kaiser Barbarossa.

1. Der alte Barbarossa,
 der Kaiser Friedrich,
 im unterird'schen Schlosse
 hält er bezaubert sich.
 2. Er ist niemals gestorben,
 er lebt darin noch jezt;
 er hat im Schloß verborgen
 zum Schlaf sich hingesezt.
 3. Er hat hinabgenommen
 des Reiches Herrlichkeit
 und wird einst wiederkommen
 mit ihr zu seiner Zeit.
 4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
 darauf der Kaiser sitzt;
 der Tisch ist marmelsteinern,
 worauf sein Haupt er stützt.

5. Sein Bart ist nicht von Flachse,
 er ist von Feuersglut,
 ist durch den Tisch gewachsen,
 worauf sein Kinn ausruht.

6. Er nickt als wie im Traume;
 sein Aug' halb offen zwinkt,
 und je nach langem Raume
 er einem Knaben winkt.

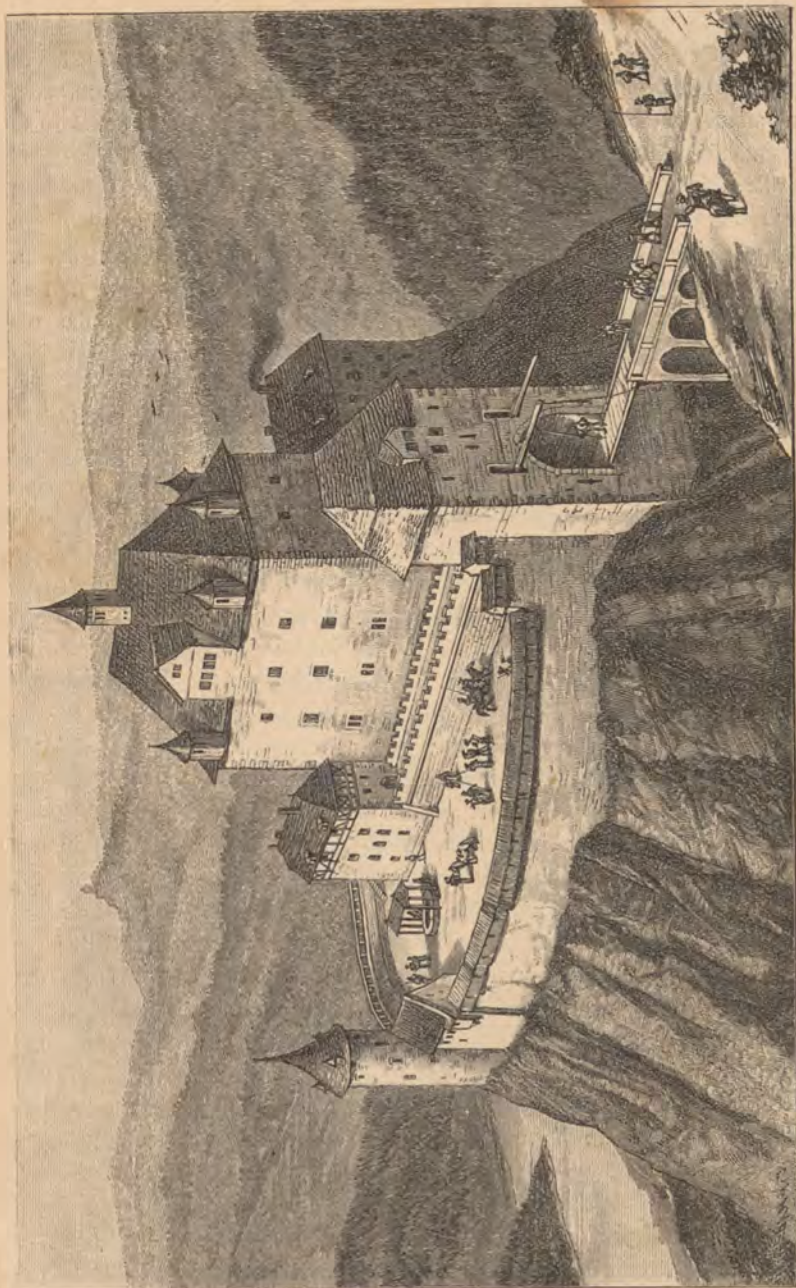
7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
 „Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
 und sieh, ob noch die Raben
 herfliegen um den Berg!“

8. Und wann die alten Raben
 noch fliegen immerdar,
 so muß ich auch noch schlafen
 bezaubert hundert Jahr.“

Friedr. Rüchert.

91. Die Ritter und die Burgen.

Am schönen Rheinstrome, in Thüringen und in andern Gegenden
 Deutschlands haben zur Zeit des Mittelalters auf vielen Bergspitzen hohe
 und feste Burgen gestanden. Edle Geschlechter sind von ihnen ausge-
 gangen, die zum Teil heut noch blühen, während andre längst aus-
 gestorben sind.



Mittelalterliche Burg. (Aus dem 13. Jahrhundert.)

Mehrere von diesen Burgen und Schlössern sehen noch jetzt kühn und stolz in die weite Gegend hinaus, und ihre Fenster und Dächer blinken im Sonnenscheine; die meisten aber sind schon seit Jahrhunderten von allen Bewohnern verlassen und stehen da als traurige Überreste vergangener Größe. Die glänzenden Gemächer sind zerschlagen und zerfallen; in den weiten Thüröffnungen nisten die Eulen und Dohlen; durch die Fensterhöhlen brausen die Stürme, die von dem mächtigen Gemäuer einen Stein nach dem andern ins Thal hinunter schleudern. Manche Burgen sind schon völlig vom Erdboden verschwunden, und ihre Stätte kennt man nicht mehr. Totenstille herrscht jetzt da, wo sich einst das regste Leben entfaltete. Einst tönte Sang und Klang in den hohen Sälen; in den Ställen scharrten mutige Rosse; Wasser floß in den Burggräben; Thore und Zugbrücken öffneten und schlossen sich. — Der Wächter auf dem Turme stößt ins Horn. „Feinde kommen!“ schreit alles in der Burg. Da schmettert die Trompete, die Knappen reißen die Gähle aus dem Stalle, auf dem Burghofe stampft's und wiehert's, die Ritter klirren daher mit schweren Sporen und mächtigem Schwerte, in Eisen gekleidet vom Kopf bis zum Fuß. „Zu Roß!“ ruft der Burgherr, — und Ritter und Knappen springen rasselnd in den Sattel; Schwert, Speer und Schild blitzen im Sonnenschein, Helmbüsche und Fahnen flattern in der Luft; die Zugbrücke sinkt, schnaubend und stampfend donnert die Schar hinüber, den Schloßberg hinab, dem Feinde entgegen. — Wie da die Schwerter hauen! Speere zersplittern, Schilde zerspringen, das Blut fließt, die Rosse bäumen sich, mancher Reiter sinkt in den Sand. Und am Abend, wenn die siegreiche Schar heimkehrt mit gefangenen Feinden, erbeuteten Rossen, — wie ist da Jubel in der Burg! Abends bei dem Mahle werden dann schaurige Geschichten erzählt von dem Kampfe, und der Wein perlt dabei in großen Pokalen, und die Knappen horchen aufmerksam hinter den Sitzen der Ritter.

Hättest du mit den Knappen lauschen können auf die Worte der Ritter, so hättest du sicherlich manche große und herrliche That erfahren, die da zeugt von altdeutscher Biederkeit, von Edelmut und Tapferkeit. Aber es hat auch unter den Rittern gar viele böse und schändliche Menschen gegeben, und die Ritterzeit ist nicht immer eine schöne Zeit gewesen.

R. Kühner.

92. Die Erfindung des Schießpulvers.

Als den Erfinder des Schießpulvers nennt man gewöhnlich einen Mönch, Namens Berthold Schwarz, welcher um das Jahr 1350 gelebt haben soll. Der Gebrauch des Schießpulvers ist indes schon älter

als tausend Jahre. Die Chinesen kennen es seit den ältesten Zeiten, und die Araber schossen schon lange vor Berthold Schwarz aus Kanonen; auch die Engländer benutzten es schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Aber in Deutschland ist das Schießpulver zu Kriegszwecken erst von dieser Zeit an verwendet worden. Es besteht aus Schwefel, Salpeter und Holzkohle. Zuerst diente es bei uns zum Fortschleudern von Steinen aus großen Röhren (Mörsern, Kanonen), die auch Donner- oder Wallbüchsen hießen. Später erst erfand man das kleine, tragbare Gewehr, das anfangs noch mit einer Lunte oder Zündrute abgefeuert wurde. Noch im Anfange unsers Jahrhunderts waren Büchsen im Gebrauch, bei denen man das Pulver dadurch entzündete, daß durch einen Feuerstein (Flintstein) ein Funke erzeugt ward.

Der Gebrauch des Schießpulvers und der Geschütze brachte einen gänzlichen Umschwung in der Kriegsführung hervor, da die alten Waffen der mittelalterlichen Ritter den ferntreffenden Büchsen weit nachstanden, und die Rüstungen gegen Kugeln keine volle Sicherheit gewährten. In den Kriegen kam es nun weniger auf die Tapferkeit des Einzelnen an, als auf die größere Menge und Güte der Feuerwaffen und Soldaten, über die ein Feldherr gebieten konnte. Deshalb wird auch in unserm deutschen Heere an der Verbesserung des Pulvers und der Geschütze fortwährend gearbeitet.

R. Weber.

93. Die Erfindung des Papiers.

1. Die alten Ägypter bereiteten schon zu der Zeit, als Moses lebte, also vor mehr als 3000 Jahren, Papier aus der Papierstaude, einem schilfähnlichen Gewächs. Später schrieb man auf Tierfelle, welche mit Kalk gebeizt und dann geglättet waren. Zu Davids Zeit hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Tierhäuten. In der Stadt Pergamus in Klein-Asien verstand man die Kunst, Tierfelle zu feinem Papier zu verarbeiten, am besten, und man nannte deshalb solches Papier Pergament.

Vor mehr als 2000 Jahren erfanden die Chinesen unser Papier. Sie bereiteten es zuerst aus Baumwolle und den Fasern eines Maulbeerbaumes. Später fertigten sie auch aus allerhand andern Pflanzenfasern, sogar aus baumwollenen Lumpen, feines Schreibpapier. Auch andre Völker ahmten diese Kunst nach und bereiteten sich Papier aus Fasern von Nessel und andern Pflanzen. Vor 700 Jahren gab es in Deutschland schon Papiermacher, und seit jener Zeit

benutzte man auch Fasern von leinenen Lumpen zur Herstellung des Papiers.

2. Heut werden in den Papierfabriken allerlei Stoffe zu Papier verarbeitet: Lumpen aus Leinwand oder Baumwolle, Hanf- und Nesselfasern, auch Holz, Stroh und andre Pflanzenstoffe. Das Papier aus Leinen gilt aber als das beste.

Die Lumpen oder Pflanzenfasern werden zunächst sorgfältig zerkleinert und mit Wasser zu einem dünnen Brei verarbeitet. Dieser Papierbrei wird gebleicht und mit Leim versetzt, damit die Teile zusammenhalten. Dann bringt man ihn auf ein Metallsieb, damit das Wasser ablaufe und die Fasern sich verfilzen. Zwischen erwärmten Walzen werden die Papierbogen getrocknet und zu dünnen Blättern gepreßt.

3. Es gibt sehr verschiedene Papiersorten: das Druckpapier, das feste Schreibpapier, aus dem das Schreibheft gefertigt ist, und das lockere Löschpapier, welches die Tinte begierig einsaugt, das starke Zeichenpapier, das feine Briefpapier, das grobe Packpapier u. v. a. — Auch die Tapeten, die Landkarten, die dicke Pappe, welche der Buchbinder verarbeitet, und die dicken Dachpappen zum Bedecken der Häuser sind aus Papiermasse hergestellt.

4. Schon vor 1000 Jahren verwendeten asiatische Völker das Papier zum Häuserbau, und heut noch fertigen sie daraus allerlei Gefüße, Teppiche, Laternen, Fächer, Schirme, sogar Schnupftücher. Aber auch bei uns werden aus der Papiermasse allerlei Gegenstände geformt, die man sonst nur aus Holz oder Leder oder Eisen bereitete, z. B. Bilderrahmen, Geldtaschen, sogar Räder an Eisenbahnwagen und ganze Schiffe, Papierwäse, Puppenköpfe, Schüsseln, Knöpfe und viele andre Dinge.

K. Waerber.

94. Von der Buchdruckerkunst.

1. Vor 500 Jahren hatte man nur geschriebene Bücher. Mit dem Abschreiben beschäftigten sich besonders die Mönche in den Klöstern. Nur reiche Leute konnten damals Bücher besitzen; denn das Abschreiben war mühsam und zeitraubend, und die Bücher waren darum teurer und viel seltener als heut. Damals kostete ein Neues Testament 100—200 Mark, eine ganze Bibel gar 1000—2000 Mark.

2. Um das Jahr 1440 wurde die Buchdruckerkunst erfunden. Johann Gutenberg ist der Erfinder. Er war 1397 zu Mainz geboren und lebte längere Zeit in Straßburg, wo er eine Druckerei

besaß, in welcher Heiligenbilder, Schuldbriefe, Abc-Tafeln, auch wohl Bücher gedruckt wurden. In hölzerne Tafeln schnitt man Buchstaben oder Bilder, bestrich die Tafeln mit Farbe, legte einen Bogen Papier darauf und drückte das Papier mit einer Bürste an die geschwärzte Tafel. Sollte ein Buch gedruckt werden, so wurden so viele Holztafeln ausgeschnitten, als das Buch Seiten zählte. Für jedes Buch mußten aber immer wieder andre Tafeln hergestellt werden.

3. Gutenberg kam nun auf den glücklichen Gedanken, die Holztafeln in Zeilen, diese in Wörter und diese in Buchstaben zu zerschneiden. Die einzelnen Buchstaben (Lettern) stellte er dann zu Wörtern, Zeilen und Blattseiten zusammen. Nach dem Gebrauche wurden die Seiten wieder zerlegt, und die Buchstaben konnten zu andern Drucken wiederholt verwendet werden. Die Lettern goß er aus einem festen Metall (Zinn), weil sich das Holz zu leicht abnutzte. Mit solchen metallnen Lettern beendete er nach dreijähriger Arbeit 1452 den Druck einer lateinischen Bibel auf Pergament.

Gutenberg verlor durch neidische Feinde sein ganzes Vermögen. Doch nahm sich seiner der Kurfürst und Bischof Adolf von Nassau in edler Weise an, so daß er seine letzten Lebensjahre sorgenfrei in Mainz zubringen konnte. Er starb daselbst 1468. In Mainz steht seit 1840 sein prächtiges Standbild aus Erz.

Der Buchdruck mit beweglichen Lettern wurde durch Gutenbergs Gehilfen bald in alle Länder verbreitet.

4. Wie sieht es in einer Buchdruckerei aus? In einem hellen Saale stehen zahlreiche Schriftsetzer, die mit bewundernswerter Fertigkeit die Lettern zusammenstellen; andre ordnen die Seiten und befestigen sie in Rahmen, so daß die ganze Form, welche oft viel tausend einzelner Lettern umschließt, in die Presse gebracht werden kann. Eine Druckpresse ist eine kunstvoll zusammengesetzte Maschine mit vielen Rädern, Rollen und Walzen. Die neuen Schnellpressen in den größern Druckereien besorgen selbstthätig viele einzelne Arbeiten, welche früher nur von Menschenhänden ausgeführt werden konnten: sie färben die Formen mit dem Schriftsatz, bringen das Papier auf ihn, pressen es an die Formen, bewegen es weiter und legen die Bogen wohl geordnet zusammen. Es giebt sogar Maschinen, welche die Bogen mehrfarbig bedrucken können, andre, welche imstande sind, mehr als 10 000 Bogen in einer Stunde auf beiden Seiten zu bedrucken. Solch eine einzige Maschine leistet in einem Tage mehr, als mancher Abschreiber vor einem halben Jahrtausend in seinem ganzen Leben fertig stellen konnte.

K. Waerber.

95. Die Entdeckung Amerikas.

Mit keinem Erdteile stehen wir in einem so regen Verkehr als mit Amerika. Es ist erst 1492 entdeckt worden. Der Mann, durch den es geschehen ist, heißt Christoph Kolumbus. Er hat das neue Land nicht etwa so zufällig oder gelegentlich auf einer Reise gefunden, sondern es hat ihm viele Geduld und vielen Kampf gekostet, bis er den Gedanken, der ihm auf der Seele brannte, durchführen konnte. Damals war Indien das Land, aus dem die Kaufleute Gold, Edelsteine und Kostbarkeiten holten. Nun hatte man zwar einen Seeweg um Afrika herum nach Indien zu finden versucht; Kolumbus glaubte jedoch, daß man auf einem kürzeren Wege nach Indien kommen könne, wenn man nach Westen fahre, da die Erde eine Kugel sei. Aber er war armer Leute Kind und mußte sich seinen Unterhalt mit Kartenzeichnen und Seefahren verdienen. Er konnte also nicht selbst die nötigen Schiffe ausrüsten. Die Leute jedoch, die das Geld dazu hatten, glaubten ihm nicht. Nach vielen Mühen gelang es ihm, die Königin von Spanien für seinen Plan zu gewinnen. Er erhielt drei kleine Schiffe.

Am 3. August 1492 segelte er von der spanischen Küste ab. Es erhob sich ein Ostwind, welcher die Schiffe pfeilschnell nach Westen trieb. Als es nun aber auf dem weiten Meere immer weiter vorwärts ging, da verloren die Schiffsleute den Mut. Nur Kolumbus ließ sich den Glauben nicht rauben. Er stand unermüdlich auf dem Verdecke und ließ das Senkblei in das Meer hinab, um dessen Tiefe zu messen. Bei wem er Traurigkeit bemerkte, dem redete er freundlich zu. Am 1. Oktober waren die Schiffe schon 1300 km von der Heimat entfernt. Die Sonne ging auf und wieder unter, und noch zeigte sich nichts als Meer und lauter Meer. Die Angst der Schiffsleute stieg von Tag zu Tag. Sie redeten Kolumbus zu, er möge doch umkehren. Als er aber fest bei seinem Entschlusse blieb, drohte man, ihn über Bord zu werfen. Doch er ließ sich nicht irre machen. Da gewahrte er einen Baumast mit roten Beeren. Er begrüßte dies als ein Anzeichen, daß Land nahe sei. Daher befahl er, als die Sonne unterging, daß auf dem Mastkorbe sorgfältig Wache gehalten werde, um nicht bei Nacht auf Klippen aufzulaufen. Kein Auge auf dem Schiffe schloß sich. Zwei Stunden nach Mitternacht, es war am 12. Oktober 1492, ertönte ein Kanonenschuß und der Ruf: „Land! Land!“ Die Schiffsleute fielen einander vor Freuden in die Arme und stürzten dem Kolumbus zu Füßen. Man stimmte das Danklied: „Herr Gott, dich loben wir“ an. Als der Morgen anbrach, sah das Schiffsvolk eine schöne, grüne Insel vor sich liegen. Mit Sonnenaufgang bestiegen sie die Boote und ruderten dem Lande zu. Kolumbus

war der erste Europäer, der die neue Welt betrat. Die Insel wurde von ihm San Salvador (Land des Erlösers) genannt. Bei den Eingebornen hieß sie Guanahani. Anfangs glaubte er, daß die Insel zu Indien gehöre. Daher nannte er diese und die andern Inseln Westindien, während jenes zum Unterschiede Ostindien genannt wurde. Erst später gewahrte er, daß es ein neuer Erdteil sei, den er entdeckt habe. — Er hat für seine große Entdeckung wenig Dank geerntet. Gebeugt von Mühseligkeiten, entschlief er als 70jähriger Greis mit den Worten: „In deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Kappe.

96. Luthers Vorbereitung zum Reformator.

1. Klosterleben; Anfechtung und Trost. Luther studierte in Erfurt die Rechtsgelehrtheit. Ob er wohl ein hurtiger und fröhlicher Gefelle war, fing er doch alle Morgen sein Lernen mit herzlichem Gebet an. Sein Sprichwort war: „Fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert!“ Am Ende des Jahres 1505 wurde ihm ein Freund erstochen, und ein großes Wetter und gewaltiger Donnereschlag erschreckten ihn einmal sehr. Er entsetzte sich ernstlich vor Gottes Zorn und dem jüngsten Gerichte und beschloß, ins Kloster zu gehen, um Gott dort besser dienen zu können. Dies führte er ohne Wissen und Willen seines Vaters aus. Im Kloster unterwarf er sich gehorsam jedem niedern Dienste. Er schämte sich sogar nicht, mit dem Bettelsack durch die Stadt zu gehen. Ruhe für seine Seele aber fand er dadurch nicht. „O meine Sünde, Sünde, Sünde!“ schrieb er an Dr. Staupitz, den Vorsteher der Augustinerklöster in Meissen und Thüringen, und durch immer schwerere Bußübungen suchte er seine Gewissensangst zu beschwichtigen. Als er sich einst wieder ein paar Tage verborgen hatte, erbrachen einige Freunde seine Zelle und fanden ihn ohnmächtig am Boden ausgestreckt. Sie schlugen das Saitenspiel an, das sie mitgebracht hatten. Unter der wohlbekannten Weise kam er wieder zu sich. Der erste, der dem armen Luther wahren Trost brachte, war ein alter, greiser Klosterbruder, der ihm in väterlicher Liebe zusprach und ihn auf das Hauptstück des Glaubens hinwies, wo es heißt: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden,“ und auf die Worte des Apostels Paulus, Röm. 3, 28, „daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben.“ Das tröstete Luther. Er glaubte, daß Gott auch ihm seine Sünde aus Gnaden vergeben werde um Christi willen, und fand in diesem Glauben Frieden für sein geängstigtes Gewissen.

2. Berufung nach Wittenberg. Kurz vor dieser Zeit hatte Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen in seiner Residenzstadt Wittenberg

eine Universität gegründet. Staupitz hatte den Befehl, nach gelehrten Leuten sich umzusehen und solche nach Wittenberg zu berufen. Weil er nun Bruder Martins Gelehrsamkeit und ernstliche Frömmigkeit kannte, brachte er ihn 1508 nach Wittenberg. Hier studierte Luther fleißig die Heilige Schrift und hielt sie höher als alle menschliche Weisheit und Gelehrsamkeit. So wurde Luther Professor in Wittenberg.

Nach Mathesius.

97. Die Zeit der ersten Zeugnisse.

1. Luther wird vom Papste in den Bann gethan. Luthers Sätze gegen den Ablass verbreiteten sich binnen 14 Tagen durch ganz Deutschland, und nach 4 Wochen waren sie fast in der ganzen Christenheit bekannt, als wären die Engel selbst Botenläufer gewesen. Luther sagte: „Ist das Werk nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lass'et denselben walten.“ Der Papst verlangte Luthers Auslieferung; aber Gott schützte diesen durch den frommen Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen. Da that der Papst Dr. Luther mit allen, die sich zu seiner Lehre bekannten, in den Bann. Luthers Schriften ließ er öffentlich in Rom verbrennen.

2. Der Reichstag zu Worms. Kaiser Karl V. wurde von dem päpstlichen Gesandten bestürmt, er solle Luthers Lehre mit Gewalt ausrotten. Der Kaiser wollte jedoch erst den Kurfürsten von Sachsen darüber hören. So geschah es, daß auch Luther auf den großen Reichstag, der im Jahre 1521 in Worms gehalten werden sollte, berufen wurde. Er war bereit zu erscheinen, wenn er sicheres Geleit bekäme. Der Geleitsbrief kam an. Luther machte sich in Gesellschaft einiger Wittenberger Professoren auf den Weg. An einigen Orten nahm man ihn sehr freundlich auf; meistens riet man ihm ab, nach Worms zu gehen. Etliche erinnerten ihn an das Schicksal des Johannes Hus. Dieser war Lehrer an der hohen Schule zu Prag gewesen und hatte ähnliches wie Luther gelehrt. Er war nach Konstanz am Bodensee auf einen Reichstag vorgeladen und daselbst 1415 auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden, obgleich der Kaiser ihm freies Geleit zugesagt hatte. Luther gab aber zur Antwort: „Und wenn sie ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen und Christum bekennen und denselben walten lassen.“ Noch kurz vor der Stadt ward er gewarnt, sich doch nicht in solche Gefahr zu begeben und hineinzufahren. Darauf antwortete er: „Ich bin gefordert; und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein.“ Am 16. April fuhr er in Worms ein. Schon den Tag darauf ward er vor die Reichsversammlung gestellt. Bei allem Volk zeigte sich die herzlichste Teilnahme für Luther. Der Kriegsheld Brunsberg, welcher vor dem Saale die Wache hatte, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen!“ Die Reichsversammlung war

äußerst glänzend; in ihr saßen der Kaiser und sein Bruder, der König Ferdinand, ferner 6 Kurfürsten, 28 Herzöge, viele Markgrafen, Reichsgrafen, Bischöfe, Äbte, Fürsten und Herren. An Zuhörern waren im Saale, im Vorzimmer und vor den Fenstern über 5000 Menschen. In dem Reichssaale lagen die Bücher, die Dr. Luther hatte drucken lassen; er ward befragt, ob er sie geschrieben habe, und ob er sie widerrufen wolle. Das erste konnte er sogleich bejahen; über das zweite bat er sich Bedenkzeit aus. Sie ward ihm bis auf den folgenden Tag gegeben. Die ganze Nacht hindurch betete er inbrünstig. Den andern Tag ward er wieder vor die hohe Versammlung gestellt und abermals gefragt, ob er seine Lehren widerrufen wolle. Er setzte in einer bescheidenen und gründlichen Rede auseinander, daß er gern bereit wäre, zu widerrufen, wenn er aus der Heiligen Schrift überwiesen würde, daß er geirrt hätte. Als aber der kaiserliche Wortführer strafend einfiel und eine runde Antwort verlangte, ob er widerrufen wolle oder nicht, da öffnete er herzhast den Mund und sprach: „Weil Kaiserl. Majestät, Kurfürstl. und Fürstl. Gnaden eine schlechte, runde, einfältige Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen überwunden und überwiesen werde, so daß mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nicht widerrufen, weil es weder sicher, noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!“

3. Luther auf der Wartburg. So war Dr. Luthers Sache eine Sache des ganzen Deutschen Reiches geworden. Ihm ward angezeigt, daß er sich binnen 21 Tagen unter sicherem Geleit zurückbegeben, sich aber unterwegs des Predigens und Schreibens enthalten solle. Er antwortete: „Wie es dem Herrn gefallen hat, so ist es geschehen, sein Name sei gelobt!“ ließ dem Kaiser und den Ständen danken und erklärte nochmals, er habe nichts anderes begehrt, als daß eine Reformation aus Heiliger Schrift vorgenommen werde, wolle auch gern alles thun und leiden und sich nichts vorbehalten, als allein das Wort Gottes frei zu bekennen und zu bezeugen.

Er reiste von Worms ab. Nun brachten die Gesandten des Papstes es dahin, daß er nach Ablauf des sichern Geleits in die Acht erklärt ward. Er war also vom Papste aus der kirchlichen, vom Kaiser aus der bürgerlichen Gemeinschaft ausgestoßen, aber nicht vom Herrn Christus aus der Gemeinde seiner Heiligen. Zunächst sorgte der eigne Landesfürst Luthers, der Kurfürst Friedrich der Weise, für seine Sicherheit. Er ließ ihn unterwegs im Walde bei Eisenach durch verkappte Ritter auffangen, die ihn aus dem Wagen rissen, auf ein Pferd setzten und mit ihm auf das benachbarte Schloß Wartburg jagten. Hier ward er wie ein Ritter gekleidet und für einen Junker Georg ausgegeben. Das Gerücht verbreitete sich bald, doch so, daß niemand recht wußte, was aus Dr. Luther geworden sei. Dieser beschäftigte sich besonders mit der Heiligen Schrift und arbeitete an einer deutschen Übersetzung des Neuen Testaments. Erst 1522 kehrte er nach Wittenberg zurück.

Die Reformation nahm indessen ihren Fortgang. In Wittenberg wurde die Messe nebst andern schriftwidrigen Gottesdiensten abgeschafft und dagegen

das Predigen und die Feier des heiligen Abendmahls, wie wir sie jetzt haben, eingerichtet. Viele andre Orte nahmen die Predigt des Evangeliums an. So bestätigte sich, was Luther dem Erzbischof von Trier in Worms gesagt hatte: „Ist das Werk von Gott, so werdet ihr's nicht dämpfen können.“

M. Meurer.

98. Luthers Schriften.

Luther hat das lautere Evangelium durch seine Predigten, seine Schriften und seine geistlichen Lieder verbreitet. Seine wichtigsten Schriften sind:

1. Der Große und Kleine Katechismus. Auf Luthers Ansuchen hatte der Kurfürst von Sachsen in seinen Landen eine Kirchen- und Schulvisitation angeordnet; dabei hatte sich nicht allein bei dem Volke, sondern auch bei vielen Pfarrern und Schullehrern eine große Unwissenheit in den christlichen Lehren herausgestellt. Da ließ Dr. Luther zuerst seinen Großen, bald darauf seinen Kleinen Katechismus ausgehen. Darin hat er alle Hauptstücke der christlichen Lehre, in dem ersten umständlicher, in dem andern aber kürzer zusammengefaßt. Wenn er in seinem Leben sonst nichts Gutes gestiftet hätte, so könnte ihm doch die ganze Welt für diesen segensreichen Schatz nicht genug danken. Nächst der Bibel ist der Kleine Katechismus Luthers wohl das beste Buch der Christenheit; denn er enthält das Evangelium rein und für die Einfältigen verständlich. Der Geist Gottes hat ihm auch bei dieser Arbeit ganz besonders beigegeben. Er sagt selbst von dem Katechismus: „Er ist eine Kinderlehre, die ein jeder Christ notwendig wissen muß. Wer solches nicht weiß, kann nicht unter die Christen gezählt und zum Sakrament zugelassen werden. Ein jeder Hausvater ist schuldig, daß er wenigstens die Woche einmal seine Kinder und sein Gesinde überhöre, was sie davon wissen und lernen, und wo sie es nicht können, mit Ernst dazu anhalte.“ Luther hat sich selbst in seinem Leben oft das eine oder das andre Hauptstück daraus vorgebetet.

2. Die Bibelübersetzung. Sie begann mit dem Neuen Testamente und war 1534 ganz vollendet. Melanchthon, Bugenhagen und Justus Jonas halfen Luther dabei. „Dies ist,“ schreibt Johann Matthäus, „der größten Wunderwerke eins, das unser Gott durch Dr. Luther ausgerichtet hat, daß er uns eine schöne deutsche Bibel hat zurichten lassen.“ So konnte nun ein jeder das heilige Gotteswort in Kirchen und Schulen hören, zu Hause lesen und unter dem Beistande des heiligen Geistes darin den Weg zur ewigen Seligkeit durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum kennen lernen. Nun konnte man deutlich sehen, daß Gottes Wort und Luthers Lehre übereinstimmen.

3. Seine geistlichen Lieder haben der Reformation viele Freunde gewonnen. „Ein feste Burg ist unser Gott,“ wozu Luther auch die Melodie selbst erfunden hat, ist das geistliche Kampflied der evangelischen Kirche.

M. Meurer.

99. Übergabe der Augsburger Konfession.

Um mit dem Papste Frieden zu halten, hatte Kaiser Karl V. die Ausrottung des lutherischen Glaubens versprechen müssen. Zuerst wollte

er das durch friedliche Verhandlung erreichen; er schrieb daher einen Reichstag nach Augsburg im Jahre 1530 aus. Am 25. Juni legten nun die lutherischen Reichsstände ihr Glaubensbekenntnis ab. Der Kaiser verlangte, daß der lateinische Text verlesen werden sollte, aber der Kurfürst Johann von Sachsen sagte: „Wir sind Deutsche, und auf deutschem Boden laßt uns deutsch reden!“ Die Vorlesung dauerte zwei Stunden und wurde mit Ernst und Stille angehört. Viele der Gegner staunten über den christlichen Inhalt einer Lehre, von der sie sich vorher so viel Entsetzliches hatten sagen lassen.

Die Augsburger Konfession ist von Philipp Melanchthon verfaßt. In ihr wird bekannt: 1. der Glaube an den dreieinigen Gott, 2. daß wir alle in Sünden geboren, durch den Sohn Gottes, der wahrer Mensch ist, mit Gott versöhnt werden und 3. die Gerechtigkeit vor Gott aus Gnaden um Christi willen empfangen, 4. und zwar durch den Glauben, der gute Früchte, d. h. gute Werke, bringen muß.

Luther, der während des Reichstages als ein Geächteter auf dem Schlosse bei Koburg hatte bleiben müssen, brachte dort täglich drei Stunden in heißem Gebete für das teure Evangelium zu, sendete viel tröstliche Briefe und Mahnungen zur Standhaftigkeit gen Augsburg und tröstete sich in dieser Zeit recht oft mit dem Gesange seines herrlichen Liedes: „Ein feste Burg ist unser Gott.“

M. Meurer.



Melanchthon.

100. Gustav Adolfs Heldentod bei Lützen.

1. Der Notschrei des ganzen Deutschen Reichs über die Verwüstung und Bedrückung durch die kaiserlichen Heere — es war im elften Jahre des Dreißigjährigen Krieges — zwang den Kaiser, seinen bisherigen Feldmarschall Wallenstein abzubauen; aber noch hatte der furchtbare Tilly ein Heer unter den Waffen: da landete Gustav Adolf, der fromme Schwedenkönig, mit fünfzehntausend Mann in Pommern, um seine evangelischen Glaubensgenossen zu retten. Hoch von Wuchs, hatte er eine breite Stirn, große, helle Augen und eine wohlklingende Stimme. Als er den deutschen Boden betrat, fiel er nieder und betete; denn „je mehr Betens, desto mehr Siegens,“ war

sein Grundsatz. Strenge Mannszucht wurde gehalten, und täglich war zweimal Betstunde im Heere, damit die Gemüther unter den Greueln des Krieges den himmlischen Vater und Richter nicht vergessen möchten. Der König suchte die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen zum Anschluß an seine Sache zu bewegen. Darüber verging so viel Zeit, daß er Magdeburg, welches von Tilly schwer bedrängt ward, nicht mehr retten konnte. Die Stadt ward im Mai 1631 erobert und furchtbar verheert. Als Tilly sich hierauf nach Sachsen wendete, um den Kurfürsten von Sachsen von der Verbindung mit den Schweden abzuhalten, wurde er von Gustav Adolf in der Gegend von Leipzig gänzlich geschlagen. Der Weg nach Süddeutschland lag nun dem Könige offen. Am Lech erkämpfte er sich den Übergang; Tilly selbst wurde hier tödlich verwundet. Der Kaiser sah sich in Österreich bedroht und übergab Wallenstein den Oberbefehl über seine Truppen. Doch auch dieser Feldherr wurde bei Lützen geschlagen.

2. Auf seinem weißen Pferde ritt Gustav Adolf am Morgen des 16. Novembers 1632 durch die schlagfertigen Reihen der Seinen. Rein Brustharnisch schützte ihn: „Gott ist mein Harnisch!“ das war seine Zuversicht. Seine Truppen ermahnte er kurz und feurig zu tapferem Streiten für Gottes Sache. Ein freudiger Zuruf des ganzen Heeres war das Amen zu seinen Worten; Schweden und Deutsche schwuren, dem Könige treu zu sein und mit ihm zu siegen oder zu sterben. Darauf bliesen die Trompeten das alte Lutherlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott“; die deutschen Regimenter aber sangen ein Lied, das Gustav Adolf selbst gedichtet haben soll: „Verzage nicht, du Häuflein klein, obschon die Feinde willens sein, dich gänzlich zu verstören.“ Nachdem nun Gustav Adolf den Generalen die letzten Befehle erteilt hatte, rief er mit lauter Stimme: „Nun wollen wir daran! das walt' der liebe Gott! Herr Jesu! laß heute uns streiten zu Deines heiligen Namens Ehre!“ Dann schwang er den Degen und befahl: „Vorwärts!“ — Ein dichter Nebel bedeckte das Schlachtfeld. Die Schweden, von ihrem Könige geführt, dringen gegen die Feinde vor. Feindliche Massen ziehen sich zurück, Geschütz wird erbeutet. Die Nachricht davon kommt zum Könige; er entblößt sein Haupt und dankt Gott für den Anfang des Sieges. Kroaten und feindliche Kürassiere, vom Kopf bis zum Fuß in dunklen Rüstungen, stehen ihm gegenüber. „Greift sie an, die schwarzen Burschen!“ spricht er zu den Seinen. Kühn dringt er vor und gerät zwischen die feindlichen Kürassiere; sein Pferd bekommt einen Pistolenschuß durch den Hals; ein zweiter Schuß zerschmettert seinen linken Arm. Er will umkehren; in demselben Augenblicke erhält er einen Schuß in den Rücken und fällt vom Pferde, das ihn noch eine Strecke in den Steigbügeln fortschleppt. Die Kunde, daß er schwer verwundet, daß er gefallen sei, entflammte die Seinen

zu neuem Mute. Wie tapfer auch die Kaiserlichen fochten, die Schweden blieben doch Sieger. Dieser Sieg — bei Lützen — war teuer erkauft; aber Frieden — Frieden brachte er nicht. Noch 16 Jahre lang dauerte der schreckliche Krieg.

3. Der Schwedenstein bei Lützen giebt die Stelle an, wo Gustav Adolf gefallen ist. Über ihm erhebt sich ein Denkmal, welches das dankbare Deutschland dem Helden gesetzt hat. Weit herrlicher aber ist ein andres Denkmal, welches nicht aus Stein oder Eisen besteht. Es ist die Gustav-Adolf-Stiftung. 200 Jahre nach dem Tode des Helden, der den Evangelischen ihren Glauben retten half, haben diese einen Verein gegründet und nach seinem Namen benannt; dieser Verein hat schon vielen armen Glaubensbrüdern, welche unter Katholiken wohnen und keine Geistlichen und Lehrer haben, Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser gebaut und Seelsorger und Lehrer gegeben, damit sie Gottes Wort hören und lernen können und der evangelischen Kirche erhalten bleiben.

Heinrich Dittmar.

101. Das Geschlecht der Hohenzollern.

Das glorreiche Geschlecht, welches seit mehr als vier Jahrhunderten die Geschichte unsers teuren preussischen Vaterlandes lenkt, ist das der Hohenzollern. Sie stammen aus dem schönen Schwabenlande. Ihr Stammsitz war eine Burg auf dem kegelförmig emporsteigenden Hohenzollernberge auf der Schwäbischen Alp. Die treuen Dienste, welche die Grafen von Zollern dem Kaiser und dem Reiche in vielen Fährlichkeiten gegen äußere und innere Feinde geleistet hatten, wurden dadurch belohnt, daß sie im Jahre 1210 zu Burggrafen von Nürnberg ernannt wurden. Nach etwa 150 Jahren wurde Burggraf Friedrich V. in den Fürstenstand erhoben, und sein Sohn Friedrich VI. wurde vom Kaiser Sigismund im Jahre 1411 zum Statthalter von Brandenburg ernannt. So kamen die Hohenzollern in die Mark, um von Geschlecht zu Geschlecht durch unermüdete Arbeit für ihr Volk, durch Gerechtigkeit, durch entschlossene Tapferkeit und hohe Weisheit aus der kleinen, verachteten, verödeten Kurmark Brandenburg das mächtige, starke Königreich Preußen zu schaffen und endlich als Kaiser des neu erstandenen Deutschen Reiches eine gebietende Weltmacht zu begründen.

Ernst Proben.

102. Der erste Hohenzoller in Brandenburg.

Freudig ward Friedrich I. von den Städten und Ständen aufgenommen, als er im Sommer des Jahres 1412 in der Mark erschien. Alle begrüßten ihn als den Retter des Landes, und gern leisteten sie ihm den Eid der Treue. Er gebot nun sogleich einen Landfrieden und machte es

den Rittern zur Pflicht, die Städte und Schlösser, welche ihnen verpfändet worden waren, gegen Empfang der Pfandsomme wieder herauszugeben.

Aber Dietrich und Johann von Quisow, Kaspar Gans von Puttitz, Richard von Rochow und Achim von Bredow, diese fünf verbanden sich gegen den neuen Landesherrn. „Und wenn es das ganze Jahr Burggrafen vom Himmel regnete, so sollten sie dennoch in der Mark nicht aufkommen,“ sagten sie, rückten im Bunde mit den Pommern dem neuen Landesherrn entgegen und besiegten ihn. Der Sieg blieb indes ohne Folgen. Vergeblich bemühte sich Friedrich, sie durch seine Freundlichkeit und Herzensgüte zu gewinnen; vergebens bot er ihnen Verzeihung und sicherte ihnen den Besitz ihrer rechtmäßig erworbenen Güter zu; sie verharren bei ihrem Troge. Da wandte sich Friedrich an den Kaiser. Der erklärte die Widerspenstigen für Rebellen und sprach die Reichsacht über sie aus. Noch zögerte der Kurfürst. Als aber die Ritter auch nun noch nicht aufhörten, die Mark durch ihre Fehden zu verwüsten, da mußte er Ernst gebrauchen. Mit vier Heeren rückte er zu gleicher Zeit vor die Schlösser Friesack, Plaue, Golzow und Blütow.

Das Haupt der Rebellen, Dietrich von Quisow, befand sich in Friesack, und hier leitete Friedrich selbst die Belagerung. Lachend erwartete Dietrich die Feinde. Friesack war eine der festesten Burgen in der Mark. Das Mauerwerk, mit vielen Thürmen versehen, war sehr stark. Die mutige Besatzung schaute mit Vertrauen auf ihren Herrn, der sie so oft zu Sieg und Beute geführt hatte. Mit Lebensmitteln war man überreichlich versehen, und so dachte niemand in der Burg, daß ihre Eroberung möglich sein könnte. — Die Belagerung hatte begonnen, und die Besatzung befand sich auf ihrem Posten. Da geschah ein furchtbares Krachen. Die ganze Burg erzitterte; klirrend zersprangen die Scheiben in den Zimmern; prasselnd fiel der Kalk von den Wänden, und donnernd stürzten Steine und Steintrümmer in den Burghof. In größter Bestürzung und betäubt von dem unerhörten Getöse, lief alles in der Burg zusammen. Niemand in der ganzen Mark hatte je etwas Ähnliches vernommen. Was mochte es sein? — Es war eine Kanone, welche Kugeln von 24 Pfund schoß. Friedrich hatte sie aus Franken mitgebracht; er besaß nur die eine. Da sie wegen ihrer Schwere nur sehr langsam fortgeschafft werden konnte, so ward sie von dem Volke die faule Grete genannt. — Es währte nicht lange, so war die Mauer von Friesack an einer Stelle zertrümmert, und man gab auf der Burg ein Zeichen, daß man sich ergeben wollte. So wurde die Feste genommen. Dietrich von Quisow fand sich aber nicht mehr darin. Er hatte sich auf geheimen Pfaden geflüchtet, diente später bald diesem, bald jenem fremden Fürsten,

machte auch bisweilen noch feindliche Einfälle in die Mark, ist aber endlich, von allen verlassen, beim Kloster Marienborn im Magdeburgischen gestorben. — Nun zog Friedrich mit der faulen Grete vor Plaue, worin sich Johann von Quisow verteidigte. Obgleich die Burg 14 Fuß dicke Mauern hatte, und obgleich Johann wegen seiner Tapferkeit und Berwegenheit nicht minder berühmt war, als sein Bruder Dietrich, half doch alles nichts. Die faule Grete zertrümmerte die dicken Mauern, und Plaue fiel. Johann suchte ebenfalls zu entfliehen, ward aber ergriffen und ins Gefängnis zu Kalbe an der Saale gesetzt, wo er auch gestorben sein soll. — Nunmehr hatte Friedrich leichtes Spiel. Die andern Verbündeten, von denen Gans von Puttitz schon früher gefangen worden war, ergaben sich und wurden später begnadigt.

Henning.

103. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

Unter allen Kurfürsten, welche die Mark Brandenburg gehabt hat, ragt Friedrich Wilhelm besonders hervor. Deshalb führt er den Beinamen „der Große“. Er ist als der Gründer des Preussischen Staates anzusehen.

1. Friedrich Wilhelm als Landesvater. Mit Sorgfalt suchte der Große Kurfürst den Ackerbau zu heben. Für einige Zeit erließ er denen die Steuer, welche wüste Strecken kauften, um sie urbar zu machen. Holländer bauten sich in den Niederungen der Havel an und verpflanzten ihre Betriebsamkeit und Reinlichkeit auf brandenburgischen Boden. Jeder Bauer mußte bei seinem Hause einen Garten anlegen. Jeder Bauerssohn sollte, ehe er getraut wurde, sechs Obstbäume veredelt und sechs Eichbäume gepflanzt haben. Auch für den Anbau der Kartoffeln sorgte der Kurfürst.

Flüchtigen französischen Protestanten gewährte er eine neue Heimat. Unter ihnen trugen viele als geschickte Weber, Hutmacher, Goldarbeiter u. s. f. zur Hebung des Gewerbefleißes in der Mark bei.

Der Kurfürst ließ die Landstraßen verbessern, legte den Kanal zwischen Oder und Spree an und führte eine eigne Post in seinem Lande ein.

2. Friedrich Wilhelm als deutscher Kriegsheld. Im Oktober 1674 finden wir Friedrich Wilhelm jenseit des Rheins im Kampfe gegen die Franzosen. Aber unterdes überzogen die Schweden die brandenburgischen Länder und erneuerten da die Greuelthaten des 30jährigen Krieges. Herzhaft ging er ihnen zuleibe. Mit seinem wohlgeübten, aber an Zahl geringen Kriegsheere erreichte er sie bei Fehrbellin am 18. Juni 1675. Unter dem Feld-

geschrei: „Mit Gott!“ griff er sie an. Wo die Gefahr am größten war, erschien der Kurfürst selbst. Mit blühendem Auge und wallendem Haar setzt sich der ritterliche Held an die Spitze einiger Abteilungen und ruft ihnen zu: „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürst und nunmehriger Kapitän, will siegen oder ritterlich mit euch sterben!“ So gerät er mitten hinein in die Schlacht. Eine Kanonenkugel wirft seinen treuen



Der Große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin.

Stallmeister Froben vor ihm zu Boden. Neun brandenburgische Krieger hauen ihren Fürsten aus der Mitte feindlicher Reiter heraus. Endlich nach heißem Kampfe, als der Nebel schwand, sah man den Feind in vollem Rückzuge. Es war die erste große Schlacht, welche die Brandenburger allein gewannen, und der 18. Juni 1675 ohne Zweifel der größte Tag im Leben des Kurfürsten.

Nach Ranke.

104. Die Erhebung Preußens zum Königreich.

1. Wie seine Vorfahren, blieb auch der Sohn und Nachfolger des Großen Kurfürsten, Friedrich III., dem Kaiser allzeit treu. Überall finden wir die Brandenburger an der Seite

der Kaiserlichen, und überall helfen sie den Sieg entscheiden. — Für so treue Hilfe konnte der Kaiser seine Zustimmung dazu nicht versagen, daß Kurfürst Friedrich III. als Friedrich I. den Königstitel annahm. Daß er König in Preußen, nicht König von Brandenburg wurde, geschah deshalb, weil er bloß im Herzogtum Preußen unabhängig vom deutschen Kaiser war; während er als Kurfürst von Brandenburg ein deutscher Reichsfürst blieb, konnte er doch zugleich in Preußen ein unabhängiger König werden.

2. Die Krönung in Königsberg. Am 18. Januar 1701 legte Friedrich im Schlosse zu Königsberg den königlichen Schmuck an. Mit eigenen Händen setzte er sich in Gegenwart der Großen seines Hofes die Krone auf und ergriff das Zepter, um anzudeuten, „daß er seine königliche Würde keinem auf Erden zu danken, solche vielmehr sich selbst gegeben habe.“ Dann begab er sich in feierlichem Zuge mit der Königin unter dem Geläute aller Glocken in die Schloßkirche. Dort bestiegen sie die Throne auf beiden Seiten des Altars. Nach Predigt und Gesang wurde zu der Hauptfeierlichkeit, der Salbung, geschritten. Friedrich legte Krone und Zepter von sich, kniete vor dem Altar nieder und betete; dann empfing er die Salbung, ebenso die Königin. Im ganzen Lande wurde ein Dank-, Buß- und Betfest gefeiert.

Preußen war nun in die Reihe der europäischen Königreiche eingetreten. „Ich habe einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, vollendet das Werk!“ — das hat Friedrich I. mit dieser Handlung seinen Nachfolgern sagen wollen, und sie haben die Handlung verstanden.



Friedrich I.

Nach Hahn.

105. Friedrich I., König in Preußen.

1. Was doch der neue König prunkt, als wär' er schier der Kaiser!	2. Den Vater stellt er auf zu Roß in Erz dort auf der Brücke;
Mit Maß, Herr König! Ei, mich dunkt, fein sparen wäre weiser.	der schaut so stolz nach seinem Schloß, kost't aber Golds viel Stücke.

3. Ein Zeughaus baut er auch
fürwahr,
daran in Stein viel Waffen.
Was soll das für die kleine Schar?
's ist traun ein eitel Schaffen!

4. Und gar wie für ein Kaiser-
tum
will er ein Schloß erbauen.
Verschwenden ist kein großer Ruhm;
laßt, wo das endet, schauen!

5. Er sollte doch wohl in Berlin
ein wenig häuslich wohnen;
der deutsche Kaiser kann zu Wien
in solcher Pracht nicht thronen.

6. Der König hört es wohl und
spricht:
„Nicht mir! Für die da kommen —
ich hatte so ein Traumgesicht —
hab ich das Maß genommen.“

G. Fr. Gruppe.

106. Friedrich Wilhelm I.

1. Friedrich Wilhelm I., der strenge Soldatenkönig, war ein sparsamer Hausvater, und das sollten auch alle Hausväter in seinem Lande sein. Die Soldaten nannte er seine lieben, blauen Kinder. Die waren



Friedrich Wilhelm I.

seine Freude und sein Stolz, vor allem sein Riesengregiment in Potsdam, seine langen Kerle. Er selber war Oberst dieses Regiments, dieser 3000 Riesengregiment aus allen Ecken und Enden der Welt. Der erste Flügelmann war so groß, daß August der Starke, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, der doch auch nicht klein war, vergebens mit der Hand auf seinen Kopf zu kommen suchte.

2. Der König gehörte nur seinen Unterthanen an, für sie lebte und webte er bis zum letzten Atemzuge. Niemand konnte thätiger sein als er.

Er will selber sehen, wie allenthalben das Korn steht, wie der Bauer sich nährt, ob ein Bataillon seine Mannschaften, eine Schwadron ihre Pferde verbessert hat, ob seine Beamten auch wirklich ausführen, was er zum Besten des gemeinen Mannes verordnet. Da darf man sich wohl nicht wundern, daß er einmal den verschlafenen Potsdamer Thorschreiber, als er eines Morgens die Bauern vor dem Thore warten ließ, mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Thorschreiber! Guten Morgen!“ aus dem Bette prügelte. Das ist gewiß wahr: Friedrich Wilhelm meinte es mit seinen Unterthanen herzlich gut, aber ein strenger, ja zornmüthiger

Herr ist er dabei gewesen. Sein Bambusrohr, das er stets bei sich trug, hat er wie ein strenger Vater gar oft geschwungen. Wehe dem, der sich vor ihm entschuldigen wollte! „Räsonnier' Er nicht!“ donnerte der König. Er war aber auch leutselig und redete gern mit dem gemeinen Manne. Wer ihm auf der Straße auffiel, an den ritt er sofort dicht heran und fragte ihn scharf aus. Wußte der Gefragte kurz und treffend zu antworten, so war der König gnädig; aber wehe dem, der ihm entlaufen wollte.

3. Durch seine Einfachheit und Sparsamkeit war der König ein Muster für alle seine Unterthanen. Er haßte allen unnützen Prunk. „Ich will kein Franzose sein; ich bin echt deutsch!“ sagte er. An der königlichen Tafel ging es in der Regel sehr einfach her; mancher reiche Unterthan des Königs aß viel besser als er. Er sparte aller Orten und Enden; darum hatte er aber auch etwas. Millionen konnte er ohne Beschwerde hergeben, um den 17 000 Salzburgern, die von ihrem Erzbischof wegen ihres evangelischen Glaubens aus dem Erbe ihrer Väter vertrieben wurden, und noch 20 000 andern aus aller Herren Ländern zu ihm geflüchteten Vertriebenen Brot, Kleider, Obdach, Hausgerät und Handwerkszeug zu verschaffen. Das Potsdamer Waisenhaus für arme Soldatenkinder kostete ihm auch manchen Thaler; das große Krankenhaus zu Berlin, Charité (Barmherzigkeit) genannt, in dem bis heute unzählige arme Kranke Pflege und Heilung gefunden haben, verdankt ihm seinen Ursprung. Große Summen gab er zur Gründung von Volksschulen in seinem Staate her. Bei seinem Tode hinterließ er bei 2½ Millionen Einwohnern einen baren Schatz von 9 Millionen Thaler, welche seinem Sohne in den schlesischen Kriegen trefflich zu statten kamen.

Mad. Ranke.

107. Die Schlacht bei Leuthen.

1. Der Sieg bei Roßbach (am 5. November 1757) hatte die Erinnerung an die Niederlage bei Kollin verwischt; aber noch hatte Friedrich keine Ruhe. Denn unterdessen waren die Österreicher in Schlesien eingefallen. Nun eilte der König dorthin, um es ihnen wieder abzunehmen. Es kam zur Schlacht bei Leuthen, einem Dorfe unweit der Stadt Breslau.

2. Der Morgen des verhängnisvollen 5. Dezembers brach an. Der König konnte den 80 000 Österreichern nur 30 000 Mann entgegenstellen. Er ritt durch den Nebel seinen Soldaten voraus. Dann hielt er auf hartem Felde regungslos. Darauf winkte er Zieten, daß er ihm einen Offizier mit fünfzig Husaren zur Bedeckung erwähle. Zu diesem sprach

er: „Ich werde mich heut bei der Schlacht mehr aussetzen müssen als sonst. Er mit Seinen fünfzig Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt acht, daß ich dem Feinde nicht in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen!“ Der Offizier grüßte mit dem Degen. Allgemach kamen dem Könige seine Schwadronen nach. Die Kürasse der Reiter glänzten im Morgenschimmer, und vom hohen Roß herunter erscholl es aus dem Munde von Seydlitz' Scharen: „s' ist heute wieder der fünfte!“ „Roßbach!“ rief die Armee, vom ersten Manne bis zum letzten. So ging es vorwärts. Die ersten Reihen des Heeres sangen unter Begleitung der Feldmusik: „Gieb, daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun gebühret.“ Der König horchte, und sein Adjutant fragte: „Befehlen Ew. Majestät, daß ich's ihnen verbiete?“ „Das laß Er bleiben,“ entgegnete ernst der König, „mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen!“

3. Nach 1 Uhr begann der Angriff. In schönster Ordnung, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen gingen die Bataillone vorwärts, griffen mit dem Bajonett an und warfen den feindlichen linken Flügel. Siegesfreude strahlte auf des Königs Angesicht; im Siegesmarsch ging's auf die feindliche Mitte los. Sie war durch das stark besetzte Leuthen gedeckt. Aus seinen Häusern und von den Mauern her knatterte ein heftiges Gewehrfeuer den Preußen entgegen, vom Kirchhof her donnerte schweres Geschütz. Das Dorf ward genommen, doch nur nach blutigem Kampfe.

Aber hinter dem Dorfe stand nun der Feind in dichten Massen und schmetterte mit Kanonen drein. Furchtbar wüteten die preußischen Brummer in seinen Reihen; doch er wankt nicht; die Schlacht steht. Der König blickt sorgenvoll in das Schlachtgewühl. Er sendet von frischen Truppen, was er noch hat; drauf geht's mit dem Bajonett. Doch die Schlacht steht. Und der Tag sinkt. In sorgenvoller Unruhe jagt der König vor die Front, zurück auf seine Höhe. Es ist bereits 6 Uhr. Da saust über das Feld ein österreichischer Reitersturm. Er will den Unsern in die linke Flanke fallen, den Sieg an sich reißen.

Doch sieh, hinter der Hochebene, welche sie verbarg, stürzen drei preußische Reitergeschwader hervor. Da bricht der stolze Mut; zurückgeschleudert, flieht die österreichische Reiterschar; die Preußen setzen ihr nach. Das feindliche Fußvolk macht kehrt und schleudert von sich

das glühende Gewehr. „Maria und Joseph! Rette sich, wer kann!“ So erscholl es, und in wilder Unordnung flieht die ganze österreichische Armee und läßt zahlreiche Gefangene zurück.

4. Der Lärm der Schlacht war verklungen. Still und ernst schritt ein jeder einher. Der kalte Nachtwind strich schaurig über die Felder, auf denen jetzt nur das Ächzen und Wimmern der Verwundeten zu vernehmen war. — Da stimmt ein Soldat das Lied: „Nun danket alle Gott!“ an, und alle, die auf dem Schlachtfelde lagern, auch die Verwundeten, stimmen in den Gesang ein.

5. Zieten verfolgte am nächsten Tage den Feind rastlos, so daß von der gewaltigen österreichischen Armee nur 37 000 Mann die böhmische Grenze überschritten. Der König aber nahm noch vor Weihnachten Breslau mit reichen Vorräten und gefüllter Kriegskasse. Und bis auf Schweidnitz war am Ende des Jahres ganz Schlesien von den Feinden geräumt. Das Volk aber sang:

„Es lebe durch des Höchsten Gnade
der König, der uns schützen kann,
so schlägt er mit der Wachtparade
noch einmal 80 000 Mann!“

Nach Schurig.

108. Der alte Zieten.

1. Joachim Hans von Zieten,
Husaren-General, —
dem Feind die Stirne bieten,
er that es hundertmal.
Sie haben's all erfahren,
wie er die Pelze wusch
mit seinen Leibhusaren,
der Zieten aus dem Busch.

2. Hei! wie den Feind sie bleuten
bei Hennesdorf und Prag,
bei Liegnitz und bei Leuthen,
und weiter Schlag auf Schlag!
Bei Torgau, Tag der Ehre!
riff selbst der Fritz nach Haus;
doch Zieten sprach: „Ich kehre
erst noch mein Schlachtfeld aus.“



General Zieten.

3. Sie kamen nie alleine,
der Zieten und der Friß;
der Donner war der eine,
der andre war der Blitz;
es wies sich keiner träge;
drum schlug's auch immer ein;
ob warm', ob kalte Schläge,
sie pflegten gut zu sein.

4. Der Friede war geschlossen;
doch Krieges Lust und Qual, —
die alten Schlachtgenossen
durchlebten's noch einmal.
Wie Marshall Daun gezaubert,
und Friß und Zieten nie,
es ward jetzt durchgeplaudert
bei Tisch in Sanssouci.

5. Einst mocht' es ihm nicht schmecken,
und sieh, der Zieten schlief.
Ein Hösling wollt' ihn wecken, —
der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten!
Er hat in mancher Nacht
für uns sich wach gehalten;
der hat genug gewacht.“

6. Und als die Zeit erfüllet
des alten Helden war,
lag einst, schlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Husar.
Wie selber er genommen
die Feinde stets im Husch,
so war der Tod gekommen —
wie Zieten aus dem Busch.

Theodor Fontane.

109. Friedrich der Große als Landesvater.

1. In der Friedenszeit regierte Friedrich als ein wahrer Landesvater mit Weisheit und Gerechtigkeit. Schon bei seiner Thronbesteigung hatte er erklärt, daß der Vorteil des Landes seinem eignen voranstände. Er machte, wie sein Vater, alles selbst ab; Günstlinge hatten keinen Einfluß auf ihn. Sämtliche Zweige der Verwaltung und die Bedürfnisse des Landes waren ihm vollständig bekannt. Wenige Fürsten haben ihr Land so genau durch Reisen kennen gelernt wie Friedrich und sein Vater. Als der erste Mann im Staate wollte er auch der thätigste sein. „Daß ich lebe,“ sagte er, „ist nicht notwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Nichts hat mehr Ähnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang.“ Sein gewöhnlicher Aufenthalt war das Lustschloß Sanssouci (d. h. Sorgenfrei) bei Potsdam. Jeder Tag hatte seine bestimmte Ordnung; nichts wurde aufgeschoben. Um 4 Uhr stand Friedrich auf. Waren die Regierungsgeschäfte beendet, so füllte das Lesen neuer Bücher, die Abfassung seiner eignen Werke oder der Briefwechsel mit Gelehrten die übrige Zeit aus. Tägliche Erholung gewährte ihm auch die Flöte, und an der Mittags- und Abendtafel liebte er die Gesellschaft geistreicher Männer. Jedermann hatte Zutritt zu ihm; stets war er leutselig und wohlwollend. Das Volk nannte ihn bald den alten Friß und gab damit sein Zutrauen und seine Liebe zum Könige zu erkennen.

2. Friedrich teilte die Ansicht seines Vaters, daß die Stärke des Staates im Heere und Schatz beruhe. Daher wandte er seine Aufmerksamkeit unaus-

gesetzt auf die Kriegsmacht, so daß sie bei seinem Tode auf 200 000 Mann gebracht war. Die Offizierstellen und die hohen Hof- und Staatsämter wurden mit Edelenten besetzt; denn dem Adel traute Friedrich mehr Ehrgefühl zu als dem Bürgerstande. Für das Land war er ebenso freigebig wie für sich sparsam. Seine Hofhaltung war so einfach eingerichtet, daß er von 3 600 000 Mark, die er für sich bestimmt hatte, jährlich drei Millionen für seine Unterthanen sparte. Er ließ das Oder-, Warthe- und Negebruch urbar



Friedrich der Große.

machen und zog dazu mehr als 200 000 Ansiedler ins Land. Der Kartoffelbau wurde erst unter seiner Regierung allgemeiner. In Berlin wurde die erste Porzellanfabrik in Preußen gegründet. Zur Förderung des Handels legte er den Plaueschen, den Finow- und den Bromberger Kanal an und gründete Swinemünde. Trotzdem lagen bei seinem Tode 200 Millionen Mark im Schatz.

3. Vor allen Dingen wollte er seinem Volke „eine schnelle und gehörige Justiz ohne Ansehen der Person, ohne große Kosten und Aus-

gaben“ schaffen. Er machte darum auch den Anfang mit der Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches, das jedoch erst nach seinem Tode vollendet wurde. Von seiner Gerechtigkeitsliebe ist die Mühle von Sanssouci ein weltbekanntes Beispiel. Auch der geringste seiner Unterthanen sollte nicht in seinem Rechte gekränkt werden. Dieselbe Unparteilichkeit zeigte Friedrich den Katholiken und Protestanten gegenüber. In seinem Staate herrschte vollkommene religiöse Duldung und Glaubensfreiheit. Er war weit davon entfernt, die Gewissen durch Zwang zu belästigen. Doch wollte er im Volke den Glauben geachtet und wahre Gottesfurcht gepflegt wissen. W. Stahlberg.

110. Fürsorge Friedrichs des Großen für die 1772 neu erworbenen Landesteile.

1. Nachdem Friedrich der Große im Jahre 1772 von den ihm bei der ersten Teilung Polens zugefallenen Gebieten Besitz genommen hatte, wandte er den neuen Landesteilen alle Fürsorge zu. Viele Städte und die meisten Höfe des Flachlandes lagen in Trümmern. Bromberg, die deutsche Ansiedelung, fanden die Preußen in Schutt. Kulm hatte aus alter Zeit seine wohlgefügtten Mauern und stattlichen Kirchen; aber ganze Straßen bestanden nur aus Kellerräumen, in denen heruntergekommene Bewohner hausten. Von den vierzig Häusern des großen Marktplatzes hatten achtundzwanzig keine Thüren, keine Dächer, keine Fenster und keine Eigentümer.

2. In gar vielen Dörfern waren die Häuser aus hölzernen Sprossen gebaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Hausthür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein; Stubenöfen waren unbekannt, selten wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspan erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptstück des elenden Haushaltes war das Kruzifix, darunter der Napf mit Weihwasser.

Das verarmte und schmutzige Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die als Gemüse zur Suppe gekocht wurden, von Heringen und Brantwein, dem Frauen wie Männer zugethan waren. Brot wurde nur von den Reichsten gebacken. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Lederbissen gegessen; in wenig Dörfern stand ein Backofen. Hielten die Leute ja einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig an die Städter; dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben, blauen Tuchrock, die schwarze Pelzmütze und das hellrote Kopfstuch für ihre Frauen. Nicht häufig war ein Webstuhl; das Spinnrad kannte man gar nicht. Man hörte dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik; stumm und träge lebte das Volk. Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern; er führte seinen Falkenflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte. Es war für Friedrich nicht leicht, diesem Volke zu nützen. Nur die Kartoffeln verbreiteten sich schnell; aber noch lange wurden die befohlenen Obstpflanzungen von dem Volke zerstört, und alle andern Besserungsversuche fanden Widerstand.



Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin.

Selbst auf den Gütern der Krone und der Edelleute waren alle Wirtschaftsgelände verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besonderen Boten schicken; denn es gab keine Post im Lande. Wer erkrankte, fand keine andre Hilfe, als die Geheimmittel einer alten Dorffrau; denn es gab im ganzen Lande keine Apotheke. Wer einen Rod bedurfte, that wohl, selbst die Ader in die Hand zu nehmen; denn auf viele Meilen weit war kein Schneider zu finden, wenn nicht etwa einer wandernd durch das Land zog. Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann.

3. Es war in der That ein verlassenes Land, ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Herrn; es war eine Einöde; auf 30 000 qkm wohnten nur 500 000 Menschen. Der König begann in seiner großartigen Weise den Zustand des Landes zu bessern. Er schickte eine Schar seiner besten Beamten in die Wildnis; die Landschaften wurden in kleine Kreise geteilt; jeder Kreis wurde mit einem Landrat, einem Gericht, mit Post und Ärzten versehen. 187 Lehrer wurden in das Land gesendet. Häufen von deutschen Handwerkern wurden geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher hinab. Überall begann ein Graben, Hämmern, Bauen; die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, und Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen.

4. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der 20 km lange Kanal gegraben, welcher die Weichsel durch die Netze mit der Oder verbindet; ein Jahr, nachdem der König den Befehl erteilt hatte, sah er selbst beladene Ockerfähnen von fünfunddreißig Meter Länge nach dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch die neue Wasserader wurden weite Strecken Land entsumpft und sofort durch deutsche Ansiedler besetzt. Unablässig trieb der König, er lobte und schalt; wie groß der Eifer seiner Beamten war, sie vermochten selten, ihm genug zu thun. Dadurch geschah es, daß in wenig Jahrzehnten auch die polnischen Landstriche sich an die Ordnung des neuen Lebens gewöhnten, und daß Westpreußen in den späteren Kriegen sich ebenso bewährte wie die alten Provinzen.

5. In Berlin steht das Denkmal Friedrichs des Großen. Da sehen wir ihn hoch zu Ross in Erz, wie er lebte und lebte. Die Geschichte nennt Friedrich II. mit Recht „den Großen“, „den Einzigen“; dem deutschen, insbesondere dem preussischen Volke aber wird er stets der liebe „alte Fritz“ bleiben.

Nach Gustav Freytag.

III. Friedrich Wilhelm II. und die Unruhen in Frankreich.

1. Friedrich Wilhelm II., der Neffe des großen Friedrich, war ein hochgewachsener, schöner Mann. Mit seiner militärischen Tüchtigkeit war sein Onkel so zufrieden, daß er einst zu ihm sagte: „Umarmen Sie mich, mein Prinz, Sie sind nicht mehr mein Neffe, Sie sind mein Sohn.“ Auch als er König geworden war, blieb Friedrich Wilhelm hinter seinen Soldaten im Kampfe nie zurück. So sagte er einst zu

seinen Generalen, als sie ihn baten, er möchte sich doch aus dem feindlichen Kugelregen entfernen: „Das hat nichts zu bedeuten; wir schießen ja auch wieder.“

2. Er war aber nicht bloß ein kampfesmutiger Soldat, er war auch ein leutseliger Herrscher. Das zeigte er sogleich bei seinem Regierungsantritte; denn er erließ den meisten Verurteilten die Strafe, die sein Vorgänger ihnen bestimmt hatte. Auch war er ein echt deutscher Mann; denn er schickte die vielen französischen Beamten, die es damals in Preußen gab, fort und gab ihre Stellen seinen Landeskindern. Für die sorgte er überhaupt, wie ein Vater für die Seinen sorgt. So hob er die lästigen Untersuchungen in den Wohnungen nach verbotenen Tabak und Kaffee auf, so daß von nun an jeder seinen Tabak und Kaffee kaufen konnte, wo er wollte.

3. Für seine Musikkapelle und für schöne Bauten, z. B. das Brandenburger Thor in Berlin, gab er sehr viel Geld aus, so daß die große Summe, die ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte, in wenigen Jahren verschwunden war. Er starb, nachdem er sein Land um die Gebiete von Danzig und Thorn und um den Hauptteil der heutigen Provinz Posen vergrößert hatte, im Jahre 1797, erst 53 Jahre alt.

4. Unter seiner Regierung brach in Frankreich die Revolution aus. Das niedere Volk murrte gegen die Hohen und Reichen. Durch die Verschwendungssucht der französischen Herrscher war die Staatsschuld ins Ungeheure gestiegen. Die drückenden Steuern lasteten zumeist auf den unteren Ständen, während der Adel und die Geistlichkeit fast steuerfrei waren. Die Herrscher regierten nach Willkür und hatten das Königtum allgemein verhaßt gemacht. Die Sittenlosigkeit am königlichen Hofe machte die Hohen verächtlich. Durch zahlreiche Bücher und Flugschriften war die Achtung vor Staat und Kirche untergraben worden. — Die Unzufriedenheit des Volkes ging bald in offene Empörung über. Die persönlichen Steuern wurden abgeschafft, Staatsgebäude wurden geplündert, und wer es nicht mit den Umstürzlern hielt, wurde gefangen gesetzt oder enthauptet. Auch der König Ludwig XVI. sowie seine Gemahlin wurden zur Schlichtbank geführt. Endlich wurde sogar das Christentum abgeschafft, und an die Stelle Gottes wurde die Göttin der Vernunft gesetzt. Gott aber läßt sich nicht spotten. Was der Mensch sät, das wird er ernten. Auch Frankreich wurde reif für Gottes gerechtes Strafgericht. Der aus der Revolution hervorgegangene Kaiser Napoleon führte Hunderttausende von Frankreichs Söhnen in den Tod.

Fr. Biemann.

112. Friedrich Wilhelm III.

1. „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott!“ So hat der König sein Leben selbst kurz und schön bezeichnet. Und es ist wahr, ein König, der es treu und gewissenhaft meint, hat nimmer Ruhe, wenn auch tiefster Friede die Schwerter in der Scheide hält. 43 Jahre hat Friedrich Wilhelm III. die schwere Fürstensorge getragen.



Friedrich Wilhelm III.

Viel Frieden und Freude hat Gott ihm in dieser Zeit geschenkt; aber auch schwere Unruhe und tiefer Schmerz sind durch seine Seele gegangen, und es hat Zeiten gegeben, wo er hätte vergehen müssen in seinem Unglück, wenn nicht die Hoffnung in Gott ihn gehalten hätte.

2. Preußens Demütigung. Als Friedrich der Große zum letzten Male den damals sechzehnjährigen Prinzen, den späteren König Friedrich Wilhelm III., sah, sagte er zu ihm: „Nun Friß, werde was Tüchtiges! Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am

Ende; mein Tagewerk ist bald fertig. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's drunter und drüber gehen. Ich fürchte, Du wirst einmal einen schweren Stand haben. Küste Dich! Begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine! Halte es fest mit dem Volke, daß es Dich liebe und Dir vertraue! Darin allein kannst Du stark und glücklich sein. Vergiß diese Stunde nicht!“ Und er sollte sie nicht vergessen. Zwanzig Jahre nach Friedrichs des Großen Tode wurde Preußen von seinem Feinde, dem Kaiser Napoleon, schwer gedemütigt.

Preußens Ehre und Selbständigkeit war durch Napoleons Übermut bereits schwer verletzt; doch suchte Friedrich Wilhelm III. den Krieg immer noch zu vermeiden. Sein klarer Blick erkannte zu deutlich die Mängel seiner Armee und ihrer meist alten und gebrechlichen Befehlshaber. Endlich wurde der Krieg gegen Napoleons sieggewohntes Heer beschlossen. „Krieg! Krieg mit den Franzosen!“ so ging damals der freudige Ruf von Mund zu Mund durch das ganze Vaterland. Die jungen Offiziere meinten, es wäre schade, daß man der Helbenarmee Friedrichs des Großen Degen, Gewehre und Kanonen mitgebe; Knüttel würden hinreichend sein, die Franzosen tot zu schlagen. Das klang wohl recht mutig, war aber doch

nur unbesonnene Prahlerei. Der König schüttelte bedenklich den Kopf über den hochfahrenden Sinn seiner Offiziere; er wußte wohl, daß der Arm der Hoffärtigen zerbrochen wird.

Dies erfüllte sich leider sehr bald durch die entsetzliche Niederlage der getrennten preussischen Hauptheere am 14. Oktober 1806. Das eine, unter dem Prinzen von Hohenlohe, wurde bei Jena von Napoleon, das andre, bei dem auch der König war, unter dem alten Herzog von Braunschweig, auf dem Marsche nach Auerstedt von dem Feldmarschall Davoust (spr. Dawäh) trotz der echt preussischen Tapferkeit einzelner Haufen gänzlich geschlagen.

Noch schlimmer als die Niederlage von Jena und Auerstedt waren ihre Folgen. An die Stelle des Übermuts trat vollständige Mutlosigkeit und Verzagtheit. Ganz natürlich. Man hatte sich auf die eigne Kraft und nicht auf den Beistand des lebendigen Gottes verlassen. Nun fehlte es an dem mutigen Glauben, der die Niedergebeugten aufrichtet und den Trostlosen Stecken und Stab ist. In unwürdiger Verzweiflung beeilte man sich, dem Feinde ohne Gegenwehr alles dahinzugeben. Die meisten Festungen wurden dem Feinde ohne Verteidigung überliefert. „Ein Schelm machte den andern.“ Schon am 27. Oktober hielt Napoleon seinen feierlichen Einzug in Berlin. Alle Vorräte lieferte der Befehlshaber in des Feindes Hand, um nicht den Zorn des Siegers zu erregen. Nur wenige Festungen blieben dem Könige erhalten. In Pommern hielt sich Kolberg, in Westpreußen Graudenz, in Schlesien Kosel und Silberberg. Wacker bestand auch Danzig eine lange Belagerung, obwohl es sich zuletzt ergeben mußte.

3. Teurer Friede. Der Friede zu Tilsit (1807) kostete dem Könige die Hälfte seines Reiches. Es blieben ihm nur Pommern, Schlesien, Brandenburg östlich von der Elbe, Ostpreußen und ein Stück von Westpreußen. 90 Millionen Mark Kriegssteuern hatte das ausgefogene Land aufzubringen. Bis das Geld gezahlt war, mußten französische Heere von dem preussischen Bürger und Bauer gefüttert werden.

4. Friedrich Wilhelm III. als Landesvater. Schon mitten in der Zeit der größten Drangsale unternahm es Friedrich Wilhelm III., heilsame Verbesserungen in seinem Staate durchzuführen. Der Freiherr vom Stein (s. S. 234) war der treue Berater des Königs. Der Bauernstand war damals meist noch erbunterthänig, d. h., der Bauer war nicht selber Besitzer von Grund und Boden, sondern hatte ihn nur zum Nießbrauch und mußte dem Gutsherrn dafür schwere Dienste leisten und Abgaben zahlen. Ohne Erlaubnis des Gutsherrn durften z. B. seine Kinder nicht in fremden Dienst gehen, seine Töchter sich nicht ver-

heiraten. Diese Erbunterthänigkeit hob der König auf. So wurden die Landleute freie Eigentümer ihrer Äcker. Die Stadtgemeinden erhielten das Recht, Stadtverordnete und Magistrat aus ihrer Mitte zu wählen, sowie ihr Vermögen und alle städtischen Angelegenheiten selbst zu verwalten.

In Kriegs-Angelegenheiten half dem Könige der treffliche General Scharnhorst. Fortan war jeder gesunde und starke preußische Mann verpflichtet, im Heere zu dienen. Man nennt dies die allgemeine Wehrpflicht. Im Tilsiter Frieden ward dem Könige nur gestattet, 42 000 Mann unter den Waffen zu halten. Um dennoch größere Heeresmassen für die Zukunft auszubilden, ließ man die Rekruten, so wie sie eingeübt waren, nach Hause gehen und berief andre an ihre Stelle. Aber wenn der König rief, so mußten auch die Entlassenen, welche die Landwehr bildeten, wieder unter die Fahnen eilen. So wurde nach und nach das gesamte preußische Volk wehrhaft gemacht.

Nach Hahn.

113. Andreas Hofer.

1. In Mantua in Banden
der treue Hofer war;
in Mantua zum Tode
führt ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
ganz Deutschland, ach! in Schmach
und Schmerz,
mit ihm das Land Tirol.

2. Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
mit ruhig festen Schritten;
ihm schien der Tod gering,
der Tod, den er so manchemal
vom Iselberg geschickt ins Thal,
im heil'gen Land Tirol.

3. Doch als aus Kerkergriffen
im festen Mantua
die treuen Waffenbrüder
die Händ' er strecken sah,
da rief er aus: „Gott sei
mit euch,
mit dem verrathnen deutschen Reich
und mit dem Land Tirol!“

4. Dem Tambour will der Wirbel
nicht unterm Schlägel vor,
als nun Andreas Hofer
schritt durch das finstre Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
dort stand er fest auf der Wastel,
der Mann vom Land Tirol.

5. Dort soll er niederknien;
er sprach: „Das thu ich nit;
will sterben, wie ich stehe,
will sterben, wie ich tritt,
so wie ich steh auf dieser Schanz';
es leb mein guter Kaiser Franz,
mit ihm sein Land Tirol!“

6. Und von der Hand die Binde
nimmt ihm der Korporal.
Andreas Hofer betet
allhier zum letztenmal;
dann ruft er: „Nun, so trifft mich
recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt
ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!“

Julius Moser.

114. Der Königin Luise Krankheit und Tod.

Die Königin war eine der ersten, welche erkannten, daß des Vaterlandes Erhebung durch die Wiederbelebung des christlichen Glaubens und Lebens vorbereitet werden müsse. „Weil wir abgefallen, darum sind wir gesunken“ — sprach sie. Erleben sollte sie aber die neue, bessere Zeit nicht. Ein dunkles Vorgefühl ihres baldigen Dahinscheidens erfaßte ihre Seele. In solcher Stimmung unternahm sie den lange ersehnten Besuch bei ihrem Vater, dem Herzoge von Mecklenburg-Strelitz. Im Schlosse Hohenzieritz erkrankte sie; Husten und Fieber stellten sich ein. Schlaflose Nächte ertrug sie mit christlicher Geduld. Der heftigste Brustkrampf brachte sie dem Tode nahe.



Grabdenkmal der Königin Luise in Charlottenburg.

Am 19. Juli 1810 kam der König mit seinen beiden ältesten Söhnen an. Es war die letzte Freude für die Sterbende. Der König war tiefgebeugt. Man wollte ihn trösten, es sei ja noch Hoffnung da. „Ach,“ sagte er, „wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben, aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß.“ Es nahte die Todesstunde. Der König saß am Sterbebette; er hatte ihre rechte Hand ergriffen. Es war früh kurz vor 9 Uhr, als die Königin sanft das Haupt zurückbog, die Augen schloß und ausrief: „Herr Jesus, mach es kurz!“ Mit diesem stillen Seufzer endete ihr Leben. Der König war zurückgesunken, während die Prinzen vor dem Bette der geliebten Toten knieten. Doch bald erhob er sich und hatte noch die Kraft, seiner Luise die Augen zuzudrücken, — „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner

dunklen Bahn so treu geleuchtet.“ Der tiefste Schmerz eines ganzen Volkes begleitete ihren Leichenzug nach Charlottenburg. Hier, in stiller Einsamkeit, steht ein einfacher, schöner Tempel aus Marmor, von Bäumen beschattet. Dort ruht die Selige. Alljährlich betete der gebeugte König an ihrem Sterbetage vor ihrem Sarge. Dasselbe that ihr erhabener Sohn, Kaiser Wilhelm I. Beide sind auch neben ihr bestattet. L. Hahn.

115. Gottes Strafgericht über Napoleon.

Fast alle europäischen Staaten waren nach und nach von Napoleon abhängig geworden, und er stand auf dem Gipfel seiner Macht. Aber seine Ländergier kannte keine Grenzen und bereitete ihm bald einen schmachvollen Untergang. In seinem Übermute wollte er auch Rußland demütigen. Mit einem Heere von 500 000 Mann, Franzosen, Österreicher, Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberger, Badener, Westfalen, Holländer, Italiener, Polen, selbst Spanier und Portugiesen, überschritt er im Sommer des Jahres 1812 die russische Grenze. Die Russen kämpften zwar tapfer in mehreren Schlachten, mußten sich aber zurückziehen. In der mörderischen Schlacht an der Moskwa erlitten sie eine schwere Niederlage: 10 000 Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld. Am 14. September zog der Sieger in Moskau ein, das die Einwohner freiwillig verlassen hatten. Hier sollten seine Soldaten Winterquartier nehmen und von den Strapazen ausruhen. Aber des Nachts brach an verschiedenen Stellen Feuer aus, das vier Tage lang wütete und die ganze Stadt in Asche legte. Kaum entrann Napoleon in der furchtbaren Verwirrung dem Feuertode. Durch die äußerste Not gedrängt, beschloß er den Rückzug; aber auf dem weiten Wege fanden seine Soldaten nur Brandstätten und verlassene Dörfer und Städte. Dazu trat noch ein früher und strenger Winter. Tausende von Soldaten starben vor Hunger und Kälte oder fielen unter den Lanzen der nachfolgenden Kosaken oder unter den Keulen der ergrimmtten Bauern. Kanonen und Wagen ließ man stehen; die Gewehre, Tornister und Säbel warf man weg; die Pferde schlachtete man, um mit ihrem Fleische den nagenden Hunger zu stillen. Bei dem Übergange über die Beresina (am 27. Novbr.) brach im Gedränge die Brücke zusammen. Fußvolk, Reiterei und Troß, alles wollte auf einmal hinüber. Tausende fanden ihr Grab in den Fluten, oder wurden von den Hufen der Pferde zertreten, oder von den Rädern der Kanonen zerquetscht, oder von den Kar-

tätschen der nachsetzenden Russen niedergeschmettert. Tausende, die noch am jenseitigen Ufer waren, wurden gefangen genommen. Da verließ Napoleon am 2. Dezember das Heer. In einem elenden Schlitten durchjagte er die öden Schnee- und Eisfelder Rußlands nach Wilna und von da über Warschau, Dresden und Mainz nach Paris, um schnell ein neues Heer zu bilden. Bei den Trümmern der fliehenden Armee wich seitdem alle Zucht und Ordnung, und das Elend der Soldaten war grenzenlos. Die wenigsten Reiter hatten noch Pferde, vielen fehlte es sogar an Schuhen, und sie umwickelten die Füße mit abgerissenem Tuche. Dazu wütete der Hunger und die Kälte. Wie Todesgestalten wanderten die Soldaten über die Schnee- und Eisfelder, ganze Wolken von Kosaken zogen hinter ihnen her. Nirgends Ruhe! nirgends Rast! Kaum hatten die Müden Feuer angemacht und sich um dasselbe gelagert: augenblicklich störte sie wieder das Hurra der Kosaken auf. Der bloße Ruf: „Kosaken!“ setzte ganze Haufen in schnellen Trab; wen die Kraft zum Fliehen verließ, streckte vergebens die Hand nach den atemlos Vorübereilenden aus. Betäubt vor Kälte wanderten viele wie Wahnsinnige mitten in das Feuer. Die Russen fanden oft des Morgens um die erloschenen Wachtfeuer schauerliche Totenversammlungen. — So endete das große, in so stolzen Hoffnungen hinausgezogene Heer, und nur wenige sahen ihre Heimat wieder. Moskau war der Scheiterhaufen der Macht und Größe Napoleons. Jene sechs verhängnisvollen Monate hatten über 300 000 Menschen und 150 000 Pferde gekostet. Im Frühjahr 1813 verbrannte man noch in Rußland über 200 000 erstarrte Leichen. Nach Schmidt und Welter.

116. Preußens Erhebung.

Als die Kunde von dem Strafgerichte Gottes über „die große Armee“ in Rußlands Schneegebirgen nach Preußen kam, ging durch alle Herzen die Überzeugung, daß jetzt die Stunde der Befreiung für das teure Vaterland gekommen sei. Am 3. Februar 1813 erließ Friedrich Wilhelm von Breslau aus einem Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren, Invaliden, die wegen ihrer Wunden längst ehrenvoll entlassen waren, ja selbst Jungfrauen unter mancherlei Verkleidungen drängten sich zu den Waffen. Aus Berlin schrieb einer in jenen Tagen: „Das Gedränge der Freiwilligen, die sich einschreiben lassen, ist auf dem Rathause so groß, wie bei Hungersnot vor einem Bäckerladen.“ Begeisterte Sängere, wie Theodor Körner, Ernst Moritz Arndt und Max

von Schenkendorf, standen auf, und ihre Lieder gingen von Mund zu Mund.



Freiherr vom Stein.

oder einen ruhmvollen Untergang, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.“

Zugleich wurde die Errichtung der Landwehr mit dem Wahlspruch: „Mit Gott für König und Vaterland“ verkündigt. Mit demselben schönen Worte war am Geburtstage der Königin Luise (10. März) das Eisene Kreuz als Auszeichnung für die Helden des Befreiungskrieges gestiftet worden. „Der König rief, und alle, alle kamen.“ Das gesamte Volk erhob sich in Begeisterung und war zu den größten Opfern bereit; ganz Preußen war eine große Waffenstätte. Unvergesslich wird in der Geschichte des Vaterlandes das Frühjahr 1813 sein.

Eustav Jahn.

117. Reiters Morgenlied.

1. Morgenrot,
leuchtest mir zum frühen Tod!
Bald wird die Trompete blasen,
dann muß ich mein Leben lassen,
ich und mancher Kamerad!

2. Kaum gedacht,
wird der Lust ein End' gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
heute durch die Brust geschossen,
morgen in das kühle Grab!

Am 17. März 1813 erließ Friedrich Wilhelm den denkwürdigen „Aufruf an mein Volk,“ welcher mit den Worten schließt:

„Welche Opfer auch gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden

3. Ach, wie bald
schwindet Schönheit und Gestalt!
Thust du stolz mit deinen Wangen,
die wie Milch und Purpur prangen?
Ach, die Rosen welken all!

4. Darum still
füg ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
und sollt' ich den Tod erleiden,
steht ein braver Reitersmann.

Wilhelm Hauff.

118. Der Trompeter an der Kahlbach.

1. Von Wunden ganz bedeckt, der Trompeter sterbend ruht,
an der Kahlbach hingestreckt; der Brust entquillt das Blut.

2. Brennt auch die Todeswunde, doch sterben kann er nicht,
bis neue Siegeskunde zu seinen Ohren bricht.

3. Und wie er schmerzlich ringet in Todesängsten bang,
zu ihm herüberdringet ein wohlbekannter Klang.

4. Das hebt ihn von der Erde; er streckt sich starr und wild,
dort sitzt er auf dem Pferde als wie ein steinern Bild.

5. Und die Trompete schmettert, — fest hält sie seine Hand,
— und wie ein Donner wettert Viktoria in das Land.

6. Viktoria — so klang es, Viktoria — überall,
Viktoria — so drang es hervor mit Donnerschall.

7. Doch als es ausgeklungen, die Trompete setzt er ab;
das Herz ist ihm zersprungen; vom Ross stürzt er herab.

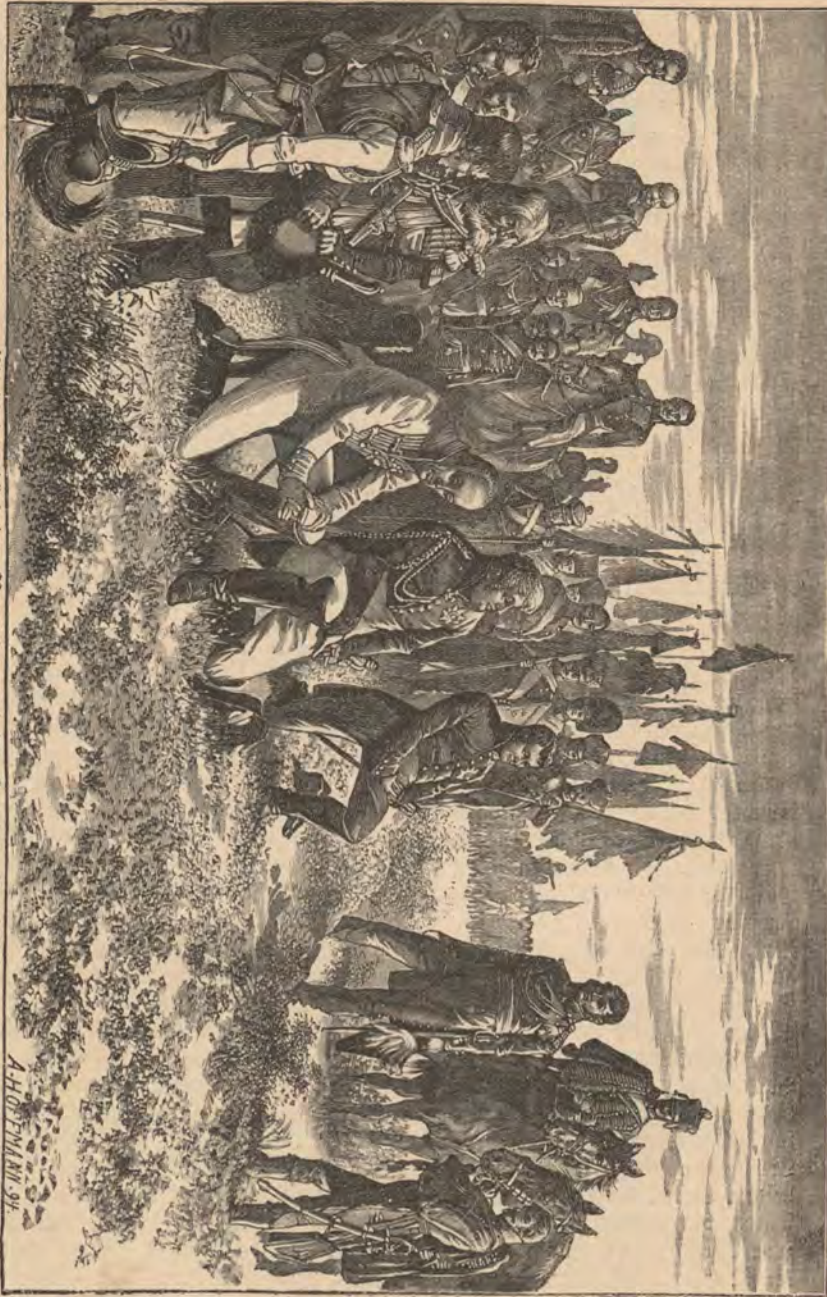
8. Um ihn herum im Kreise hielt's ganze Regiment.
Der Feldmarschall sprach leise: „Das heißt ein selig End!“

Julius Moser.

119. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

1. Als Blücher bei Wartenburg mit dem tapfern Yorkschen Korps den Übergang der schlesischen Armee über die Elbe erzwungen hatte, wich Napoleon von Dresden nach Leipzig zurück. Um diese Stadt zogen sich in der Mitte des Oktobers 1813 die gewaltigen Heere von allen Seiten zusammen. Von Süden her kamen die Österreicher, Preußen und Russen unter Schwarzenberg. Bei diesem Heere befanden sich die drei Monarchen. Von Norden her nahten Preußen und Schweden unter Blücher und dem Kronprinzen von Schweden. Von Osten her kamen Russen unter Wittgenstein. Die Verbündeten waren 300 000 Mann stark. Napoleon hatte 200 000 Franzosen, Sachsen und Polen unter seiner alleinigen Führung. Auf beiden Seiten ahnte man, daß hier Europas Geschick entschieden werden würde. Am 16. Oktober 1813 begann die ungeheure Schlacht, in welcher die Völker von den fernen Grenzen Asiens, vom Mittelländischen und Atlantischen Meere zusammentrafen — die große Völkerschlacht bei Leipzig. So schrecklich war das Geschützfeuer, daß die Erde in weitem Umkreise erbebt; auf drei Seiten zugleich entbrannte der furchtbare Kampf, im Südosten der Stadt bei Wachau, im Westen bei Lindenau und im Norden bei Möckern. Mit Heldennut wurde auf beiden Seiten der Kampf geführt. Am Nachmittage des 16. schien es, als sollten die Franzosen siegen, aber zu zeitig jubelte Napoleon; denn bis zum Abend errang Blücher bei Möckern die größten Vorteile. Dort hatten die Preußen, besonders das ausgezeichnete Yorksche Korps, den blutigsten Kampf des ganzen Krieges zu bestehen: dreimal mußten sie das Dorf im

Wie drei verwundeten Monarchen nach der Leipziger Schlacht.



Sturm nehmen, und dreimal wurde es ihnen wieder entrisen; aber zuletzt behielten sie dennoch den Sieg. Napoleon mochte schon nach diesem ersten Tage ahnen, daß ihn das Schlachtenglück verlassen habe. Deshalb versuchte er am 17., Osterreich zum Abfall von den Verbündeten zu verführen; aber vergeblich. Am 18. mußte er den verzweifelten Kampf noch einmal gegen die ganze Macht der vereinigten Feinde aufnehmen. Diesmal entbrannte er am heftigsten um das Dorf Probstheida. Unzählige Opfer wurden dahingerafft, so daß die Kämpfenden zuletzt über die Haufen der Leichen kaum noch hinwegsteigen konnten. Die drei verbündeten Herrscher sahen von einer Anhöhe aus die fast übermenschlichen Anstrengungen der Ihrigen. Als nach langem, mörderischem Kampfe der Sieg über die Franzosen auf mehreren Punkten bereits errungen war, thaten die Fürsten dem Norden Einhalt. Napoleon mußte von jetzt an nur auf seine Rettung bedacht sein. Er saß auf einem Hügel bei Probstheida bei einer zerfallenen Windmühle auf einem Feldstuhle, finster und in sich gekehrt. Beim Scheine des Wachtfeuers gab er seinen Marschällen die Befehle zum Rückzuge.

2. Noch in der nämlichen Nacht begann derselbe. Die gewaltigen Scharen, welche der vermessene Kriegsmann herbeigeführt hatte, waren jetzt nur darauf bedacht, den Weg in die Heimat zu gewinnen. Im ganzen verloren die Franzosen in jenen Tagen 38 000 Tote und Verwundete und 30 000 Gefangene; aber auch die Verbündeten hatten ihren Sieg mit 42 000 Toten und Verwundeten erkaufen müssen.

Am 19. Oktober zogen Alexander, Friedrich Wilhelm und der Kaiser Franz feierlich in Leipzig ein. Es war ein großer Augenblick, als die drei Fürsten angesichts der tapferen Scharen die Knie vor dem Herrn der Heerscharen beugten und sich die Hände reichten, um sich zur Errettung Deutschlands Glück zu wünschen. Sie erkannten, daß der endliche Sieg vor allem Gottes That war. — Napoleon aber war in seinem Hochmut noch nicht erschüttert; noch stellte er die unbilligsten Forderungen und machte dadurch den Frieden unmöglich. Die verbündeten Herrscher faßten deshalb zu Frankfurt a. M. den Entschluß, ihn in Frankreich selbst anzugreifen, um durch seine gänzliche Besiegung einen sicheren Frieden für Europa wieder zu gewinnen.

L. Hahn.

120. Das Lied vom Feldmarschall.

1. Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
er reitet so freudig sein mutiges Pferd;
er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

2. O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein:
drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

3. Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang.
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
den Welschen zu weisen die preußische Art.

4. Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsrufer erklang,
hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

5. Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus;
viel tausende liefen dort hasigen Lauf,
zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.



6. Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab
und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab.

7. Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg;
da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
und hell ließ erklingen sein Hussa! der Held.

8. Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht;
da liegen sie sicher nach blutigem Fall,
da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

9. Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind im Saus,
dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein,
du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

G. M. Arndt.

121. Preußenlied.

1. Ich bin ein Preuße! Kennt ihr meine Farben?
Die Fahne schwebt mir weiß und schwarz voran;
daß für die Freiheit meine Väter starben,
das deuten, merkt es, meine Farben an.

Nie werd ich bang verzagen;
wie jene will ich's wagen.

Sei's trüber Tag, sei's heitrer Sonnenschein:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!

2. Mit Lieb' und Treue nah ich mich dem Throne,
von welchem mild zu mir ein Vater spricht;
und wie der Vater treu mit seinem Sohne,
so steh ich treu mit ihm und wanke nicht.

Fest sind der Liebe Bande,
Heil meinem Vaterlande!

Des Königs Ruf dringt in das Herz mir ein:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!

3. Wo Lieb' und Treu' sich so dem König weihen,
wo Fürst und Volk sich reichen so die Hand,
da muß des Volkes wahres Glück gedeihen,
da blüht und wächst das schöne Vaterland.

So schwören wir aufs neue
dem König Lieb' und Treue.

Fest sei der Bund! ja, schlaget mutig ein!

Wir sind ja Preußen, laßt uns Preußen sein! Bernhard Wierich.

122. Friedrich Wilhelm IV.

1. Als dem Könige Friedrich Wilhelm IV. nach Antritt seiner
Regierung zu Königsberg der Eid der Treue geleistet worden war, hob
er seine Rechte gen Himmel und sprach mit lauter Stimme:

„Ich gelobe vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen allen,
daß ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst,
ein christlicher König sein will. Ich will Recht und Gerechtigkeit mit
Nachdruck üben, ohne Ansehen der Person. Ich will das Beste, die Ehre
aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, fördern und pflegen.“

Einst sprach er wie Josua, der Knecht Gottes: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“ und er diente dem Herrn mit seinem Hause, besonders mit seiner frommen Gemahlin Elisabeth.



Friedrich Wilhelm IV.

2. Des Königs Lieblingswunsch war es, daß das deutsche Volk einig und stark werde. Er wollte sogar das Opfer bringen, daß Preußen in Deutschland aufgehen solle. Und das deutsche Volk ehrte ihn als den edelsten und würdigsten unter seinen Fürsten. Die Kaiserkrone wurde ihm (1849) angetragen. Aber er erklärte, daß er sie nur dann annehmen würde, wenn alle deutschen Fürsten damit einverstanden wären. Das war jedoch nicht der Fall.

Die letzten Jahre der Regierung des Königs waren für ihn wie für das ganze königliche Haus und das gesamte Vaterland eine Zeit schwerer Heimsuchung. Im Herbst 1857 wurde der König von einer Gehirnlähmung betroffen. Die Regierungsgeschäfte hatte er seinem Bruder Wilhelm, dem Prinzen von Preußen, übertragen, welcher vom Jahre 1858 ab an Stelle des Königs als Prinz-Regent regierte.

Ein sanfter, ruhiger Tod machte in der Nacht zum 2. Januar 1861 den Leiden des geliebten Königs ein Ende. Mit tiefem Schmerze empfing das ganze Land die Trauerbotschaft.

Nach Verschiedenen.

123. Der Dänische Krieg 1864.

1. Drei deutsche Herzogtümer, welche zwischen der Elbe und der Nord- und Ostsee liegen, deshalb auch Elbherzogtümer heißen, Schleswig, Holstein und das kleine Lauenburg, gehörten bis zum Jahre 1864 dem dänischen Könige. Dieser war nämlich zugleich Herzog der genannten Länder; aber sie bildeten selbständige Herzogtümer für sich mit eigenen Gesetzen. Holstein und Lauenburg gehörten sogar zum Deutschen Bunde, und durch sie war also auch der König von Dänemark deutscher Fürst und Mitglied des Bundes. Aber die Dänen hausten sehr eigenmächtig, namentlich in Schleswig, wo sie alles aufboten, um die deutsche Sprache auszurotten. Da starb plötzlich der dänische König Friedrich VII. und an seine Stelle kam Christian IX., welcher Schleswig völlig dem dänischen Staate einverleibte. Diese Ungerechtigkeit konnte der ritterliche König von Preußen, Wilhelm I., nicht geschehen lassen. Er vereinigte sich mit dem Kaiser von

Österreich, und beide rüsteten ihre Heere, um die Herzogtümer in ihren Rechten zu schützen.

2. Es war im Winter. Hoher Schnee bedeckte das Land. Daher hatten es die braven Truppen sehr schwer. Sie mußten im Schnee waten; die Pferde konnten die Kanonen und Wagen nicht fortbringen. Da spannten sich manchmal die Soldaten vor und zogen. Und wenn sie von diesen Märschen ermüdet waren, fanden sie des Nachts nicht warme, schützende Quartiere, sondern mußten im freien Felde, ohne Feuer, ohne Speise bivakieren. Wie das daheim bekannt wurde, da ging es an ein Sammeln und Senden von warmen Kleidern und Lebensmitteln aller Art. Nun konnte es so ein Wachtposten im warmen Pelze schon aushalten.

Jetzt kam für die Preußen die Hauptsache. Sie sollten die Düppeler Schanzen erobern; der Prinz Friedrich Karl war ihr Führer. Da wurden tiefe Laufgräben gegraben. In diesen rückten die Belagerer immer näher an die Befestigungen heran. Unterdessen mußte die preussische Artillerie tüchtig auf die Schanzen schießen, um sie möglichst zu zerstören und die Dänen daraus zu verjagen. Am 18. April 1864 kommandierte Prinz Friedrich Karl zum Angriffe. Die Dänen kämpften brav; braver aber noch die Preußen. Nach einigen Stunden war die Blutarbeit gethan. Hunderte waren gefallen; die Dänen waren aus ihren Schanzen vertrieben, und auf denselben flatterten als Siegeszeichen die preussischen Fahnen.

3. Im Friedensvertrage zu Wien am 30. Oktober 1864 mußte Dänemark auf Schleswig, Holstein und Lauenburg verzichten.

Nach Eduard Roth.

124. Pionier Klinke.

1. Die Preußen stürmen die Düppeler Schanzen, Kanonen donnern und Kugeln tanzen; die Dänen wehren mit trotzigem Mut sich hinter den schützenden Wällen gut.

2. Bald hemmen gewaltige Pallisaden die stürmenden Krieger auf blutigen Pfaden; doch Klinke, der Brave, kann nicht ersehen die Kameraden, wie stutzig sie stehn.

3. „Was nützt es,“ spricht er, „bedächtig zu raten? Des Todes Gefahren drängen zu Thaten; mein Pulversack öffnet euch weit und breit die Pforten zum Siege in kürzester Zeit.“

4. Und hab' ich freudig geopfert mein Leben, dann möge der Herr mir Gnade geben; dann wolle der König sorgen zum Lohn für meine Witwe und meinen Sohn!“

5. Und von der Schulter reißt er sich munter den strotzenden Pulversack herunter und hängelt ihn auf mit hastiger Hand am nächsten Pfahle der riesigen Wand.

6. Ein Feuerschwamm ist dem Sacke verbündet, ein Funke darauf — er glimmt — er zündet! Hui, Blitz und Schlag! — die Wand entzwei, der Weg zum Siege den Stürmern frei!

7. Und alle die Kampfgefährten melden begeistert den Opfertod des Helden. Hoch preist das Volk, hoch preist das Lied ihn als den deutschen Winkelried.

Adolf Rube.

125. Der Deutsche Krieg 1866.

1. Die Ursachen dieses Krieges hat König Wilhelm selbst in seinem am 18. Juni 1866 erlassenen Aufrufe: „An mein Volk!“ angegeben. Dort heißt es:

In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es mich, zu Meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapfern Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert Mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach.

Das Vaterland ist in Gefahr!

Österreich und ein großer Teil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen!

Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfesgeschrei ist: „Erniedrigung Preußens!“

Aber in Meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preussischen Bodens rauben, wenn König und Volk an die Ehre des Vaterlandes Gut und Blut setzen?

Ich habe alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen; das weiß Mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Österreich hat nicht gewollt, und andre deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn. Nicht Mein ist die Schuld, wenn Mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängnis wird erdulden müssen; aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unser Dasein; wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des Großen Kurfürsten, des Großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Befreiungskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gestattung es emporgehoben haben.

Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschichte der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsre Waffen segne! Gott mit uns!

2. Preußen hatte ein Heer aufgestellt, so groß und zahlreich, so wohl gerüstet, wie noch nie zuvor. Es bestand aus der gegen Österreich aufgestellten Hauptarmee und aus der sogenannten Mainarmee.

Die Hauptarmee war über 250 000 Mann stark und umfaßte a) die erste Armee unter dem Oberbefehle des Prinzen Friedrich Karl, b) die zweite Armee unter dem Oberbefehle des Kronprinzen, c) die Elb-Armee unter General Herwarth von Bittenfeld.

Dem Kronprinzen, als dem Erben der preussischen Krone, war die schöne Aufgabe geworden, die Provinz Schlesien zu schützen, auf welche es die Österreicher besonders abgesehen hatten.

Der Kaiser von Österreich bedurfte auch gegen den König von Italien einer Heeresmacht. Er hatte den Preußen 260 000 Mann unter dem Oberbefehle des General-Feldzeugmeisters Benedek entgegengestellt. Dieser war bisher noch nie besiegt worden, und die Herzen der Soldaten schlugen ihm entgegen wie einst dem Wallenstein.

Es kam für die Preußen vor allem darauf an, den Krieg in Feindesland zu spielen. Rasch gingen sie darum gegen Böhmen vor. Am 23. Juni rückte die erste Armee von der Lausitz her über Zittau in Böhmen ein, während einige Tage später die zweite Armee aus der Grafschaft Glatz und von Landeshut aus die Grenze überschritt, und die Elb-Armee von Dresden her kam.

3. Vom 26. Juni ab war bei dem Prinzen Friedrich Karl jeder Tag ein Siegestag. Am 29. Juni stand er schon bei Gitschin. Hier kam es zu einem sehr blutigen Kampfe. Österreicher und Sachsen hatten den Schloßberg besetzt und verteidigten ihn mit äußerster Tapferkeit. Endlich abends 11 Uhr war die Stadt genommen. Die Sachsen und Österreicher wichen nach der Festung Königgrätz zurück, und dem Prinzen Friedrich Karl lag der Weg zur Vereinigung mit der Armee des Kronprinzen offen.

Während dessen war diese nicht minder siegreich vorgeedrungen. Sie hatte bei Nachod, Skalitz u. s. w. gesiegt.

Nun konnte sich die zweite Armee mit der ersten vereinigen.

In siegreichen Kämpfen waren viele Tausend Österreicher und Sachsen gefangen genommen und viele Kanonen, Fahnen, Wagen und Kriegsvorräte erbeutet worden.

Als eine Woche lang Tag für Tag Sieg auf Sieg von Böhmen her in Preußen gemeldet wurde, als namentlich die Siegesbotschaft von Gitschin nach Berlin gelangte, da erfaßte alles Volk ein solcher Jubel, daß sich die Stadt wie im Nu in Fahnen Schmuck kleidete. Vor dem Palast des Königs ertönte tausendstimmiger Jubelruf. Der König erschien auf dem Balkon und sagte zu der versammelten Menge: „Ich weiß, Ihre Freude kommt von Herzen und thut meinem Herzen wohl. Gott verleihe unsrer Armee den Sieg; doch ist dies nur der Anfang. Schweres ist noch zu vollbringen.“ Mit entblößtem Haupte und in der erhobenen Rechten den Helm haltend, schloß er mit dem Ausrufe: „Auf denn mit Gott für König und Vaterland!“

4. Am folgenden Tage reiste Se. Majestät der König auf den Kriegsschauplatz, um sein Heer in der bevorstehenden Hauptschlacht selbst zu führen. Am 2. Juli traf er in Gitschin ein. Schon in der folgenden Nacht kam die Meldung, daß Benedek seine Armee bei Königgrätz, etwa 20 km südöstlich von Gitschin, zu einer Schlacht sammelte. Sofort wurde beschlossen, ihn anzugreifen. In der Nacht noch ging der Befehl zum Angriff an den entfernt stehenden Kronprinzen ab. Um 3 Uhr früh schon marschierten die Truppen aus ihren Bivaks. Es regnete, und die aufgeweichten Wege erschwerten der Armee das rasche Fortkommen. Doch mit frohem Mute ging es trotz Hunger und Ermüdung rüstig vorwärts.

Die Gegend, in welcher sich der Feind aufgestellt hatte, war für ihn sehr günstig. Er war durch einen kleinen Fluß, die Bistritz, geschützt; jenseit desselben erheben sich Hügel; auf dem höchsten liegt das Dorf Chlum, dessen Kirche weithin sichtbar ist. Die ansteigenden Höhen waren von den Österreichern besetzt und ihre Kanonen in mehreren Reihen hinter und über einander so aufgestellt, daß sie das Flußthal vollständig beherrschten. Auch waren sie durch Dörfer, Wäldchen u. dgl. gedeckt; man sah daher von ihnen wenig. Die Preußen aber waren den feindlichen Kanonen und dem Kleingewehrfeuer ausgesetzt. Da nun Benedek seine gesamten Streitkräfte der ersten und der Elb-Armee entgegensetzte, so ging es bei diesen nur langsam vorwärts; eine Zeitlang stand das Gefecht, und der Erfolg wurde für die Preußen unsicher. Da schauten der König und seine Generale mit Verlangen nach der Armee des Kronprinzen aus, wie in der Schlacht von Belle-Alliance (spr. Bäl-Alljängs) Wellington mit Ungeduld Blücher und sein Heer erwartete. Endlich um 2 Uhr trafen nach einem höchst ermüdenden Marsche die Truppen des Kronprinzen auf dem Schlachtfelde ein und griffen den Feind auf dem rechten Flügel tapfer an.

Die erste und die Elb-Armee waren seit frühem Morgen im Regen; aber neu belebt drangen sie unter den Klängen von „Heil dir im Siegerkranz“ gegen die Höhe vor. Der Feind wurde von allen Seiten so gedrängt, daß ihm bloß noch der Ausweg nach Königgrätz hin blieb. Dahin begann er zu fliehen. Viele Tausende wurden gefangen; Kanonen und Vorratswagen blieben in Menge stehen; die Massen des Feindes wälzten sich wirr durcheinander, und alles lief Hals über Kopf davon, um sich nach Königgrätz und über die Elbe zu retten. Diese aber versperrte den Weg. Viele von den fliehenden Feinden fanden in ihr den Tod. Die Niederlage der Österreicher und der mit ihnen verbündeten sächsischen Truppen war eine vollständige. Die gewaltige Armee,

welche im Siegeslaufe durch Schlesien und die Mark Brandenburg nach Berlin hatte gehen wollen, war völlig aufgelöst und vermochte Böhmen nicht mehr zu halten.



Gegen Abend traf der König mit dem Kronprinzen auf dem Schlachtfelde zusammen. Er umarmte mit Freudenthränen seinen Sohn und hängte ihm seinen eignen Ordensstern um den Hals.

5. Die Schlacht bei Königgrätz ist der größte Sieg, den Preußen allein errungen hat.

Mit großen, schweren Opfern war der Sieg erkauft. Etwa 9000 tote und verwundete Preußen und 13000 Österreicher und Sachsen bedeckten das Schlachtfeld. — Die Sieger schlugen mitten unter den Toten und Verwundeten ihr Nachtlager auf, und mancher sang in Wehmut: „Ich hatt' einen Kameraden.“ Und als die Sonne untergehen wollte, da erscholl aus allen Bivaks zugleich der Lobgesang, wie einst nach der Schlacht bei Leuthen: „Nun danket alle Gott!“

Der Krieg war mit dieser Schlacht entschieden und hatte, wenn man von dem Beginn des Kampfes an rechnet, nur wenige Tage gedauert; den Siebentägigen Krieg, im Gegensatz zu dem Siebenjährigen, hat man ihn deshalb genannt.

Das Heer verfolgte den fliehenden Feind. Ganz Böhmen mit der Hauptstadt Prag, Österreichisch-Schlesien und Mähren mit der Hauptstadt Brünn fielen in die Hände der Preußen. Von dem Stephans-turme in Wien herab konnte man die preußischen Wachtfeuer sehen, und jeden Tag war der Übergang unsrer Truppen über die Donau zu erwarten.

6. Als der König vor den Thoren Wiens eine Heerschau über seine dort versammelten Truppen hielt, sagte er zu den Feldgeistlichen:

„Meine Herren, der Krieg war kurz, aber glorreich. So ist wohl nie ein Krieg geführt worden. Das ist unter der sichtbaren Führung des Himmels geschehen. Wir verdanken es den Gebeten daheim und Ihren Gebeten. Der Himmel hat uns so sichtbar geholfen, daß wir Gott auf den Knien danken müssen. Also keine Überhebung, sondern Demut!“

Am 23. August wurde mit Österreich zu Prag Friede geschlossen. Österreich schied aus dem Deutschen Bunde. Dieser war überhaupt aufgelöst. Dafür wurde der Norddeutsche Bund gegründet. Zu ihm gehörte das ganze nördliche Deutschland von der Nord- und Ostsee bis zum Main. An seiner Spitze stand Preußen. Es hatte drei neue Provinzen erhalten: Schleswig-Holstein, Hessen-Nassau und Hannover. Nun bildete es von der russischen bis zur französischen Grenze ein zusammenhängendes Ganzes und bestand nicht mehr aus getrennten Teilen.

Mit den süddeutschen Staaten schloß Preußen ein Bündnis; sie verpflichteten sich, ihre Kriegsmacht im Falle eines Krieges unter den Oberbefehl des Königs von Preußen zu stellen. Dadurch wurde die Waffenbrüderschaft und das treue Zusammenhalten der Nord- und Süddeutschen in dem Kriege gegen Frankreich (1870 und 1871) vorbereitet.

Nach Eduard Koch.

126. Wie uns Frankreich den Krieg erklärte.

1. Unse Nachbarn im Westen.

Jenseit des schönen Rheinstromes liegen zwei Gaue, die ehemals zu Deutschland gehörten, Elsaß und Lothringen. Elsaß heißt die fruchtbare Landschaft zwischen dem linken Rheinufer und dem Wasgenwalde; Lothringen aber breitet sich westlich vom Wasgau an der oberen Mosel aus. Das alte, ehrwürdige Straßburg im Elsaß und die Festung Metz an der Mosel waren früher deutsche Reichsstädte.

Die Könige Frankreichs aber, besonders Ludwig XIV., ruhten nicht eher, bis sie nach und nach jene schönen, deutschen Länder vom Mutterlande losgerissen und sich unterworfen hatten. Nachdem in dem westfälischen Friedensschlusse den Franzosen die geraubten deutschen Länder, nämlich ein großer Teil des Elsaß und die Bistümer Metz, Toul und Verdun (spr. Würzburg) gelassen waren, überfiel Ludwig XIV., wie ein Dieb in der Nacht, 1681 die Reichsstadt Straßburg und nahm sie in Besitz. Wiederholt versuchten die Franzosen, auch das übrige deutsche Land, das jenseit des Rheines liegt, die preußischen Rheinlande, die Pfalz und Luxemburg, an sich zu reißen.

Als nun Preußen die siegreiche Schlacht bei Königgrätz geschlagen, als sich Norddeutschland zu einem starken Bunde vereinigt hatte, da wuchs der Neid der Franzosen immer mehr. Sie wollten ihr Land durchaus bis zum Rheine ausdehnen.

Ihr Kaiser, Napoleon III., betrachtete sich als den ersten und obersten Fürsten Europas. Er maßte sich an, alle Angelegenheiten vor seinem Richterstuhle zu entscheiden.

2. Warum die Franzosen uns den Krieg erklärten.

Wohl schien es im Frühjahr 1870, als ob eine Störung des Friedens in Europa nicht zu befürchten sei. Noch kurz vor dem Beginn des Krieges gab der Kaiser Napoleon III. die Versicherung, daß er nur den Frieden wünsche. Plötzlich aber und unter den wichtigsten Vorwänden führte Frankreich den Krieg herbei.

Unser König Wilhelm hatte sich zur Stärkung seiner Gesundheit in das Bad Ems begeben. Da traf unerwartet ein Gesandter des französischen Kaisers, Graf Benedetti, dort ein und wünschte den König zu sprechen. Die Spanier hatten nämlich einem deutschen Prinzen, Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen — einem Verwandten unsers Königshauses — die spanische Königskrone angetragen. Als der Prinz aber hörte, daß seine Zusage möglicherweise einen Krieg zwischen Frankreich und Preußen verursachen könnte, verzichtete er auf die Ehre, König von Spanien zu werden. Allein die Franzosen forderten durch Benedetti, König Wilhelm sollte versprechen, daß er niemals seine Einwilligung geben werde, wenn dem Prinzen künftig noch einmal der spanische Thron angetragen würde. Der König wies dies als eine Demütigung mit Enttäuschung zurück. Dennoch begehrte der Gesandte mit unanständiger Zudringlichkeit immer aufs neue, vor den König gelassen zu werden. Da ließ ihm dieser endlich durch seinen Adjutanten sagen, er habe mit ihm weiter nichts zu verhandeln. Die anmaßende und un-

schickliche Art, in welcher der Gesandte unsern würdigen König in dieser Angelegenheit behandelt hatte, wurde von dem ganzen deutschen Volke, auch in Süddeutschland, als eine Beleidigung empfunden.

Es war klar, daß die Franzosen uns nun den Krieg erklären würden. Der König reiste daher, ohne seine Kur in Ems zu beendigen, am 15. Juli plötzlich nach Berlin zurück. In allen Städten, durch welche er kam, nicht bloß in der Rheinprovinz, sondern auch in den neuen Provinzen, z. B. in Kassel und Göttingen, namentlich aber in Berlin, wurde er mit einem wahren Sturme von Hochs und Hurras begrüßt. „Bei einer solchen Begeisterung,“ sprach der König beim Eintritte in seinen Palast, „ist uns der Sieg sicher; wir können der Zukunft ohne Furcht entgegengehn.“

Am 19. Juli erfolgte die französische Kriegserklärung an den König von Preußen, weil er sich dem Willen der französischen Regierung nicht unterwerfen wollte und sich weigerte, wegen des Prinzen von Hohenzollern eine bindende Erklärung abzugeben. Die Franzosen behaupteten, darin eine Beleidigung für sich sehen zu müssen; sie seien daher gezwungen, mit den Waffen ihre verletzte Ehre zu verteidigen.

3. Wie Deutschland die Kriegserklärung aufnahm.

Napoleon hatte darauf gerechnet, daß er die Süddeutschen, also die Bayern, Württemberger und Badener, zu Bundesgenossen gegen Preußen haben würde. Der sonst so kluge Mann hatte sich aber darin sehr geirrt. Sowie die Kunde, daß der alte Erbfeind sich gegen uns erhebe, durch die deutschen Gaue flog, war das ganze deutsche Volk im Norden und Süden einig wie ein Mann. So hatte Napoleon gegen seinen Willen uns einen großen Dienst erwiesen. Er hat Deutschland einig gemacht. Alle Unterschieden, alle Feindseligkeiten schwiegen dem Angriffe Frankreichs gegenüber.

Was ist des Deutschen Vaterland? Wir fragen's heut nicht mehr,
ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib, ein Wille sind wir heut!

Der Geist von 1813 war in Deutschland wieder erwacht. Es war eine große Zeit angebrochen. Eine gewaltige Erhebung der Herzen ging durch das ganze deutsche Volk. Es war bereit, alle Opfer für die Freiheit des geliebten Vaterlandes zu bringen. Auch die Deutschen in Österreich standen mit ihrer Liebe und ihren Wünschen zu den Brüdern, welche den Kampf aufzunehmen hatten. Ja selbst die Deutschen jenseit des Meeres, in Nordamerika, sandten ermutigende Zurufe und Unterstützungen für die Verwundeten und die Hinterbliebenen der Gefallenen.

Die andern Mächte Europas aber, England, Rußland u. s. w., mußten zugestehen, daß Frankreich den Krieg mutwillig begonnen habe, und daß das Recht auf der Seite Deutschlands sei.

Um den Segen Gottes zu dem schweren Kampfe zu erbitten, ordnete der fromme König auf den 27. Juli einen außerordentlichen allgemeinen Vottag an.

Und des Trostes und der Hilfe von oben bedurften wir. Denn Frankreich ist ein großes Reich; es besaß eine starke und große Armee und unter ihren Feldherren Männer, die noch nie besiegt waren, Mac Mahon und Bazaine (spr. Basahn).

Noch nie hatte Deutschland ein so starkes und wohlgerüstetes Heer ins Feld gestellt. Norddeutschland allein sandte 13 Armeekorps; seine gesamte Streitmacht betrug gegen eine Million Krieger. Dazu gab Süddeutschland seine Heeresmassen, so daß 1 124 000 Mann unter die Waffen traten. Davon zogen 860 000 Mann nach Frankreich.

Der König hatte seinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, zum Befehlshaber der Bayern, Württemberger und Badener ernannt; diese nahmen ihn mit Jubel und Begeisterung auf. Der Thronerbe Preußens war dazu erkoren, die Waffenbrüderschaft mit den Süddeutschen zu befestigen und ein unauflösliches Band zwischen den deutschen Brüdern im Süden und denen im Norden zu knüpfen. Außerdem führte der Kronprinz auch noch preussische Truppen. Die deutschen Streitkräfte waren in drei Armeen geteilt; die erste stand bei Saarbrücken und wurde von dem General von Steinmetz geführt; an sie schloß sich nach Süden die zweite Armee unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl, und am südlichsten stand in der Rheinpfalz die dritte Armee, deren Führer der Kronprinz war.

Als nun der Kampf beginnen konnte, reiste der König von Berlin ab. Es war am 31. Juli, an einem Sonntage, abends. Vormittags hatte Se. Majestät noch den Gottesdienst im Dome besucht. Nach Edward Roth.

127. Die Wacht am Rhein.

1. Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall: Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein! Wer will des Stromes Hüter sein? Lieb Vaterland, magst ruhig sein: fest steht und tren die Wacht am Rhein!

2. Durch Hunderttausend zuckt es schnell, und aller Augen blitzen hell: Der Deutsche, bieder, fromm und stark, beschützt die heil'ge Landemarf. Lieb Vaterland, magst ruhig sein: fest steht und tren die Wacht am Rhein!

3. Er blickt hinauf in Himmelsan'n, wo Heldenväter niederschau'n, und schwört mit stolzer Kampfeslust: „Du, Rhein, bleibst deutsch,

wie meine Brust!“ Lieb Vaterland, magst ruhig sein: fest steht und tren die Wacht am Rhein!

4. So lang' ein Tropfen Blut noch glüht, noch eine Faust den Degen zieht, und noch ein Arm die Büchse spannt, betritt kein Feind hier deinen Strand. Lieb Vaterland, magst ruhig sein: fest steht und tren die Wacht am Rhein!

5. Der Schwur erschallt, die Woge rinnt, die Fahnen flattern hoch im Wind: Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein! Wir alle wollen Güter sein! Lieb Vaterland, magst ruhig sein: fest steht und tren die Wacht am Rhein!

Max Schneckenburger.

128. Die Siege bei Weißenburg und Wörth.

Am 4. August überschritt der Kronprinz die französische Grenze und unternahm einen kühnen Angriff auf die Stadt Weißenburg im Elsaß. Hier wetteiferten die Bayern mit den Preußen. Jene stürmten die Stadt und trieben die Turkos aus ihr heraus, während diese gegen eine Anhöhe, den Geißberg, sich wendeten. Dort hatten sich die Franzosen verschanzt und viele Geschütze aufgeföhren. Gegen diese sichere Stellung schritten die Bataillone, fast ohne einen Schuß zu thun, in geschlossenen Gliedern vorwärts und hielten mehrere tausend Schritte das stärkste Feuer der feindlichen Geschütze aus. Nichts hemmte den Tritt der Braven. Die Offiziere, nach preußischem Brauch voran, fielen zuerst. Bald hatten die Stürmenden die Höhe erreicht; jetzt stürzten sie sich mit Bajonettangriff gegen das feindliche Fußvolk, das den tapfersten Widerstand leistete. Es kam zu einem furchtbaren Handgemenge. Der Feind konnte jedoch gegen die Tapferkeit der Unsigen nicht stand halten. Er floh. Dies war der erste Sieg. Viele Gefangene und die erste französische Kanone fielen in unsre Hände.

Darauf ging es unaufhaltsam ins Elsaß hinein. Da trat am 6. August einer der berühmtesten feindlichen Generale, Mac Mahon, mit seinen Truppen der dritten Armee bei dem Städtchen Wörth entgegen. Er wollte sich hier mit unserm Kronprinzen messen. Doch es bekam ihm übel. Er wurde gänzlich geschlagen und floh mit seinem Heere so eilig, daß sein Wagen, eine volle Kriegskasse und viel Vorrat erbeutet wurden.

Nach Edward Roth.

129. Der Sieger von Wörth. 6. August 1870.

Der Pfarrer Klein, ein Augen- und Ohrenzeuge der Schlacht bei Wörth, erzählt in seiner „Fröschweiler Chronik“:

„Während das siegreiche deutsche Heer theils in geschlossenen Kolonnen vorüberflutete, theils in aufgelösten Haufen durch das eroberte Fröschweiler

zog, erscholl plötzlich von Wörth herauf ein unbeschreibliches Getöse. Es mußte wieder etwas Neues, Außerordentliches im Anzuge sein. Die Soldaten sprangen, wie von elektrischem Feuer entzündet, zu allen Häusern und Höfen hinaus, stellten sich in Reih und Glied und bildeten auf beiden Seiten der Straße eine undurchdringliche Mauer. Ich stand auf der Haustreppe. „Was ist denn?“ — „Der Kronprinz kommt!“ — Ich kann nicht sagen, wie diese Nachricht meine Seele durchzuckte. Ich rief meinen Leuten: „Schnell heraus, der Kronprinz von Preußen kommt!“ Und das Getöse drang immer näher, und das Jubelgeschrei ward immer größer. Jetzt sind sie im Unterdorfe! horch, wie sie jubeln! — gebt acht! jetzt biegen sie um die brennende Kirche. Die Trommeln wirbeln, die Siegeslieder brausen — eine ungeheure Begeisterung flammt durch die Reihen — alle Häupter sind entblößt; die Mützen fliegen hoch empor, und aus aller Munde tönt ein tausendfaches, donnerndes Hurra! hoch! hurra! Wir stehen da wie verzaubert. Wahrhaftig, da zieht er, umgeben und gefolgt von seinen Generalen, an unsern Blicken vorüber. Wie sein Angesicht vor Freude strahlt, und wie er so wohlwollend die jubelnden Scharen begrüßt! Kein Wunder. Sie haben ihr Blut vergossen, und ihr Hurrarufen läutet den geschlagenen Cäsar zum Grabe. Welch großartiges, majestätisches Schauspiel! — Der Siegeszug bewegt sich vorwärts in der Richtung nach Reichshofen. Im Oberdorfe aber schwenkt der hohe Feldherr rechts ab, da liegt in einer Stube der tapfere General Raoul, blutend aus vielen Wunden, mit zerbrochenem Schwert und brechendem Herzen. Der deutsche Sieger tritt in die Bauernhütte ein, schaut freundlich in die fieberglühenden Augen, drückt teilnahmsvoll die todesmatte Hand — ein Wort huldvoller Anerkennung, eine Thräne hochherzigen Mitleids — und noch einmal, unter endlosem Freudengeschrei, wagt der Triumphzug vorüber.“

Nichters Quellenbuch.

130. Krankenpflege.

1. Noch ehe die Krieger auszogen, regten sich überall im ganzen Lande die Hände in den Palästen und in den Hütten der Armen, um die Wunden zu lindern und zu heilen, welche jeder Krieg schlägt. Frauen und Kinder strickten Strümpfe, zupften Charpie, nähten Binden und warme Kleidungsstücke. Jünglinge und Männer, die nicht fähig waren, Waffen zu tragen, zogen als Krankenpfleger in das Feld oder halfen daheim, daß die Verwundeten gepflegt, die Witwen und Waisen unterstützt würden, und die Frauen und Kinder, deren Ernährer mit ausgezogen waren, nicht Not und Mangel litten. Viele Tausende von Thalern wurden dafür zusammengesteuert und ganze Eisenbahnzüge mit Gaben der Liebe gefüllt, welche den Brüdern in Feindesland zugeführt wurden. So zeigte sich, wie die Herzen

und Hände des ganzen Volkes in der Heimat thätig waren, um den Kriegern Hilfe und Vinderung zu schaffen.

2. Wie schon in dem Kriege 1866, so haben auch 1870 und 1871 die Johanniter, evangelischen Vereine und katholischen Orden gewetteifert, um auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten die Verwundeten zu pflegen. Da hörte aller Unterschied im Glauben, in der Abstammung und in der Nationalität auf. Die Nonnen und Mönche haben die kranken Protestanten, Juden und Mohammedaner mit derselben Fürsorge gewartet, wie ihre eignen Glaubensgenossen, und die evangelischen Krankenpfleger und Pflegerinnen sind darin nicht zurückgeblieben. Freunde und Feinde lagen in den Krankenhäusern neben einander. Da wurde kein Unterschied gemacht, ob Deutscher oder Franzose.



Nicht bloß an den Wunden, die sie auf dem Schlachtfelde erhalten hatten, lagen Tausende krank, sondern auch ansteckende Krankheiten, Ruhr, Pocken und Typhus, forderten viele Opfer. Gar mancher der Pfleger und manche Pflegerin hat sich da angesteckt und im Dienste für das Vaterland das Leben gelassen.

Sie laben die Armen, sie pflegen sie mild, —
o liebliches Bild auf dem Schreckensgefilde,

wie mit dem unendlichen menschlichen Leiden
unendlich das menschliche Mitleid ringt.

Den kämpfenden Helden wird Lorbeer gewunden,
er schmückt den Sarg und den lebenden Mann,
und durch die Jahrtausende hallen die Klunden,
wer tapfer erlag, und wer glorreich gewann.

Euch aber, ihr Frauen, ihr Helfer in Not,
bescheiden und still und getreu bis zum Tod:
euch lohnet ein Wort, wenn die Kranken gefunden,
ein Blick, wenn die Zunge nicht lallen mehr kann.

Nach Eduard Rodt.

131. Die Kaiserin Augusta und der Vaterländische Frauenverein.

So lange die Geschichte den großen Kaiser Wilhelm, geschmückt mit dem Lorbeerkranz zahlreicher Siege, preisen wird, wird auch die erlauchte Gemahlin an seiner Seite, die Kaiserin Augusta, gekrönt mit dem Strahlenkranz der Barmherzigkeit, unvergessen sein. Als dem Könige das Schwert in die Hand gedrückt wurde, und er auszog auf die blutigen Schlachtfelder, da erachtete die Königin es als ihre Lebensaufgabe, die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu heilen; und als diese vernarbt waren, da weihte sie werththätiger Nächstenliebe bis zum letzten Tage ihres Lebens ihre besten Kräfte. Ihr letztes Schreiben war an den Vorstand der Vereine zum „Roten Kreuz“ gerichtet, und „Könnten wir morgen wieder arbeiten?“ war die letzte Frage an ihren Kabinettsrat. Die „Diakonissin im Purpur“ nannte sie daher ehrend das Volk. So lange sie in Berlin weilte, konnte man sie fast täglich in das von ihr gestiftete Augusta-Hospital fahren sehen, wo sie die Leiden der Kranken und Sterbenden durch freundlichen Zuspruch und Trost zu lindern suchte.

Es ist nicht möglich, hier alle Wohlthätigkeitsanstalten, welche die Kaiserin Augusta begründet hat, die Asyle für erkrankte Pflegerinnen, die Rettungshäuser für verwahrloste Kinder, Volksküchen u. s. w. eingehend zu schildern; es sei nur das großartigste und weitverbreitetste Werk der Kaiserin, der Vaterländische Frauenverein, erwähnt.

Nach dem Kriege des Jahres 1866 wurde der Verein gegründet, um jene weiblichen Kräfte, die während der Kriegszeit ohne Unterschied des Standes so wahrhaft aufopfernd gewirkt hatten, auch im Frieden gemeinsam in erfolgreicher Thätigkeit zu erhalten. Die Königin blieb bis zu ihrem Tode die Seele des Vereins und aller seiner Bestrebungen. Sie schrieb am 1. Juli 1869 an den Vorstand die denkwürdigen Worte: „Gottes Segen vereint die Kräfte, die sich dem Vaterlande widmen. Dies hat eine ernste Zeit bewiesen; deshalb auch bleibe vereint unsre bewährte Hilfsbereitschaft, die, alle Bekenntnisse und Stände umfassend, im Vaterländischen Frauenverein hilft, wo es zu helfen gilt. Unser

Verein gilt im Kriege dem Volke unter den Waffen, im Frieden der Linderung der Not, wo und wie eine solche unerwartet hervortritt.“

Was der noch junge Verein für das Vaterland zu leisten vermochte, das zeigte sich im Kriege von 1870. Die Einnahmen erreichten in jenem Jahre die Höhe von 1800000 Mark, während die Zahl der angefertigten Sachen sich auf über vier Millionen Stück belief, und ihr Gewicht mehr als 1000 Zentner betrug. Die Zweigvereine gründeten damals 50 Privatlazarette, in denen bis zum Schlusse des Jahres 1870 viertausend Verwundete gepflegt wurden. Außerdem übernahm der Vaterländische Frauenverein mit seinen Zweigvereinen 237 Lazarette, in denen 67000 Kranke und Verwundete Aufnahme gefunden hatten.

Und welche Ausbreitung hat der Vaterländische Frauenverein seit jener Zeit gefunden, und eine wie segensreiche Thätigkeit hat er nach den Stürmen des Krieges auch im Frieden entfaltet! Ende des Jahres 1891 betrug die Zahl der Vereine gegen 700, die der Mitglieder über 100000, und das Vereinsvermögen 3 1/2 Millionen Mark.

Wo irgend im Vaterlande Notstände auftreten, sei es durch verheerende Sturmfluten oder durch Überschwemmungen, sei es durch Krankheiten oder durch Feuersbrünste, da tritt der Vaterländische Frauenverein sofort lindernd und helfend ein. Namentlich aber ist es die Armen-, Kranken- und Kinderpflege, der die Vereine sich widmen. Armen- und Krankenhäuser, Waisenhäuser und Kinderhospitäler werden gegründet oder unterstützt; unter Zuziehung von Diakonissen und sonst ausgebildeten Krankenpflegerinnen wird die Krankenpflege in den Gemeinden ausgeübt und in tausend Hütten und Arbeiterstuben Hilfe und Trost an das dürftige Krankenlager gebracht. Näh- und Flickschulen, Industrieanstalten und Sonntagsküchen, Volks- und Schulküchen, sowie Suppenanstalten werden aus Vereinsmitteln gegründet; armen Kindern wird der Weihnachtsbaum angezündet und der Weihnachtstisch mit Gaben bedeckt, und arme Konfirmanden werden zum ersten Gange an den Tisch des Herrn mit Kleidung versehen.

A. Waser.

132. Die Trompete von Vionville.

1. Sie haben Tod und Verderben gespie'n; wir haben es nicht gelitten; zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien, wir haben sie niedergedrückt.

2. Die Säbel geschwungen, die Zäune verhängt, tief die Lanzen und hoch die Fahnen, so haben wir sie zusammengesprenkt — Kürassiere wir und Ulanen.

3. Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt; wohl wichen sie unsern Ziehn; doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt, unser zweiter Mann ist geblieben.

4. Die Brust durchschossen, die Stirn zerklüftet, so lagen sie bleich auf dem Rasen, in der Kraft der Jugend dahingerastet, — nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

5. Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein; da, — die mutig mit schmetterndem Grimme uns geführt in den herrlichen Kampf hinein — der Trompete versagte die Stimme.

6. Nur ein flanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz entquoll dem metallenen Munde; eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, — um die Toten plagte die Wunde.

7. Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein, um die Brüder, die heut gefallen, — um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein, erhob sie gebrochenes Lallen.

8. Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann; rundum die Wachtfeuer lohten; die Rosse schnoben, der Regen rann, — und wir dachten der Toten, der Toten.

Herb. Freiligrath.

133. Der Tag von Sedan.

Mac Mahon hatte seine Armee mit andern Truppenteilen vereinigt und so ein ansehnliches Heer gesammelt. Als er hörte, daß die andre Hälfte der französischen Streitkräfte mit ihrem Führer Bazaine von den Deutschen bei Metz eingeschlossen sei, wollte er sie befreien. Der Kronprinz aber befand sich auf dem Marsche nach Paris. Um von ihm nicht bemerkt zu werden, nahm Mac Mahon seinen Weg nach der belgischen Grenze hin. Von da wollte er über die erste und zweite Armee bei Metz herfallen und sich mit Bazaine vereinigen. Der Plan war ganz gut; aber der König merkte es zur rechten Zeit und gab unserm Kronprinzen Befehl, den Marsch nach Paris nicht fortzusetzen, sondern seine Armee nach dem Norden gegen Mac Mahon zu führen. Ein gleicher Befehl erging an den Kronprinzen von Sachsen, unter den nicht bloß das sächsische, sondern auch zwei preussische Armeekorps gestellt worden waren.

So wurde Mac Mahon von zwei Seiten angegriffen und endlich in der Festung Sedan (spr. sedáng) vollständig umzingelt. Nun hatte man fast die ganze Heeresmacht des Feindes in zwei Festungen eingeschlossen. Während sich aber Bazaine in Metz noch hielt, mußte sich Sedan samt allen darin befindlichen Truppen ergeben. Zur großen Überraschung unsers Königs und der Soldaten wurde da die Entdeckung gemacht, daß der Kaiser Napoleon selbst in der Festung sich befand und also mit gefangen war.

Er sandte den General Reille mit einem Briefe an unsern König, der auf einer Anhöhe vor Sedan sich befand und von dort aus die Schlacht gelenkt hatte. In dem Briefe schrieb er: „Da ich nicht inmitten meiner

Truppen habe sterben können, bleibt mir nur übrig, meinen Degen in Ew. Majestät Hände zu legen.“

Diese Nachricht wurde von den Deutschen, welche rings um die Stadt lagerten, mit lautem Jubelrufe und begeistertem Hurra aufgenommen. Bayern und Preußen, Württemberger und Sachsen, die hier vereint gekämpft hatten, fielen sich vor Freude in die Arme, und manches Regiment stimmte mit der Musik das Lied: „Nun danket alle Gott“ an.

So endigte die glorreiche, dreitägige Schlacht vom 30. und 31. August und 1. September 1870.

Die Festung Sedan ergab sich mit der eingeschlossenen Armee dem Sieger. 83 000 Mann mit über 2000 Offizieren streckten die Waffen.

Am 2. September früh lieferte sich Napoleon selbst unserm Könige aus und erhielt von ihm das Schloß Wilhelms Höhe bei Rassel als Wohnsitz angewiesen. Napoleon als Kriegsgefangener auf Wilhelms Höhe! Faltet eure Hände! Gott ist ein gerechter Richter! An derselben Stelle hauste sieben Jahre lang mit Wohlleben und Frechheit ein Onkel des Kaisers, der König Hieronymus. Hier war nun der gefürchtete Kaiser, der 20 Jahre die Welt mit einem Wort erzittern machte, der Gnade des königlichen Siegers preisgegeben, den er noch jüngst so frech zu schmähen gewagt hatte.

Als die Kunde von der Gefangennahme Napoleons und der Armee in Deutschland bekannt wurde, bemächtigte sich ein namenloser Jubel alles Volkes. Die Schuljugend durchzog an vielen Orten, Sieges- und Danklieder singend, die Straßen; Kinder und Erwachsene vereinigten sich, um Gott für diesen herrlichen Sieg zu danken.

Nach Eduard Koch.

134. Sedan.

1. Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht' facht an!
Der Herr hat Großes an uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

2. Es zog von Westen der Anhold aus,
sein Reich zu festen in Blut und Graus;
mit allen Mächten der Höl' im Bund
die Welt zu knechten, das schmur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

3. Vom Rhein gefahren kam fromm und stark
mit Deutschlands Scharen der Held der Mark.

Die Banner flogen, und über ihm
in Wolken zogen die Cherubim.

Ehre sei Gott in der Höhe!

4. Drei Tage brüllte die Völkerschlacht,
ihr Blutrauch hüllte die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauchte der Würfel Fall,
und bangend lauschte der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

5. Da huß die Wage des Weltgerichts
am dritten Tage der Herr des Lichts
und warf den Drachen vom güldnen Stuhl
mit Donnerkrachen hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

6. Nun gehst vor Gottes und Deutschlands Born
die Stadt des Spottes, der Blutschuld Born.
Ihr Blendwerk lodert, wie bald! zu Staub,
und heimgefordert wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

7. Drum laßt die Glocken von Turm zu Turm
durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht' facht an!
Der Herr hat Großes an uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Emmanuel Geibel.

135. Die Wiederherstellung des Deutschen Reiches.

1. Im Mittelalter waren von Deutschland die wichtigsten Entscheidungen für Europa ausgegangen. Aber durch den westfälischen Friedensschluß, 1648, wurde des Deutschen Reiches Schwäche und Ohnmacht offenbar. Durch ihn wurde den Fürsten die Landeshoheit verliehen, d. h. die Selbstständigkeit in inneren Regierungs- und Glaubenssachen und das Recht, mit auswärtigen Mächten Verträge und Bündnisse zu schließen.

In dieser Zeit begannen aber bereits unvermerkt die neuen Reime für das künftige, herrliche Aufblühen des Reiches zu wachsen. Brandenburg erweiterte unter dem Großen Kurfürsten seine Macht. Aus diesem Kurfürstentume ging das Königreich Preußen hervor, und Friedrich der Große erhob Preußen zu einer der Großmächte Europas.

Kaiser Napoleon I. hatte 1806 eine Anzahl deutscher Fürsten zum Austritt aus dem Reichsverbande bestimmt und sie zu einem besonderen Bunde, dem Rheinbunde, vereinigt. Dazu gehörten die Fürsten von



Die Verkündigung der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaisertums
im Schlosse zu Versailles am 18. Januar 1871.

Bayern und Württemberg, welche zu Königen, die von Baden und Hessen-Darmstadt, welche zu Großherzögen gemacht wurden, der Fürst von Nassau, welcher Herzog wurde, sowie noch 11 andre Fürsten. Diese waren vom deutschen Kaiser nun frei, aber im Grunde wechselten sie nur die Oberhoheit, indem sie unter den französischen Kaiser kamen und diesem ihre Streitkräfte zur Verfügung stellen mußten. Kaiser Franz II. legte 1806 die deutsche Reichskrone nieder; damit erfolgte die Auflösung des Reiches. Nachdem Deutschland von der Fremdherrschaft wieder befreit war, trat 1815 an die Stelle des aufgelösten „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ der „Deutsche Bund“.

2. Als Friedrich Wilhelm IV. 1849 von der damaligen Reichsversammlung die deutsche Kaiserkrone angetragen erhielt, erklärte er: „Der Kaiser von Deutschland muß auf dem Schlachtfelde erwählt werden.“ Dieses Wort hat sich erfüllt. Als Napoleon III. Preußen den Krieg erklärte, da waren die deutschen Stämme sofort geeint. Und auch die deutschen Fürsten und freien Städte waren in dem Wunsche einig, ein neues Deutsches Reich zu gründen und dem Könige von Preußen die erbliche Kaiserkrone anzutragen.

Am 18. Januar 1871, also an dem Tage, an welchem Preußen 170 Jahre früher zum Königreiche erhoben worden war, nahm der König die deutsche Kaiserwürde feierlich an. Die deutschen Prinzen, Fürsten und Feldherren nahmen in Versailles (spr. Versah) an der Feier teil.

3. An demselben Tage erließ der Kaiser folgende Botschaft:

„An Mein Volk!

Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden Wir hiermit, daß Wir es als Pflicht gegen das gesamte Vaterland betrachten, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unstre Nachfolger in der Krone Preußens fortan den Kaisertitel in allen Unfern Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter diesem Wahrzeichen ihrer Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängig-

keit Deutschlands zu schützen und die Kraft des Volkes zu stärken. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein werde, den Lohn seiner heißen und opferwilligen Kämpfe in einem dauernden Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehnte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren werden. Uns aber und Unsern Nachfolgern in der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit.“

Nicht bloß die Preußen, sondern alle deutschen Stämme im Norden und Süden des neuen Reiches freuten sich, daß nun Deutschland wieder einen Kaiser habe und unter einem mächtigen Oberhaupte stehe. Allüberall, — von den Felsenhäuptern der Alpen bis zu den Fluten des Meeres, — begrüßte man mit Glockengeläute, Gesängen und Freudenfeuern Wilhelm, den Siegreichen, als Deutschen Kaiser. Nach Edward Koch.

136. Der Friede.

1. Nachdem die französischen Volksvertreter in Bordeaux (spr. Bordoß) zusammengetreten waren, begab sich Thiers (spr. Thiar) mit andern Abgeordneten in das deutsche Hauptquartier nach Versailles, um dort über den Frieden zu verhandeln. So schwer es ihnen auch wurde, mußten sie endlich doch darein willigen, daß ganz Elsaß, mit Ausnahme der Festung Belfort (spr. Behfor), und ein Teil von Lothringen mit den Festungen Metz und Diedenhofen Deutschland zurückgegeben wurden. Auch mußte Frankreich sich verpflichten, fünf Milliarden Franken Kriegskosten zu zahlen.

Um den Parisern den thörichten Wahn zu nehmen, daß deutsche Truppen „die heilige Stadt Paris“ nicht betreten dürften, ließ der Kaiser einzelne Heereskörper in die Stadt einmarschieren und Teile von ihr besetzen, bis der Friedensvertrag von der Volksvertretung genehmigt und unterzeichnet war.

Nachdem am 2. März in Versailles der Friedensschluß erfolgt war, verkündigte Se. Majestät der Kaiser dies vom ganzen Deutschen Reiche heiß ersehnte Ereignis mit folgenden Worten:

„So ist das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde. Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes!“

Der Herr der Heerschaaren hat überall unser Unternehmen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen; ihm die Ehre, der Armee und dem Vaterlande Meinen Dank!

Wilhelm.“

2. So war der größte Krieg, den die Weltgeschichte kennt, weit über Erwarten ruhmreich beendet. Und nicht bloß die Linientruppen haben Anteil an den Siegen, sondern auch die Landwehr hat ihr Blut für die heilige Sache eingesetzt und sich den Vätern von 1813—15 würdig an die Seite gestellt. Die ganze Landwehr hat auf dem Boden von Frankreich gestanden und z. B. bei Metz, bei Paris, bei Belfort die höchste Tapferkeit bewiesen. Darum wurden die heimkehrenden Truppen überall im deutschen Vaterlande mit dem innigsten Danke und der höchsten Begeisterung empfangen.

Se. Majestät der Kaiser und König hielt in Berlin am 16. Juni 1871 einen feierlichen, mit einem Dankgottesdienste verbundenen Siegeszug, bei welchem Truppenteile aller deutschen Heere zugegen waren, und bei welchem zugleich das dem Könige Friedrich Wilhelm III. errichtete Denkmal enthüllt wurde.

Die entlassenen Krieger kehrten nun wieder zu den friedlichen Beschäftigungen in ihre Heimat zurück. Der Kaiser aber und der deutsche Reichstag blieben bemüht, die Einigkeit der verschiedenen Stämme und Staaten in dem neuen Bunde zu befestigen und dem Reiche einen dauernden Frieden zu sichern. Edward Koch.

137. Das National-Denkmal auf dem Niederwalde.

Auf dem Niederwalde am Rhein, zwischen Rüdesheim und Aßmannshausen, steht das deutsche National-Denkmal. Am 16. September 1877 legte Kaiser Wilhelm I. den Grundstein dazu, am 28. September 1883 weihte er es in Gegenwart vieler Fürsten des Deutschen Reiches und einer ungeheuren Volksmenge feierlich ein. Auf einem 25 m hohen Unterbau erhebt sich das Standbild der Germania. Ihre Linke stützt sich auf das lorbeergeschmückte Schwert, die hochehobene Rechte trägt, weithin sichtbar, die Krone des Deutschen Reiches. Der Sockel unter dem Standbilde hat die Inschrift: „Zum Andenken an die einmütige und siegreiche Erhebung des deutschen Volkes und die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches 1870 und 1871.“ Darunter befindet sich der Reichsadler, umgeben von den Wappen der deutschen Staaten. Auf der rechten Ecke des Untergestells steht überlebensgroß der Engel des



Das National-Denkmal auf dem Niederwalde.

Friedens mit Füllhorn und Palmenzweig, auf der linken der Engel des Krieges, das kampfbereite Schwert in der Rechten und die Kriegstrompete an den Lippen, und zwischen beiden als erhabenes Bild in Lebensgröße der Kaiser, hoch zu Roß, umgeben von den deutschen Fürsten und Heerführern. Das Lied: „Die Wacht am Rhein“, dessen Schluß: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ besonders hervorgehoben ist, bildet die Unterschrift. Auf der linken Seite ist des Kriegers Auszug, auf der rechten seine Heimkehr dargestellt. Der untere Teil des Sockels zeigt den Vater Rhein, wie er der jugendlichen Mosel das Wächterhorn übergiebt.

138. Drei deutsche Helden.

„Sie, Kriegsminister von Roon, haben uns das Schwert geschärft, Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.“ Kaiser Wilhelm I.

1. Fürst Bismarck.

1. Otto von Bismarck wurde am 1. April 1815 auf dem Gute Schönhausen in der Altmark geboren. Er studierte die Rechtswissenschaft, übernahm aber nach dem Tode seines Vaters das Stammgut Schönhausen. Mit großer Entschiedenheit und Wärme trat er im Landtage für die Rechte der Krone ein. König Friedrich Wilhelm IV. machte ihn deshalb 1851 zum Bundestagsgesandten in Frankfurt a. M. Seit dieser Zeit hat Bismarck bis zum Jahre 1890 ununterbrochen vier Hohenzollern auf dem Throne treu gedient und wiederholt Leib und Leben für den Ruhm seines Herrscherhauses eingesetzt. Vermöge seiner hohen Stellung trat er zu allen vier Herrschern in nahe, persönliche Beziehung; am innigsten gestaltete sich sein Verhältnis zu Kaiser Wilhelm I.

2. Im September 1862 wurde Bismarck, der damals Gesandter am Pariser Hofe war, zum preussischen Ministerpräsidenten berufen. In dieser Stellung gelang es seinem kühnen und thatkräftigen Eintreten, den heftigen Widerstand der Mehrheit der Volksvertretung gegen die vom Könige geforderte Neuordnung und Vermehrung des Heeres zu brechen. Die Frucht dieser Neugestaltung aber waren die glänzenden Siege auf den Schlachtfeldern Schlesiens, Böhmens und Frankreichs, und die endliche Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreiches. Auf dieses letzte Ziel hatte der weit ausschauende Staatsmann das Staatsschiff seit Beginn seiner politischen Laufbahn hingelenkt; um dieses hohe Ziel zu erreichen, brachte er den Nord-

deutschen Bund zustande, dessen Kanzler er wurde; um diese größte Aufgabe seines Lebens zu erfüllen, schuf er die Schutz- und Trugbündnisse mit den süddeutschen Stämmen und führte dadurch die Einigung Deutschlands im Frieden herbei, die auf den Schlachtfeldern Frankreichs mit Blut und Eisen gefittet und unverbrüchlich besiegelt wurde. Seine Verdienste ehrte der König, indem er den Kanzler in den Fürstenstand erhob.

3. Das Ziel seines Strebens hatte Bismarck am 18. Januar 1871 erreicht: ein einiges Deutschland unter der Kaiserkrone der Hohenzollern. Aber noch war das Werk seines Lebens nicht vollendet; nun galt es für den Kanzler des neuen Reiches, dasselbe nach außen zu festigen und im Innern auszubauen. Bewundernswert sind die Erfolge seiner Staatsleitung nach außen: Österreich wurde vollständig mit Preußen versöhnt und mit Deutschland zu einem engen Schutzbündnis, dem sich später auch Italien anschloß, vereinigt; die Kriegslust unsres westlichen Nachbarn wurde durch die geschickte Staatsleitung des Reichskanzlers niedergehalten, die Flotte wurde vergrößert, und große Ländergebiete in Afrika wurden erworben und unter deutschen Schutz gestellt. Im Innern unterstützte er mit gleicher



Fürst Bismarck.

Thatkraft alle Bestrebungen des Kaisers nach einheitlicher Ausgestaltung des Reiches in Bezug auf Verwaltung, Rechtspflege u. s. w., und auch in der Sorge für das Wohl und die Hebung der arbeitenden Klassen war er stets eins mit seinem Kaiser.

4. Groß und riesenhaft wie der Geist ist auch der Körper des eisernen Kanzlers. Aber die fast ein Menschenalter dauernde aufreibende geistige und körperliche Thätigkeit für des Reiches Wohl konnte nicht ohne Nachwirkung bleiben und legte dem alternden Kanzler den Wunsch nahe, sein Amt jüngeren Händen zu übergeben. Doch stets wies Kaiser Wilhelm I. solche Anträge mit den Worten: „Niemals, so lange ich lebe!“ zurück. Und so stand Bismarck als Reichskanzler am Totenbette seines geliebten Heidenkaisers; als Reichskanzler fuhr er dem aus Italien nach Berlin eilenden Kaiser Friedrich entgegen, und eine stumme, lange, herzliche Umarmung beider Männer zeigte, daß der Kanzler seinen schweren Posten gerade in dieser schweren Zeit der Prüfung nicht verlassen werde. Nach dem Tode Kaiser Friedrichs hielt die rührende Dankbarkeit, die unser jetziger Kaiser allen, die seinem

erhabenen Großvater lieb und teuer gewesen, und namentlich auch dem Fürsten bewies, diesen in seinem Amte fest. Sehr häufig sahen die Einwohner Berlins ihren jugendlichen Kaiser zu dem greisen Fürsten in sein Palais in der Wilhelmstraße fahren, um mit dem treuen Berater über Staatsangelegenheiten zu verhandeln. Im März 1890 schied der Reichskanzler aus dem Amte, nachdem er 43 Jahre seinen Herrschern treu gedient hatte. Das dankbare Vaterland aber wird nie vergessen, was es dem ersten Kanzler des Reiches schuldet, und sein Losungswort: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt,“ wird auch die Losung des deutschen Volkes bleiben.

Ernst Prohen.

2. Graf Moltke.

1. Helmut von Moltke wurde in Parchim in Mecklenburg am 26. Oktober 1800 geboren, war also ein Landsmann des alten „Marschall Vorwärts“. Er trat zuerst in ein dänisches Regiment, ging aber 1822 in preussische Dienste über. Als junger Offizier besuchte er die Kriegsschule in Berlin. 1832 kam er in den Großen Generalstab. Im Jahre 1856 wurde er persönlicher Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Kaisers Friedrich, und siedelte mit ihm nach Breslau über.

2. In seinen verschiedenen dienstlichen Stellungen und auf Reisen in der Türkei, in Italien, in Spanien, in Rußland hatte Moltke einen reichen Schatz von Erfahrungen gesammelt. Bald sollte er sie zum Segen des Vaterlandes verwerten. Als König Wilhelm die Regierung übernommen hatte, ernannte er den erprobten Offizier zum Leiter des Generalstabes. Bei der Neuordnung des Heerwesens leistete Moltke die wichtigsten Dienste. Unvergänglich den Ruhm aber erwarb er sich in den drei Kriegen von 1864, 1866 und 1870 und 71.

Glänzend zeigte sich seine Meisterschaft in der Kriegskunst in den Ereignissen des Jahres 1866. Er leitete zunächst von Berlin aus den Aufmarsch des preussischen Heeres an der Grenze des Landes, ging dann mit seinem Könige nach dem Kriegsschauplatz und führte hier in ebenso kühner wie sicherer Berechnung die Schlacht bei Königgrätz herbei. Von dieser Zeit an war der Ruhm Moltkes fest gegründet. Der König verlieh ihm den Schwarzen Adlerorden und ein Ehrengeschenk von 200 000 Thalern, welches Moltke zum Ankauf von Gütern verwandte.

Seine größten Erfolge sollte aber der große Leiter der Schlachten in dem Kriege gegen Frankreich feiern. In der Voraussicht, daß der Haß der französischen Nachbarn gegen Preußen leicht die Flamme des Krieges wieder entfachen könnte, hatte er einen Kriegsplan gegen Frankreich bereits vollständig ausgearbeitet, ehe es zum Kriege kam. Daß die großen Siege

der deutschen Waffen, die Schlag auf Schlag folgten, wesentlich dem großen Geiste Moltkes zu verdanken sind, erkannte sein oberster Kriegsherr bereitwilligst selber an, indem er nach der Schlacht bei Sedan erklärte, Moltke habe das Schwert geleitet. In Würdigung seiner hohen Verdienste ernannte



Graf Moltke.

ihn Kaiser Wilhelm zum General-Feldmarschall und verlieh ihm den Grafentitel; das Volk jubelte ihm in Dankbarkeit und Verehrung allerorten entgegen. Die ganze gebildete Welt aber weit über die Grenzen des Vaterlandes und Europas hinaus bewunderte ihn als den ersten Heeresleiter der Welt.

3. Aber alle Ehrenbezeugungen und aller Ruhm vermochten nicht, den schlichten Sinn des großen Mannes zu ändern: Bescheidenheit, Einfachheit und Anspruchslosigkeit, das waren die Tugenden, die, verbunden mit rastlosem

Schaffenstrieb, ihn zum leuchtenden Vorbilde für das Heer und für das Volk machten. Nichts war ihm mehr zuwider als Prahlerei und Lobhudelei; seine Wortfargheit und Schweigsamkeit ist sprichwörtlich geworden. Sein Wahlspruch „Erst wäg's, dann wag's“ ist bezeichnend für ihn.

4. Am 26. Oktober 1890 feierte Moltke in voller Rüstigkeit des Körpers und des Geistes seinen neunzigsten Geburtstag. Ein halbes Jahr später, am 24. April 1891, starb er. Seine Leiche hat auf dem Gute Kreisau in Schlesien, wo er während der Sommermonate in den letzten Jahren seines Lebens besonders gern weilte, ihre Ruhestätte gefunden.

Ernst Proben.

3. Graf Albrecht von Roon.

Albrecht Theodor Emil von Roon wurde am 30. April 1803 zu Pleushagen bei Kolberg geboren. Schon als Kadett und Sekondeleutnant zeichnete er sich durch eisernen Fleiß und außerordentliche Tüchtigkeit aus, so daß er zum Lehrer an der Kriegsschule berufen wurde. Im Jahre 1858 erhielt Roon von dem damaligen Prinzregenten Wilhelm den Befehl, Vorschläge zur Neubildung der Armee auszuarbeiten. Mit dem größten Eifer ging er an das Werk und konnte seinem Herrn schon nach

kurzer Zeit seinen Entwurf vorlegen. Am 5. Dezember 1859 erfolgte die Berufung Roons zum Kriegsminister.

Durch die neue Heereseinrichtung erfuhr die Dienstpflicht eine Herabsetzung von neunzehn auf sechzehn Jahre, wogegen die Reservezeit von zwei auf vier Jahre erhöht wurde. Infolge der Neuordnung war die Feldarmee auf 281 000 Mann, die Reservearmee auf 133 000 und die Besatzungsarmee auf 130 000 Mann gebracht worden, was außer der Artillerie und den Pionieren 544 000 Mann ausmachte.

Zuerst zeigten sich die Früchte dieser Neuordnung im Kriege gegen Dänemark; aber noch viel größere Triumphe erblühten ihr im Kriege gegen Österreich, bei welchem die von Preußen aufgestellte Truppenmasse nicht weniger als 326 000 Mann betrug. Und dabei war dies nur etwa die Hälfte des Heeres, welches Roon seinem Kriegsherrn zur Verfügung stellen konnte; denn das gesamte schlagfertige Heer zählte damals nicht weniger als 664 000 Mann.

Am 18. Oktober 1867 kam endlich das neue Wehrgesetz zu stande. Am 21. Oktober schrieb König Wilhelm eigenhändig an Roon:

„Soeben empfang ich Ihr Schreiben von gestern mit dem Abdruck des nunmehr festgestellten Wehrgesetzes, dem Sie den Glückwunsch hinzufügen, daß endlich nach achtjähriger, schwerer Arbeit dies Werk vollendet ist. Wenn ich Ihnen dafür meinen Dank ausspreche, so weiß ich aber auch, wem ich diesen Erfolg verdanke, und das sind Sie. Wenn ich den Weg nachgehe, den dies Werk gegangen ist seit unsrer ersten Unterredung auf Babelsberg, bis es nun vollendet ist, so sieht man recht klar, wie das Schicksal die Menschen zusammenfügt, um etwas Großes zu schaffen. Empfangen Sie also nochmals meinen herzlichen und tief gefühlten Dank für alles, was Sie in den acht Jahren mit Hintenansetzung Ihrer Gesundheit geleistet haben, um dies so nötige Ziel endlich zu erreichen.“

Mit treuester Dankbarkeit

Ihr

König Wilhelm.“

Alles, was Herr von Roon bis dahin geleistet hatte, wurde aber noch durch die Thätigkeit in den Schatten gestellt, die er gelegentlich der Mobilmachung des norddeutschen Heeres gegen Frankreich entfaltete. Im Monat



Graf Roon.

August 1870 standen nicht weniger als 1 183 000 Mann gegen Napoleons III. Heere kampfbereit.

Dem treuen Diener des Kaisers fehlte der kaiserliche Dank seines Herrn nicht. Am Tage des Einzuges der Truppen in Berlin (am 16. Juni 1871) wurde Roon in den erblichen Grafenstand erhoben, und zu Weihnachten schrieb ihm Kaiser Wilhelm I. bei Übersendung seiner Bronzebüste:

„Ich muß am Schlusse des Jahres, das nun nach zwei blutigen Jahreskämpfen einen ruhmvollen Frieden brachte, der Hand gedenken, welche die Waffen schärfte mit geübtem Blick und unermüdlicher Ausdauer, mit der Preußens Heer überall siegte und unvergängliche Lorbeeren sich und dem Vaterlande erkämpfte. Empfangen Sie als ein Zeichen meiner innigsten Dankbarkeit am heutigen Weihnachtsfeste die Züge dessen, der nie aufhören wird, sich Ihrer Mühe zu erinnern!

Ihr dankbarer und treu ergebener

Wilhelm.“

Am 1. Januar 1873 ernannte ihn Kaiser Wilhelm zum General-Feldmarschall, im September desselben Jahres verlieh er ihm den Schwarzen Adlerorden in Brillanten.

Schwere körperliche Leiden zwangen den Minister von Roon, im Dezember 1873 seine Entlassung zu nehmen; am 23. Februar 1879 starb er. Zwei Tage vorher hatte er zum letzten Male den Besuch seines Kaisers erhalten, der seinem treuen Diener die Dankbarkeit bis zum letzten Atemzuge bewahrte.

Ans: Ergänzungen 7. Sem.-Lesebunde.

139. Kaiser Wilhelms I. Sorge für das Wohl der arbeitenden Klassen.

In den letzten Jahrzehnten hatte das Großgewerbe in Deutschland, begünstigt durch die Einführung der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit, einen gewaltigen Aufschwung genommen. Aber fast in demselben Maße war das Kleingewerbe zurückgegangen, mehr und mehr war das Handwerk in den Dienst der Fabriken getreten und der Handwerksmeister zum Lohnarbeiter geworden.

Die Unzufriedenheit, welche die besitzlose Menge, vor allem der Stand der Fabrikarbeiter, bei dem reichen Gewinne ihrer Fabrikherren empfand, war groß. Sie ward noch gesteigert durch den Anblick des Luxus, welchen viele Reiche trieben, zumal solche, die große Vermögen im Börsenspiel oder durch gewerbliche Gründungen gewonnen hatten.

Als dann auf die Gründerzeit (1870—1873) der „Krach“ folgte, der Tausende in Armut brachte, als nach der Übertreibung der Handels- und Gewerbtätigkeit ein Stillstand der Geschäfte eintrat, wodurch zahllose Lebensstellungen zu Grunde gingen, da bekam die Welt der Unzufriedenen neuen Zuwachs. Waren diese auch nach Stand und Erziehung, politischer und religiöser Gesinnung unter sich sehr verschieden, so wandten sie sich doch

mit ihren Wünschen und Hoffnungen mehr und mehr derselben Richtung zu, dem Sozialismus, dessen hauptsächlichste Ziele sind: „Alle Arbeitsmittel (Grundbesitz, Maschinen u. s. w.) sollen dem Staate, d. i. der Gesamtheit der Bewohner, gehören, die Produktion soll vom Staate geregelt werden, jeder Arbeiter gleichen Anteil an den erzeugten Gütern und Werten empfangen, allen gleiche Erziehung zu teil werden. Dazu ist nötig, daß der bestehende Staat in die Gewalt der Volksmehrheit, d. i. des vierten Standes, kommt, um von ihr gründlich umgestaltet zu werden.“ Was den vorhandenen Staat schützte und aufrecht erhielt, Monarchie, Religion, Vaterlandsliebe, war den meisten ein Greuel; manche wollten sogar die Grundlage alles sittlichen Zusammenlebens, die Ehe, beseitigen und das Eigentum abschaffen. Die Ehrfurcht vor jedweder Autorität in Staat, Kirche und Gesellschaft wich, die Ausschreitungen im Reden wurden maßlos, die Roheit im Handeln nahm überhand. Die Arbeiter wurden immer anspruchsvoller, ihre Leistungen immer geringwertiger.

Ein Angriff auf die geheiligte Person des greisen Monarchen (im Sommer 1878) zeigte, daß den eifrigen Anhängern der neuen Lehre nichts mehr heilig sei.

Die Regierung verkannte die Gefahr nicht, welche dem Staate und der Gesellschaft von der Partei drohte. Sie brachte einen Gesetzesentwurf ein „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ (im Oktober 1878), der die Zustimmung des Reichstages fand.

Das „Sozialistengesetz“ allein konnte aber nicht helfen; es galt vielmehr, eine Heilung der Schäden herbeizuführen, deren Vorhandensein den Sozialismus gefördert hatte; es handelte sich darum, die Mißstände zu beseitigen, welche die Arbeiter aus eigener Kraft nicht hinwegzuräumen vermochten. So wurden (1878) Fabrikinspektoren eingesetzt und Einigungsämter zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern eingerichtet; die Kinder- und Frauen-, sowie die Sonntagsarbeit wurde beschränkt, und auf besondern Wunsch des Kaisers wurde die von der deutschen Nation (im Juli 1878) aus Freude über seine Errettung gesammelte „Wilhelmspende“ (1 740 000 Mark) zur Stiftung einer Altersversorgung für Arbeiter angewandt.

So war schon viel geholfen. So lange der Besitzlose arbeiten konnte und wollte, litt er keine Not. Aber wie, wenn er durch Krankheit oder Alter arbeitsunfähig ward? Sein Arbeitslohn reichte dazu nicht hin, um ein die Zukunft sicher stellendes Vermögen zu ersparen. Hier mußte durch unmittelbares Eingreifen geholfen werden. Dies erkannte die Regierung und schritt entschlossen ans Werk. Zwei große Ziele steckte sie sich: 1) Sicherung des Arbeiters gegen Not durch Erkrankung und durch Unfälle und 2) seine Versorgung im Alter.

Für diese Pläne, durch welche die Lage der großen Masse des Volkes, der besitzlosen Handarbeiter, wesentlich verbessert werden konnte und sollte, trat Kaiser Wilhelm I. persönlich ein, indem er sie durch eine Botschaft, mit der er am 17. November 1881 den Reichstag eröffnen ließ, dem Volke als seinen dringenden Wunsch und als sein Vermächtnis, falls er ihre Durchführung nicht mehr erlebe, verkündigte. Diese Botschaft lautete:

„Schon im Februar dieses Jahres haben Wir Unſre Überzeugung ausſprechen laſſen, daß die Heilung der ſozialen Schäden nicht auſſchließlich im Wege der Unterdrückung ſozialdemokratiſcher Ausſchreitungen, ſondern gleichmäßig auf dem der Förderung des Wohles der Arbeiter zu ſuchen ſein werde. Wir halten es für Unſre Kaiſerliche Pflicht, dem Reichstage die Aufgabe von neuem ans Herz zu legen und würden mit um ſo größerer Befriedigung auf alle Erſolge, mit denen Gott Unſre Regierung ſittlich geſegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinſt das Bewußtſein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauerhafte Bürgſchaften ſeines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beſtandes, auf den ſie Anſpruch haben, zu hinterlaſſen. In Unſern darauf gerichteten Beſtrebungen ſind Wir der Zuſtimmung aller verbündeten Regierungen gewiß und vertrauen auf die Unterſtützung des Reichstages ohne Unterſchied der Parteistellungen. In dieſem Sinne wird zunächſt der von den verbündeten Regierungen vorgelegte Entwurf eines Geſetzes über die Verſicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfälle mit Rückſicht auf die im Reichstage ſtattgehabten Verhandlungen darüber einer Umarbeitung unterzogen, um deſſen erneute Beratung vorzubereiten. Ergänzend wird ihm eine Vorlage zur Seite treten, welche ſich eine gleichmäßige Einrichtung des gewerblichen Krankenweſens zur Aufgabe ſtellt. Aber auch die, welche durch Alter und Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Geſamtheit gegenüber einen begründeten Anſpruch auf ein höheres Maß ſtaatlicher Fürſorge, als ihnen biſher hat zu teil werden können.

Für dieſe Fürſorge die rechten Mittel und Wege zu finden, iſt eine ſchwierige, aber auch eine der höchſten Aufgaben jedes Gemeinweſens, welches auf den ſittlichen Grundlagen des chriſtlichen Volkslebens ruht. Der engere Anſchluß an die wirksamen Kräfte dieſes Volkslebens und das Zuſammenfaſſen der letzteren in der Form korporativer Genoffenſchaften unter ſtaatlichem Schutze und ſtaatlicher Förderung werden, wie Wir hoffen, die Löſung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachſen ſein würde. Immerhin aber wird auch auf dieſem Wege das Ziel nicht ohne die Aufwendung erheblicher Mittel zu erreichen ſein.“

Wie des Kaiſers Herz, ſo ſchlug auch das ſeines großen Kanzlers, des Fürſten Otto von Biſmarck, warm für das Wohl der Armen und Gedrückten. „Geben Sie,“ ſo rief er den Abgeordneten zu, „dem Arbeiter, ſo lange er geſund iſt, Arbeit, wenn er krank iſt, Pflege, wenn er alt iſt, Verſorgung! Wenn Sie das thun, wenn der Staat etwas mehr Sozialismus treibt, etwas mehr Fürſorge für die Armen ausübt, ſo glaube ich, werden die Sozialdemokraten vergebens wühlen, und der Zulauf zu ihnen wird vermindert werden.“

Vorläufig gelang es der Regierung nur, mit dem Reichstage die Einrichtung einer Verſicherung gegen Not durch Krankheit oder Unfälle zu vereinbaren, deren Koſten zum größeren Teile die Arbeitgeber, zum kleineren die Arbeitnehmer zu tragen hatten. 1883 kam auf dieſer Grundlage das Arbeiter-Krankenverſicherungs-Geſetz, 1884 das Arbeiter-Unfall-Verſicherungs-Geſetz zu ſtande.

Sollte indeſſen das Verſprechen der Kaiſerlichen Botſchaft ganz eingelöst werden, ſo blieb noch übrig, die Alters- und Invaliditätsverſicherung einzurichten. Hieran ging die Regierung im Jahre 1887. Man war ſich von vornherein klar, daß gegen die Folgen von Alter und Invalidität ein viel weiterer Kreis geſchützt werden mußte als gegen die Folgen von Krankheiten und Unfällen, und daß deſhalb hier ein Verſicherungsumfang gewählt werden mußte, in welchem möglichſt alle als Arbeiter, Gehilfen, Geſellen, Lehrlinge oder Dienſtboten beſchäftigten Perſonen ihren Platz fanden.

Den Ausgang der ganzen Angelegenheit erlebte Kaiſer Wilhelm I. nicht mehr; erſt unter ſeinem Enkel kam das Geſetz (vom 22. Juni 1889) zu ſtande, das am 1. Januar 1891 Gültigkeit erlangte. Es darf mit Recht behauptet werden, daß kein Land in der ganzen Welt ſich in ſolcher Weiſe der arbeitenden Klaſſen angenommen hat wie Deutſchland.

Dem Kaiſer Wilhelm I. aber bleibt der Ruhm, den Anstoß gegeben zu haben zu Einrichtungen, deren Segen zu leugnen nur die wagen können, welche von der Erregung oder Erhaltung von Unzufriedenheit in den Kreiſen der Arbeiter für ſich einen Nutzen erhoffen.

Ans: Ergänzungen 7. Sem.-Leſebuchs.

140. Kaiſer Wilhelms I. Ende.

1. Am 22. März 1887 feierte Kaiſer Wilhelm ſeinen letzten Geburtstag: er vollendete ſein neunzigſtes Lebensjahr. Auf dem ganzen Erdball, ſoweit die deutſche Zunge klingt, wurde dieſer Tag als Feſt- und Freudentag begangen. Nicht weniger als fünfundachtzig Fürſten erſchienen in Berlin als Vertreter aller Höfe Europas, um dem ehrwürdigen Herrſcher ihre Glückwünſche darzubringen.

2. Inzwiſchen waren ſchwere Wolken über dem Haupte des Kaiſers und über ſeinem Hauſe heraufgezogen, welche den Lebensabend ihm ſchließlich doch noch trüben und verdunkeln ſollten. Gerade in den feſtlichen und frohbewegten Tagen der neunzigſten Geburtstagsfeier des Kaiſers traten bei dem Kronprinzen die erſten Anzeichen einer tödlichen Krankheit auf, die je länger je mehr ſich als ein ſchweres Leiden des Kehlkopfes herausſtellte. Der Gebrauch der Heilquellen von Ems blieb ohne Erfolg. Den Sommer über verbrachte der Kronprinz in England. Nach einem mehrwöchigen Aufenthalte in Tirol begab er ſich mit ſeiner Familie im Oktober 1887 nach San Remo, um in der milden Luft Italiens Geneſung zu ſuchen. Von hier kam in den erſten Tagen des Novembers die erſchütternde Kunde von einer gefahrdrohenden Wendung, welche die Krankheit genommen hatte, und von Erſtickungsanfällen, die das Äußerſte beſürchten ließen. Zwar ging die augenblickliche Gefahr vorüber; aber mit banger Sorge ſah der Kaiſer ſeitdem den täglich eingehenden Nachrichten von dem Krankenlager des geliebten Sohnes entgegen. Die Hoffnung auf eine Beſeitigung des Leidens wurde immer ſchwächer, und nur

der entschiedene Widerspruch der Ärzte vermochte den tief bekümmerten Vater abzuhalten, dem Drange seines Herzens folgend, selbst nach San Remo zu eilen.

In dieser schweren Schickung gereichte dem Kaiser die aufrichtige Teilnahme, welche sich nicht bloß in Deutschland, sondern in der ganzen Welt zeigte, zu reichem Troste. In der Reichshauptstadt versammelten sich täglich Tausende um die Mittagsstunde vor seinem Palaste, um den geliebten Kaiser beim Aufziehen der Wache an dem bekannten Fenster erscheinen zu sehen, in sein ehrwürdiges Antlitz zu blicken und ihm ehrerbietige Grüße zuzuwinken. Eine besondere Freude war es für die zahllos Versammelten, wenn gelegentlich auch der älteste Urenkel des Kaisers, von dem Urgroßvater gehalten, mit am Fenster erschien und die Klänge der vorüberziehenden Musik mit seinem Trommeln an die Fensterscheiben begleitete. Da wollte der Jubel kein Ende nehmen. Groß war aber auch jedesmal die Enttäuschung, wenn sich der Kaiser vergeblich erwarten ließ. Dann ging sofort von Mund zu Mund die bange Frage, ob der geliebte Herrscher etwa krank sei, und besorgte Blicke richteten sich auf das leer gebliebene Fenster.

3. So war es auch am 4. März 1888 der Fall, als der Kaiser sich nicht am Fenster zeigte. Als er auch am folgenden und nächstfolgenden Tage ausblieb, verbreitete sich mit Windeseile in Berlin und von da aus im ganzen Lande die Kunde von einer ernstlichen Erkrankung des geliebten Herrschers. Die Besorgnis steigerte sich, als am Abend des 7. März zum erstenmal eine amtliche Kundgebung über das Befinden des Kaisers veröffentlicht wurde, in welcher es hieß, daß eine allgemeine Abnahme der Kräfte stattgefunden habe.

Niemand konnte sich seitdem über die vorhandene große Gefahr täuschen. Als am 8. März, morgens, die Kunde kam: „Seine Majestät der Kaiser und König haben eine sehr unruhige Nacht gehabt, die Kräfte haben noch mehr abgenommen,“ da machte sich jedermann auf das Äußerste gefaßt. Die beunruhigendsten Gerüchte durchschwirrten die Luft. — „Lebt der Kaiser noch?“ — „Ist das Gefürchtete eingetroffen?“ so ging es durch die Reihen der trotz des strömenden Regens lawinenartig anwachsenden Menge, die Unter den Linden hin und her wogte.

Inzwischen war die gesamte kaiserliche Familie schon den ganzen Tag um das Sterbelager ihres teuren Oberhauptes vereinigt gewesen. Sowohl mit dem Prinzen Wilhelm als mit dem Fürsten Bismarck hatte der Kaiser ernste Unterredungen. Mit klarer Stimme sprach er über die politische Lage und die Heereseinrichtungen Deutschlands. Als seine Tochter, die Großherzogin von Baden, an ihn die Bitte richtete, sich nicht

durch zu vieles Sprechen zu ermüden, erwiderte er: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein.“ Dann sagte er, ihre Hand ergreifend: „Ja, ja, mein Kind, du kommst vom Krankenbette deines Bruders in San Remo, dann hast du deinen Sohn begraben, und nun“ — der letzte Satz blieb unvollendet. Auch die Kaiserin Augusta wich fast den ganzen Tag über nicht von dem Sterbelager. Oberhofprediger Kögel betete wiederholt mit dem Kaiser und spendete ihm Trost aus Gottes Wort. Als der Geistliche den 23. Psalm betete und die Worte sprach: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich,“ sagte der Kaiser mit vernehmlicher Stimme: „Das ist schön.“ Den Schluß des Wortes: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren,“ sprach der Kaiser im Zusammenhange nach: „Meine Augen haben den Heiland gesehen.“

Am 9. März gegen 4 Uhr morgens ließen manche Erscheinungen das baldige Abscheiden des kaiserlichen Herrn fürchten; der Puls wurde immer schwächer, das Atmen immer schwerer, das Bewußtsein schwand. Auf Veranlassung der Ärzte wurden sämtliche Mitglieder der königlichen Familie von neuem in den Palast beschieden. Die Abnahme der Kräfte wurde immer sichtlicher, ab und zu schienen von den Lippen des Kaisers unbestimmte Laute zu kommen, unter denen man auch den Namen „Fritz“ herauszuhören meinte. Die Frau Großherzogin richtete noch kurze Fragen an den Kaiser; aber sein Ohr schien sie nicht mehr zu vernehmen. Die Kaiserin saß zur Seite des Bettes und hielt die linke Hand des Kaisers in der ihren. Oberhofprediger Kögel sprach abermals Gebete und biblische Sprüche, bei denen alle Anwesenden um das Lager des sterbenden Kaisers auf die Knie niedersanken. Die Atemzüge wurden immer kürzer — endlich noch ein Aufseufzen aus tiefer Brust, und Kaiser Wilhelm hatte sein Leben ausgehaucht.

4. Die Trauer des ganzen Volkes war unbeschreiblich. Durch das ganze Land ging der Klageruf: „Wir sind wie Waisen, die ihren Vater verloren haben.“ Wenige Stunden nach dem Hinscheiden des Kaisers erschien Fürst Bismarck im Reichstage, um die schmerzliche Kunde von dem Abscheiden des ersten Deutschen Kaisers zu überbringen. Er widmete bei diesem Anlaß dem Andenken des Heimgegangenen folgende Worte:

„Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahin-

geschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen ein unzerstörbares Erbteil unsers Volkes sein, welches der aus unsrer Mitte dahingeshiedene Kaiser uns hinterläßt. Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von allen, die wir an den Geschäften unsers Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldenmut, Hingebung, Arbeitsamkeit und Pflichttreue treu bewahrt werde.“

Gesegnet bleibe sein Andenken für alle Zeiten!

Bernhard Rogge.

141. Kaiser Friedrich III.

König von Preußen und damit zugleich Deutscher Kaiser war nun des Dahingeshiedenen Sohn, welcher sich als König „Friedrich III.“ nannte. Die Pflicht rief ihn nach Berlin. Sein Entschluß war sofort gefaßt. Trotz des Abratens der Ärzte, welche auf die ungünstige Witterung hinwiesen, blieb er unerschütterlich. „Und wenn ich unterwegs sterben müßte, ich kehre zurück,“ erklärte er. Über München ging die Reise nach Leipzig, wo Fürst Bismarck und sämtliche Minister den heimkehrenden Kaiser empfangen.

Kaiser Friedrich konnte, da er sich vor jeder Erkältung in acht nehmen mußte, und gerade damals in Berlin der Winter aufs neue seine Herrschaft ausübte, an den Trauerfeierlichkeiten für den dahingeshiedenen Kaiser nicht teilnehmen. Er hatte seit der Reise nach England, die er im Juni 1887 unternahm, seinen Vater nicht mehr gesehen und sollte ihn nun auch im Tode nicht mehr sehen. Während der Leichenzug am Charlottenburger Schlosse vorbeiging, stand der Kaiser an einem Fenster und blickte, Thränen im Auge, dem Sarge nach. In dieser Stellung verblieb er bis nach dem Abfeuern der Geschütze, deren Salven die Einfegung in der Grabeshalle begleiteten.

Der Empfang der zahlreichen Fürsten und hohen Herren, welche zur Beisetzung nach Berlin gekommen waren, war eine schwere Aufgabe für den Kaiser. Der Mund, welcher sonst so schön und so beredt gesprochen hatte, mußte nun schweigen. Bewundernswert war der Fleiß und die Arbeitskraft, die der Kaiser auf die Erledigung der Regierungsgeschäfte verwandte. Infolge der Anstrengungen fühlte er sich manchmal matt und abgespannt, erholte sich aber durch einen kurzen Nachmittagschlaf und begab sich von neuem an seinen Arbeitstisch.

Der Gesundheitszustand des Kaisers war fortwährend der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Teilnahme. Am 16. April steigerte sich das Fieber, und das Schlimmste war zu befürchten. Doch

wurde bei dem kräftigen Körper des Kaisers und bei der guten Pflege, die er genoß, die augenblickliche Gefahr bald wieder beseitigt. Bei dem Eintreten wärmerer Witterung war es ihm möglich, im Charlottenburger Park spazieren zu fahren und sein geliebtes Berlin zu besuchen. Am 24. Mai wurde dem Kaiser die Freude zu teil, der Vermählung seines zweiten Sohnes, des Prinzen Heinrich, mit der Prinzessin Irene, Tochter des Großherzogs Ludwig von Hessen, beiwohnen zu können. Von Charlottenburg siedelte er am 1. Juni nach Potsdam ins Neue Palais über. Bald darauf verschlimmerte sich seine Krankheit; das Fieber nahm zu, die Speiseröhre wurde in Mitleidenschaft gezogen, eine Lungenentzündung trat ein. Die Kräfte sanken rasch. Am 15. Juni, einem Freitage, umfieng ihn morgens ein tiefer Schlummer; das Ende stand bevor. Er öffnete gegen 10 Uhr noch einmal die müden Augen, erkannte die Seinigen, die sein Bett umstanden, und verlangte in gewohnter Pflichttreue nach den eingelaufenen Meldungen. Dann versiel er wieder in Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachte. Gegen 11 Uhr war eine zuckende Bewegung des Körpers zu bemerken, der Puls war kaum bemerkbar, die Augen waren geschlossen. Nach wenigen Minuten neigte sich der Kopf leicht zur Seite. Der Kaiser war tot. Diese Trauer lagerte sich über Preußen, über das ganze Deutsche Reich. Er war ein Held im Sturm der Schlacht, ein Held in der Ertragung der schwersten Leiden, ein edler Fürst voll Liebe und Treue zu seinem Vaterlande. Das Deutsche Volk wird die ritterliche Gestalt seines Kronprinzen und Kaisers nie vergessen. Seine Regierung währte nur 99 Tage.

W. Müller.

142. Kaiser Friedrichs Lieblingslied.

- | | |
|--------------------------------------|-------------------------------------|
| 1. Wenn der Herr ein Kreuze schickt, | 2. Ist auch oftmals unser Herz |
| laßt es uns geduldig tragen! | schwach und will wohl gar verzagen, |
| Betend zu ihm aufgeblickt, | wenn es in dem stärksten Schmerz |
| wird den Trost er nicht versagen; | keinen Tag der Freud' sieht tagen, |
| denn es komme, wie es will, | sagt ihm: Komm' es, wie es will, |
| in dem Herren bin ich still! | in dem Herren bin ich still! |

3. Darum bitt ich, Herr, mein Gott,
laß mich immer glaubend hoffen,
denn dann kenn ich keine Not,
Gottes Vaterhand ist offen.
Drum, es komme, wie es will,
in dem Herren bin ich still!

G. v. Willich.

143. Erlass Kaiser Wilhelms II. bei seiner Thronbesteigung.

An Mein Volk!

Gottes Rathschluß hat über Uns aufs neue die schmerzlichste Trauer verhängt. Nachdem die Gruft über der sterblichen Hülle Meines unvergeßlichen Herrn Großvaters sich kaum geschlossen hat, ist auch Meines heißgeliebten Herrn Vaters Majestät aus dieser Zeitlichkeit zum ewigen Frieden abgerufen worden. Die heldenmütige, aus christlicher Ergebung erwachsende Thatkraft, mit der Er Seinen königlichen Pflichten ungeachtet Seines Leidens gerecht zu werden wußte, schien der Hoffnung Raum zu geben, daß Er dem Vaterlande noch länger erhalten bleiben werde. Gott hat es anders beschlossen. Dem königlichen Dulder, dessen Herz für alles Große und Schöne schlug, sind nur wenige Monate beschieden gewesen, um auch auf dem Throne die edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens zu betheiligen, welche Ihm die Liebe Seines Volkes gewonnen haben. Der Tugenden, die Ihn schmückten, der Siege, die Er auf den Schlachtfeldern einst errungen hat, wird dankbar gedacht werden, solange deutsche Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird Seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären.

Auf den Thron Meiner Väter berufen, habe Ich die Regierung im Aufblick zu dem König aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel Meiner Väter ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein.

Wenn Ich Gott um Kraft bitte, diese königlichen Pflichten zu erfüllen, die Sein Wille Mir auferlegt, so bin Ich dabei von dem Vertrauen zum Preussischen Volke getragen, welches der Rückblick auf Unsrer Geschichte Mir gewährt.

In guten und in bösen Tagen hat Preußens Volk stets treu zu seinem Könige gestanden; auf diese Treue, deren Band sich Meinen Vätern gegenüber in jeder schweren Zeit und Gefahr als unzerreißbar bewährt hat, zähle auch Ich in dem Bewußtsein, daß Ich sie aus vollem Herzen erwidere, als treuer Fürst eines treuen Volkes, beide gleich stark in der Hingebung für das gemeinsame Vaterland.

Diesem Bewußtsein der Gegenseitigkeit der Liebe, welche Mich mit Meinem Volke verbindet, entnehme Ich die Zuversicht, daß Gott Mir Kraft und Weisheit verleihen werde, Meines königlichen Amtes zum Heile des Vaterlandes zu walten.

Potsdam, den 18. Juni 1888.

Wilhelm.

144. Ein Blick in Kaiser Wilhelms Herz und Haus.

1. Unser Kaiser ist ein leutseliger und barmherziger Herr. Da kommen am Weihnachtsheiligabend des Jahres 1893 drei Bauersleute aus der Rheinprovinz nach Potsdam, um ihre beim Militär stehenden Verwandten zu den Feiertagen zu besuchen. In ihrem Herzen aber wünschten und hofften sie, bei dieser Gelegenheit auch ihren Kaiser und König zu sehen. Da gerade ein Offizier, ein Adjutant des Kaisers, in ihrer Nähe ist, fragen sie ihn zutraulich nach dem Kaiser, und der zeigt auf einen nicht weit von ihnen stehenden Herrn. „Das ist der Kaiser!“ Und schon kommt er heran und unterhält sich freundlich mit den Rheinländern; dann läßt er ihnen seine Schlösser und Gärten zeigen, damit sie sich alle die Herrlichkeiten umsonst ansehen sollten. — Einmal fuhr der Kaiser mit einem Adjutanten in einem Schlitten spazieren. Stand da ein Leiermann und spielte, obgleich er am ganzen Leibe vor Kälte zitterte. Da ließ der Kaiser halten und sagte zu seinem Adjutanten: „Geben Sie dem Manne doch etwas Geld!“ Der aber antwortete: „Ich habe leider kein kleines Geld, Majestät!“ Rasch sagte der Kaiser: „So geben Sie ihm großes; dann braucht der arme Kerl nicht im Frost zu stehen!“ — und so erhielt der Leiermann ein Goldstück.

2. Wie fleißig ist unser Kaiser! Es ist, als stände ihm täglich das schöne Wort vor Augen: „Rast' ich, so rost' ich!“ und auch das andere schöne Wort: „Der Wirt muß voraus!“ Er kümmert sich um alles: er weiß, was dem Landmanne nötig ist, damit er keinen Geldverlust erleide; er weiß, was der Handwerker und der Arbeiter brauchen, um nicht unzufrieden zu werden; er sorgt für die Vermehrung und die bessere Ausrüstung des Heeres, damit kein Feind uns besiege und unsere Soldaten von dem schweren Gepäck nicht zu sehr gedrückt werden; er denkt an die Volksschule, die Fortbildungsschulen und wie die Schulen sonst noch heißen, damit sein Volk immer mehr gesittet und gebildet werde. Aber vor allem will er seinem Volke das eine, was not ist, erhalten, die christliche Frömmigkeit; er denkt so wie sein Ahnherr, König Friedrich Wilhelm III., der da sagte: „Ich möchte um vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte.“

3. Daß unser Kaiser besonders den evangelischen Glauben schützt und stärkt, ist selbstverständlich; denn er ist ein evangelischer Fürst. Es war am 31. Oktober 1892, d. h. 375 Jahre seit dem Auftreten Dr. Martin Luthers, da stand er in der neu und herrlich wiederaufgebauten Schlosskirche zu Wittenberg, um sie in Begleitung seiner Gemahlin, der evangelischen Fürstin Deutschlands, der Vertreter der freien Städte und einer zahlreichen Festversammlung einzuweihen. Die hierbei vom Kaiser



Die Kaiserliche Familie. (Im Jahre 1895.)

Prinz August Wilhelm. Prinzessin Viktoria Luise. Kronprinz Wilhelm.
 Prinz Oskar. Prinz Joachim. Prinz Adolf.
 Prinz Fritz.

im sogenannten Lutherhause verlesene Urkunde schließt mit den Worten: „Unsere evangelischen Unterthanen vertrauen Wir, daß sie treu festhalten an dem durch das gesegnete Werk der Reformation erneuerten reinen Christenglauben, daß sie durch Übung christlicher Liebe, Duldung und Barmherzigkeit gegen die Mitbrüder als wahre Jünger und Nachfolger des Herrn und Heilandes sich erweisen, daß sie mit Uns alle ihre Hoffnung setzen auf die allein seligmachende Gnade Unsers Herrn Jesu Christi, Hochgelobet in Ewigkeit! Das walle Gott! Amen.“ Ja, so fest hält unser Kaiser an seinem evangelischen Glauben. — Er ist milde gegen jedermann. So sagte er in Potsdam am 16. Juni 1894, als ihm die für Südwestafrika bestimmte Schutztruppe vorgestellt wurde: „Wenn Ihr mit den Schwarzen drüben zusammenkommt, so vergesst nicht, daß diese ebenso gut Menschen sind wie Ihr, und daß sie ebensoviel Ehrgefühl besitzen wie Ihr. Lasset Euch daher keine Ausschreitungen zu schulden kommen!“

4. Wer soviel arbeitet, wie unser Kaiser, bedarf auch der Erholung. Darum ist er so gerne in Gottes schöner Natur, bald zu Fuß, bald zu Pferd, bald zu Wagen — bald zu Lande, bald zu Wasser. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen ist die Jagd; auch auf den tanzenden Fluten des Meeres, den unendlichen Himmel über sich, dahinzufahren, ist ihm ein köstliches Vergnügen. —

Die schönste Erholung ist ihm aber der Verkehr mit seiner Familie, seiner Gemahlin Auguste Viktoria und seinen sieben Kindern, von denen das jüngste ein Mädchen ist. Wie liebt unser Kaiser seine Gemahlin, seinen „schönsten Edelstein“, sie, von der er im Trauerejahre 1888 sagte: „Ich habe eine köstliche Frau.“ Und die Kaiserin, welche liebenswürdige und fromme Frau, welche sorgsame Gattin und zärtliche Mutter ist sie! Alle Herzen jubeln, alle Augen glänzen, wenn es heißt: Die Kaiserin kommt!

Fr. Biemann.

145. Kaiser Wilhelm II., ein Freund der Arbeiter und ein Mann des Friedens.

1. Wie warm schlägt des Kaisers Herz für die armen Arbeiter! In seiner Thronrede vom 25. Juni 1888 sagte er:

„Ich eigne Mir die von Meinem Großvater erlassene Botschaft ihrem vollen Umfange nach an und werde im Sinne derselben fortfahren, dahin zu wirken, daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung auch ferner den Schutz erstrebe, den sie, im Anschluß an die Grundsätze der christlichen Sittenlehre, den Schwachen und Bedrängten im Kampfe um das Dasein gewähren kann.“

Und zwei Jahre später:

„Neben dem weiteren Ausbau der Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung sind die bestehenden Vorschriften der Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter einer Prüfung zu unterziehen, um den auf diesem Gebiete laut gewordenen Klagen und Wünschen, soweit sie begründet sind, gerecht zu werden.“

Diese Prüfung hat davon auszugehen, daß es eine der Aufgaben der Staatsgewalt ist, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben.

Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung ist den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden zu ermöglichen und den Staatsbehörden Gelegenheit zu geben, sich über die Verhältnisse der Arbeiter fortlaufend zu unterrichten und mit den letzteren Fühlung zu behalten.“

Um nun diese seine Worte zur That zu machen, berief er eine Versammlung von sachkundigen Männern, darunter schlichte Arbeiter und Handwerker, die darüber beraten sollten. So kam am 1. Januar 1891 das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz zu stande: für einen geringen wöchentlichen Beitrag, den sie zahlen müssen, erhalten die Arbeiter mit Beginn ihres 71. Lebensjahres eine jährliche Unterstützung von 105,40 bis 191 Mark, und, wenn sie vorher invalide, d. h. arbeitsunfähig, geworden sind, jährlich 114,70 bis 415,50 Mark. An Sonn- und Feiertagen darf keiner zur Arbeit gezwungen werden; jeder kann ein Zeugnis über seine Führung und Beschäftigung verlangen, und jedem muß von seinem Arbeitgeber vierzehn Tage vorher der Dienst gekündigt werden. Kinder unter 12 Jahren dürfen in Fabriken gar nicht, Kinder bis zu 14 Jahren nur sechs Stunden täglich arbeiten. In ungesunden Räumen dürfen keine Arbeiter beschäftigt werden.

2. Unser Kaiser weiß, daß das Wohl seiner Unterthanen nur zur Zeit des Friedens gedeihen kann, und darum will er seinem Lande jeden Krieg ersparen und den Frieden erhalten. Das hat er schon in seiner Thronrede vom 25. Juni 1888 gesagt:

„In der auswärtigen Politik bin Ich entschlossen, Frieden zu halten mit jedermann, soviel an Mir liegt.“

Er weiß aber auch, daß ein starker und treuer Freund die sicherste Bürgschaft für den Frieden ist, und darum hält er an dem Bunde, den sein Großvater mit Österreich und mit Italien geschlossen hat, unerschütterlich fest. Aber noch mehr! Oft verläßt er sein trautes Haus, seine liebe Heimat und nimmt die Anstrengungen einer weiten Reise auf sich, um andere europäische Länder zu besuchen und mit ihren Fürsten das Freundschaftsband zu knüpfen und gute Nachbarschaft zu halten. So ist er in Kopenhagen, London, Wien, Stockholm, Petersburg und Konstantinopel gewesen. Daß seine Reisen den erwähnten Zweck haben, hat er im Jahre 1890 in Christiania selbst ausgesprochen; da sagte er:

„Ich erachte es für einen Regenten als notwendig, daß er sich über alles persönlich informiert und aus direkter Quelle Anschauungen sammelt, seine Nachbarn kennen lernt, um mit ihnen gute Beziehungen anzuknüpfen und zu unterhalten.“

Darum können wir Deutsche getrost und frohen Mutes sein; Gesinnung, Worte und Werke unsers Kaisers zeigen ihn uns als echten Hohenzollern, als Friedenskaiser und als Vater aller seiner Unterthanen.

Fr. Biemann.

146. Hohenzollernworte.

1. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

„Gott meine Stärke.“

„Meine Religion, darin ich meiner Seligkeit versichert bin, um einer Krone willen zu verlassen, werde ich in Ewigkeit nicht thun.“

2. Friedrich I.

„Jedem das Seine.“

„Gleichwie andere Menschen durch Belohnungen und Strafen der höchsten Obrigkeit vom Bösen ab- und zum Guten angeführt werden, also muß solches alleine die Surcht Gottes bei großen Fürsten, über welche kein menschliches Gericht Strafen und Belohnungen erkennt, aufwecken.“

3. Friedrich Wilhelm I.

„Er (der preussische Adler) weicht der Sonne nicht.“

„Zur Arbeit sind die Regenten erkoren.“

4. Friedrich II., der Große.

„Für Ruhm und Vaterland.“

„Hätt' ich mehr als ein Leben, ich wollt' es für mein Vaterland hingeben.“

„Der Fürst ist nur der vornehmste Diener seines Volkes.“

„Mein Leben ist auf der Meige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“

5. Friedrich Wilhelm II.

„Aufrichtig und standhaft.“

6. Friedrich Wilhelm III.

„Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott.“

„Meine Sache ist die Sache meines Volkes.“

„Ich möchte um vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte.“

7. Friedrich Wilhelm IV.

„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“

„Ein freies Volk unter einem freien Könige! Das ist meine Lösung; das soll sie auch bleiben, so lange ich atme.“

„Ich gelobe, mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse meiner Völker, mit geschlossenen, wenn es die Gerechtigkeit gilt.“

8. Wilhelm I.

„Gott mit uns!“

„Ich achte es viel höher, geliebt zu sein, als gefürchtet zu werden.“

„Ich bin glücklich, wenn Preußens Volk glücklich ist.“

„Meine Hand soll das Wohl und das Recht aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten.“

„Ich habe keine Zeit, müde zu sein.“

9. Friedrich III.

„Furchtlos und beharrlich.“

„Ich bin stolz darauf, Gut und Blut einzusetzen für die heiligsten Güter unsers Vaterlandes.“

„Ich kenne kein andres Ziel meines Strebens als das Glück und die Wohlfahrt des Vaterlandes.“

„Lerne zu leiden, ohne zu klagen.“

10. Wilhelm II.

„Sie gut Hohenzollern allerwege!“

Ano: Ergänzungen z. Dem.-L. Buche.

147. Deutschland über alles.

1. Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt, wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält, von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt. — Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!

2. Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang sollen in der Welt behalten ihren alten, schönen Klang, uns zu edler That begeistern unser ganzes Leben lang. — Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang!

3. Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland! Danach laßt uns alle streben brüderlich mit Herz und Hand! Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand. — Blüh im Glanze dieses Glückes, blühe, deutsches Vaterland!

Hoffmann von Fallersleben.

148. Hoch Deutschland!

1. Ob drohend die Wollen auch hangen, die Zeiten sich wandeln mit Macht; ob Kronen und Reiche vergangen, noch stehst du fest auf der Wacht!

Dich konnte kein Wetter verderben, stark hieltest den Stürmen du Stand:

Für dich will ich leben und sterben, du altes, deutsches Land!

2. Noch schleudern zur Düne die Wellen mit leuchtenden Kämmen den Schaum; noch rieseln und raunen die Quellen, noch rauschen die Wälder im Traum; die Trauben noch goldig sich färben auf sonniger Bergeswand:

Für dich will ich leben und sterben, du schönes, deutsches Land!

3. Noch blühen uns liebliche Frauen mit herzigem, frommem Gemüt; noch lebet in unseren Gauen die Treue in Wort und Lied; noch eint uns mit Tönen und Werben der Sprache trauliches Band:

Für dich will ich leben und sterben, du liebes, deutsches Land!

4. Noch wiegen die nordischen Meere viel Männer, trozig und stark; noch schüzet in schimmernder Wehre der Deutsche die heimische Mark; noch sind wir der Väter Erben an Mut und an eiserner Hand:

Für dich will ich leben und sterben, du stolzes, deutsches Land!

5. Noch thronet in unserer Mitte ein herrliches Herrschergeschlecht; noch wohnt in Palast und in Hütte der Glaube an Gott und an Recht: Drum soll uns kein Wetter verderben, fest halten den Stürmen wir Stand.

Für dich will ich leben und sterben, du deutsches Vaterland!

G. v. Kehrstedt.

C. Heimat und fremde.

Bilder aus der Heimat.

149. Muttersprache.

1. Muttersprache, Mutterlant!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
süßes, erstes Liebeswort,
erster Ton, den ich gelasset,
klingest ewig in mir fort!

2. Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
wenn ich in der Fremde bin,
wenn ich fremde Zungen üben,
fremde Worte brauchen muß,
die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen als ein Gruß.

3. Sprache, schön und wunderbar,
ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichtum, in die Pracht;
ist mir's doch, als ob mich riesen
Väter aus des Grabes Nacht.

4. Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Gräften,
längst verschollnes altes Lied,
leb aufs neu' in heil'gen Schriften,
daß dir jedes Herz erglüh!

5. Überall weht Gottes Hand;
heilig ist wohl mancher Brand;
aber soll ich beten, danken,
geb ich meine Liebe kund,
meine seligsten Gedanken,
sprech ich wie der Mutter Mund.

Max v. Schenckendorf.

150. Mein Vaterland.

1. Treue Liebe bis zum Grabe
schwör ich dir mit Herz und Hand.
Was ich bin und was ich habe,
dank ich dir, mein Vaterland.
Nicht in Worten nur und Liedern
ist mein Herz zum Dank bereit;
mit der That will ich's erwidern
dir in Not, in Kampf und Streit.

2. In der Freude wie im Leide
ruf ich's Freund' und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
und mein Trost, mein Glück bist du.
Treue Liebe bis zum Grabe
schwör ich dir mit Herz und Hand.
Was ich bin und was ich habe,
dank ich dir, mein Vaterland.

Hoffmann von Fallersleben.

151. Gelübde.

1. Ich hab mich ergeben
mit Herz und mit Hand
dir, Land voll Lieb' und Leben,
mein deutsches Vaterland.

2. Mein Herz ist entglommen,
dir treu zugewandt,
du Land der Frei'n und Frommen,
du herrlich Hermannsland.

3. Will halten und gläuben
an Gott fromm und frei!
Will, Vaterland, dir bleiben
auf ewig fest und treu!

4. Ach Gott, thu erheben
mein jung Herzensblut
zu frischem, freud'gem Leben,
zu freiem, frommem Mut!

5. Laß Kraft mich erwerben
in Herz und in Hand,
zu leben und zu sterben
fürs heil'ge Vaterland!

Ferdinand Maschmann.

152. Das Vaterland.

1. Wo dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne
des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blicke dir zuerst die Allmacht offen-
barten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele
brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo
deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug, und dein Vater
dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein
Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und
Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein
Mensch und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Dieses Vaterland ist das edelste Gut, was außer der Religion ein
guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

E. M. Arndt.

2. Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
dort in der fremden Welt stehst du allein,
ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerfnickt.

Friedr. v. Schiller.

153. Der frohe Wandersmann.

1. Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt;
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Wald und Strom und Feld.

2. Die Bächlein von den Bergen springen,
die Lerchen schwirren hoch vor Lust;
was sollt' ich nicht mit ihnen singen
aus voller Kehl' und frischer Brust?

3. Den lieben Gott laß ich nur walten;
der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
und Erd' und Himmel will erhalten,
hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt.

Jos. Freiherr v. Eichendorff.

154. Lebewohl.

1. Morgen muß ich weg von hier
und muß Abschied nehmen.

O du allerhöchste Zier,
Scheiden, das bringt Gramen.
Der ich dich so treu geliebt
über alle Maßen,
ich soll dich verlassen.

2. Wenn zwei gute Freunde sind,
die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen sich,
ehe sie sich trennen:
Wie viel größer ist der Schmerz,
wenn ein treu verliebtes Herz
in die Fremde ziehet.

Altes Volkslied.

155. Die Ostsee.

1. Zwei Meere, die Ost- und die Nordsee, bilden die Nordgrenze Deutschlands. Die Nordsee oder das Deutsche Meer erstreckt sich zwischen Holland, Deutschland, Dänemark, Norwegen und der Ostküste Großbritanniens. Sie steht mit dem Atlantischen Ocean im Westen durch den Kanal, im Norden in offener Verbindung. Die Ostsee oder das Baltische Meer bespült die Küsten von Deutschland, Rußland, Schweden und Dänemark. Ihre Tiefe ist geringer als die der Nordsee. Ihre Küsten sind flach und durch Dünen geschützt. Ebbe und Flut sind kaum wahrnehmbar, und das klare, grüne Wasser ist wegen des vielen Süßwassers, das die Flüsse ihr zuführen, nur halb so salzig wie das der Nordsee. Die Wellen gehen wegen der eingeschlossenen Lage des Meeres sehr kurz; die Winde aber sind heftig und verderblich, und die Schifffahrt ist gefährlich, besonders wenn ein schwerer Nordost über das Meer braust.

2. Von jeher ist die Küste der Ostsee von Fischern bewohnt gewesen; leben doch in ihrer Flut Millionen von Schuppenträgern, die den Strand- und Binnenbüßern eine willkommene Nahrung bieten. Die kleinen Sprotten, die breiten Flundern, die jungen Aale und die vielbegehrten Heringe werden jährlich in ungezählten Mengen gefangen und frisch verzehrt oder eingesalzen und versendet. Auch für den Handel ist die Ostsee außerordentlich wichtig. Auf ihrem Spiegel begegnen sich die Rauffahrteischiffe aller Nationen. Sie führen die Erzeugnisse unsers Vaterlandes in ferne Gegenden und bringen die Produkte jener Länder nach den heimischen Gestaden. Wichtig für den deutschen Handel sind die Städte Memel, Königsberg, Danzig, Stettin und Kiel. In neuerer Zeit haben sich viele Fischerdörfer zu Seebädern ausgebildet. Diese werden alljährlich von Tausenden aufgesucht, die durch Baden in den Wellen der Ostsee und Atmen der staubfreien Luft ihre Gesundheit wieder erlangen oder stärken wollen.

In der Ostsee liegen viele Inseln, die den Uferstaaten gehören. Die größte deutsche Insel ist Rügen; sie liegt an der pommerschen Küste, Stralsund gegenüber, und ist eine der schönsten Inseln.

Das berühmteste Erzeugnis der Ostsee ist der Bernstein, welchen sie allein in reichem Maße besitzt.

H. Hanthe.

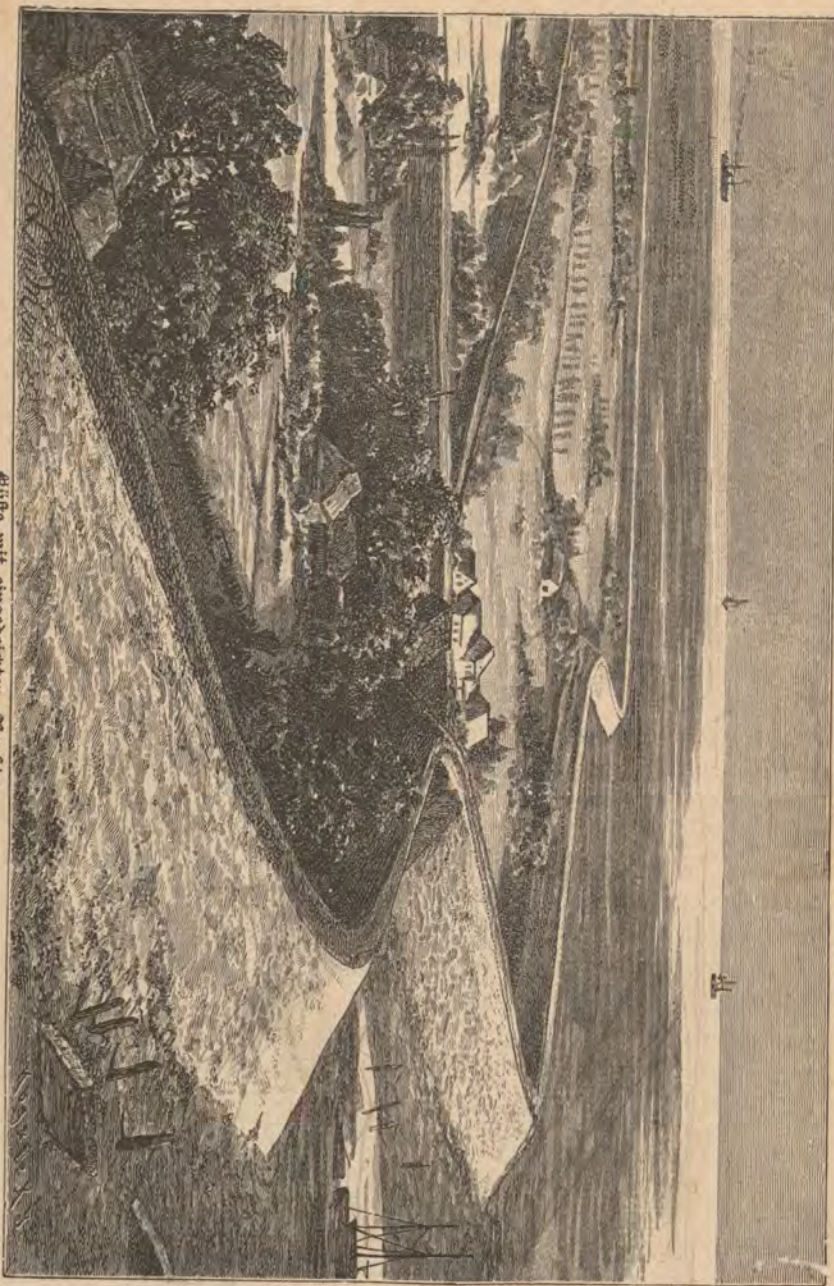
156. Die Nordseeküste in Schleswig-Holstein.

1. Das Wasser der Nordsee ist finster, grau und undurchsichtig. Zweimal täglich weicht es bei der Ebbe zurück und zeigt seinen Grund mit den Muscheln, Gesteinen und Seepflanzen; zweimal kehrt es bei der Flut wieder, wenn Stürme es peitschen, wirft es seinen ganzen Wogenschwall gegen die von Menschen aufgeführten Dämme. Ganz anders ist die Ostsee: dunkelblau, durchsichtig bis auf den Grund, ohne Ebbe und Flut, daher immer ruhig, wenn nicht Stürme sie aufregen.

Die Bewohner haben zum Schutze des Landes gegen die anstürmenden Meeresfluten Deiche, d. h. Dämme, gebaut. Diese ziehen sich aber nicht ganz nahe am Wasser hin, sondern liegen ein Stück landeinwärts. Das Land, welches zwischen ihnen und dem Meere liegt, bildet eine weite Ebene, ohne Wald, ja ohne Baum, ohne Busch, ohne Berg und Thal und ohne Hügel, ohne See und ohne Bach. Da sieht man kein Haus, auch keine Hütte; aber Scharen freischwärmender Seevögel umschwärmen diese Grasbenen, und Rinderherden schweifen weidend auf ihnen umher.

2. Übersteigt man dagegen den Deich, so ist es, als wenn man in ein andres Land einträte. Die menschenleere Öde hat sich in ein reiches Fruchtgefilde, in eine liebliche Landschaft mit freundlichen Ortschaften ver-

Flüsse mit eingedeichten Ackerflächen.



wandelt. Es ist die Marsch, welche wir vor uns haben. Schnurgerade Gräben durchschneiden das Land und leiten das Wasser ab. Beet reiht sich an Beet wie in einem Garten. Die Felder sind mit Weizen, Gerste und Hafer bestellt; die Frucht steht so dicht und üppig, daß kaum ein Sonnenstrahl bis auf den Boden dringen kann. Andre Äcker sind mit Raps besät, und neben ihnen ziehen sich Weiden hin mit Viehherden von dem großen und ansehnlichen ostfriesischen Schlage.

Hinter den Kanälen, die sich durch die Marsch hinziehen, liegen die blinkenden Häuser einzeln oder zu Dörfern vereinigt. Auf den Dächern hat der Storch sein Nest. Gärten und Alleen umgeben die Gehöfte; Windmühlen drehen lustig ihre Flügel.

Soj. Christ. Biernahki.

157. Das norddeutsche Flachland.

1. Der nördliche Teil Deutschlands ist eine große Ebene. An der deutschen Ostgrenze ist sie wohl hundertundfünfzig Stunden breit; nach Westen zu wird sie immer schmaler. An ihrer ganzen Südseite hin ist sie von Gebirgen begrenzt. Der östliche Teil wird von zwei niedrigen Landrücken durchzogen, die von Osten nach Westen streichen. Der nördliche begiebt die Ostsee. Auf seiner Platte liegt eine große Anzahl kleiner Seen dicht bei einander, welche dem Lande einen angenehmen Wechsel geben. Die Umgebungen der Seen haben häufig schönes Ackerland; aber auch dürre Stellen giebt es, auf denen nur Heidekraut und Nadelholz wachsen. Die südliche Landhöhe zieht an dem rechten Oberufer hin, geht dann über die Ober hinweg zur Elbe und setzt sich westlich von ihr in der Lüneburger Heide fort. Die Flüsse haben da, wo sie den Landrücken durchbrechen, steile und tiefe Ufer. Wo sich Wald findet, besteht er meist nur aus Kiefern; sonst ist der Boden mit brauner Heide bekleidet. Dagegen ist das Thalland, welches zwischen der südlichen Landhöhe und dem mitteldeutschen Berglande liegt, gut bewässert und fruchtbar. Der Landstrich, welcher zwischen den beiden Landhöhen liegt, ist meist sandig, sumpfig und wenig ergiebig und nur in den Flußthälern fruchtbar.

2. Ein Auge, welches an den Anblick der Berge gewöhnt ist, findet die großen, ebenen Landstrecken Norddeutschlands einformig und langweilig. Aber dem Norddeutschen ist seine Ebene eine liebe Heimat. Ihm ist es wohlthuend, seinen Blick über die weit ausgedehnte Fläche hinschweifen zu lassen; er weiß, daß sie auch ihre Reize hat. Allerdings hat sie streckenweis öde Sandflächen, in denen man halbe Tage lang im Sande waten kann, ohne einer menschlichen Wohnung zu begegnen. Nur einsame Kiefernwälder und dürres Gestrüpp bedecken an manchen Stellen den Boden, und auf den ausgedehnten Heide-, Sumpf- und Moorstrecken, die durch den

nordwestlichen Teil dieses Flachlandes ziehen, ist oft stundenweit weder Baum noch Strauch zu erblicken. Aber schon diese Kiefernwälder und die Heide und Moorbinsen sind so verächtlich nicht. Die Kiefern liefern den Bewohnern das Bauholz zu ihren Wohnungen; die Heide ernährt große Bienen-schwärme und Heidschnuckenherden, und die Moore geben den Torf, diesen wohlfeilen Brennstoff. Manche Stellen lohnen den Anbau von Buchweizen, Kartoffeln, Hafer, Gerste und Roggen. Die Flußauen aber sind lieblich. Sie haben fruchtbaren Ackerboden, der weit und breit sorgfältig angebaut ist; auf den Wiesen an den Flüssen weiden große Viehherden, und viele Hügel, sowie die Stromufer sind mit grünen Laubwäldern geschmückt.

3. Die meisten Bewohner des norddeutschen Flachlandes nähren sich von Ackerbau und Viehzucht. In den Städten treibt man vorzugsweise Handel und Gewerbe. Für die Strandbewohner ist der Fischfang die Hauptbeschäftigung; die kräftigen, jungen Leute unter ihnen werden gern Matrosen. Die Bewohner der Städte, welche an den Meeresbuchten und in der Nähe der Flußmündungen liegen, treiben lebhaften Seehandel.

Nach Flügge.

158. Heidenröslein.

1. Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden;
war so jung und morgenschön,
lief er schnell, es nah zu sehn,
sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

2. Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!“
Röslein sprach: „Ich steche dich,
daß du ewig denkst an mich,

und ich will's nicht leiden.“
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

3. Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
half ihm doch kein Weh und Ach,
mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

Wolfg. v. Goethe.

159. Das Riesengebirge.

1. Das Gebirge ist bewohnt, und der Reisende, welcher es zum erstenmal durchzieht, wundert sich nicht wenig, in einer Höhe von 900—1200 Meter weidendes Vieh, grasmähennde Arbeiter und Kräutersammler anzutreffen. Dörfer giebt es allerdings in dieser Höhe nicht, aber viele zerstreute Wohnungen, Bauden genannt, deren Bewohner Rindvieh- und Ziegenzucht treiben. Die Bauden sind von Holz errichtet; die Wohnstube, mit einem großen Kachelofen, einigen Tischen und Bänken ausgestattet, ist geräumig. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt und mit großen Steinen beschwert.



Das Riesengebirge. Mittagsruhe. St. Sturmhaube. Mädelwiese. Hofes Bad. Schneegube. Schneefest. Reichränder.

2. Im Frühjahr ist das Viehaustreiben, im Sommer die Wandrung auf die Waldweide die Freude und Belustigung der Bewohner dieser einsamen Berghütten und der Dörfer am Fuße des Gebirges. Um Johannis wird gewöhnlich das Vieh aus den Ställen „zu Berge getrieben“. Bei fröhlichem Gesange und dem Geläute der Glocken, deren jedes Rind eine am Halse trägt, treibt man die blölkenden Herden zwischen Fichten und Tannen zu den Sommerbauden in das Hochgebirge. Da wird viel Butter und Käse gemacht für den eignen Bedarf und für auswärtigen Absatz.

3. Der Übergang aus dem kurzen Sommer in den Winter erfolgt oft ungewöhnlich schnell. Die Bauden werden oft so hoch überschneit, daß man keine Spur von ihnen entdecken würde, verriete nicht der aufsteigende Dampf der Rauchfänge die Stelle, wo sie stehen. So sind die Bewohner bei einfallenden Schneestürmen und Windwehen oft innerhalb weniger Stunden lebendig begraben und mußten ohne Rettung zu Grunde gehen, hätten sie nicht beizeiten sich mit allem Nötigen versehen. Gewöhnlich sind die Bewohner der einsam auf den hohen Gebirgen gelegenen Bauden monatelang ohne jede Verbindung mit den Thalbewohnern. Selbst Leichen müssen zuweilen wochenlang im Schnee aufbewahrt werden, bis eine mildere Witterung es gestattet, sie auf dem mehrere Stunden entfernten Begräbnisplatz zu beerdigen. Wird dennoch eine Wanderung zu einer benachbarten Baude notwendig, so müssen die Bewohner ihren Ausgang entweder durch den Dachgiebel nehmen oder sich nach Bergmannsart ihre Wege stollenartig durch den Schnee an den Tag arbeiten und dann ihre beschwerliche Reise mit Hilfe der Schneeschuhe oder bei Glatteis mit Hilfe der Fußeisen fortsetzen. Des hohen Schnees wegen setzt man an die am meisten betretenen Gebirgssteige, um sie kenntlich zu machen, jeden Winter hohe Stangen, welche oben Strohbüschel tragen.

4. In den Sommermonaten besuchen zahlreiche Reisende zu ihrem Vergnügen das Riesengebirge. Die Gebirgsbahn befördert den Zuzug von Fremden und wird dadurch für diese reizende Gegend zum wahren Segen. Die Hauptwege über die Berge sind gut angelegt. Die vielen Bauden im Hochgebirge gewähren Aufnahme und Bewirtung.

Der höchste Berg des Riesengebirges ist die Schneekoppe. Von diesem höchsten Standpunkte des ganzen mittlern und nördlichen Deutschlands überblickt man das Hochgebirge mit seinen Spitzen, Rämmen, Schluchten und die weite Landschaft mit ihren Städten und Dörfern bis nach Breslau und Prag.

Chr. Gottfr. Scholz

160. Rubezahl.

Von dem Berggeiste Rubezahl erzählt man sich gar wunderliche Dinge. Er lebte gewöhnlich in seinem unterirdischen Reiche. So oft er

aber die Oberwelt besuchte, trieb er mit den Reisenden Kurzweil und mischte sich auf mancherlei Weise in die Geschäfte derer, die sein Gebiet betraten. Bald zog er die Wolken zum Regen zusammen, erregte plötzlich Sturm und Gewitter und leitete die Wandernden irre im unwegsamen Gebirge. Bald zauberte er wieder in die wüdeste, wildeste Gegend einen wunderschönen Palast oder ein willkommenes Wirtshaus, dessen Wirt er selbst war, der nun seine Gäste auf die mannigfaltigste Weise neckte und foppte.

Den betrügerischen Kofttäuschern zeigte er sich oft auf einem prächtigen Rosse als vornehmer Herr, und wenn sie sich verleiten ließen, ihm das schöne Pferd abzuhandeln, verwandelte es sich nach kurzer Zeit in einen Strohwiß. Traf er dagegen verarmte Edelleute, die auf magern Pferden kummervoll durch das Gebirge ritten, so kam er ihnen entgegen als ein stattlicher Ritter, ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein und suchte durch irgend eine ungereimte Behauptung eine Wette zu veranlassen; er selbst verlor dann, und der Glückliche zog im prächtigen Anzuge auf dem schönen Pferde dahin und fand außerdem noch, wenn er das Gebirge hinter sich hatte, seine Taschen mit großen Rollen von Gold angefüllt. Wenn aber lockere Abenteurer, die so etwas erfahren hatten, seine Wohlthätigkeit auf ähnliche Weise in Anspruch nehmen wollten, so wurden sie empfindlich getäuscht. Das Kleid verwandelte sich dann in Laub, das Pferd in einen Stock; der verblendete Reiter merkte das nicht und ritt so in dem lächerlichsten Aufzuge durch die Dörfer.

Arme Frauen, die Kräuter suchten, überredete er, als Wanderer erscheinend, die Kräuter aus dem Korbe zu werfen, worauf er diesen mit trockenem Laube anfüllte. Nachdem er sich entfernt hat, wird der Korb schwer und immer schwerer, bis die Frauen, der übermäßigen Last erliegend, den unnützen Haufen, in der Meinung, betrogen zu sein, von sich werfen. Aber wenn sie nach Hause kommen, entdecken sie mit Erstaunen, daß die wenigen Blätter, die am Korbe hängen blieben, in Gold verwandelt sind.

Auf die Hochzeitsfeste armer Leute in den Gebirgsdörfern begab er sich oft als fröhlicher Gast, tanzte mit der Braut und überreichte ihr ein unscheinbares, seidenes Band, dem Bräutigam aber eine Silbermünze. Nach seiner Entfernung war aus dem Bande ein kostbarer Schmuck, aus der Silbermünze ein schweres Goldstück geworden.

Chr. Gottfr. Scholz

161. Der oberschlesische Industriebezirk.

1. Die Kreise Beuthen, Rattowitz, Tarnowitz und Zabrze bilden den oberschlesischen Industriebezirk.

Bei Tarnowitz wurden schon im Mittelalter stark silberhaltige Bleierzze gewonnen. Aber einen Aufschwung nahm der Bergbau erst unter preussischer

Herrschaft, namentlich, nachdem man angefangen hatte, die Förderung der unterirdischen Schätze durch Dampfkraft zu betreiben. Auf der nach Friedrich dem Großen genannten „Friedrichsgrube“ bei Tarnowitz wurde im Jahre 1788 die erste aus England bezogene „Feuermaschine“ aufgestellt. Seitdem hob sich der Bergbau immer mehr. Man entdeckte außer den reichhaltigen Eisen- und Zinkerzlagern die mächtigen Kohlenflöze. Neben den zahlreichen Gruben und Schächten, aus denen die Kohlen und Erze zutage gefördert werden, erhoben sich bald ausgedehnte Hüttenwerke, welche die Eisen-, Blei-, Zink- und Silbererze verarbeiten.

So ist der ganze oberschlesische Industriebezirk allmählich gewissermaßen eine zusammenhängende Stadt geworden. Ortschaften mit ländlicher Verwaltung, die über 10 000 Einwohner und 15 und mehr Schulklassen und Lehrer haben, sind nicht selten; Städte, die vor kurzer Zeit noch Dörfer oder nur Kolonien waren, zählen heute zu den volkreichsten der ganzen Provinz. Am dichtesten ist die Bevölkerung um Königshütte; sie beträgt 50 000 auf 30 qkm. Im Jahre 1890 zählten die genannten vier Kreise etwa 500 000 Einwohner.

2. Seltsam ist der Anblick, den diese Gegend schon von weitem bietet. Bei Nacht kündigt bereits auf eine Entfernung von 50 km und darüber hinaus ein blutig-roter Feuerschein am Himmel das Reich des Eisens und der Kohle an. Bei Tage sieht man Tausende von großen und kleinen Schornsteinen, Schloten und Essen, zum Teil über 50 m hoch, in die Luft ragen. Die ihnen entsteigenden schwarzen Wolken hüllen die ganze Gegend in dichten Rauch. Durch den sehr lebhaften Verkehr von Menschen und Lastwagen auf den Straßen und Wegen bildet sich lästiger Staub, welcher durch den Wind aufgewirbelt wird und die Luft erfüllt. Diese ungünstigen Einflüsse sind dem Gedeihen der Feld- und Gartenfrüchte sehr hinderlich, und das im Frühling spärlich aufkeimende Grün des Laubes wird bald mit einer schmutzigen Staubschicht überzogen, welche die Regengüsse nur unvollkommen und auf kurze Zeit abzuwaschen vermögen.

3. Wie in allen gewerbreichen Gegenden, so sind auch hier die Gegensätze von ungeheurem Reichtum und bitterer Armut stark ausgeprägt; doch suchen die großen königlichen und privaten Verwaltungen durch opferwillige Fürsorge für das körperliche und geistige Wohl ihrer Arbeiter die Gegensätze zu mildern. Der Bauernstand fehlt so gut wie ganz; denn der fast überall betriebene Bergbau zieht oft ganze Strecken der Oberfläche in die Tiefe, wenn die darunter befindliche Kohle ausgebeutet worden ist. Auch die Bildung eines kräftigen Bürgerstandes hat mit der Entwicklung der Industrie nicht gleichen Schritt halten können; Bürger und Handwerksmeister sind nur in den alten Städten zahlreicher vertreten; die weitaus

überwiegende Mehrzahl der Einwohner des ganzen Bezirks sind Hütten- und Grubenarbeiter.

Wo auf so engem Raume so viele vorwiegend dem Arbeiterstande angehörige Menschen vereinigt sind, da kann es nicht wunder nehmen, wenn hier häufiger als anderswo Ausschreitungen und Übertretungen der Gesetze vorkommen. Aber im großen und ganzen ist die oberschlesische Arbeiterbevölkerung besser, als man vielfach annimmt. Zwar kann dem Arbeiter, namentlich dem polnischen Abkunft, der Vorwurf einer gewissen Leichtgläubigkeit nicht erspart werden; dagegen zeichnen den oberschlesischen Arbeiter auch manche Vorzüge aus, z. B. Willigkeit und Anständigkeit bei allen Arbeiten; seiner Genügsamkeit verdankt er es, daß er in den Industriebezirken anderer Gegenden im Hütten- und Grubenbetriebe gern in Arbeit genommen wird.

Das ganze oberschlesische Volk aber wird durch die Namen Friedrichsgrube, Königin Luisengrube, Hohenzollerngrube u. a. stets daran erinnert, daß es Hohenzollernkönige waren, die den Aufschwung des oberschlesischen Industriebezirks und damit Brot, Wohlstand und Reichtum für viele Tausende schufen. Das Volk steht als Grenz wacht im fernen Osten an dem Punkte, wo die drei Kaiserreiche Deutschland, Österreich und Rußland sich berühren, treu zu seinem Gott und zu Thron und Reich. Ernst Proben.

162. Steinkohle, Braunkohle und Torf.

1. Die Steinkohle wird in den Kohlenbergwerken von Bergleuten aus der Erde gegraben. Sie hat ihren Namen davon, daß sie hart ist wie ein Stein und schwarz wie eine Kohle. Nicht immer ist sie kohlschwarz, sondern oft glänzen ihre Bruchflächen wie fettes Pech, oft zeigen sie sogar prächtige, bunte Farben. Im Wasser sinkt sie unter, während Holzkohle auf dem Wasser schwimmt.

Es giebt verschiedene Arten der Steinkohle. Die Stücke, welche die Bergleute zutage fördern, heißen Grobkohle. Die großen Stücke werden besonders verkauft unter dem Namen Stückkohle; die kleineren Stücke nennt man Würfel- oder Nußkohle. Manche Steinkohlen sind schieferig, andre faserig oder gar erdig und locker wie Ruß, so daß sie die Hand schwarz färben. Danach unterscheidet man Schiefer-, Faser- und Rußkohle. Die pechschwarze, fettglänzende Steinkohle heißt Pechkohle.

In der Erde liegen die Steinkohlen in mächtigen Schichten oft über 100 Meter tief. Wie sind aber die schwarzen Kohlen hinab in die Erde gekommen? — Es gab einmal eine Zeit, vor

vielen, vielen tausend Jahren, da wuchsen in den Gegenden, wo jetzt Steinkohlen in der Erde liegen, große Wälder. Das waren aber keine Kiefern- oder Eichenwälder, sondern Wälder von riesengroßen, baumartigen Pflanzen, ähnlich unsern Farnen und Schachtelhalmen, die jetzt bei uns kaum meterhoch werden. Diese und andre Kräuter wurden von Wasserfluten begraben; dicke Schichten von Schlamm und Sand breiteten sich über die Wälder aus und drückten die begrabenen Pflanzen zusammen. Aus dem Schlamm wurde der Kohlschiefer, und der Sand gab den festen Kohlensandstein. Beide Gesteine findet man über oder unter den Kohlschichten. Sehr oft erblickt man in dem Kohlschiefer zierliche Abdrücke von damals gewachsenen Farnen. In den Steinkohlen haben wir also die Reste einer früheren Pflanzenwelt vor uns.

Nun verstehen wir auch, warum die Steinkohlen so gut brennen. Sie geben große Hitze; deshalb feuert man sie in den Fabriken, um das Wasser in den großen Dampfkesseln zum Kochen zu bringen. Aber auch in den Küchen- und Stubenöfen heizt man jetzt zumeist mit Steinkohlen, wenn man nicht billigere Braunkohlen oder Torf oder Holz in der Nähe hat. Freilich müssen diese Öfen reichlichen Zug haben, wenn die Kohlen gut brennen sollen. Das Leuchtgas, mit welchem die Straßen und Läden und Zimmer in größeren Städten erleuchtet werden, bereitet man gewöhnlich auch aus Steinkohlen.

Man findet die Steinkohlen an vielen Orten, in Deutschland z. B. in der Rheingegend, in Schlesien, in Sachsen und Westfalen.

2. Die Braunkohlen sind zumeist, wie ihr Name sagt, braun; doch giebt es auch so schwarze Braunkohlen, daß man sie für Steinkohlen halten könnte. Sie sind aber nicht so hart und so schwer wie diese. Sie brennen leicht, geben aber nicht so viel Wärme. Deutlich sieht man es ihnen an, daß sie aus untergegangenen Waldbäumen (Nadelbäumen, besonders aber Laubbäumen: Nußbäumen, Erlen, Pappeln) entstanden sind. Sie haben nicht so lange in der Erde gelegen wie die Steinkohlen. In Posen, Schlesien, Brandenburg, am Rhein und in Thüringen sind sie nicht selten. Sie geben eine billige Feuerung.

3. Noch billiger ist der Torf. Er heizt aber auch nicht so gut und hinterläßt sehr viel Asche. Auch er ist aus Pflanzen entstanden, aus Moosen, Gräsern, Heidekräutern. Er bildet sich in sumpfigen Gegenden an vielen Stellen Deutschlands.

H. Waaber.

163. Das Eisen.

1. Die ersten Werkzeuge, deren sich der Mensch bediente, waren sicherlich harte, in ihrer Gestalt zum Schneiden, Sägen, Schöpfen und dergleichen von der Natur dargebotene Muscheln. Nach und nach lernte er mit deren Hilfe aus Knochen, Horn und Holz sich bessere Geräte schaben; aber allen fehlte die nötige Härte, Schärfe und Dauerhaftigkeit. Diese erreichte er zuerst durch solche Steine, welche, ähnlich dem Glase, zerspringen und dabei scharfe Kanten geben. Auch nahm er in vulkanischen Gegenden wirklich geschmolzene vulkanische Gläser, in unserm Norddeutschland aber die Feuersteine, welche an Härte und Dauerhaftigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Erst ganz allmählich lernte er die Metalle für seine Zwecke benutzen. Von den Metallen kommen nur sehr wenige im gediegenen Zustande in der Natur vor; die meisten sind vererzt, das heißt, mit Sauerstoff verbunden, so zu sagen verrostet, oder mit Schwefel verbunden. Die letzteren, welche man Kiese nennt, glänzen meist noch metallähnlich und locken dadurch die Aufmerksamkeit an; aber sonst sind sie in diesem Zustande unbrauchbar, wie z. B. die teils messinggelben, teils bunt angelaufenen Kupfererze. Die verrosteten Metalle dagegen sehen in der Regel wie Steine aus, heißen deshalb auch Eisensteine, Zinnsteine u. s. w. und fallen nur durch das hohe Gewicht auf; in der Regel sind sie leicht zu Metall umzuschmelzen. Gold, Silber und Quecksilber, die drei wichtigsten edlen Metalle, kommen gediegen vor, das Quecksilber nur in spät eröffneten Bergwerken in kleinen Tröpfchen, das Silber mit andern Erzen gemeinschaftlich ebenfalls nur in Bergwerken, das Gold aber in Form von Staub, ja selbst in Flittern und großen Brocken im Sande der Flüsse und im gemeinen Lehm nahe den Gebirgen.

Aus Gold sind daher die ersten Metallgeräte gefertigt worden, aber freilich nur Schmucksachen, da es für andre Zwecke zu weich ist. Später fand man auch gediegenes Kupfer. Indessen auch das ist zu weich.

Da man nun aber auch den Zinnstein im Sande fand und durch seine Schwere auf ihn aufmerksam wurde, ja, bald auch das Zinn schmelzen lernte, so ergab sich schon früh, daß eine Mischung von Zinn und Kupfer, die man jetzt Bronze nennt, sich vortrefflich zu allerlei Gerätschaften eigne.

Aber so lange das Eisen nicht bekannt und allgemein verbreitet war, konnte die Menschheit keine großen Fortschritte in der Bildung und Besserung ihres äußeren Zustandes machen.

2. Weil das Eisen große Neigung hat, sich mit dem Sauerstoff zu verbinden, kommt es nicht gediegen auf der Erde vor, sondern wird überall gleich zu Rost und zu Eisensteinen. Da ist denn gleichsam durch ein unmittelbares Geschenk des Himmels der Mensch zuerst mit dem Eisen bekannt geworden. Aus dem Weltenraume, in welchem die Planeten mit uns um die Sonne kreisen, fallen zuweilen Steine auf die Erde, welche von zertümmerten Weltkörpern herrühren mögen und in großer Anzahl um die Sonne kreisen. So oft sie in die Nähe der Erde kommen, leuchten sie auf und bilden die bekannten Sternschnuppen; streichen sie ganz nahe vorbei, so gestalten sie sich zu Feuerkugeln; fallen sie als solche zur Erde, so enthalten sie allemal einen Stein, der tief in den Boden oder in die Werke der Menschen einschlägt.

Diese Steine, Meteorsteine genannt, sind beinahe von gleicher Beschaffenheit wie manche aus Vulkanen geflossene Lava. Einige aber enthalten kleine Stücke von gediegenem Eisen, andre ein dickes, ästiges Netzwerk solchen Metalles, und wieder andre bestehen gänzlich aus gediegenem Eisen. Man hat solche Blöcke von vielen hundert Pfund gefunden. Daher war schon in den ältesten Zeiten im Morgenlande und ist auch jetzt bei einigen wilden Völkerschaften das Eisen wohl bekannt, aber selten und höchst kostbar.

Mit welcher Freude müssen die Entdecker die Thatsache begrüßt haben, daß man ein zu allerlei Waffen und Werkzeugen so unschätzbares Metall, wie das vom Himmel gefallene Eisen, durch einfaches Schmelzen mit Kohle aus unscheinbaren, rostigen Steinen herstellen könne!

In der That ist es eine seltene Gunst der Natur, daß das Eisen so allgemein verbreitet ist, daß es sich in kleineren Mengen fast in jedem Stein und jeder Erde findet, und daß schon die gewöhnlichen Vorgänge des Wasserlaufes auf Erden dazu dienen, um es in Sümpfen und Morästen als Raseneisenstein anzusammeln. Nicht minder aber kommt es in großen Bergen zwischen den granitähnlichen Felsarten vor, und in allen Gebirgen findet es sich, ebenso wie die Erze der übrigen Metalle, auf sogenannten Erzgängen.

3. Welcherlei Eisensteine man aber habe, immer beginnt man gegenwärtig ihre Bereitung damit, daß man sie in turmförmigen Öfen mit Holzkohlen oder Koks schichtet und durch ein kräftiges Gebläse in die höchste Glut setzt. Dann verbrennt die Kohle nicht bloß durch den Sauerstoff der Luft, sondern auch durch den Sauerstoff des Eisensteins, und das Eisen wird flüssig an der tiefsten Stelle des Ofens ausgeschieden, geschützt gegen Verbrennung und Verunreinigung durch eine darauf schwimmende, glasähnlich geschmolzene Schlacke.

Das fließende Eisen füllt alle Formen, die man ihm darbietet, aus; es bildet Gefäße von denselben Gestalten, wie der Töpfer sie aus Thon der verschiedensten Art oder der Glasbläser aus Glas zu bilden pflegt; allein wenn es kalt geworden, ist es hart und spröde und zu Werkzeugen meistens nicht brauchbar. Die Ursache der Härte und Sprödigkeit ist zugleich die Ursache der Leichtflüssigkeit und besteht darin, daß das Eisen eine große Menge Kohle aufgenommen hat. Dies versteht nun der Eisenhüttenmann durch die verschiedenartigsten Vorgänge, bei denen er einen Teil der Kohle im Eisen verbrennt, zu beseitigen und so aus dem harten und spröden Gußeisen den noch härteren, aber zähen und elastischen Stahl und das weiche und zähe Schmiedeeisen zu machen; beide haben vor allen andern gewöhnlichen Metallen den großen Vorzug, daß man sie schweißen, das heißt, im glühenden Zustande die getrennten Stücke durch Hämmern mit einander vereinigen kann, wie zwei weiche Stücke Wachs mit einander zusammengeknetet werden.

Meyn.

164. Der Spreewald.

1. In der Niederlausitz befindet sich eine der merkwürdigsten Gegenden Deutschlands, der Spreewald. Der Spree fehlt es hier an Gefälle. Sie teilt sich daher in unzählige Arme, die eine weite Niederung durchfließen und bei hohem Wasserstande ganz überschwemmen. In älterer Zeit befand sich hier ein undurchdringlicher Bruchwald, den die Wenden zum Zufluchtsort erwählten, als sie vor den Deutschen nach Osten hin zurückweichen mußten. Die Nachkommen der Wenden wohnen noch heut im Spreewalde und bewahren zum Teil noch die väterliche Sprache und Sitte. Ein Teil des Spreewaldes ist urbar gemacht und in fruchtbares Wiesen- und Gartenland verwandelt worden; ein anderer Teil besteht noch jetzt aus Wald. Die herrschende Holzart ist die Erle, doch findet man auch Eschen, Buchen, Eichen, Weiden und Kiefern. Da die ganze Gegend von

Ein Spreewalddorf. (Zeher.)



zahllosen Flußarmen durchzogen ist, so müssen die Bewohner des Spreewaldes alle Ausflüge und Besuche in Rähnen abmachen; diese treiben sie mit großer Geschwindigkeit pfeilschnell durch das Wasser. In festlichem Schmucke fährt man Sonntags in Rähnen zur Kirche. In feierlichem Schweigen folgen auf Rähnen die Leidtragenden der Leiche eines Verstorbenen nach dem Gottesacker. Im Rähne besucht der Förster sein Revier, in Rähnen werden die Ernten heimgeholt. Der Fremde, welcher zur Sommerzeit in diese Gegend kommt, hat einen reichen Genuß. Die hohen, uralten Eichen und Erlen, welche die Ufer umgeben, bieten in der Sommerschwüle erquickenden Schatten und spiegeln ihr dunkles Laub lieblich in dem klaren Wasser. Unter einem Laubdache gleitet das Fahrzeug sanft dahin. Und wenn gar der Abend hereinbricht, und der Mond sein blasses Licht durch das leise flüsternde Laub der Bäume wirft, dann ist der Anblick überaus köstlich.

2. Ein ganz andres Bild gewährt der Winter. Kaum hält das Eis, so schnallt sich jeder Schlittschuher an. Das arme, alte Mütterchen, das sich Leseholz sammelt, der Holzhauer, der Förster, Männer, Weiber und Kinder, alle gleiten dann pfeilschnell über die spiegelblanken Kanäle.

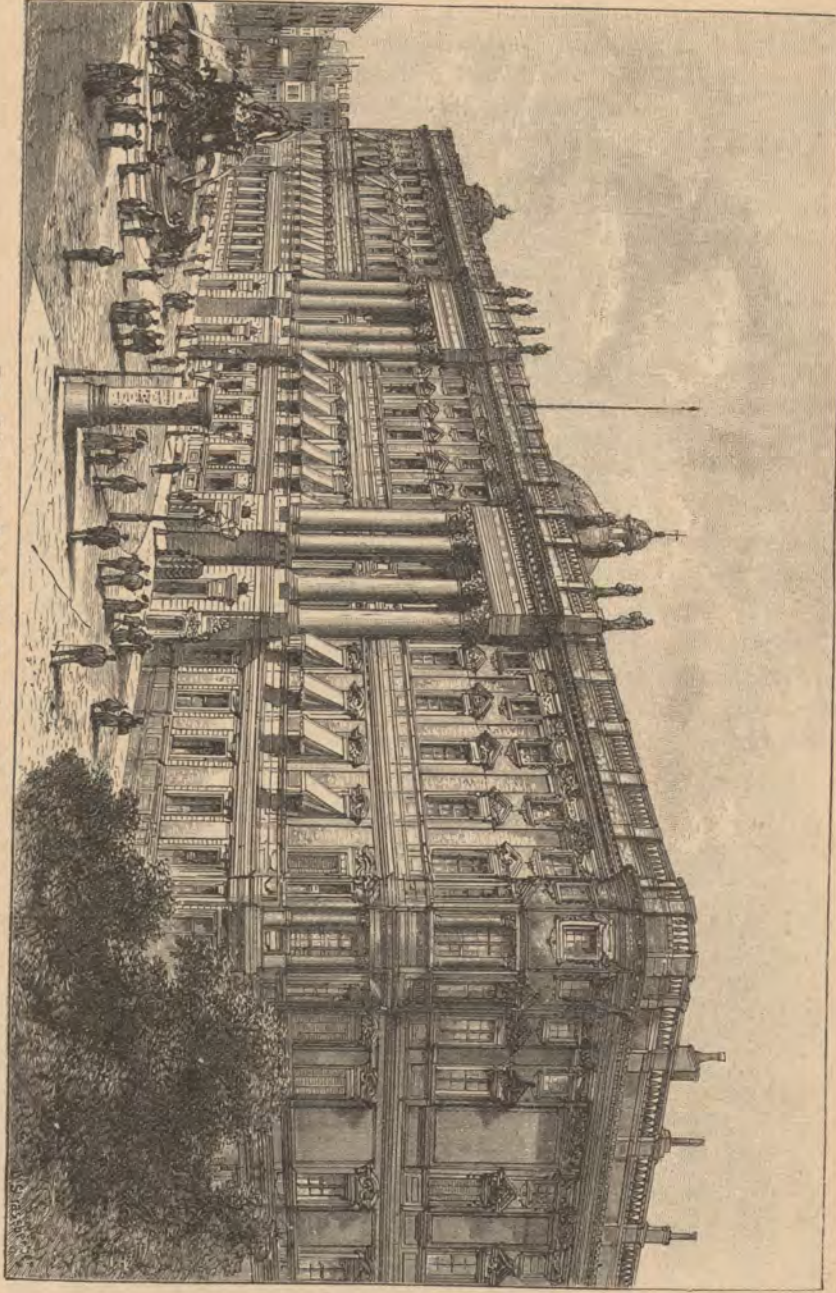
Die Bewohner des Spreewaldes treiben Fischfang und Gartenbau. Der Boden zeigt einen üppigen Pflanzenwuchs, und das Gras kann öfter im Jahre geschnitten werden. Man fährt das Heu nicht ein, sondern stellt es in Haufen in Form eines Zuckerhutes auf, nachdem man eine passende Unterlage gebaut hat, um es vor Überschwemmungen zu schützen.

Hof. Rügen.

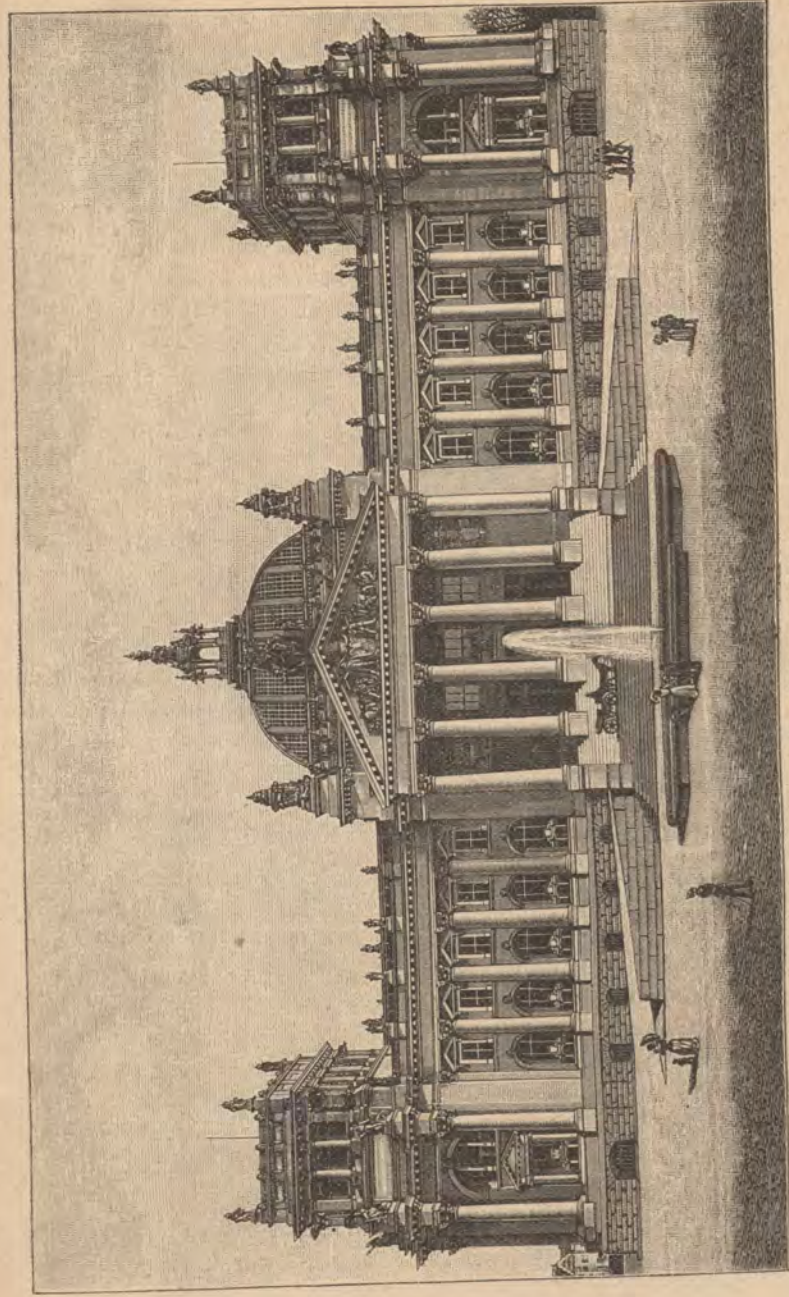
165. In Berlin.

1. Wir näherten uns der Reichshauptstadt. Durch Kiefernwalbungen und an sandigen Heideäckern vorüber hatte uns das Dampfroß geführt. Jetzt meldeten sich die Vorboten der Riesenstadt. An die Stelle des Heidelandes traten ausgedehnte Gemüsegärten. Hier und da erhob sich ein Landhaus, eine Fabrikanlage. Weiterhin ordneten sich die Häuser zu Reihen. Es waren hohe, 3- und 4stöckige Bauwerke: Wohnungen für Arbeiter, die hier draußen weniger Miete zahlen als im Innern der Stadt. Nicht lange dauerte es, da umtoste uns der Lärm des Schlesienschen Bahnhofes. Auf den zahlreichen Schienensträngen rasselten lange Eisenbahnzüge blitzschnell an uns vorüber. Nach wenigen Minuten fuhren wir in die Bahnhofshalle ein, durch deren hochgewölbtes Glasdach die Strahlen der Morgen Sonne nur mühsam hindurchdringen konnten.

Bald rollte der Zug weiter. Wir fuhren jetzt auf der Stadtbahn, die Berlin von Osten nach Westen in weitem Bogen durchschneidet. Die



Das königliche Schloß, die Wohnung Kaiser Wilhelm II.



Das Reichstagsgebäude.

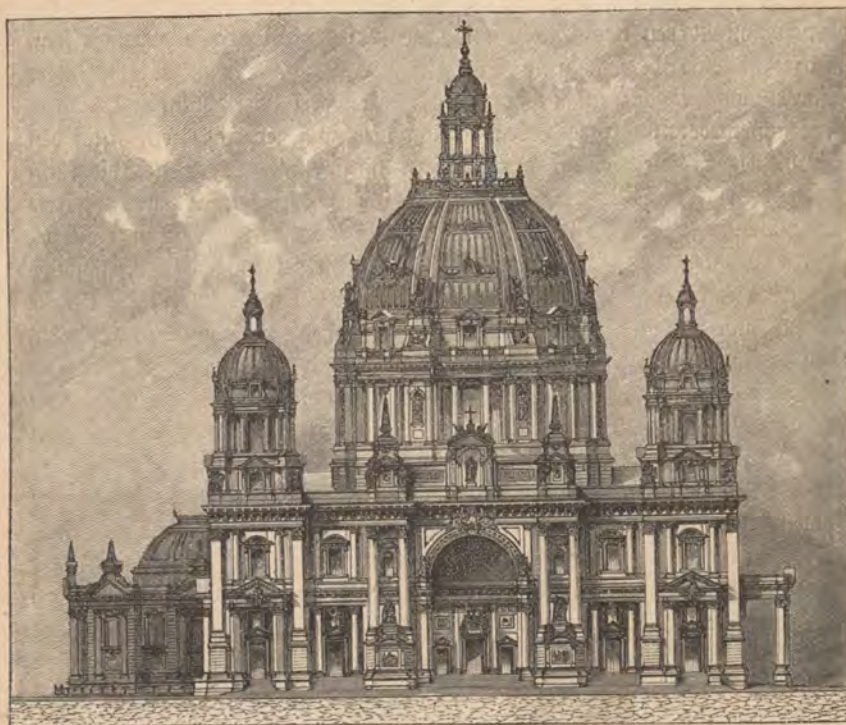
Schienen ruhen auf haushohen Gewölben, die von dicken Mauerpfeilern getragen werden. Rechts und links von der Bahn breitet sich ein unendliches Häusermeer aus. Trotz der Morgenfrühe waren die Straßen schon belebt. Scharen von Arbeitern begaben sich nach den Fabriken, Schulkinder eilten mit ihren Mappen der Schule zu. Von einem Mitreisenden erfuhren wir, daß Berlin, dessen Einwohnerzahl bereits das 17. Hunderttausend überschritten hat, mehr als 225 000 schulpflichtige Kinder zählt, die von 4—5000 Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet werden. Außer einer großen Zahl von höheren und Privatschulen giebt es hier allein über 200 Volksschulen.

Auch auf der Spree, die durch Berlin fließt, und an der die Stadtbahn eine Strecke lang hinfährt, war es bereits lebendig. Große, mit Sand und Mauersteinen beladene Lastschiffe fuhren langsam stromabwärts. Auf den zahlreichen Obstkähnen, die am Ufer lagen, entwickelte sich schon ein reger Handelsverkehr. Stämmige Schiffer ruderten lange, aus Bauholz zusammengesetzte Flöße. Dazwischen bewegten sich in schnellerem Laufe Ruderbote und kleine Dampfer.

2. Unser Ziel war der inmitten der Stadt gelegene Bahnhof Friedrichstraße. Von hier aus traten wir unsre Wandrung an. Zunächst begaben wir uns nach dem Mittelpunkt der Hauptstadt, dem von der Spree bespülten Königlichen Schlosse. Dieses mächtige, von einer Kuppel überragte Bauwerk, das neben mehreren Höfen gegen 700 Säle und Zimmer umschließt, stammt in seiner gegenwärtigen Gestalt der Hauptsache nach aus der Zeit des ersten preussischen Königs. Über dem Nordwestportale wehte die purpurne Königsstandarte zum Zeichen, daß der Kaiser anwesend war. Auf der Südostseite breitet sich der Schlossplatz aus. Wir bewunderten den prachtvollen Brunnen in seiner Mitte, aus dem eine riesenhafte Bildsäule des Meeresgottes Neptun sich erhebt. Über die Spree führt von diesem Platze aus die Kurfürstenbrücke mit dem Reiterstandbilde des Großen Kurfürsten. Wenn wir über sie hinweggehen, so gelangen wir nach dem Rathaus der Stadt Berlin, einem gewaltigen Rohbau aus dunkelroten Backsteinen, dessen hoher Turm die umliegenden Häuser weit überragt. Nordwestlich vom Schlosse liegt der Lustgarten. Prachtvolle Schmuckanlagen umgeben das Denkmal Friedrich Wilhelms III. in seiner Mitte. Diesem gegenüber erhebt sich das Museum, zu dessen offener Säulenhalle eine breite Freitreppe hinaufführt. Es enthält in seinem Innern wertvolle Kunstschätze. Den Platz an der Spree zwischen Schloß und Museum wird in einigen Jahren der neue, großartige Dom einnehmen.

Wir wandten uns nach Westen. Einen Blick warfen wir noch dem Südwestportale des Schlosses zu, vor dem das Denkmal Wilhelms I. errichtet werden soll; dann überschritten wir die mit Marmorgruppen ge-

schmückte Schloßbrücke. Dicht hinter ihr erhebt sich das Zeughaus, von König Friedrich I. errichtet. Es enthält eine Waffensammlung und zahlreiche Erinnerungen an die Ruhmesthaten der preussischen Heere. Vor uns lag jetzt die Straße „Unter den Linden“, die schönste Berlins. In einer Breite von 50 m dehnt sie sich 1 km lang aus bis zum Tiergarten hin. Wir gedachten jenes Frühlingstages im Jahre 1871, als durch diese Straße, begrüßt von dem Jubel vieler Tausender, die siegreichen Truppen unter Führung Kaiser Wilhelms ihren Einzug hielten. Wir gedachten aber auch



Der Dom (nach seiner Vollendung).

an die düstere Pracht, die diese Straße angelegt hatte, als man am Bitterfelden 16. März des Jahres 1888 die entseelte Hülle des greisen Heldenkaisers durch sie zu Grabe führte.

Dort, wo die Doppelallee von Linden beginnt, die der Straße ihren Namen giebt, erhebt sich das herrliche Denkmal Friedrichs des Großen, ein Meisterwerk Rauchs. (Siehe S. 225.) Es steht inmitten der Straße, gerade vor dem Palais Wilhelms I. Wir standen lange vor dem einfachen

Heim des großen Herrschers. In unsrer Erinnerung tauchten jene Tage auf, wo mittags beim Aufziehen der Wache Tausende hier zusammenströmten, um den Kaiser, der dann stets am Fenster stand, mit brausenden Hochrufen zu begrüßen. Auch jener Nacht erinnerten wir uns, als wieder eine dichtgedrängte Menge das Palais umgab, diesmal aber stumm, die bange Blicke nach den matterhellsten Fenstern gerichtet, hinter denen der kaiserliche Greis mit dem Tode rang. Der frühe Morgen sah ihn von seinem Volke scheiden.

3. Die Straße „Unter den Linden“ wird etwa in ihrer Mitte von der genau von Norden nach Süden führenden Friedrichsstraße durchschnitten. Diese ist eine der längsten Straßen Berlins. Ein mäßiger Fußgänger würde, um sie ganz zu durchwandern, gegen drei Viertelstunden brauchen. Ein außerordentlich reges Leben herrscht hier zu jeder Tageszeit. Auf den Granitsteigen, die sich an den Häusern hinziehen, drängen sich die Fußgänger. Auf der Asphaltbahn, die den Fahrweg bildet, rollen Fuhrwerke aller Art. In der Mitte der Straße fahren die mit Menschen dicht besetzten Wagen der Pferdebahn. Oft ertönt die Warnungsglocke, säumige Fußgänger, die den Fahrweg überschreiten, zur Eile mahnend. Die Straße hinauf und hinunter jagen prächtige Kutschwagen und einfache Droschken, von denen Berlin gegen 8000 besitzt. Hier und dort bewegt sich schwerfällig ein Omnibus, von dessen Verdeck die Fahrgäste auf das Gewirr zu ihren Füßen behaglich niederschauen. Wo Hauptstraßen sich kreuzen, hält auf stattlichem Rosse ein Schuhmann und sorgt dafür, daß in dem Verkehr keine Störung eintritt. Plötzlich ertönt ein schrilles Läuten in der Ferne; schnell wenden sich die Fuhrwerke nach rechts und links, und auf dem freigewordenen Mittelwege sausen, von wildschäumenden Rossen gezogen, die Wagen der Feuerwehr vorüber, der Brandstätte zu, nach der man sie durch telegraphische Botschaft gerufen hatte. Über uns erblicken wir zahllose Telephondrähte, die, an Gerüsten auf den Dächern befestigt, die entferntesten Teile der Stadt mit einander verbinden.

Allmählich näherten wir uns dem Süden der Friedrichsstraße, die hier durch die Säulenhallen des Halleschen Thores abgeschlossen ist. Vor uns lag der kreisrunde Belle-Alliance-Platz, in dessen Mitte die von einer Viktoria gekrönte Friedenssäule sich erhebt. Plötzlich ging eine lebhafte Bewegung durch die Menge. Die Fußgänger blieben stehen und ordneten sich in Reihen. Dahersprengende Schutzleute unterbrachen den Wagenverkehr. Aller Augen blickten erwartungsvoll nach dem Thore, durch welches rauschende Militärmusik hereindrang. Ein Regiment kehrte zurück, das draußen auf dem Tempelhofer Felde, dem großen Exerzier- und Paradeplatze der Hauptstadt, geübt hatte. Geführt aber wurde es von dem obersten Kriegsherrn,



Der Kaiser an der Spitze eines Regiments vom Exerzierplatze zurückkehrend.

dem Kaiser. Dicht hinter dem Musikkorps ritt er, mit ernster Freundlichkeit die ehrfurchtsvollen Grüße seines Volkes erwidern.

4. Wir kehrten nach der Straße „Unter den Linden“ zurück. An ihrem westlichen Ende liegt das Brandenburger Thor. Dieses herrliche Bauwerk wird von einer Siegesgöttin überragt, die sich aus einem von vier Pferden gezogenen Kriegswagen erhebt. 1806 wurde dieses Kunstwerk von den Franzosen nach Paris entführt, 1814 aber durch Blücher



Das Brandenburger Thor.

wieder zurückgebracht. Seitdem trägt die Standarte der Viktoria ein Eisernes Kreuz. Durch das Brandenburger Thor gelangt man in den Tiergarten, einen ausgedehnten Park, der von zahllosen Wegen durchkreuzt wird. Gleich am Anfange breitet sich der weite Königsplatz aus. Herrliche Anlagen umgeben die in seiner Mitte errichtete Siegesssäule, ein Denkmal der Siege Kaiser Wilhelms. Ihr gegenüber leuchtet die vergoldete Kuppel des neuen Reichstagsgebäudes. (Siehe Seite 303.)

An einem Abende nahmen wir von Berlin Abschied. Die Straßen, durch die wir zum Bahnhofe fuhren, waren so belebt wie immer. Zwar war die Sonne untergegangen, aber Tausende von Gaslampen und elektrischen Sonnen machten die Nacht zum Tage. Bald lag Berlin hinter uns. Wir fuhren über die dunkle Heide. Nur ein heller Streifen fern am Horizonte kündete noch die Stelle, wo die Riesenstadt lag.

K. Rißmann.

166. Das Königreich Sachsen.

1. Das Königreich Sachsen gehört zu den gewerbreichsten Ländern der Erde. Es nimmt den größten Teil der nördlichen Abdachung des Erz- und des Lausitzer Gebirges ein und wird von der Elbe durchflossen. Während die ebenen und hügeligen Gegenden meist recht fruchtbar sind, gedeihen im Erzgebirge auf weiten Strecken kaum Hafer und Kartoffeln.

2. Aber auch das Gebirge ist dicht bevölkert. Denn in seinem Innern birgt es reiche Kohlen- und Erzschatze, und seine Bewohner sind fleißig, anständig und genügsam. Viele Tausende armer Leute sticken und stricken, spinnen und weben, fertigen Spielwaren, Uhren und Musikinstrumente. Früher bildete, besonders um Annaberg, für Frauen und Mädchen das



Die Bastei in der Sächsischen Schweiz.

Klöppeln von Spitzen den wichtigsten Erwerbszweig; jetzt ist die Spitzenklöppelei, weil sie den aufgewendeten Fleiß gar zu wenig lohnt, meist durch Herstellung von Borten, Fransen, Treffen u. dgl. verdrängt. Den Strichvögeln gleich ziehen im Frühjahr viele Erzgebirger als Hausierer mit Bändern, Blech- und Holzwaren oder als Musiker in alle Länder deutscher Zunge. Zum Winter aber kehrt alles heim, um in der ärmlichen Wohnung mit Weib und Kind das Ervorbene zu verzehren.

3. Das Berg- und Hügelland im Norden und Nordwesten des Erzgebirges enthält die wichtigsten Fabrikstädte Sachsens. Im Anschluß an die reichen Bodenschätze entwickelte sich eine bedeutende Industrie, die eine zahlreiche Menschenmenge ernährt, so daß das Königreich Sachsen zu den am dichtesten bevölkerten Gegenden der Erde zählt. Maschinenbau-Anstalten, Gießereien, Fabriken der verschiedensten Art finden sich überall. Einige Städte sind wegen ihrer Erzeugnisse weltberühmt; so liefert Meißen vor-

zügliches Porzellan, Zwickau Wollwaren, Zittau besonders Leinwand und Chemnitz wird wegen seiner Baumwollspinnereien das „deutsche Manchester“ genannt. Freiberg ist seit Jahrhunderten wegen seiner Silber-Bergwerke bekannt.

4. Da wo die Elbe in das Königreich eintritt, durchbricht sie das Elbsandsteingebirge. Um ihrer anmutigen Landschaften und wunderbar zerklüfteten Felsbildungen willen heißt diese Gegend „Sächsische Schweiz“. Ihr Glanzpunkt ist die Bastei, eine Felsengruppe, die von der Elbe 200 m hoch aufsteigt. Sie gewährt eine wundervolle Aussicht auf steile Tafelberge (z. B. auf den Königstein), auf waldbewachsene Gründe und die reich belebte Elbe. Wenige Stunden unterhalb liegt zu beiden Seiten des Stromes die Hauptstadt Dresden. Durch seine schöne Lage, durch seine prächtigen Bauwerke und ausgezeichneten Sammlungen lockt Dresden alljährlich eine große Zahl von Fremden zum Besuche an.

5. Nordwestlich von Dresden, nahe an der Grenze der preussischen Provinz Sachsen, liegt in fruchtbarer Umgebung die alte Stadt Leipzig. Da sich hier viele wichtige Straßen kreuzen, haben in der Gegend von Leipzig oft gewaltige Kämpfe stattgefunden. Infolge der günstigen Lage der Stadt im Mittelpunkt vieler Verkehrsstraßen ist aber auch ihr Handel zu hoher Blüte gekommen. Durch seine drei Messen ist Leipzig in der ganzen Welt bekannt. Gegen 50 000 fremde Kaufleute strömen zur Messzeit hier zusammen. Für den Buchhandel ist Leipzig der erste Platz in Europa. Daher ragen auch in der mannigfachen Industrie der Stadt diejenigen Gewerbe besonders hervor, welche mit dem Buchhandel zusammenhängen.

H. Krause.

167. Thüringen.

1. Thüringen liegt mitten in Deutschland zwischen dem Harz und dem Thüringer Walde. Es gleicht einem hübschen, bunten Teppiche im Saale des deutschen Landes, schön gestickt und schön geziert. Auf grünem Grunde lagert hier ein breites Thal; dort ragen blaue Berge mit Ritterburgen empor. Hier liegen am silbernen Flüsschen viele Mühlen, in denen es klappert und pocht und stampft; dort sieht man ein Städtlein am Bergeshang.

2. In diesem Lande ist gut wohnen; denn es ist sehr fruchtbar. Man braucht nur ein wenig auf die Höhe zu steigen, so übersieht man meilenweit die üppigsten Felder mit allerlei Früchten; dazwischen liegen friedlich die stattlichen Dörfer, von freundlichen Gärten und Obstanlagen eingeschlossen, dann die duftenden Wiesen und weiter die grünen, frischen Wälder und Bäche und Flüsse dazu; es ist fürwahr eine rechte Lust und Pracht.

3. Und wie das Land, so die Leute. Der Thüringer von echtem Schrot und Korn ist von starkem, gedrunenem Körper, von ruhigem, heiterem, behaglichem Wesen, dem man's ansieht, daß er die Arbeit nicht scheut, daß er sich wohl und glücklich fühlt auf seinem Grund und Boden, und daß ihm nichts abgeht von des Leibes Nahrung und Notdurft. Wohlleben und Behaglichkeit tritt hier dem Reisenden in allem entgegen, in den Gestalten und Gesichtern der Leute, ihren Kleidern, ihren Häusern, ihren Geräten, ihrem Viehstande, ihren Festen.



Die Wartburg.

4. Viel Arbeit und viel Fleiß giebt es auf dem Thüringer Walde. In Lehesten befinden sich die bedeutendsten Schieferbrüche des Festlandes von Europa. Von dort aus erhalten unzählige Gebäude ihre Schieferdächer und Tausende von Kindern ihre Schieferstifte und Tafeln. Oder schau dich einmal in Sonneberg um! Fast in jedem Hause der Stadt und der Umgegend wird geschnitzt und gedreht, gefleischt, gepappt, gemalt, gestrichen, genäht, gezeichnet. Ganze Wälder werden ausgerodet und in Spielsachen und Schachteln verwandelt, die aus dem freundlichen Städtchen

bis in die fernsten Teile der Erde gehen. In Ruhla werden Tabakspfeifen, in Suhl Gewehre gefertigt.

5. Malerisch ist die Tracht der Gebirgsbewohner, besonders der weite, bunte Frauenmantel und die kunstvoll geknüpften seidenen Kopftücher. Auf dem Ruhlaer Schießen oder einem Jahrmarkte daselbst findet man alles beisammen, Tracht und Sprache, Lust und Sang des lebendigen Thüringer Gebirgsvolkes.

6. Unter den Bergen Thüringens sind der Wartburgberg und der Inselberg die besuchtesten, jener wegen seiner geschichtlichen Bedeutung, dieser wegen seiner freien Lage und seiner Fernsicht. Man vermag von ihm aus nicht nur einen großen Teil Thüringens, sondern auch die Rhön, die hessischen Gebirge und den Harz zu sehen.

Karl Runkwitz.

168. Schiefertafel und Schieferstift.

1. Die Heimat der Schiefertafel ist der Thüringer Wald. Auf ihm giebt es turmhohe Berge, die aus lauter Schiefer bestehen. Freilich muß er durch viele Hände gehen, ehe er aus dem Bruche eines solchen Berges als Tafel oder Griffel in den Schulranzen kommt. Die Steinhauer brechen mit Keilen und Hacken aus den Wänden des Schieferbruches mitunter Blöcke von der Höhe und Dicke eines Mannes heraus, spalten sie an Ort und Stelle in dünne Platten, behauen diese aus dem größten und legen sie in Stöße zusammen. Schubkärner fahren dann die Schieferstücke in den nahen Ort. Hier werden sie glatt geschabt und in kleinere und größere Tafeln geschnitten. Noch sind diese viel zu rauh, als daß man auf sie schreiben könnte. Darum werden sie unter fortwährendem Begießen mit Wasser durch feine Sandsteine abgerieben. Wollte man jetzt schon mit dem Stifte auf die Tafel schreiben, so würde es nicht viel anders sein, als wenn man mit weißer Kreide auf weißes Papier schreibt. Die Buchstaben würden kaum sichtbar sein. Damit sie ordentlich in die Augen fallen, werden die Tafeln mit Kohle, welche zu ganz feinem Pulver zerstoßen ist, und mit Öl tüchtig eingerieben. Nun endlich sind sie so weit, daß sie eingerahmt, verpackt und in die weite Welt geschickt werden können.

2. Gewöhnlich kommt der Schiefer in dünnen Platten vor, welche immer eine hinter der andern liegen, gerade so wie die Blätter in einem Lesebuche. Zu Stiften kann dieser Schiefer nicht gebraucht werden; dazu nimmt man andern Schiefer, welcher aussieht, als ob er aus lauter einzelnen Ruten zu-

sammengewachsen wäre. Meistens liegt diese Art Schiefer weit tiefer in der Erde als der Tafelschiefer. Er kann nur so lange bearbeitet werden, als er naß und weich ist. Die Arbeiter teilen mit scharfen Spitzhämmern die großen Stücke in kleinere und spalten diese wieder in lauter einzelne Stifte, die zuletzt durch Schaben rund gemacht werden.

Karl Runkwitz.

169. Der Kyffhäuser.

1. Der Kyffhäuserberg hat seinen Namen von dem alten Schlosse Kyffhausen, welches vorzeiten auf seinem Gipfel stand, und von welchem heut noch Trümmer zu sehen sind. Jetzt trägt er ein prachtvolles Denkmal, das die deutschen Kriegervereine Kaiser Wilhelm I. errichtet haben.

2. Kaiser Barbarossa (so erzählt man), der bei Lebzeiten gern auf dieser Burg und in ihrer Nähe verweilte, ist nach seinem Tode in den Berg hineingezaubert worden und wohnt da, weder lebend, noch tot. Leute, die eben zur glücklichen Zeit, als der Eingang zu seiner unterirdischen Wohnung offen war, dahin kamen, haben ihn gesehen, wie er mit einigen seiner alten Diener auf einer Bank an einem großen, steinernen Tische saß. Da sitzen sie nun schon so lange und unbeweglich, daß ihnen die Bärte durch den steinernen Tisch hindurch bis auf den Boden gewachsen sind. Einst wird aber der Kaiser wieder in seiner vollen Macht und Schönheit hervorkommen, sein Kaisertum wieder in Besitz nehmen, Deutschland über alle Völker groß und glücklich machen, die Türken aus Europa vertreiben und das Gelobte Land wieder erobern. Es bedient ihn inzwischen eine schöne Prinzessin, die niemals alt wird und sich zuweilen außerhalb des Berges sehen läßt; auch hat er manchmal Zwerge zu seiner Bedienung.

3. Eine Gesellschaft Musikanten, die bei einer Hochzeit aufgespielt hatten, nahmen sich in ihrer Lustigkeit heraus, dem Kaiser Friedrich ein Ständchen zu bringen. Die Prinzessin erschien und führte sie in den Berg, wo sie in einem großen Saale herrlich bewirtet wurden. Zum Abschiede steckte die Prinzessin jedem einen grünen Zweig auf den Hut. Die meisten warfen diese Zweige weg, unzufrieden, daß sie kein wertvolleres Geschenk erhalten hätten; nur einer behielt den seinigen und fand, als er damit nach Hause kam, alle Blätter in Goldstücke verwandelt.

In Tilleda, am Fuße des Berges, hatte ein Bauer Kindtaufe. Es fehlte ihm an Wein, um seine Gäste zu bewirten. Daher befahl er seiner Magd, Wein zu holen; als diese ihn mehrmals fragte, wo sie denn den Wein holen sollte, rief er etwas ärgerlich: „Beim Kaiser Friedrich!“ Die Magd ging in ihrer Einfalt wirklich nach dem Kyffhäuser und fand den

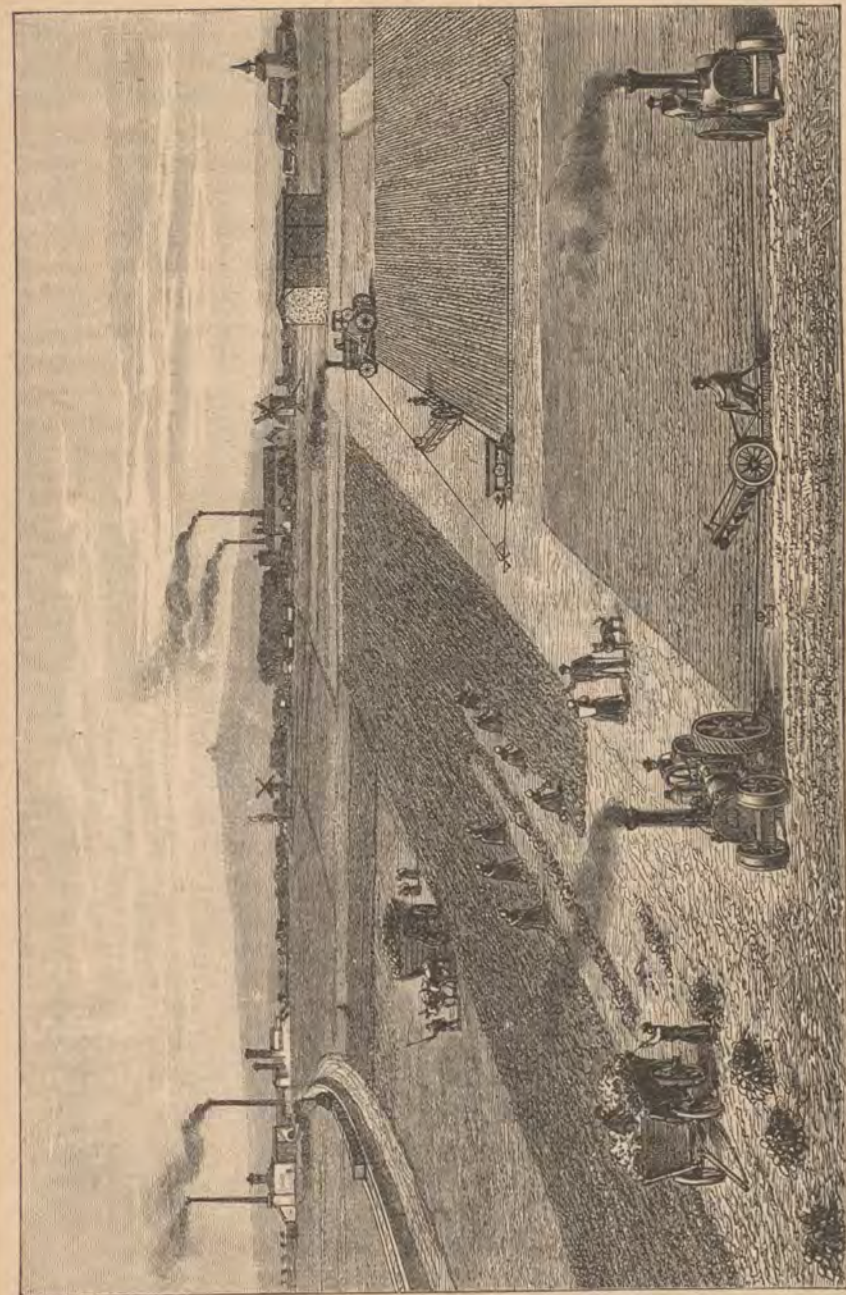
Eingang offen. Die Prinzessin kam, brachte auf ihr Begehren mehrere Flaschen des kostbarsten Weins, und anstatt Bezahlung dafür zu nehmen, schenkte sie ihr noch ein großes Stück Gold. Zugleich trug sie ihr auf, ihrem Herrn zu sagen, wenn er sie zu Gebatter gebeten hätte, würde das neugeborene Kind noch weit mehr Gold von ihr zum Patengeschenk bekommen haben. Der Bauer wollte, als er dies hörte, geschwind das Versäumte nachholen, fand aber in den Berg keinen Eingang.

Berrenner.

170. Aus der Magdeburger Börde.

1. Eine vom besten Boden gebildete Fruchtebene zieht sich auf der linken Elbseite von der Mündung der Saale einige Meilen nordwärts. Träge durchschleicht die Bode, vorher ein übermütiger Gebirgsfluß, die reizlose Landschaft, in der man Berge und Hügel, Wälder und Wiesen vergeblich sucht. Wer aber den moorig-schwarzen Boden dieser Magdeburger Börde je betrat, der schließt aus den herrlichen Gebreiten der wallenden Halmfrüchte und aus den üppigen Rüben-Pflanzungen auf die große Fruchtbarkeit dieses Landstriches. Nur bei Regenwetter möge man eine Wanderung durch die Börde unterlassen, da der erweichte Boden sich dann wie ein fetter Kleister an die Füße heftet und das Fortkommen sehr erschwert. Anhaltend trockene Witterung dörrt diesen Boden wiederum nicht so schnell aus als den leichten Sandboden des andern Elbufers. Kraut, welches unter dem Namen des „Magdeburger Sauerkohls“ weithin versendet wird, Richorie und Zwiebeln gedeihen hier auf das beste. Die wichtigste Kulturpflanze aber, um welche sich hier alles dreht, und welche in die Börde ungeahnte Reichtümer gebracht hat, ist die Zuckerrübe. Zu ihrer Verarbeitung giebt es fast in jedem größeren Dorfe Fabriken. Da werden mitunter täglich 500 bis 600 Arbeiter beschäftigt, die aus den ärmeren Gegenden Deutschlands, z. B. aus dem Eichsfelde, aus der Provinz Posen, von der rechten Oberseite in Schlesien, hierher zu kommen pflegen. Aber nicht bloß dieser fremden Arbeiter bedient sich der Landmann, um dem Boden möglichst großen Ertrag abzugewinnen; er ist außerdem genötigt, die Kraft des Dampfes und mannigfaltige Maschinen zum Pflügen und Säen, Mähen und Ausdreschen zu verwenden. Unser Bild zeigt im Hintergrunde die rauchenden Schornsteine einer Zuckerrübenfabrik, links seitwärts einen Eisenbahnzug, der einem Braunkohlenwerke zueilt, um dort die aus dem Innern der Erde gewonnenen Schätze aufzunehmen. Im Vordergrunde ist der fleißige Landwirt damit beschäftigt, die Zuckerrüben zu ernten und das Feld aufs neue zu bestellen.

2. Die Bördedörfer sind nicht klein, sondern zählen bis viertausend Bewohner. Da Holzarmut herrscht, sind alle Häuser massiv. Neben alten



In den Rübenfeldern der Provinz Sachsen.

Gebäuden und niedrigen Häuschen findet man viele neuere Gehöfte mit großen, schönen Einfahrtsthoren und stattlichen, vornehm eingerichteten Wohnhäusern. Unter dem Einflusse des schnell gestiegenen Reichtums der Bewohner schwinden leider die eigenartigen Sitten und Gebräuche immer mehr; immer seltener werden die derben, biedern Bauern vom alten Schläge; immer mehr wird die einfache Kleidung alter Zeit durch teure Stoffe neuester Mode verdrängt, und zugleich fängt man an, sich der alten, lieben Muttersprache, des Plattdeutschen, zu schämen.

3. In der Tierwelt sind besonders Hamster und Gase bemerklich. Jener kann, obwohl er nur klein ist, zur Landplage werden. Denn in seiner unterirdischen Wohnung speichert er oft einen ganzen Scheffel Gerste, Hafer oder Weizen auf; dabei kommt er in so großer Zahl vor, daß ein Hamsterjäger an einem Tage schon 100 Stück erlegt hat.

Nach der „Gartenlaube“.

171. Das Leben im Harz.

1. Unter den norddeutschen Gebirgen verleihen dem Harz besonders seine aus Granit gebauten hohen Kuppen, seine tiefen Felsenthäler, unter denen sich das der Bode, Ocker, Ilse und Selke auszeichnen, und seine vorzügliche Bewaldung ein malerisches Aussehen. Während der Sommermonate werden diese Thäler von einer ansehnlichen Zahl von Gästen belebt, die entweder wegen der anziehenden Umgebungen längere Zeit hier verweilen oder nach den höheren Gebirgsgegenden, nach der Teufelsmühle auf dem Rammberge oder nach der Rosttrappe oder nach dem Brocken weiter ziehen.

2. Der Brocken ist der höchste Berg des nördlichen Deutschlands (1140 m). Von ungeheurer Tannentwaldung ist er umlagert. In der Höhe von 1000 m schwindet der Baumbuchs, nachdem er zuvor niedrig und krüpplichtig geworden; nur Moose, Bergkräuter und Brockenanemonen überziehen die nicht felsigen Stellen des kahlen Gipfels. Auf der Kuppe liegen zwei Felsstücke, Hexenaltar und Teufelskanzle, und dort entspringt der Hexenbrunnen, ein heller, sehr kalter Quell. Unweit davon ladet ein Gasthaus zum Übernachten ein; darüber ragt eine Turmwarte hervor, welche weit in die Ebenen des alten Sachsenlandes hineinschauen läßt. Man sieht in dämmernder Ferne die Städte Magdeburg, Braunschweig und Hannover. Die Elbe vermutet man in einem feinen Silberstreif am Horizonte. Gegen Süden liegen Hunderte von Gipfeln und dunkle Tannentwälder, und dazwischen schimmern grüne Gebirgswiesen. Über den ganzen Harz hinweg sieht man bis zum Schlosse von Gotha und zum Herkules bei Rassel.

3. Der prangende Wald nimmt $\frac{1}{4}$ der Gesamtfläche des Harzes ein. Düstere Nadelwälder bedecken fast alle höheren Gipfel, und bis zu 500 m

gedeihen, namentlich im Unterharz, die herrlichsten Laubwälder. Der Waldbau bildet besonders in dem rauheren Oberharz, wo Nadelholz vorherrscht, eine der vorzüglichsten Arbeiten der Bevölkerung. Auch die Waldböhlerei hat eine erhebliche Ausdehnung gewonnen, da durch sie der Brennwert des Holzes leichter sich nutzbar machen läßt.

4. Der augenfälligste Zug im gesamten Leben des Harzes ist das berg- und hüttenmännische Wesen. Das haben seine Blei- und Silbergruben, vorzüglich der Gegenden von Goslar, Klauenthal, Zellerfeld, Andreasberg und Harzgerode, veranlaßt. Daher nehmen dort nicht bloß Waldarbeiten aller Art und die rein und harmonisch tönenden Glocken der Viehherden, mit denen die einsamen Hirten weit in die Wälder hineinziehen, sondern weit mehr noch die bunten Erscheinungen bergmännischen Treibens unsere Aufmerksamkeit und Teilnahme in Anspruch. Denn überall schwingt dort der Bergmann den Fäustel, schmelzt der braune Hüttenmann die dem Gebirgsschoße entnommenen Erze; überall sieht man dort Gruben, aufsteigende Rauchwolken, und in fröhlicher Stunde vernimmt man in der harten scharfen Mundart den Trinkspruch des Oberharzes: „Es grüne die Tanne, es wachse das Erz! Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!“

5. Schon im zehnten Jahrhundert sollen die Silberschätze des Harzes ausgebeutet worden sein. Der Erzeichtum dieses Gebirges war es, der die Menschen anlockte, sich in jenen ungastlichen Gegenden, die weder Obstbäume noch Saatzfelder gedeihen ließen, anzusiedeln. Wie hätten sonst Städte, wie Klauenthal und Zellerfeld, auf jenen kahlen, baumleeren Höhen, 600 m über dem Meere, sich erhalten können? Goslar, die alte Kaiserstadt in der Nähe des erzeichen Rammelsberges, wurde frühzeitig Hauptort für den Bergbau. Viele Punkte des Harzes sind durch geschichtliche Erinnerungen geweiht; andre, wie der Brocken und die Rosttrappe, sind geschmückt durch die im Munde des Volkes lebenden Sagen.

Zof. Anzen.

172. Der Rhein.

1. Hoch oben in den Schweizer Alpen, da, wo die Berge mit ewigem Schnee bedeckt sind und mit ihren weißen Häuptern in die Wolken hineinragen, hat der Rhein seinen Ursprung. Er entsteht aus einigen Bächen, die aus den Gletschern vom St. Gotthard kommen. An der deutschen Grenze durchfließt er den Bodensee und bildet dann bei Schaffhausen einen mächtigen Wasserfall. Bei Basel tritt er in eine Ebene ein. Sie wird nach Osten hin vom Schwarzwalde und Oberrheine, im Westen von dem Wasgenwalde eingeschlossen.

Hier liegt im Westen des Rheins das Elsaß mit Straßburg. Östlich vom Rhein liegt das Großherzogtum Baden. Zwischen dem

Schwarzwalde und Odenwalde kommt der schiffbare Neckar aus Schwaben daher und vereinigt sich bei Mannheim mit dem schon sehr breiten und tiefen Rheine. Noch größer ist der Main, welcher der Festung Mainz gegenüber in den Rhein mündet. Unterhalb dieser Stadt rücken die Berge näher zusammen und bilden an der rechten Seite des Flusses den gesegneten Rheingau. Da liegt Weinberg an Weinberg. Zwischen ihnen ziehen sich Nußbäume und Kastanien mit eßbaren Früchten hin. Freundliche Dörfer, stattliche Städtchen, schmucke Landhäuser und Schlösser liegen in diesem großen Fruchtgarten zwischen Hügeln und an den Rheinufern zerstreut. Aber noch schöner und sehenswerter als diese Gegend sind die Rheinufer von Bingen an.



Der Rheinfall bei Schaffhausen.

2. Während auf der westlichen Seite der Hunsrück mit seinen hohen Felsen den Strom einengt, bilden die Höhen des Taunus auf der östlichen Seite ebenso steile Uferländer. Hoch über dem freundlichen Städtchen Rüdesheim ragt der Niederwald empor, den seit 1883 das stolze National-Denkmal (S. S. 262) krönt. Der Abhang des Berges ist von reichen Weingeländen geschmückt. Hier reifen in der milden Sonne die köstlichsten Trauben.

Hohe Walnußbäume beschatten die kleinen Ebenen am Strome. Alle Arten von Obstbäumen schütten im Sommer und Herbst ihren reichen Segen aus und bezaubern im Frühjahr durch eine unvergleichliche Blütenpracht. Auch der Mensch hat nun seit bald

zwei Jahrtausenden daran gearbeitet, die Ufer des Stromes mit Städten und Felsenclössern, mächtigen Festen und herrlichen Kirchen, mit Klöstern und Landhäusern zu zieren. Burg um Burg begleiten auf den Höhen zu beiden Seiten seinen Lauf. Einige schauen noch trotzig hinab ins Thal; sie haben Jahrhunderte hindurch vor keinem Sturme gezagt; von den meisten ist aber nur noch wenig alterndes Gemäuer stehen geblieben, und der blaue Himmel schaut durch die offenen Fenster. Auf dem Flusse aber ist ein neues Leben erblüht. Stolz schwimmen die Dampfschiffe stromauf und stromab. Rauchend bewegen sich die Schleppschiffe in den Wellen fort; große, schwer beladene Rähne folgen ihnen. Bald werden sie von den rascheren Personendampfern überholt.

Am rechten Rheinufer liegt das Städtchen Raab. Hier ging der alte Blücher in der Neujahrsnacht 1814 über den Rhein. Weiter stromabwärts verengen sich die Ufer; der Fluß wird schmaler, und schroff türmen sich rechts und links die Felsen in die Höhe. Am Lorelei geht's vorüber, weiterhin rasch vorbei an prächtigen Schlössern, zerfallenen Burgen und freundlichen Ortschaften.

3. Ein Stück stromabwärts beginnt wieder eine der anmutigsten Gegenden des Rheins, das Siebengebirge. (Vergl. das Bild auf folg. Seite). Wie Regel erheben sich die Bergkuppen dicht neben einander am östlichen Ufer. Nun tritt der Fluß für immer aus den Bergen heraus. Er nimmt von hier an seinen Lauf durch eine weite Ebene, die immer flacher und gleichförmiger wird. Zunächst fließt er an dem freundlichen Bonn mit seinen Landhäusern vorüber. Dicht am Rheine erhebt sich das Standbild des kernhaften deutschen Mannes Ernst Moritz Arndt, der einst in trüber Zeit dem Vaterlande es ins Gewissen rief: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“

Durch reiche Getreidefelder und Obstgärten wälzt der mächtige Strom seine Wasser bis nach Köln und weiterhin bis zur Nordsee fort.

4. Köln ist die größte Stadt der Rheinlande. Sie wurde von den Römern gegründet und war einst deren wichtigste Kolonie am Rheine. Im Mittelalter war ihr Reichthum sprichwörtlich. Vor und unter der Herrschaft der Franzosen war sie aber sehr heruntergekommen. Seit sie zu Preußen gehört, ist die Zahl ihrer Einwohner, ihr Handel und ihre Wohlhabenheit schnell und mächtig gewachsen. Eine riesige Brücke mit steinernen Pfeilern führt über den Fluß und dient zugleich als Eisenbahnbrücke. Hoch überragt die Häuser der herrliche Dom. Sein Bau begann im Jahre 1248; nach 240 Jahren, als er zur Hälfte fertig war, fehlte das Geld zur Fortsetzung des Baues. Es ist das Verdienst

der Könige Friedrich Wilhelm III. und IV., die Vollendung dieses Gotteshauses, als des schönsten Denkmals mittelalterlicher Baukunst, angeregt und durch große Summen gefördert zu haben. Erst dem Kaiser



Der Kölner Dom.

Wilhelm I. war es vergönnt, das fertige Gotteshaus einweihen zu dürfen als ein Zeichen deutscher Einheit und Größe an den Ufern des prächtigen, deutschen Stromes.

Nach Mendelssohn u. a.

173. Der Weinstock.

Was die Rose unter den Blumen ist, das ist die Weintraube unter den Früchten. Lieblich ist schon der Geruch der zarten Blüte des Weinstocks; aber noch herrlicher ist der Geschmack der gereiften Beere. Er ist ohne Zweifel, wie wir aus der Heiligen Schrift wissen, im mittleren Asien ursprünglich einheimisch. Dort wächst er wild, und sein Stamm erreicht nicht selten einen Umfang von 1—2 m, steigt bis zum Gipfel der höchsten Bäume hinan, sie ganz umschlingend und verbindend, und trägt überreichlich

H. Frits Deutsches Lesebuch. Ausg. A. II.

21



Grafenfeld.

Der Rhein und das Siebengebirge.

Sieft Sonnenwirth.

die herrlichsten Trauben. In der Nähe des Ararat fing Noah an, ihn zu bauen. Auch in Palästina gedeiht er vortrefflich, und was die Heilige Schrift von den großen Trauben Kanaans erzählt, das bestätigen neuere Reisende. So schreibt z. B. ein Missionar vom Fuße des Libanon: „Wir genossen unser Abendessen unter einem großen Weinstocke, dessen Stamm ungefähr $\frac{1}{2}$ m im Durchmesser hatte. Er bedeckte mit seinen Reben eine Hütte, mehr als 16 m lang und ebenso breit. Die Trauben an diesen Weinstöcken sind so groß, daß sie 5–6 kg wiegen, und ihre Beeren haben die Größe einer kleinen Pflaume. Man schneidet eine solche Traube ab, legt sie auf ein 1 m langes Brett, setzt sich um die Traube herum, und jeder ißt davon, so viel er will. Hie und da finden sich Trauben, die bis 10 kg wiegen, an deren einer notwendig ihrer zwei tragen müssen, wenn sie unverletzt fortgebracht werden soll.“

Nach Deutschland kam der Weinstock wahrscheinlich durch die Römer. Man lernte schon frühzeitig die Kunst, aus dem Saft seiner Beeren durch Gärung ein erquickendes und stärkendes, aber zugleich berauschendes Getränk zu bereiten. Am ausgedehntesten ist der Weinbau in Deutschland, Ungarn, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Griechenland. In unserm Vaterlande gedeiht er besonders an den sonnigen Abhängen der Berge am Rhein; aber auch an der Mosel, am Main, an der Donau und am Bodensee ist sein Anbau lohnend. Man pflanzt den Weinstock meistens an den Abhängen, welche nach Süden liegen, und eine solche Pflanzung heißt Weingarten oder Weinberg; doch giebt es auch in der Ebene viele Weingärten.

Die Bearbeitung eines Weinberges erfordert viel Mühe und Fleiß; aber nur durch günstiges Wetter während der Blüte und bis zur Zeit der Reife kann dieser Fleiß seinen vollen Lohn erhalten. Durch eine Reihe schlechter Jahre können Weinbergbesitzer in ihrem Vermögen gänzlich herunterkommen; einige gute Weinjahre dagegen reichen oft hin, allen Schaden wieder gut zu machen.

Durch den Anbau haben sich eine Menge Abarten des Weinstocks gebildet, so daß man bereits über 1600 Arten zählt. Unter den deutschen Weinen wird der Rheinwein für den besten gehalten. In Europa werden jährlich gegen 99 900 000 Hektoliter Wein gewonnen. Weder der Zucker-, noch der Kaffeebau, noch

auch der Theebau der Chinesen gewähren einen so reichen Ertrag.

Die Äste des Weinstocks heißen Reben; mit Wickelranken klettern sie an Gegenständen in die Höhe. Die Blätter sind handgroß, herzförmig, 3- oder 5lappig und am Rande grob gezähnt. Die Blüten stehen in Sträußen; sie haben eine fünfblättrige Krone, sind grünlichweiß und wohlriechend und im ganzen unansehnlich. Die Beere ist kugelförmig oder länglich, von grüner, gelber, roter oder blauer Farbe.

In Griechenland wird eine Art des Weinstocks angebaut, die kleine, kernlose Beeren trägt; sie kommen unter dem Namen Korinthen oder kleine Rosinen in den Handel. Die getrockneten größern Beeren südlicher Weinstöcke heißen große Rosinen. Beide Sorten bilden einen bedeutenden Handelsgegenstand.

Berliner.

174. Lorelei.

1. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin;
ein Märchen aus alten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn.
Die Luft ist kühl, und es dunkelt, und ruhig fließt der Rhein;
der Gipfel des Berges funkelt im Abendsonnenschein.

2. Die schönste Jungfrau sitzet dort oben wunderbar;
ihr goldnes Geschmeide blinket, sie kämmt ihr goldenes Haar.
Sie kämmt es mit goldenem Kamme und singt ein Lied dabei,
das hat eine wundersame, gewaltige Melodei.

3. Den Schiffer im kleinen Schiffe ergreift es mit wildem Weh;
er schaut nicht die Felsenriffe, er schaut nur hinauf in die Höh'.
Ich glaube, die Wellen verschlingen am Ende Schiffer und Kahn;
und das hat mit ihrem Singen die Lorelei gethan.

Heinrich Heine.

175. Krupps Werke.

1. In Essen befindet sich die Gußstahlfabrik von Krupp; sie stellt hauptsächlich Geschütze, Eisenbahnschienen, Radreifen, Achsen u. a. her, und ihre Erzeugnisse verkünden in aller Welt den Ruhm deutscher Arbeit. Höchst bescheiden war ihr Anfang. Auf einem kleinen Fleckchen Erde hatte Vater Friedrich Krupp eine Maschinenfabrik errichtet und seine Esse mit zwei Gefellen, welche nach alter Sitte bei ihm über der Werkstatt wohnten, geschürt. Heute aber bedecken die Kruppschen Werke einen Flächenraum von 400 Hektar. Wohin der Blick reicht, trifft er auf rauchgeschwärmte Ramine,

ausgebehrte Hallen, in denen Schmiede thätig sind, Gußwerke, in denen das flüssige Metall glüht und sprüht, wo Bälge blasen, Hämmer dröhnen und Tausende von Arbeitern den ihnen zugewiesenen Beschäftigungen obliegen. Die Krupp'sche Gußstahlfabrik besitzt über 3000 verschiedene Öfen, über 450 Dampfmaschinen und über 1600 Werkzeugmaschinen.

Es gehören zum ganzen Werke ferner 4 Hütten mit 11 Hochöfen, welche das erforderliche Roheisen liefern, 4 Kohlenzechen und über 550 Eisensteienzechen in Deutschland. In den Hütten werden monatlich nahezu 10 Mill. kg Roheisen gewonnen. Auf sämtlichen Feuerungsanlagen werden täglich soviel Kohlen verbraucht, als 6 Eisenbahnzüge mit je 50 vollbeladenen Wagen enthalten. In dem Werke selbst befinden sich zur Vermittelung des Verkehrs über 70 km Eisenbahn mit 30 Lokomotiven und 1000 Wagen, 80 Pferde mit 200 Wagen, über 30 Telegraphenstationen und mehr als 150 Fernsprechstellen; außerdem befindet sich hier eine eigne Feuerwehr, eine eigne Gasfabrik, eine Wasserleitung, ein chemisches Laboratorium, eine photographische und eine lithographische Anstalt, eine Buchdruckerei und eine Buchbinderei. Die Gesamtzahl der auf den Krupp'schen Werken beschäftigten Arbeiter beträgt über 20 000 (mit 50 000 Familienangehörigen), ein wahres Heer, das ameisenartig in den großartigen Anlagen schafft und im einträchtigen Zusammenarbeiten seine Aufgabe mit der Sicherheit einer Maschine löst.

2. Das Verdienst dieser großartigen Entwicklung des Werkes gebührt Alfred Krupp, dem Sohne des Begründers. Unter Mühen und Sorgen hat er das Geschäft seines Vaters übernommen; aber reicher Erfolg hat sein unermüdliches Ringen und Streben endlich belohnt. Er war ein wahrer Vater seiner Arbeiter; ihr leibliches und geistiges Wohl ließ er sich stets angelegen sein. In den 4000 Beamten- und Arbeiterwohnungen finden die Insassen alles, was sie nach ihrer Lebensstellung beanspruchen können. Die Konsumanstalt gewährt den Arbeitern Gelegenheit, ihren Bedarf gut und verhältnismäßig billig einzukaufen. Zu ihr gehören 1 Gasthof, 8 Bierhallen, 1 Selterswasserfabrik, 1 Dampfmühle, 1 Bäckerei, 1 Schlächtereie, zahlreiche Verkaufsstellen für Waren der verschiedensten Art. Die Bäckerei erzeugt monatlich 200 000 kg Brot. Eine Kranken- und Pensionskasse, ein Krankenhaus, eine Badeanstalt, ein Lebensversicherungsverein, vier Volksschulen mit mehr als 20 Klassen, eine Industrieschule für Mädchen und eine Frauenarbeitschule legen Zeugnis ab für die umfassende Sorge, welche Krupp dem Wohle seiner Arbeiter widmete. Jeder Versuch, unter ihnen Unzufriedenheit gegen ihren Brotherrn zu erregen, ist denn auch gescheitert.

3. Im Jahre 1887 starb Alfred Krupp, hochgeehrt von seinem Kaiser, tiefbetrauert von seinen Arbeitern. Sein Sohn Friedrich Alfred Krupp leitet das Werk in dem Geiste seines Vaters und konnte sich im Jahre 1890

hoher Ehren- und Gunstbezeugungen seines kaiserlichen Herrn, Wilhelms II., erfreuen, als dieser die Essener Werke durch seinen Besuch auszeichnete.

Nach Ohm.

Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein; dann bringt Arbeit Segen; dann ist Arbeit Gebet. Alfred Krupp.

176. Der reichste Fürst.

1. Preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Wert und Zahl, saßen viele deutsche Fürsten einst zu Worms im Kaisersaal.
2. „Herrlich,“ sprach der Fürst von Sachsen, „ist mein Land und seine Silber hegen seine Berge wohl in manchem tiefen Schacht.“ [Macht;
3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle,“ sprach der Kurfürst von dem Rhein, „goldne Saaten in den Thälern, auf den Bergen edlen Wein!“
4. „Große Städte, reiche Klöster,“ Ludwig, Herr zu Bayern, sprach, „schaffen, daß mein Land dem euern wohl nicht steht an Schätzen nach!“
5. Eberhard, der mit dem Barte, Württembergs geliebter Herr, sprach: „Mein Land hat kleine Städte, trägt nicht Berge silberschwer;
6. doch ein Kleinod hält's verborgen: daß in Wäldern, noch so groß, ich mein Haupt kann kühnlich legen jedem Unterthan in Schoß.“
7. Und es rief der Herr von Sachsen, der von Bayern, der vom Rhein: „Graf im Barte, Ihr seid der reichste! Euer Land trägt Edelstein.“

Justinus Kerner.

177. Süddeutschland.

1. Die Berge und herrlichen Thäler der bayerischen Alpen mit ihren klaren blauen und grünen Seen, rauschenden Wasserfällen, üppigen Wiesenmatten und dunklen Tannenwäldungen bilden die malerische Südgrenze der schwäbisch-bayerischen Hochfläche. Allmählich senkt sie sich zu dem breiten Thale der Donau. Zwischen unregelmäßig verteilten Hügeln liegen die stattlichen Wasserspiegel des Ammer-, Würm- und Chiemsees. Iller, Lech, Isar und Inn schießen in reißendem Laufe von Südwest nach Nordost die steil geneigte Hochfläche hinab der Donau zu. Den Flüssen entlang breiten sich Thalebene aus, zum Teil von Sümpfen bedeckt, die in Bayern „Moos“ (Einzahl Moos), in Schwaben „Nied“ heißen. Die größten dieser Flußebenen sind das Isarbeck bei München und das Lechfeld bei Augsburg. Das Klima des Landes ist ziemlich rau. Im Norden finden wir weite Ackerfelder, im Süden zumeist Wiese und Wald.

2. München, die Hauptstadt des Königreichs Bayern, ist die höchstgelegene Großstadt des Deutschen Reiches. Die sie umgebende weite Hochfläche liegt 500 m über dem Meere. Im Fremdenverkehr wird München nur von Berlin übertroffen. Hier kreuzt sich die unmittelbare Eisenbahnverbindung zwischen Paris und dem Orient mit der von Berlin über den Brenner nach Italien. Die kunststümmigen bayerischen Könige, besonders

Ludwig I., haben die Stadt zum ersten Kunstplaz Deutschlands erhoben. Es mögen wohl einige Tausend Künstler, (Maler, Bildhauer, Kupferstecher u. a.) daselbst leben. Prachtige Kirchen und Paläste, herrliche Denkmäler und reichhaltige Museen schmücken die Residenz. München ist der Hauptsitz der bayrischen Bierbrauerei. Ungeheure Mengen Bieres werden nach allen Gegenden Deutschlands, ja sogar nach dem Auslande verkauft.

3. Um das Jahr 1500 war Augsburg am Lech die reichste, blühendste und kunstsinigste Stadt Deutschlands. Die „Augsburger Pracht“ war weltberühmt. Die prächtigen Häuser der reichen Kaufherren waren selbst außen mit Wandgemälden geschmückt. Durch die Weberei und durch den Handel mit Italien war die Stadt so reich und mächtig geworden, daß das berühmte Kaufmannsgeschlecht der Fugger dem Kaiser Karl V. große Summen nicht nur borgen, sondern, wie erzählt wird, sogar schenken konnte.

4. Auf der linken Seite wird die Donau von dem Schwäbischen Jura begleitet. Er besteht hauptsächlich aus Kalkgestein, in dem unterirdisch fließende Gewässer zahllose Höhlen und Grotten, die mit seltsamen Tropfsteingebilden geschmückt sind, ausgewaschen haben. In denselben liegen aus grauer Vorzeit die Gebeine von Bären, Riesenhirschen, Elentieren und Nenntieren aufgehäuft, untermischt mit den aus Feuersteinen und Knochen gearbeiteten Waffen und Werkzeugen ihrer Jäger. Landschaftliche Schönheit besitzt nur der nördliche Teil, der Fränkische Jura, die höhlenreiche Fränkische Schweiz.

Zwischen dem Jura und dem Böhmerwalde öffnet sich buchtenartig nach Norden das Hügelland der Oberpfalz. Böhmer- und Bayerwald verdienen den Namen Waldgebirge durch ihre herrlichen, wohlgepflegten, oft urwaldartigen Fichten- und Buchenbestände.

5. Östlich von der Oberpfalz liegt Mittelfranken mit dem alttümlichen Nürnberg. Durch ihre gewerbliche Thätigkeit steht diese Stadt einzig in ihrer Art da. Hier wurden die Taschenuhr, das Messing und die Windbüchse erfunden, die Holzschneidekunst und die Landarten wesentlich verbessert; hier werden seit Jahrhunderten tausenderlei „Nürnberger Kurzwaren“ erzeugt. Schon im Mittelalter sagte man: „Nürnberger Land geht durch alle Land.“ Die Hauptglanzzeit Nürnbergs fällt in das 15. und 16. Jahrhundert. Da wohnten hier nicht nur reiche Kaufleute, sondern auch berühmte Künstler, wie der Maler Albrecht Dürer, der Bildhauer Adam Kraft und der Erzgießer Peter Vischer. Nicht ohne Staunen kann der Fremde ihre zahlreichen Meisterwerke betrachten. Die Stadt mit ihren herrlichen Kirchen wird von der auf steilem Fels gelegenen Hohenzollernburg überragt. Von hier aus zog einst Burggraf Friedrich VI. als erster hohenzollerischer Kurfürst nach der Mark Brandenburg.

6. Eine herrliche Lage hat am Main, an der Regnitzmündung, die Bischofsstadt Bamberg. Der weite, tiefe Thalkessel mit seinen Weinbergen, seinem fruchtbaren Marschboden und milden Klima wird von den Vorhöhen des Fränkischen Jura, des Steigerwaldes und des Thüringerwaldes umschlossen. Hier wird der Main schiffbar und strömt in vielgewundenem Laufe, begleitet von Neben und Neßgelaüt, dem Rheine zu. Die besten Weine wachsen bei der Universitätsstadt Würzburg.

7. Das Gebiet des Neckars bildet, abgesehen von dem unteren badischen Teile, den Hauptbestandteil des Königreichs Württemberg. Es ist durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet und liefert große Mengen von Getreide und Obst. Im Neckarthale drängt sich Ort an Ort. Reiche Dörfer liegen in Obstwäldern versteckt, und sorgsam gepflegte Weinberge ziehen sich an den Bergabhängen in die Höhe. In den Städten wohnt eine gewerbsleißige Bevölkerung. Das Gebiet, besonders in der Gegend von Cannstatt, gehört zu den bevölkertsten von Europa. Am Neckar liegt das freundliche Tübingen, etwas seitwärts vom Flusse die bedeutende Residenz Stuttgart so gänzlich im Schoße von Weinbergen, daß es im Volksmunde von ihr heißt: „Wenn es nicht selber tränke den Wein, so würd' es im Weine ertrunken sein.“

8. Jenseit des Schwarzwaldes zieht sich am rechten Rheinufer das Großherzogtum Baden hin. Das sehr wohlhabende Land ist ein wahrer Gottesgarten. Wir verehren in seinem Herrscherpaare die Großherzogin als eine Tochter unsers Heidentaisers Wilhelm I. und den Großherzog als einen Mitbegründer und einen der treuesten Witerhalter des Deutschen Reiches. Die Hauptstadt Karlsruhe ist erst am Anfange des vorigen Jahrhunderts von einem badischen Fürsten in einer öden Landstrecke gegründet worden. Die fächerartige Altstadt umschließen heute freundliche Villenstraßen. Gewerbliche Thätigkeit und Kunstpflege lassen Karlsruhe einen hervorragenden Plaz unter den deutschen Städten einnehmen. Am Ausgange des wegen seiner Naturschönheiten hochberühmten Dreisamthales liegt die Universitätsstadt Freiburg im Breisgau. Heidelberg im lieblichen Neckarthale ist die älteste Universität des Deutschen Reiches. Den schönsten Schmuck der Stadt bilden die prachtvollen Überreste des alten kurpfälzischen Schlosses, das 1689 durch die Franzosen zerstört wurde. An der Mündung des Neckars in den Rhein liegt Mannheim, der wichtigste Handelsort am Oberrhein. Bis hierher kommen Rotterdammer Schiffe mit 5000 Ztr. Ladung.

9. Von Heidelberg führt ins Großherzogtum Hessen die vielbesuchte Bergstraße an dem steilen, von zahlreichen Ruinen überragten Westabhange des freundlichen Odenwaldes bis nach Darmstadt. Vom Malchen schweift der Blick über die schöne, mit Dörfern besäte Rheinebene bis zu Haardt und Taunus hinüber. Nußbaum und Rebe, selbst Mandel und Kastanienbaum haben hier eine milde Heimat gefunden.

10. Fluß und Berg gliedern die Rheinpfalz, die fast ganz zu Bayern gehört, von Ost nach West in drei Hauptgruppen: die Rheinebene, das Bergland und das Hügelland. Die Rheinebene ist vorwiegend Ackerland mit gartenmäßiger Feldkultur. Hier wird auch Tabak und Hopfen in reichem Maße angebaut. Wo sich diese Ebene sanft ansteigend zu den Vorhöfen der Haardt erhebt, beginnt die Herrschaft des Weinstocks, und Städte und stadähnliche Dörfer, eng sich aneinander reihend in langem Straßenzuge, schließen die Westgrenze der Ebene gegen das aufsteigende Gebirge ab. In dieser reichen Gegend finden wir heitere, fröhliche und reichbegabte Menschen. Darum lautet der Wahrspruch des Landes: „Fröhliche Pfalz, Gott erhalt's!“ Auch das Bergland bietet viel landschaftliche Reize. Prachtige Wälder laden zu beschaulicher Ruhe ein; reich bewässerte, liebliche Wiefenthäler sind belebt von freundlichen Dörfern und bewohnt von

einem rührigen, genügsamen Menschengeschlechte. Aus des Waldes Dunkel leuchten, auf hohen Felsen kühn aufgebaut, die Trümmer stolzer Burgen hervor. Von der prächtigen Kuppe des Donnersberges hat man eine entzückende Aussicht über die Gauen des Rheins. Im westlichen Hügelland hat neben Ackerbau und Viehzucht die Industrie durch die Steinkohlenschätze des Bodens eine reiche Stätte gefunden. Am Rhein liegt das alte Speyer mit dem herrlichen Dom, der würdigen Grabstätte deutscher Kaiser, und das neue Ludwigs-hafen; durch eine mächtige Eisenbahnbrücke mit dem gegenüberliegenden Mannheim verbunden, dessen Bedeutung es teilt.

11. Südlich von der Rheinpfalz liegt das Reichsland Elsaß-Lothringen, das 200 Jahre unter französischer Herrschaft stand und erst 1871 wieder mit Deutschland vereinigt wurde. Das Elsaß bildet den links des Stromes gelegenen Teil der fruchtbaren oberrheinischen Tiefebene und reicht westlich bis zu dem steil abfallenden Wasgenwalde. Die bedeutendsten Städte liegen nicht am Rheine, weil derselbe bis Straßburg zu ungestüm ist, früher sein Bett häufig wechselte und die Ufer versumpfte. Der größte Teil der Bevölkerung hat sich daher in das Elsthal zurückgezogen. Hier liegen die gewerblustigen Städte Kolmar und Müllhausen; hier geht die Eisenbahn von Straßburg nach der Schweiz und der Rhein-Rhône-Kanal durch die burgundische Pforte nach Frankreich.

Straßburg liegt nur 3 km vom Rheine, der sich hier auf eine kurze Strecke zu einer Stromenge mit festen, sumpfslosen Ufern zusammendrängt, also leicht zu überbrücken war, und dessen ungehinderte Schiffbarkeit hier erst eigentlich beginnt. Nach Paris führt eine wichtige Eisenbahnlinie und der Rhein-Marne-Kanal. Weit schaut ins Land der 143 m hohe Turm des berühmten Straßburger Münsters. Straßburg und das in Lothringen gelegene Metz sind in starke, befestigte Lager verwandelt und bilden Hauptbollwerke gegen die alten Feinde Germaniens im Westen.

Hedthe.

178. Die Stammburg Hohenzollern.

Unter den zahlreichen Regelbergen der Rauhen oder Schwäbischen Alb im südlichen Teile des Schwabenlandes sind besonders zwei berühmt: der Hohenstaufen und der Hohenzollern. Auf dem kahlen Gipfel des ersten stand das schon seit 3 Jahrhunderten in Trümmern liegende Stammschloß des mächtigen Kaisergeschlechtes der Hohenstaufen. Das auf dem Hohenzollern gelegene Bergschloß ist die Wiege des preussischen Königshauses. Es ist vor mehr als 800 Jahren von einem Grafen von Zollern erbaut. Gar mancher streitbare Held ist da herab gegen die Feinde gezogen oder hat in fehdereicher Zeit hinter den starken Mauern Schutz gefunden. Das Schloß liegt eine Stunde südlich von Hechingen. Zu dem Gipfel des Schloßberges führt nur ein einziger, durch Brücken verbundener Zugang, der früher noch durch neun starke, mit Eisen beschlagene Thore verwahrt war. Die mehrere Stockwerke hohe Burg besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln, nebst einer alten Burgkapelle, unter welcher die Fürstengruft sich befindet. Den übrigen Teil des Schlosses nehmen hohe, geräumige Säle

und Zimmer ein. Die Burg hat keinen Brunnen mit lebendigem Wasser; ein großer, 8—9 m tiefer, kupferner Kessel in einer gemauerten Grube, welcher die dahin abgeleiteten Traufen der Dächer auffing, versah die Bewohner mit Regenwasser. Fast mitten im Burghofe grünt eine alte Linde, und an der Oberfläche des Berges ziehen sich überall in den Kalkfelsen gehauene Gewölbe hin. Am Anfange unsers Jahrhunderts war die Burg dem gänzlichen Verfall nahe. Als aber im Sommer 1819 der Kronprinz von Preußen, der nachherige König Friedrich Wilhelm IV., einmal auf



Die Burg Hohenzollern.

dem Schlosse seiner Ahnen verweilt hatte, wurden bald Anstalten getroffen, die Gebäude zu erneuern und in wohnlichen Stand zu setzen. Seitdem die hohenzollernischen Fürstentümer in das Königreich Preußen (im Jahre 1850) einverleibt sind, ist die Burg wieder ganz hergestellt und befestigt. Auch eine evangelische Kapelle ist vorhanden. Malerisch ragen die Mauern der Kaserne, des Schlosses und der beiden Kapellen mit ihren vielen Erkern und Turmspitzen empor und gewähren fast den Anblick einer kleinen Stadt. Schon der mit Schanzen versehene Wall bietet eine schöne Aussicht, eine noch weitere der runde, neu erbaute Wartturm. Er eröffnet

den Fernblick auf 50 Stunden in die Runde über Berge, reizende Thäler und Landschaften mit ihren Städten und Dörfern bis tief nach Schwaben hinein und bis zu den Alpen.

So steht die Burg da, ein Sinnbild der Kraft und zugleich ein Schmuck des Reiches der königlichen Hohenzollern.

Angust Sach.

179. Hamburg.

1. Auf dem ganzen Festlande von Europa giebt es kaum einen Handels-hafen, der gleich günstig liegt wie Hamburg. Daher ist diese Stadt jetzt der größte Fluß- und Seehafen des europäischen Festlandes und nimmt unter allen Handelsplätzen Europas, nur von London und Liverpool überflügelt, die dritte Stelle ein. Gegen 7000 Schiffe laufen jährlich von Hamburg aus und ebensoviel laufen ein.

2. Großartig sind die neuen Hafenbauten. In große, tiefe, ringsummauerte Becken kann die Flut frei hineinströmen. Auf den Ufermauern befinden sich lange Schuppen, welche nach der Wasserseite zu offen sind. Unter dem Schutze ihrer weit vorspringenden Dächer laufen die Schienengleise, die sich nach sämtlichen Bahnhöfen hin fortsetzen. So sind die Schiffe und Bahnhöfe einander nahegebracht und die mehrmaligen Umladungen unnötig geworden. Waren, die z. B. von London nach Wien bestimmt sind, brauchen nur einmal in Hamburg umgeladen zu werden. Gewaltige Dampfkräne heben mit eisernen Armen die Waren, mit denen das flüchtige Dampfroß davonreißt, aus dem Schiffsrumpfe heraus, beschreiben dann einen Halbkreis und legen zierlich und gewandt die schwersten Lasten in den Eisenbahnwagen hinein. Dabei verrichten sie diese Arbeit billiger, vorsichtiger und bedeutend schneller als Menschenhände. Die gewöhnlichen Dampfkräne heben bis 5 t. Es ist aber auch einer vorhanden, welcher 30 t heben kann. Zu den neuen Hafenbauten gehören auch großartige Speicher. Einer von ihnen hat fast $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark gekostet.

3. Wie die Verladeplätze, so geben auch die Häfen ein deutliches Bild von dem großartigen Handelsverkehre Hamburgs. Dampf- und Segelfahrzeuge, große und kleine, alle sind vertreten und liegen friedlich neben einander. Kommandorufe der Kapitäne und Steuerleute hallen von Deck zu Deck, die an Tauen und Hängeleitern kletternden Matrosen schwagen, singen, johlen in nordischen und südländischen Sprachen durcheinander. Anketteten klirren, Winden rasseln. Alles überheult aber der Dampfpiß der riesigen Auswandererschiffe, auf denen jährlich etwa 80 000 Menschen von hier nach fernen Ländern ziehen, um dort das Glück zu suchen. Welche bunte Mannigfaltigkeit herrscht auch in dem Menschengewühl! Deutsche, Dänen, Schweden, Holländer sieht man zwischen Spaniern, Portugiesen, Franzosen, Italienern.



Der Hamburger Hafen.

Tiefbraune und gelbe Gesichter weisen nach den Tropenländern Amerikas und den malaiischen Küsten; türkischer Turban und griechischer Fes mit ihren bunten Farben sind ebenfalls zu sehen.

4. In den 1842 vom großen Brande verschonten Stadtteilen finden sich noch viele schmale Gassen, alte und unansehnliche Häuser; an Stelle der damals abgebrannten Gebäude aber sind längst breite Straßen mit großartigen Prachtbauten entstanden. Den Glanzpunkt Hamburgs bilden die Umgebungen des Alsterbeckens.

Im Westen der Stadt liegt das Seemannshaus, in welchem beschäftigungslose Seeleute billiges Unterkommen, alte und franke eine Zuflucht finden. Östlich davon erhebt sich das Gebäude der Seewarte, welche durch Wetterbeobachtungen, Sturmwarnungen, Seekarten u. s. w. die Schifffahrt zu fördern sucht. Die Umgebung Hamburgs ist nach allen Richtungen weithin mit Landhäusern und reizenden Gartenanlagen bedeckt.

Nach Riecke n. a.

180. Helgoland.

„Grün ist das Land, rot ist die Kant',
weiß ist der Strand; das ist die Flagge von Helgoland!“

1. In der stürmischen Nordsee liegt vor der Elb-, Weser- und Eidermündung, etwa 45 km vom Festlande entfernt, das Felsenland Helgoland. Aus den blaugrünen Wogen steigt die fast dreieckige Insel empor. Wegen der eigentümlichen Färbung ihres Gesteins (roter Thon und Mergel) wird sie bei allen Schiffen der nordischen Meere „die rote Klippe“ genannt. Die Insel wird in Oberland und Unterland eingeteilt. Jenes ist $\frac{1}{2}$ qkm groß und erhebt sich 30 bis 50 m über den Meeresspiegel; die größte Länge beträgt 1600, die größte Breite 500 m. Dieses, ein flaches Vorland aus rötlichem Thon und Kollsteinen, hat jetzt kaum noch einen Umfang von 1200 Schritten. Das Oberland ist mit einer dünnen Schicht Fruchterde überdeckt, die Kartoffeln, Gerste und einiges Gesträuch hervorbringt. Hier liegt eine kleine Stadt, und hier erhebt sich der schlanke Leuchtturm, dessen Licht in Sturmnächten 50 km weit in See gesehen wird. Auch auf dem an der Ostseite der Insel gelegenen Unterlande befinden sich einige Häuser, darunter glänzende Gasthöfe für Badegäste. Denn die etwa $\frac{1}{4}$ Stunde östlich mitten im Meere auf felsigem Grunde liegende Düne von feinkörnigem Sande besitzt den herrlichsten Badestrand der Welt. Mehr als 10 000 Fremde verkehren alljährlich auf der Insel.

2. Die Bewohner Helgolands (etwa 2000) sind friesischen Stammes. Das Völkchen ist äußerst genügsam, von Jugend auf an Entbehrungen aller Art gewöhnt, dabei ebenso stolz auf seine Abkunft, als zäh in der Bewahrung

der alten Bräuche. Ihre Sitteneinfalt ist so groß, daß man Diebstahl auf der Insel nicht kennt; deshalb verschließt niemand seine Hausthür; ja viele Thüren haben nicht einmal Schlösser, sondern bloß hölzerne Klinken. Der größte Teil der Bevölkerung nährt sich vom Fisch-, Hummern- und Austernfang und vom Lotfendienst. Am Lande verrichten die Männer nur solche Beschäftigungen, die mit dem Seeleben zusammenhängen. Dagegen schaffen Frauen und Mädchen Tag und Nacht ununterbrochen mit immer gleicher Liebe. Ihnen liegt nicht allein die Besorgung des Hausstandes, die Pflege und Überwachung der Kinder ob; sie müssen alter Sitte zufolge auch alle Arbeiten verrichten, die anderwärts den Männern zukommen. Die Frauen spalten Holz,



Helgoland.

bebauen den kleinen Garten und tragen auf ihren mit Tüchern turbanartig umwundenen Häuptern die schwersten Lasten aus dem Unterlande die hohe Treppe hinauf in das Oberland. So still und unthätig der Helgoländer während des Schlummers der Elemente ist, so rührig und unternehmend ist er in der Zeit der Not, beim Brüllen der stürmischen See. Begehrt ein fremdes, gegen die Elb- oder Wesermündung ansegelndes Schiff Hilfe, so lösen die Lotsen unter sich. Diejenigen, welche das Los trifft, erwählen sich selbst einen Befehlshaber, dem sie unbedingten Gehorsam leisten müssen. Dann gleicht jeder Sohn dieser kleinen Felseninsel einem Feldherrn, und mancher vollbringt Heldenthaten, des höchsten Ruhmes wert. Den Ertrag,

welchen der ebenso schwere als gefährvolle Lotsendienst abwirft, teilen sämtliche Lotsen zu gleichen Theilen untereinander.

Helgoland gehörte seit 1807 den Engländern und wurde von ihnen am 1. Juli 1890 an den Deutschen Kaiser abgetreten. Es bildet den Schlüssel zu unserem Kriegshafen an der Jade, sowie zu den beiden großen Wasserstraßen der Elbe und Weser und beherrscht außerdem auch die Emsmündung.

Alrich Willkomm.

181. Rat des Vaters an seinen Sohn.

1. Du wanderst in die Welt hinaus auf dir noch fremden Wegen, doch folgt dir aus dem stillen Haus der treuesten Liebe Segen.
2. Ein Ende nahm das leichte Spiel, es naht der Ernst des Lebens; behalt im Auge fest dein Ziel, geh keinen Schritt vergebens!
3. Nimm auf die Schultern Last und Müß' mit frohem Gottvertrauen, und lerne, wirkend spät und früh, den eignen Herd dir bauen!
4. Wer sich die Ehre wählt zum Hort, den kann kein Schalk verführen; gerader Weg, gerades Wort soll dich zum Ziele führen.
5. Halt hoch den Kopf, was dir auch droht, und werde nie zum Knechte; brich mit dem Armen gern dein Brot und wahre seine Rechte!
6. Treib nie mit heil'gen Dingen Spott, und ehr auch fremden Glauben, und laß dir deinen Herrn und Gott von keinem Zweifler rauben!
7. Und nun ein letzter Druck der Hand und eine letzte Bitte: Bewahr dir treu im fremden Land des Vaterhauses Sitte!

Julius Sturm.

182. Nun ade, du mein lieb Heimatland.

1. Nun ade, du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland, ade! Es geht jetzt fort zum fernen Strand, lieb Heimatland, ade! Und so sing ich denn mit frohem Mut, wie man singet, wenn man wandern thut, lieb Heimatland, ade!
2. Wie du lachst mit deines Himmels Blau, lieb Heimatland, ade! Wie du grüßest mich auf Feld und Au, lieb Heimatland, ade! Gott weiß, zu dir steht stets mein Sinn; doch jetzt zur Ferne zieht's mich hin, lieb Heimatland, ade!
3. Begleitest mich, du lieber Fluß? Lieb Heimatland, ade! Bist traurig, daß ich wandern muß? Lieb Heimatland, ade! Vom moos'gen Stein am wald'gen Thal, da grüß ich dich zum letztenmal, mein Heimatland, ade!

A. Dörfelhof.

183. Die Auswanderer.

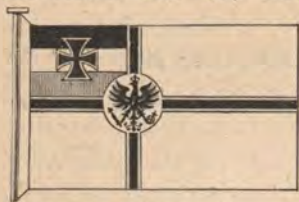
1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden; ich muß euch anschauen immerdar;
wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen dem Schiffer eure Habe dar!
2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken die Körbe langt, mit Brot beschwert,
das ihr aus deutschem Korn gebacken, geröstet habt auf deutschem Herd!
3. Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe, ihr Schwarzwaldmädchen braun und schlank,
wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe auf der Schaluppe grüne Bank!
4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge, oft an der Heimat Born gefüllt;
wenn am Missouri alles schwiege, sie malten euch der Heimat Bild:
5. Des Dorfes steingefaste Quelle, zu der ihr schöpfend euch gebückt, des Herdes traute Feuerstelle, das Wandgesims, das sie geschmückt.
6. Bald zieren sie im fernen Westen des leichten Bretterhauses Wand; bald reicht sie müden, braunen Gästen voll frischen Trunkes eure Hand.
7. Es trinkt daraus der Tscherokee, ermattet, von der Jagd bestaubt, nicht mehr von deutscher Rebenlese tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.
8. O sprecht! warum zogt ihr von dannen? Das Neckarthal hat Wein und Korn;
der Schwarzwald steht voll finst'rer Tannen; im Spessart klingt des Äplers Horn.
9. Wie wird es in den fremden Wäldern euch nach der Heimatberge Grün, nach Deutschlands gelben Weizenfeldern, nach seinen Rebenhügeln ziehn!
10. Wie wird das Bild der alten Tage durch eure Träume glänzend wehn! Gleich einer stillen, frommen Sage wird es euch vor der Seele stehn.
11. Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden! Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden und euern Feldern Reis und Mais!

Ferd. Freiligrath.

184. Das Seeschiff.

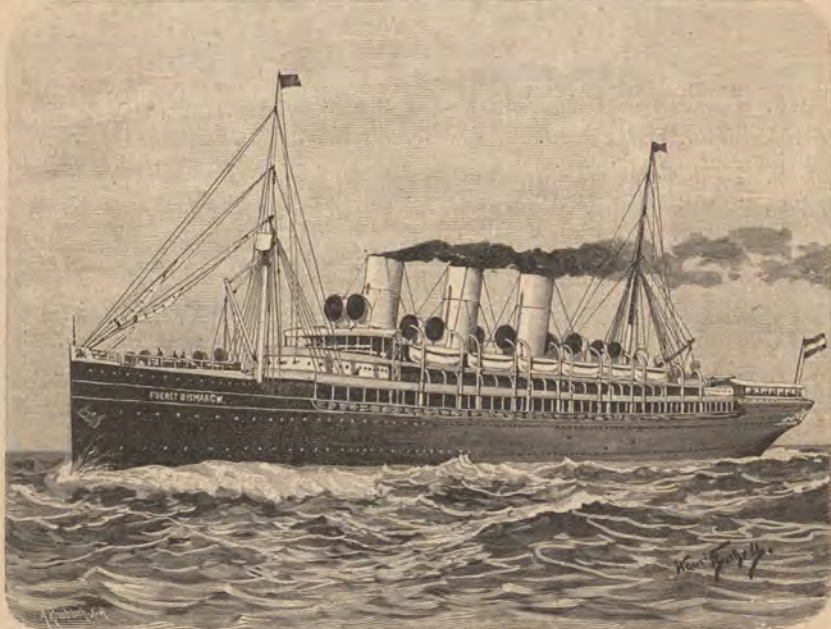
1. Wer noch nie ein Seeschiff gesehen hat, sondern nur Boote oder Flußkähne, der kann sich von einem solchen Gebäude kaum einen richtigen Begriff machen; selbst eine ausführliche Beschreibung versteht man kaum, wenn sie nicht durch ein Schiff im kleinen (ein Modell) veranschaulicht wird.
2. Die Grundlage eines jeden Schiffes ist der Kiel, der unterste lange Balken, welcher von einem Ende des Schiffes bis zum andern geht.

Das Schiff hat die Gestalt eines ungeheuren, etwas bauchigen Kastens. Der vordere Teil läuft oben in eine Spitze aus, die in der Schiffersprache der Schnabel heißt. Der Ort, wo man die Schiffe baut, heißt die Schiffswerft. Während des Baues ruht der Kiel auf großen Klöhen und Unterlagen von Holz, die man Stapel nennt, und wenn das fertige Schiff in das Wasser gelassen wird, so sagt man: Das Schiff läuft vom Stapel.



Deutsche Kriegsflagge. *)

Unmittelbar auf dem Kiel ruhen die Masten des Schiffes und streben gerade in die Höhe. Sie sind mit ihren Verlängerungen bis 30 m



Ein Schraubendampfer.

hoch und unten manchmal mannsdick. Die Masten werden durch starke Taue unterstützt, welche teils nach vorn, teils nach den Seiten vom Mastkorb

*) Die deutschen Kriegsschiffe führen die deutsche Kriegsflagge. Sie ist durch ein schwarzes Kreuz in vier Felder geteilt, von denen die zwei am Flaggstock liegenden kürzer als die rechtsseitigen sind. Die beiden längeren und das kurze untere Feld sind weiß. Das kurze obere Feld zeigt die drei wagerechten Streifen der deutschen Handelsflagge: Schwarz-Weiß-Rot, mit dem Eisernen Kreuz. Der Schnittpunkt der Kreuzarme wird vom preussischen Wappenadler in weißem, kreisförmigem Felde verdeckt. Die Kreuzarme sind von weißen und schwarzen Linien umgeben.

hinunter gehen. An den Masten sind die Segelstangen, die Rahen, und an diesen die Segel befestigt.

Ein Segelschiff mit 3 Masten heißt Vollschiff oder Bark, ein solches mit 2 Masten heißt Brigg oder Schoner.

3. Im Anfange unsers Jahrhunderts begann man auch die Kraft des Dampfes zur Bewegung von Schiffen zu verwenden. Infolge immer neuer Verbesserungen im Bau der Maschinen ist die Fahrt der Dampfer jetzt von Wind und Meeresströmungen ziemlich unabhängig. Mit früher nicht geahnter Schnelligkeit



Deutsche Handelsflagge.



Ein Segelschiff mit vollständiger Takelung.

durchfurchen die Dampfschiffe die Meere und führen die Reisenden und alle kostbaren Handelsüter fernen Weltteilen zu. Während ein Segelschiff für den Weg von Bremen nach New York bei günstigem Winde etwa 4 1/2 Wochen braucht, legen die Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd (spr. leud) denselben Weg jetzt in 9 Tagen zurück. Ihre Geschwindigkeit kommt der eines gewöhnlichen Personenzuges fast gleich.

4. Die Dampfschiffe besitzen mächtige Maschinen; meist bewegen diese eine am hinteren Teile des Schiffes im Wasser liegende Schiffschraube (Schraubendampfer). Am vordern Teile des Schiffes befindet sich an einer starken Kette der Anker. Er ist von Eisen und wiegt viele Zentner. Wenn das Schiff auf einer Stelle festgehalten werden soll, so wird der Anker in das Meer hinabgelassen; man sagt: Das Schiff geht vor Anker. Will das Schiff seine Fahrt fortsetzen, so werden die Anker heraufgewunden: die Anker werden gelichtet.

Den ganzen Schiffsraum bedeckt ein Boden von Planken, welcher das Berdeck heißt. In seiner Mitte befindet sich der Eingang in das Innere des Schiffes. Über eine Treppe gelangt man zu den Kajüten der Reisenden, zu den Kammern für die Schiffsmannschaft und zur Küche.

An den Seiten des Schiffes hängen an eisernen Kranen mehrere Boote, welche leicht herabgelassen werden können, wenn man sie brauchen will.

5. Die Vorräte liegen im untern Schiffsraume durch das ganze Schiff verteilt; in allerlei Abteilungen und Verschlägen lagern da: Tonnen mit frischem Wasser, Zwieback, Wein, Rum, Mehl, gesalzenes Fleisch, getrocknetes Gemüse, Steinkohlen und Bauholz; eiserne Anker und Kabelaue, zum Teil von außerordentlicher Länge und Dicke. Die Menge der Lebensmittel, welche ein großes Seeschiff für eine vierzehntägige Reise mitnimmt, würde für eine Familie von sechs Köpfen wohl zehn Jahre ausreichen. — Es ist kaum begreiflich, wie auf einem beladenen Schiffe oft noch eine große Zahl von Menschen Platz findet; die Auswandererschiffe bergen ihrer 500—1000.

6. Der Dienst auf dem Schiffe erfordert eine Menge von Leuten, Matrosen, Steuermänner, Zimmerleute u. s. w., und die Geschäfte müssen nach einer gewissen Ordnung unter sie verteilt werden. Von der glücklichen Wahl der Seeleute hängt das Gelingen der Reise, oft die Rettung des Schiffes und der ganzen Mannschaft ab.

Der Seedienst ist sehr schwer. Kaum hat die Schiffsglocke geläutet oder vielmehr angeschlagen, so ertönt des Bootsmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heifere Stimme ruft die Wache hinauf, um die Kameraden abzulösen, damit jeder auf dem Berdeck und am Steuerruder seinen Posten einnehme. Ändert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt; steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie teils eingerefft, d. h. kleiner gemacht, teils völlig eingezogen werden.

Schwer und gefährvoll ist die Arbeit des Matrosen. Im heftigsten Sturme muß er auf den Rahen das Segel einrollen, oft auch stundenlang im Topp (dem obern Ende des untern Mastes) sitzen und Umschau halten nach Land. In offener See hat der Sturm nichts Schreckliches für ihn.

Nur dann wird er in der That furchtbar, wenn er das Schiff an eine Küste führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung, dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit des Kapitäns beruht. Der grauenvolle Tod infolge des Schiffbruches ereilt den Matrosen indes nur selten; hingegen sind Anstrengungen und Gefahren aller Art sein tägliches Los.

Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten; wenn die See in hohen Wogen geht und der Wind heftig stürmt, müssen zwei oder mehr Personen zugleich das Rad regieren, weil dieses sonst für die Kräfte eines einzelnen Menschen leicht zu mächtig wird und ihn zuweilen mit sich fortreißt. Wenn die See ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft über das Berdeck; aber ein richtiger Seemann muß Salzwasser vertragen können und tröstet sich, bis auf die Haut durchnäßt, lachend über sein Unglück.

7. Trotz mancher Verbesserungen, welche auf dem Gebiete der Schifffahrt in der neuesten Zeit eingeführt worden sind, gehen bei dem ungemein gesteigerten Verkehr alljährlich viele Schiffe und mit ihnen zahlreiche Menschenleben zugrunde. Um bei Strandung eines Schiffes an Deutschlands Küsten den Wogen möglichst viele Opfer zu entreißen, hat sich im Jahre 1865 die „Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ gebildet. Durch sie sind an mehr als hundert gefährlichen Punkten Rettungsstationen errichtet und schon über 2000 Menschenleben gerettet worden. Für die erste Nachricht von einer Strandung, für jede gelungene Rettung eines Menschen zahlt die Gesellschaft eine Belohnung.

Wird einer Rettungsstelle ein Schiffbruch gemeldet, so eilen die Mannschaften an einen günstig gelegenen Punkt in der Nähe des Wracks; Pferde oder Menschen ziehen dabei den Wagen, der das Rettungsboot trägt. Entweder sucht man nun durch Taue eine Verbindung zwischen Schiff und Küste herzustellen, oder man setzt das Rettungsboot in Thätigkeit. Im ersten Falle wirft man durch Geschosse (Raketen) eine dünne Leine an Bord. Ist das geglückt, so ziehen die Schiffer an ihr ein starkes Tau zu sich hinüber; dieses wird mit dem einen Ende am Lande, mit dem andern möglichst hoch auf dem Schiffe befestigt. In einem Korbe, welcher an dem schwebenden Rettungstau hängt, kann dann nach und nach die ganze gefährdete Mannschaft ans Land gezogen werden. Wenn das Schiff zu weit seewärts liegt, so rudern die Rettungsboote hinaus. Das ist in der furchtbaren Brandung eine schwierige und gefährliche Arbeit. Ihr Gelingen hängt hauptsächlich von der Geistesgegenwart des Führers und von der pünktlichsten Befolgung seiner Befehle ab. Besonders muß bei der Annäherung an das Wrack mit äußerster Vorsicht verfahren werden, damit nicht bei dem heftigen Anprall das Boot in Trümmer geht.

Die Mannschaften der Rettungsboote tragen Jacken aus Kork, der in schmalen Streifen auf Segeltuch genäht ist; so kann, wer etwa über Bord geht, sich länger als 24 Stunden über Wasser halten. Und wer bei dem edlen Wagstücke sein Leben verliert, der hat wenigstens den Trost, daß die genannte Gesellschaft für seine Hinterbliebenen sorgt.

Nach Forster u. a.

185. Vom Verkehr.

1. Wenn auch nicht alle Menschen große Briefsteller sind, so will dann und wann doch wohl jeder einen Brief in die Ferne senden oder aus der Ferne erhalten. Das ist nun scheinbar eine sehr einfache Sache. Man holt sich die nötigen Postmarken, klebt sie auf den Briefumschlag und wirft den Brief in den Kasten oder giebt ihn am Postschalter zur Beförderung ab. Nach kurzer Zeit ist er an seinem Bestimmungsorte; nur wenige Orte in unserm Vaterlande liegen so weit auseinander oder haben so beschränkten Postdienst, daß der Brief erst am zweiten Tage nach der Aufgabe in die Hände des Empfängers gelangt. Es ist staunenswert, wie selten von den Millionen täglich versendeter Briefe einer verloren geht.

Aber welche Menge von trefflichen Einrichtungen und helfenden Händen ist dabei nötig: von dem Papier und der Stahlfeder an, die beide in Fabriken gefertigt werden, bis zu den Postbeamten, welche Ort und Zeit der Aufgabe und Ausgabe dem Briefe aufstempeln, und dem freundlichen Postboten, welcher ihn ins Haus bringt! Nicht immer hatten es die Menschen mit dem Briefschreiben so leicht wie wir jetzt. In alten Zeiten mußte man jeden Brief auf ein mit Wachs überzogenes Täfelchen schreiben und durch einen besondern Boten bestellen lassen oder auf passende Gelegenheit warten. Wäre das heut noch so, dann würden wohl viele das Schreiben unterlassen. Heut werden nicht nur Briefe, sondern auch Millionen von Paketen der Post zur Beförderung übergeben. Für 50 Pfennige sendet diese ein Gepäckstück im Gewicht bis zu 5 Kilogramm quer durch ganz Deutschland. Doch auch noch in andern Stücken genießen wir den Vorteil des großartigen Postverkehrs.

2. Denkt nur an die Zeitungen! Ohne sie würde der Gesichtskreis der meisten Menschen auf ihre nächste Umgebung beschränkt bleiben. Durch sie kann man ausführlich und schnell erfahren, wie es auswärts zugeht, wie die Menschen an andern

Mannschaften einer Rettungsfaktion in Tätigkeit.



Orten denken und handeln. Durch sie werden auch amtliche und geschäftliche Anzeigen schnell verbreitet. Was heut in Berlin oder einer andern größern Stadt geschieht, was die Abgeordneten und Minister im Landtage oder Reichstage heut reden, kann man morgen schon ausführlich gedruckt in der Zeitung lesen.

3. Und nun erst der Telegraph! Er ist viel, viel schneller als der Wind; ja, er braucht für die eigentliche Wanderung der Botschaften so gut wie keine Zeit, und der einzige Aufenthalt bei ihm ist das Schreiben und Umschreiben selbst. Legt er nicht ein mächtiges Zeugnis ab von der Erfindungskraft des menschlichen Geistes? Er ist aber auch das Ergebnis einer Forschungsarbeit, zu der die trefflichsten Köpfe vieler Geschlechter beigesteuert haben. Besonders große Bewunderung erregen die unterseeischen Telegraphenleitungen; denn in ihnen entsendet der Mensch den Blitz als seinen Briefboten nicht nur über das Land, sondern auch durch die Tiefen der Meere in fremde Erdteile. Ungeheure Schwierigkeiten waren mit diesen Unternehmungen verbunden. Es gehörte die ganze Zähigkeit der thatkräftigen Engländer dazu, um trotz mancher mißglückten Versuche den kühnen Gedanken auszuführen.

4. Und wenn nun einer sich nicht mit dem Briefschreiben begnügt, sondern sich selbst auf den Weg begiebt, wie leicht ist das Reisen jetzt gemacht durch die Erbauung von Eisenbahnen und Dampfschiffen! „Langsam, aber doch nicht sicher“ reiste man bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts. Um das Jahr 1750 ging nur alle vierzehn Tage die Postkutsche, welche Reisende von Berlin nach Dresden führte, und eine solche Reise war ein bedeutendes Unternehmen. Tagelang in dem engen Postwagen mit seinen Holzbänken eingepfercht zu sitzen, beim rascheren Fahren auf dem holperigen Steinpflaster oft hoch in die Höhe zu schnellen, todmüde oder ganz „gerädert“, im Winter dazu zähneklappernd vor Frost, anzukommen, das ließ sich nun einmal nicht ändern, das mußte als „Reisevergnügen“ gekostet werden; und nicht selten traten daneben allerlei außergewöhnliche Fährlichkeiten ein. Heut durchfliegen wir mit der Eisenbahn die Strecken in ebensoviel Stunden, als früher Tage erforderlich waren. Zur Schnelligkeit gesellt sich bei der heutigen Art des Reisens die Billigkeit. Daher sehen wir die Menschen der Gegenwart in fortwährender Wanderung begriffen. Wer früher vielleicht nur einmal in seinem

Leben eine Reise in die Hauptstadt unternahm, besucht diese jetzt alle Jahre und erfreut sich an ihren Sehenswürdigkeiten und Genüssen. Ein großes Gesangfest, eine Weltausstellung, herrliche Landschaften, weltberühmte Heilquellen u. a. ziehen Tausende und aber Tausende von Menschen nach einem einzigen Orte.

5. Ganz besonders wichtig sind Schiffahrt und Eisenbahn für die Fortschaffung der Waren. Die meisten Erzeugnisse des Gewerbleißes oder Gegenstände des Handels, welche wir in die Hände bekommen, haben ihren Weg auf dem Schiffe oder auf der Eisenbahn zurückgelegt. Eine Lokomotive gestattet, Lasten von 200 000 kg mit einem Kostenaufwande für Brennstoff zu befördern, der noch nicht einmal den Wert hat, als das Futter, welches ein Packpferd bei einer Belastung von 150 kg auf die-



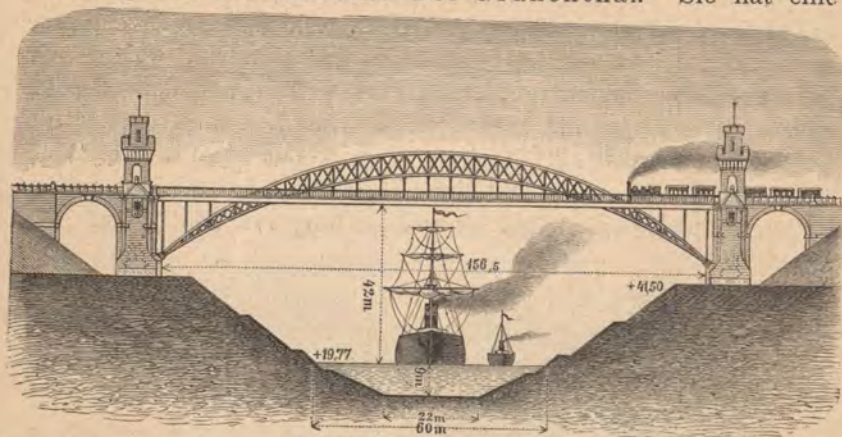
Tunnel.

Ein Eisenbahnzug.

Brücke.

selbe Entfernung verbraucht. Von hoher Bedeutung ist die Binnenschiffahrt auf Flüssen und Kanälen. Zwar werden die Waren auf dem Wasserwege langsamer befördert als auf dem Schienenwege. Dafür ist aber auch die Fracht bedeutend billiger. Ein mittelgroßer Flußkahn vermag eine Last bis zu 1 Million kg zu befördern, also soviel, wie zwei lange Eisenbahnzüge fortschaffen können. Die schiffbaren Flüsse waren vor der Benutzung der Dampfkraft die Haupt-Handels- und Verkehrswege; nur an ihnen erblühten die großen und reichen Städte. Die Eisenbahnen haben neue Verkehrswege eröffnet und werden darum auch solchen Gegenden zum Segen, durch welche schiffbare Flüsse und Kanäle nicht führen.

6. Einer der wichtigsten Kanäle ist der Kaiser-Wilhelms-Kanal zwischen Holtenau an der Kieler Bucht und Brunsbüttel an der Elbmündung. Fast 100 km ist er lang. 150 Millionen Mark kostete sein Bau. Mächtige Brücken für den Eisenbahn-, Wagen- und Fußgänger-Verkehr führen über den Kanal. Unser Bild zeigt die Hochbrücke bei Grünenthal. Sie hat eine



Hochbrücke bei Grünenthal.

Spannweite von 156 m. Die Breite des Kanals und die Höhe der Brücke über dem Wasserspiegel ergeben sich aus der Zeichnung. Nicht nur für Handelsschiffe, die, von Westen kommend, nach einem Orte an der Ostsee ihre Waren zu bringen haben, ist der Weg durch diesen Kanal abgekürzt; auch den Kriegsschiffen unsers Vaterlandes ist es nun leicht, die Küsten der deutschen Meere sicher zu schützen.

Nach Deimling n. a.

Bilder aus der Fremde.

186. Die Alpen.

1. Die Alpen sind das mächtigste und höchste Gebirge Europas und vielleicht das am reichsten gegliederte Hochgebirge der Erde. Von Norden und Süden aus der Ferne gesehen, erscheinen sie wie eine ungeheure mit zackigen Gipfeln gekrönte Gebirgsmauer. Jedoch besitzen sie keineswegs einen einzigen Gebirgskamm, sondern sie bestehen aus einer Menge von gewaltigen Gebirgsstöcken und Kettengebirgen, die mit ihren hohen, schroffen Felsmassen, mit ihren tiefen, von wilden Bergwassern durch-



Ein Teil des Vierwaldstätter Sees. (Ansicht vom Arenseil.)
Arenstraße. Zellberg.

rauschten Schluchten und lieblichen Thälern einen eigentümlich großartigen Eindruck hervorrufen. Kein andres Hochgebirge ist in allen Teilen durch Thäler und Pässe so leicht zugänglich als die Alpen. Was die Natur angebeutet, hat die menschliche Thätigkeit in zahlreichen, fahrbaren Kunststraßen weiter ausgeführt. Auf hoch gemauerten Bergstufen führen die Straßen an den Abhängen vorbei oder in kühnen Brückenbogen über tiefe Schlünde; an andern Stellen schützen lange Galerien den Wanderer vor Schneestürzen (Lawinen); ja man hat (am Mont Cenis, St. Gotthard, Arlberg) das Hochgebirge durchbohrt und eine Eisenbahnverbindung zwischen Nord und Süd, Ost und West hergestellt.

2. Unser Bild auf Seite 345 zeigt einen der herrlichsten unter den zahlreichen Alpenseen, den Vierwaldstätter See. Er bildet alljährlich das Reiseziel von vielen Tausenden fremder Wanderer. Links auf dem Bilde erkennen wir ein Stück der Aargaustraße, noch näher am Ufer die Gotthardbahn. Rings umgeben hohe, schroff abfallende Felsen den See. Fahrstraße und Eisenbahn sowie auch die den See kreuzenden Vergnügungsdampfer gewähren den Reisenden eine Menge mannigfaltiger, ebenso großartiger, als prachtvoller Bilder.

Nach H. J. Klein.

187. Die Bewohner der Alpen.

1. Viele Geschäfte, bei deren Verrichtung der Bewohner des Flachlandes wenig oder gar nichts von Mühe verspürt, sind für den Alpler nicht nur höchst anstrengend, sondern auch gefährlich. Jahre hat er auf die Urbarmachung seiner Wiesen und seines Aekers an des Berges Abhang verwendet: ein einziger Gewitterguß vernichtet schonungslos diese Mühe, indem er die Felder fußhoch mit Steingetrümmer überschüttet. Auf's neue geht der Alpler ans Werk, bringt die Steine weg oder in die Tiefe und die Frucht-erde oben auf, bis sein Feld wieder hergestellt ist; aber schon in den nächsten Tagen kann sein Werk abermals vernichtet sein. Da ist also sein Ackerfeld eine fortwährende Kampfes- und Übungsstätte zur Ausdauer, Unverdroffenheit, Genügsamkeit und zum Gottvertrauen.

2. Der religiöse Sinn des Alpenbewohners wird noch durch anderes geweckt. Er sammelt hoch oben am steilen Abhange Gras für den Wintervorrat; ein einziger falscher Tritt kann ihm hierbei den Tod bringen. Er geht nur von einem Dorfe zum andern, aber über ein Bergjoch und auf schmalem Stege an einem Abgrunde hin. Leicht kann er ein furchtbares Grab in der Tiefe finden.

Solche Gefahren mahnen doppelt an den dort oben, der über Sonnenschein und Sturmesbrausen gebietet, darum wendet sich der Alpenbewohner



Sennhütte in den Alpen.

vor Beginn des Geschäfts oder der Reise im Gebete an seinen Schöpfer und Erhalter. Gar oft kann man unten am Fuße des Joches, über welches die Wanderung geht, oder oben auf dem Bergrücken Zeichen und Stätten flehender und dankender Andacht gewahren.

3. Die vielen Gefahren, auf welche die Bewohner der Alpen gefaßt sein müssen, machen sie auch unerschrocken, zuversichtlich, gewandt und stark, spannen alle Kräfte ihres Körpers, Geistes und Gemüths an, bilden sie aus und erhalten sie frisch. Und der immer nötige Kampf mit der Natur, um den Unterhalt zu gewinnen, übt in hohem Grade der Alpenbewohner Erfindungskraft und Kunstsin. Weltberühmt sind ihre Holzschnitzereien, z. B. aus Berchtesgaden in den bayerischen Alpen. Hochbegabt sind die Äpler für Musik. In vielen Gegenden tönt uns aus der niedrigsten Bauernhütte Gesang und Zitherspiel entgegen. Und welchen fremden Wanderer belebt nicht jene jauchzende Freude, die uns aus dem Munde des Semmen und der Semmerin von den saftgrünen Matten und sonnigen Grashängen im Jodler entgegenhallt!

Soj. Ruten.

188. Der Schük.

1. Mit dem Pfeil, dem Bogen,
durch Gebirg und Thal
kommt der Schük gezogen
früh am Morgenstrahl.

2. Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih, —
durch Gebirg und Klüfte
herrscht der Schük frei.

3. Ihm gehört das Weite,
was sein Pfeil erreicht;
das ist seine Beute,
was da krencht und flengt.

Friedr. v. Schiller.

189. Die österreichisch-ungarische Monarchie.

1. Dieses Land besteht aus der österreichischen und der ungarischen Hälfte. Das Erzherzogtum Österreich zieht sich von der bayerischen bis zur ungarischen Grenze an beiden Ufern der Donau hin. Es ist nur ein kleiner Teil der Länder, welche unter dem Pcepter des Kaisers stehen. Diese reichen von den Sudeten und dem sächsischen Erzgebirge bis zum Adriatischen Meere. Die westlichste Grenze bildet der Bodensee. Von da dehnt sich das Reich über die Tiroler, Salzburger und Steiermärker Alpen aus und geht an der Donau hinab bis zu der Walachei, während es nördlich über Ungarn und Galizien bis zu den Ebenen Polens und Rußlands sich hinzieht. Es liegt also zwischen dem nördlichen und südlichen Europa in der Mitte. Alle diese Länder werden von der Hauptstadt Wien

aus regiert. Ungarn aber bildet für sich unter dem Kaiser von Österreich ein selbständiges Königreich und hat Buda-Pest zur Hauptstadt. Österreich-Ungarn ist von hohen Gebirgen, nämlich den Alpen und Karpaten, durchzogen und hat zwischen diesen die fruchtbarsten Ebenen. Außer der Donau dienen noch zahlreiche kleinere Flüsse zu seiner Bewässerung und zur Schifffahrt. Sein Handel geht auf der Donau und dem Schwarzen Meere nach der Türkei und Südrußland und von Triest am Adriatischen Meere aus bis nach Afrika und Ostindien. An Erzeugnissen des Bodens hat Österreich fast allenthalben Überfluß. Getreide, Wein und Obst baut es mehr, als es bedarf, und von der besten Beschaffenheit. An Waldung fehlt es auch nicht. Tabak, Hopfen, Flachs brauchen nicht auswärts gekauft zu werden. Salz wird nicht bloß aus reichen Salzquellen gesotten, sondern auch als Stein aus der Erde gebracht. Kein europäisches Land ist so reich an Metallen, und zwar an Silber und Gold, wie an Eisen und Kupfer, als Österreich; selbst das seltene Quecksilber wird in seinen Bergwerken gewonnen.

Die Hauptstadt Wien zählt über 1 Million Einwohner und ist reich an schönen Straßen und großen Palästen. Unter allen Bauwerken ragt die berühmte Stephanskirche mit ihrem hohen Turme als ein Denkmal altdeutscher Baukunst besonders hervor. „Es giebt nur eine Kaiserstadt, es giebt nur ein Wien,“ sagt der heitere Österreicher.

2. Bei Preßburg tritt die Donau in Ungarn ein. Auf ihrem linken Ufer breiten sich die Karpaten aus. Oberhalb von Buda-Pest, das auf beiden Seiten des von einer Kettenbrücke überschrittenen Stromes liegt, verläßt sie ihre bisherige östliche Richtung und wendet sich nach Süden. So durchfließt sie die großen Ebenen Ungarns, wo der Rosshirt und der Schäfer ihre Herden auf unabsehbaren Steppen weiden. Nachdem sie das Felsensthor bei Orsova durchbrochen hat, strömt sie in weitem Bogen durch die Tiefebene der Walachei, bis sie endlich nach 400 Meilen langem Laufe sich in das Schwarze Meer ergießt.

H. S. Flügge.

190. Frankreich und Paris.

1. Das von der Natur reich ausgestattete Gebiet Frankreichs erstreckt sich von den Pyrenäen bis zur Straße von Calais und vom Atlantischen Meere bis zu den Westalpen. Ein mildes Klima begünstigt die Fruchtbarkeit der welligen Ebenen, deren Anbau etwa die Hälfte der Bevölkerung beschäftigt. Vorzugsweise wird Weizen angebaut, daneben ist der Weinbau von größter Bedeutung, und wo die Rebe nicht mehr gedeiht, reifen edle Obstsorten in überreicher Fülle. Dagegen hat Frankreich Mangel an Wäldern, und auch seine Viehzucht ist unzureichend. Der Boden des Landes ist besonders im Osten und Nordosten reich an Steinkohlen und Eisen. Außer-

ordentlich entwickelt ist die französische Gewerbtätigkeit. Neben Seide und Tuch liefert Frankreich vor allem Luxus- und Modewaren für ganz Europa. Seine Fabrikate erfreuen sich durch Geschmack und Gediegenheit des glänzendsten Rufes. Daß bei solchen Grundbedingungen und der günstigen Lage des Landes (an drei Meeresküsten und mit trotzdem breiter Landgrenze) der Handel Frankreichs großartige Entwicklung gewinnen mußte, ist natürlich. In der That steht er nur demjenigen Englands und Amerikas nach und ist in fortwährendem Aufblühen begriffen. Die weit überwiegende Mehrzahl der Einwohner ist römisch-katholisch.

2. Paris (2 1/2 Millionen Einwohner), die Hauptstadt von Frankreich, zu beiden Seiten der Seine (spr. sähn), ist gewissermaßen das Gehirn von Frankreich. Der älteste Teil von Paris liegt auf der größeren Seine-Insel, mit der Kathedrale Notre Dame (spr. nottr dam). Die an Stelle ehemaliger Wälle und Gräben errichteten Boulevards (spr. buhswahr) sind die Hauptadern des Pariser Lebens. Großartige Bauten, reiche Verkaufshallen, Theater, Kaffeehäuser ziehen sich in langen, glänzenden Reihen dahin; seine Wagen folgen einander ohne Ende, und das Getümmel und Gewühl der Menge dauert bis über die Mitternachtsstunde hinaus.

Wie Paris Sitz der höchsten politischen Körperschaften des französischen Staates ist, so umschließt es auch die höchsten wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten von Frankreich. Alles, was in diesem großen Lande Geist und Gaben hat oder zu haben glaubt, drängt nach Paris, wo die Hilfsquellen der gesamten gebildeten Welt vereinigt sind. Mit Recht ist Frankreich stolz auf seine Hauptstadt, und der Bewohner der „Provinz“ findet es begreiflich, daß dem Pariser schon als solchem ein gewisser Vorzug gebühre.

Schon vor der Eroberung durch die deutsche Armee im Jahre 1871 war Paris eine starke Festung und zugleich der größte Waffenplatz der Erde. Seitdem wurden die Festungswerke noch weiter ausgedehnt, um hauptsächlich durch den ungeheuren Umfang derselben eine völlige Einschließung der Stadt durch ein feindliches Heer unmöglich zu machen.

Nach H. S. Klein.

191. Rußland.

1. Rußland nimmt den ganzen Osten Europas ein. Es umfaßt außerdem ungeheure Länderstrecken in Asien, von denen es durch den Ural, ein erz- und waldbereiches Gebirge, geschieden ist. Sein Boden ist meist eine weite Ebene, von Hügelketten durchzogen. Seine vielen Flüsse strömen gen Süden und Südosten ins Schwarze und Kaspische Meer, gen Norden und Nordwesten ins Weiße Meer und in die Ostsee. Wegen seiner großen Ausdehnung von Norden nach Süden besitzt Rußland Landstriche, die zu den wärmsten, und solche, die zu den kältesten Ländern Europas gehören. In

seinen mittleren Landschaften wird es im Sommer sehr warm, im Winter sehr kalt. Unsere Ostwinde, welche im Winter oft schneidend kalt sind, kommen über Rußland.

2. Am wärmsten sind die Steppenländer, welche sich am Schwarzen und Kaspischen Meere ausbreiten. Da gedeihen Walnüsse, Granaten, Feigen, Obst, Kastanien, Öl- und Cypressenbäume und der Weinstock, da prangen gesegnete Weizenfelder. Doch meist ist der Boden dürr und öde; man erblickt nur unermesslich weite Grassfelder, in denen Herden von Rindern, verwilderten Pferden und Schafen umherschweifen; alles einsam, selten ein Dorf oder ein einsames Posthaus. Die Natur schläft hier einen langen Winterschlaf. Ist endlich im Frühlinge der Schnee geschmolzen, so kommt die angenehmste Zeit für das Leben in der Steppe. Das Gras sprießt, Halm an Halm empor, und dazwischen wachsen üppige Kräuter. Bis Mitte Juni giebt es Regen und reichlichen Tau. Dann beginnt die Sommerhitze, die alles versengt und die Steppe zur Wüste macht; stundenweit kann man dann wandern, ehe man eine Quelle findet.

3. In Mittelrußland gedeihen auf dem fruchtbaren Boden besonders Roggen, Weizen und Hafer. Da liegt Moskau, die alte Hauptstadt Rußlands, und nordwestlich davon Petersburg, die kaiserliche Residenz. Ihr sieht man es gleich an, daß sie eine neue Stadt ist; Peter der Große hat sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaut. Schnurgerade sind ihre Straßen, herrlich ihre Paläste und prächtig ihre Kirchen. Wegen ihrer günstigen Lage an der Ostsee ist sie eine bedeutende Handelsstadt geworden.

4. Die großen Wälder Rußlands sind teilweise noch Urwälder, in welchen Auerochsen, Elentiere, Bären, Wölfe, Wildschweine, Hirsche und Rehe haufen. Je weiter man nach Norden wandert, desto mehr sieht man an die Stelle der Laubholzwaldungen Nadelholz treten. Nach und nach schrumpfen die Bäume zu Zwergen zusammen, und endlich erblickt man nur noch traurige und öde Flächen mit Moos und Flechten. An manchen Stellen ist der Boden zu Mooren versumpft, welche die meiste Zeit des Jahres zugefroren sind. Rau und eiskalt ist die Luft dieser Gegenden. Schon im November stürzen gewaltige Schneemassen vom Himmel. Das Eis wird oft 1 1/2 Meter dick, und kaum vermag sich der Mensch gegen die grimmige Kälte zu schützen. Schnelle Rentiere, blaugraue Füchse, schwarzbraune Zobel, weiße Hermeline und Eisbären durchstreifen die Schneefelder. Frühling und Herbst sind hier unbekannt; auf den plötzlich eintretenden kurzen Sommer folgt bald wieder der strenge, neun Monate währende Winter.

Nach Daniel.

192. Fischerei in Norwegen.

1. Die Küstengewässer längs des Westgestades von Norwegen sind überaus fischreich. Daher sind sie fast das ganze Jahr hindurch ein belebter Schauplatz menschlicher Thätigkeit. Im Jahre 1885 betrug der Wert der von da ausgeführten Dorsche 20 Millionen Mark, der Wert der ausgeführten Heringe etwa halb so viel.

2. Der Hauptsitz der Kabeljaufischerei ist die felsige Inselgruppe der Lofoten. Ende Januar beginnt der Fang. Dann werden die heranziehenden „Fischberge“ längs der ganzen Küste angekündigt, und bald strömen zahlreiche Fischerbarken hier zusammen. Der Fisch wird entweder in Fässern eingesalzen und heißt dann Laberdan, oder er wird gesalzen auf den Klippen getrocknet und heißt dann Klippfisch; wird er ungesalzen auf Gerüsten gedörret, dann heißt er Stockfisch.

Nach beendigtem Fange werden die Erträge in schwerfälligen Küstenfahrzeugen nach Bergen zu Markte gebracht. Wenn in der Blütezeit des Fischhandels Hunderte dieser Fahrzeuge in dem Hafen liegen, dann türmen sich die Haufen der trockenen Fische berghoch auf. Die Geschäftsräume bleiben bis spät am Abend offen, und im Hafen lärmt es die ganze Nacht hindurch. Spanier, Portugiesen, Italiener und Deutsche liegen mit ihren Schonern, Briggs und Barken vor den Hafentreppen der Lagerräume, um die oben gewogenen Stockfischmassen zu empfangen.

3. Bergen ist auch der Hauptplatz für die Heringsfischerei. An der Südwestküste erscheint der Hering jährlich dreimal; aber der Hauptfang erfolgt im Februar. Dann sind auf dem Küstenstriche zwischen Stavanger und Bergen etwa 2000 Boote, mit 12000 Menschen bemannt, in voller Thätigkeit. Wenn der Hering in dichtgedrängten Schwärmen der Küste sich nähert, um an den flacheren Stellen seinen Laich abzusetzen, so erwarten ihn die Fischer mit ihren Netzen. Diese sind unten mit Steinen beschwert, oben von Holzstücken gehalten. So dicht stehen die Heringe meist beisammen, daß oft in jeder Masche des Netzes ein Fisch steckt. Sobald die eine Hälfte der Netze mit dem Fange gefüllt ist, wird die andre ausgeworfen. Während diese sich füllt, rudern die Fischer mit ihrem Fange zu Lande, wo der Kaufmann ihrer wartet. Dort werden die Fische gemessen und ihm überliefert. Größere Fahrzeuge stehen bereit, in deren Raum die Fische geworfen werden; sobald sie gefüllt sind, eilen sie nach Bergen oder einem andern Hafenplatze.

Dort giebt's ein neues Schauspiel. Arbeiter karren die Heringe aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzen zahlreiche Menschen, meist alte Frauen, die das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so daß die Arbeiter halb in Fischbergen begraben sind. Sie ergreifen einen Fisch nach dem andern und reißen mit einem

kunstgerechten Zuge Gedärm und Eingeweide heraus. Dann werfen sie die Fische in bereitstehende Tonnen. Sobald diese gefüllt sind, bringen andre Arbeiter sie an den Platz des Einsalzens. Dort werden die Heringe in Fässer verpackt, mit Salzlake übergossen und sind nun zur Ausfuhr bereit.

Nach Vogt und Mägge.

193. Der Lotse.

„Siehst du die Brigg dort auf den Wellen? „Allein ich sinke nicht vergebens, wenn sie mein letzter Ruf belehrt. Sie steuert falsch, sie treibt herein Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens und muß am Vorgebirg' zerschellen, ist wohl ein altes Leben wert. lenkt sie nicht augenblicklich ein. Ich muß hinaus, daß ich sie Gieb mir das Sprachrohr! leite!“ — Schiffelein, eile! „Gehst du ins offne Wasser vor, Es ist die letzte, höchste Not!“ — so legt dein Boot sich auf die Vor fliegendem Sturme gleich dem Seite Pfeile und richtet nimmer sich empor.“ — hin durch die Schären eilt das Boot.

Jetzt schießt es aus dem Klippenrande.
„Links müßt ihr steuern!“ hallt ein Schrei. —
Kiel oben treibt das Boot zu Lande,
und sicher fährt die Brigg vorbei.

Endm. Giesebrecht.

194. Wie es im hohen Norden aussieht.

Wenn bei uns in den Feldern die Kornblumen blühen und in den Gärten die Johannisbeeren reifen, dann sind die Tage recht lang und die Nächte kurz. Die sparsame Hausmutter läßt die Lampe ruhig stehen, ohne sie anzuzünden; die Kinder spielen auf den Straßen und Plätzen bis zum Schlafengehen, und die lichtscheue Gule muß lange warten, ehe sie ihre sichere Wohnung in der Spitze des Kirchturmes verlassen kann.

Um diese Zeit geht unsern Brüdern, welche im nördlichen Schweden wohnen, die Sonne gar nicht unter. Um Mitternacht scheint sie noch hell zu Spiel und Tanz für alt und jung, als gäbe es keinen Schlaf und keine Nacht; die Schnee-Gule wartet vergebens auf den Abend; sie muß sich bequem, bei Tage auf Raub auszufliegen. Die Sonne freist groß und hell rings am Horizonte herum, senkt sich um Mitternacht wohl ein wenig, geht aber nicht unter. Wer nicht gut bei Tage schlafen kann, der muß die Fenster seiner Kammer sorgfältig verhängen, um durch künstliche Dämmerung den Schlaf zu fördern. Das mag manchem gar schön dünken. Aber es bleibt nicht immer so. Schreiben wir den 21. Dezember und feiern bald darauf das liebe Weihnachtsfest, dann sind bei uns die Tage wohl bedeutend kürzer als um Johannis; aber die Sonne kommt doch jeden Morgen wieder

zum Vorschein, wenn sie auch etwas auf sich warten läßt. In jenen Gegenden jedoch hat sie auf lange Zeit Abschied genommen, und die Kerzen am Weihnachtsbaum können des Mittags um 12 Uhr angezündet werden, und wer will, kann des Morgens um 6 Uhr zu Bette gehen und des Abends um 6 Uhr aufstehen; es ist alles einerlei. Finster ist es und bleibt es, so daß mancher zuletzt gar nicht mehr wissen mag, ob es denn eigentlich Tages- oder Nachtzeit ist.

So wird der Winter im hohen Norden von einer mehrere Monate langen Nacht begleitet, wogegen der Sommer durch eben so lange Gegenwart der Sonne entschädigt. So gut es aber auch dann die Sonne meint, ein Sommer in unserm deutschen Vaterlande ist doch besser als ein Sommer im Norden von Schweden und Norwegen. Zwar überziehen sich in kurzer Zeit die Thäler mit einem saftigen, vollen Grün; auch fehlt es nicht an Blüten mancherlei Art, und die Wärme steigert sich mit jeder Stunde, da die abkühlende Nacht nicht eintritt; — aber an Kirschen und Birnen ist nicht zu denken, ja nicht einmal an Kartoffeln, und Brot aus Roggen gilt als Lederbissen. Wer dort wohnt, der bekommt keinen andern Baum zu sehen als die Tanne oder die Birke, und wer aus unserm Vaterlande dort hin ziehen will, der nehme nur Abschied von den Buchenwäldern und Obstbäumen, von der Weinrebe und den Weizenfeldern. Anfangs begleiten ihn zwar noch alte Bekannte, Apfelbäume, Birnbäume, Buchen und Eichen; aber je weiter er reist, je mehr bleibt ein Baum nach dem andern zurück, bis er zuletzt nur noch die düstere Tanne und die zierliche Birke neben sich schaut. Aber ehe er sich's versieht, sind diese zu Zwergen zusammengeschrumpft, die kauend hinter Klippen und Schluchten Schutz suchen. Hält er immer noch nicht an in seiner Wanderung, so nehmen auch diese Zwerglein von ihm Abschied, und nun erinnert ihn nur noch ein Weidengebüsch an sein Heimatland, bis auch dieses verschwindet und Heidekraut das endlose Wellenland überzieht, Moose und Flechten den Boden polstern und als die einzig Unüberwindlichen über Frost und Schnee frohlocken. Das Blöken der Schaf- und Rindviehherden hat sein Ohr schon längst nicht mehr vernommen. Die Menschen, die er hier und da etwa antrifft, kommen ihm fremdartig vor, kleiner als daheim, mit einem andern Schnitt der Kleider und mit einem andern Gesicht. Es sind die Lappländer, mit welchen er im Norden von Schweden und Norwegen Bekanntschaft macht.

Auch mit dem Renttier wird er Freundschaft schließen müssen; denn ohne dieses Tier könnte er in Lappland gar nicht leben. Es hat unter allen Hirscharten die gedrungenste und kräftigste Gestalt. Sein Hals ist kurz und kräftig, sein Huf platt; seine Beine sind aus starken Knochen zusammengesetzt. Der ganze Bau dieses Tieres ist zum Ertragen von Beschwerden, zum Ziehen von Lasten eingerichtet. Auch weiß es sich auf einem Boden zu ernähren, der acht Monate des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt ist. Das Weibchen wie das Männchen hat ein Geweih, während bei den übrigen Hirscharten nur das Männchen auf diese Zierde stolz sein kann. Da manche dieser Geweihe 25 Kilogramm wiegen, so ist daraus schon zu ersehen, wie kräftig das Tier sein muß. Hunger erträgt es ohne viel Beschwerde; Moos ist sein Lieblingsgericht. Trotz dieser karglichen Nahrung überwindet es aber viel besser als das Pferd alle Schwierig-

keiten, welche Schnee- und Eisfelder bieten. Unglaubliches vermag es vor dem Schlitten zu leisten. Wegstrecken, zu denen der Lappe im Sommer drei Tage braucht, durchläuft es im Winter in einem Tage. Nur gegen die Wärme und die Mücken ist es empfindlich. Kommt daher die kurze Sommerzeit, so ist der Lappe gezwungen, mit seinem Renttiere aus den warmen Thälern auf die Berge zu flüchten, und selbst da sucht es sich gern ein Schneefeld zum Ruhen aus. — So ist der Bewohner des Nordens von Europa ein Nomade geworden, weil die Renttiere, welche ihm Kleidung und Nahrung geben, Nomaden sind. Im Winter lebt er in den Thälern;



Kerntierschlitten.

im Sommer schlägt er seine Zelte auf den Bergen auf. Birkenstämme bilden das Gerüst, Renttierfelle die Decke des Zeltes, in welchem nicht nur Weib, Kind und Gefinde, sondern auch die Hunde Aufenthalt nehmen. Diese treiben jeden Tag die Herden zum Melken zusammen, und wie der Lappe keine andre Milch als die seiner Renttiere kennt, so kennt er auch kein andres Bett als ihr Fell. Seine Herden sind sein einziger Reichtum, und das Glück und Unglück hängt hier oft von dem Besitz eines einzigen Tieres ab. Wer Herr einer Herde von 1000 Renttieren ist, gilt für einen reichen Mann. Wird dem Lappländer ein Kind geboren, so beschenkt er es mit einem Renttierfelle; bekommt es den ersten Zahn, so wird es wieder mit einem solchen Geschenke bedacht.

Karl Ende.

195. Land und Leute in England.

1. Das englische Flachland ist sehr arm an Wald. Dafür blüht das Land wie ein Garten. Es ist ein fortlaufendes Gewinde von grünen Hecken, farbigen Feldstreifen, schimmernden Flüssen und tauglänzenden Hügeln. Zahllose hellfarbige Häuschen sind dazwischen gestreut, und ein Dorf nach dem andern lagert sich malerisch um eine altersgraue Kirche oder um einen Hügel, von dessen Spitze wohlerhaltene Schlösser niederschauen. Gar sorgfältig sind die Felder angebaut, und auf den saftgrünen Wiesen weidet prächtiges Vieh in sichern Umzäunungen. Die Bewohner scheinen Städter zu sein, welche auf das Land gezogen sind; so schmuck und reinlich sehen ihre Wohnungen aus. Völlig öde Landstriche giebt es fast gar nicht. Wo nicht der Landbau seinen Sitz hat, da breiten sich weitläufige Fabrikanlagen aus. Alles das giebt eine Vorstellung von den ungeheuren Reichtümern, welche auf dieser Insel zusammengehäuft sind.

2. Der Engländer liebt das Landleben. Auch der Kaufmann und der Beamte, der kein Gütchen draußen hat, sucht wenigstens sein Wohnhaus in den Gärten anzulegen, welche weithin jede größere Stadt umgeben. Da ist sein „Daheim“, wo er Atem schöpfen und in der Liebe und Pflege seiner Familie ausruhen kann. Wer in England auf kein Daheim mehr hofft, der denkt daran, sich eins bei dem Totengräber zu bestellen.

Gewiß das Schönste und Beste, was die Engländer haben, ist ihr Familienleben auf dem Lande. Da geben sie sich einfach und von Grund aus wahrhaft. Im Innern des englischen Hauses ist es für den Fremden auffallend ruhig, und man hört keinen Laut. Das Benehmen der Familienglieder untereinander ist schlicht und natürlich, wird aber auch durch althergebrachte Regeln geleitet. Die Kinder bezeugen nicht nur den Eltern, sondern auch dem älteren Bruder und der älteren Schwester wahre Ehrerbietung. Die Religion kräftigt und regelt die häusliche Sitte.

Achtung vor dem Geseze ist der feste Grundpfeiler des öffentlichen Lebens in allen seinen Beziehungen, und dadurch ist das englische Volk so groß und mächtig geworden.

3. Wo viel Licht ist, da ist freilich auch viel Schatten. Die große Anhäufung des Reichtums in verhältnismäßig wenig Händen hat zur Folge, daß sich im Lande eine sehr große Menge Armer findet. Der Arme aber ist dort zehnfach ärmer als bei uns, und das englische Sprichwort: „Armut ist Knechtschaft“ ist eine furchtbare Wahrheit. Zahllose arme Leute, deren Nachtlager hinter einer Hecke ist, wandern in England von Ort zu Ort. Wenn ein englischer Fabrikarbeiter von seinem Herrn entlassen wird, so ist er völlig brotlos und weiß sich gar nicht mehr zu helfen. Denn meist sind diese Arbeiter nur auf eine einzige Sache eingeschult, die sie vortrefflich herzustellen wissen; in allen übrigen Dingen aber bleiben sie unglaublich unwissend. Die Volksbildung in dem mächtigsten und reichsten Lande der Erde kann sich nicht entfernt mit der Deutschlands vergleichen; der sechste Teil der Erwachsenen in England kann weder schreiben noch lesen.

Nach Köhler und Köhl.

196. Italien.

1. Übersteigt man von Deutschland aus die Alpen, so kommt man nach Italien, und zwar zunächst in das Lombardische Tiefland, welches vom Po durchflossen wird. Zitronenhaine giebt's hier noch nicht, doch schöne Obstbäume, und besonders gedeiht der Maulbeerbaum, weshalb die Seidenzucht von vielen Einwohnern als Erwerbszweig getrieben wird. Edle Kastanien, Feigen, Mandeln und Melonen gedeihen in Menge. In den feuchtheißen, ungesunden Sumpfigen Gegenden wird viel Reis gebaut, außerdem Weizen und Mais. Der Mais keimt, wächst und reift in 50 Tagen und wird gewöhnlich erst hinter dem Winterweizen her gesät, so daß man zweimal erntet. Der Landmann ist meist Pächter oder nur Arbeiter; das Land gehört reichen Gutsherren. Wiesen und Felder sind durch Ulmen und Maulbeerbäume umsäumt, an welchen Weinreben emporranken; so sieht die sonst einförmige Ebene wie ein lichter Wald aus.

2. Unter den Städten zeichnen sich Mailand und Venedig aus. Vene hat einen schönen, aus weißem Marmor gebauten Dom. Diese ist auf lauter Inselchen am Adriatischen Meere erbaut. Eine 5 km lange Eisenbahnbrücke führt vom Festlande aus hinüber; zahlreiche Brücken und Stege verbinden die einzelnen Stadtteile miteinander. Wagengerassel hört man nicht, denn der Straßen sind nur wenige; dagegen sind die vielen Kanäle (Lagunen) mit Gondeln bedeckt. Dem Reisenden, der sich dieser wunderbaren Stadt nähert, kommt es vor, als steige sie mit ihren Türmen und Marmorpalästen unmittelbar aus den Wogen des Meeres empor. Einst war sie die Beherrscherin des Meeres und hatte manchen harten Kampf mit den Türken auszufechten.

3. Vom Lombardischen Tieflande an ziehen sich die Apenninen die ganze Halbinsel entlang gen Süden. Der nördliche Teil dieses Gebirges schließt sich an die Alpen und umgiebt mit seinen nackten Bergen den Busen von Genua. Der schmale Küstenraum, an welchem die Stadt liegt, ist vor Nordwinden geschützt und den anprallenden Sonnenstrahlen ausgesetzt; daher ist er so warm, daß Lorbeerbäume, Aprikosen und Orangen gedeihen. Hier liegt auch San Remo, der Ort, in welchem Kaiser Friedrich III. als Kronprinz Heilung von seinem schweren Leiden suchte. Südöstlich von Genua liegt Florenz, eine der schönsten Städte der Erde.

4. In dürrer Ebene am Tiber liegt Rom, die Hauptstadt Italiens. Hier wohnt auch der Papst, deshalb ist die Stadt der Mittelpunkt der katholischen Christenheit. Zahlreiche alte Bauwerke erinnern an vergangene Zeiten. Ein äußerst prächtiger Bau ist die Peterskirche.

5. Weit im Süden liegt Neapel am Gestade des Mittelmeeres, die volkreichste und glanzvollste Stadt Italiens. Dicht bei ihr erhebt sich der

Neapel mit dem Vesuv.



Vesuv, aus dessen Gipfel beständig starke Rauchsäulen aufsteigen. Wenn seine Ausbrüche heftig sind, werden die Gefilde ringsumher, die Stadt Neapel, der Meerbusen und die nahen Inseln mit einer dunkelroten Glut wie übergossen. Die plötzlich aufsteigenden Flammen erleuchten wie Blitze auf Augenblicke die ganze Landschaft. Die ausgeworfene, glühende Lava, welche in vielen Armen vom Berge herab in die Ebene sich ergießt, richtet in den Weinbergen, Fruchtsfeldern und Ortschaften oft großen Schaden an.

6. Einen noch höheren Vulkan besitzt die liebliche Gebirgsinsel Sizilien, welche nur durch eine schmale, klippenreiche Meerenge von Italien getrennt ist. Es ist der Ätna. Zitronen-, Mandel- und Apfelsinenhaine umgürten seinen Fuß und tragen das ganze Jahr hindurch Blüten und Früchte; weiter hinauf findet man Wald, endlich nur spärliche Alpenkräuter, und sein Gipfel ist fast immer mit Schnee bedeckt.

Nach Maier u. a.

197. Der Ölbaum.

1. Des Ölbaums Heimat sind die Länder und Inseln des Mittelmeeres. Dort ist er überall, auch neben der ärmsten Hütte zu finden, wie bei uns die Pflaum- und Kirschbäume. An den Abhängen der Berge bildet er oft ausgedehnte Wälder. Sein Stamm ist selten gerade, meist knorrig, krumm und mit rissiger Rinde versehen. Fast unverwundlich ist die Lebenskraft des Baumes: wird er abgehauen, ja, verzehrt ihn Feuer bis auf die Wurzel, so treibt diese doch bald frische Sprossen, die strauchartig emporschießen, bis endlich ein Stamm über seine Brüder sich erhebt und zum Baume heranwächst, der Jahrhunderte, ja Jahrtausende überdauert.

Unscheinbar graugrün sind seine schmalen Blätter, unsern Weidenblättern nicht unähnlich. Doch schmücken sie den Baum jahraus, jahrein. In den Blattwinkeln stehen in Büscheln die blassen, kleinen Blüten, aus denen sich die länglichen, pflaumengroßen Früchte (die Oliven) entwickeln.

Das Fleisch der Oliven ist bitter und schmeckt widerlich. Doch bieten die Früchte ein schmackhaftes und die Verdauung beförderndes Nahrungsmittel, wenn sie mit Fenchel und andern Gewürzen in Kalk- oder Salzwasser eingelegt werden.

2. Von ganz besondrer Bedeutung ist aber das Olivenöl. Es wird aus den reifen Früchten gepreßt und bildet ein Hauptnahrungsmittel der Bewohner jener südlichen Länder. Wir kaufen es unter dem Namen Baumöl, auch Provencer-Öl (weil in der französischen Provence sehr feines Öl gewonnen wird), doch ist es oft durch Mohnöl, Bucheckernöl u. a. verfälscht.

H. Warber.

198. Sinai.

1. Kennst du dies Selsgerüste voll finst'rer Majestät,
in unermessner Wüste zum Predigtstuhl erhöht?
Zeuch aus, zeuch aus die Schuhe und sinke still ins Knie,
hier ist Jehovahs Ruhe, das ist der Sinai!

2. Hier sprach er in der Wolke mit Mose, seinem Knecht,
hier gab er seinem Volke sein heilig Licht und Recht,
hier spürt noch still ergrausend, versteinert und verstarret
das späteste Jahrtausend Jehovahs Gegenwart.

3. Durch diese Selsenöde klingt keines Vogels Ruf,
schallt keines Wandrers Rede, hallt keines Rosses Huf;
nur Gottes Winde tönen die alte Melodie,
nur Gottes Donner dröhnen wie einst am Sinai.

4. Kein buntes Blümlein sprießet an dieser Selsenwand,
kein silbern Bächlein fließet von diesen Höhn ins Land.
Hier welkt das ird'sche Leben, hier stirbt die Kreatur,
nur Gottes Adler schweben im einsamen Azur.

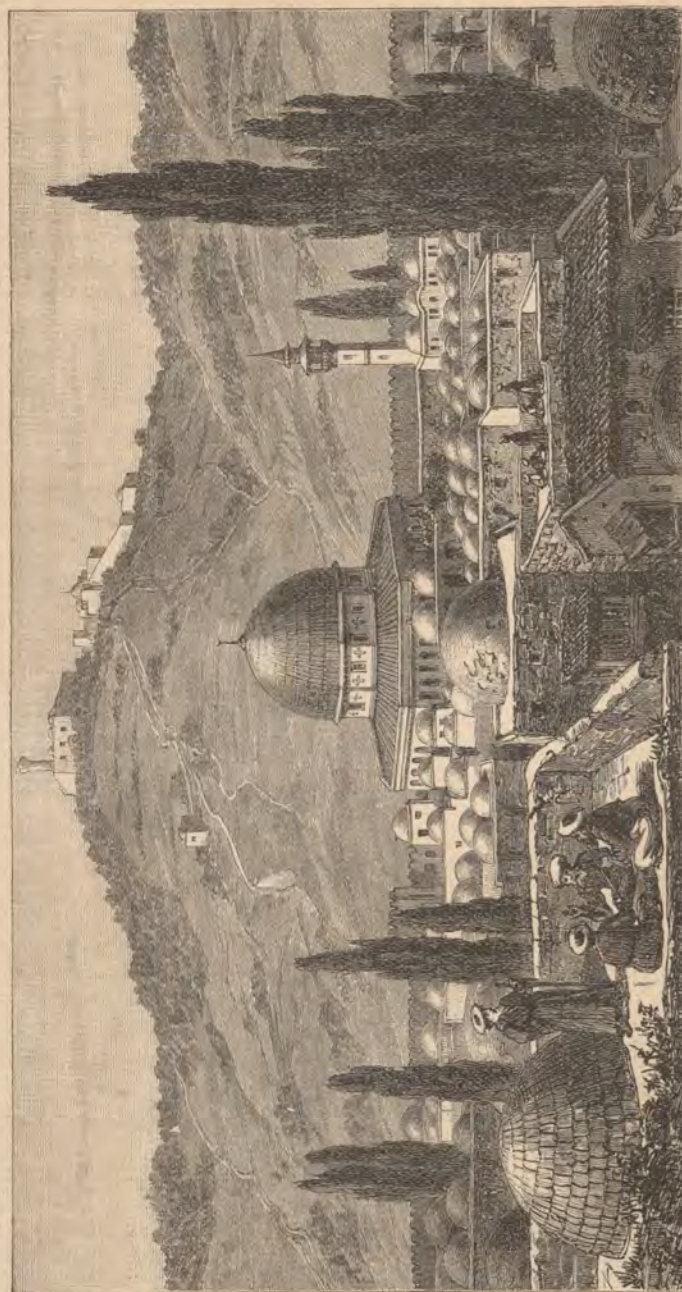
Karl Gerok.

199. Jerusalem.

1. Auf dem an engen Schluchten so reichen Berglande von Judäa liegt
auf mehreren Kalkhügeln die Stadt Jerusalem. Der Zionshügel im
Südwesten beherrscht das Ganze; auf ihm erhob sich die Burg Davids.
Östlich vom Berge Zion erhebt sich der Moria, der Tempelberg. Süd-
licher liegt der Hügel Akra, nördlicher die Höhe Bezetha.

2. Aus rötlich-grauem Kalkstein sind die flachdächerigen Häuser er-
baut. Zwischen ihnen erhebt sich da und dort ein Turm mit funkelndem
Kreuz oder die Kuppel einer Moschee mit silbernem Halbmond. Vereinzelt
nur ragen düstere Cypressen empor oder schwingen Palmen ihre zierlichen
Webel gegen den blauen Himmel. Eine 13 m hohe Mauer mit Zinnen
und Warten umschließt die Stadt.

Straßen im europäischen Sinne des Wortes giebt es in Jerusalem
nicht. Zwischen den einzelnen Häusergruppen bleiben gewöhnlich nur dunkle,
vielsch überwölbte Lücken frei. Hohe Häuser, an der Vorderseite mit Gitter-
fenstern, fassen diese Gassen ein. Von öffentlichen Gebäuden bemerkt man
besonders häufig Klöster, Hospitäler, Kirchen und Moscheen; manche von
ihnen fallen in Trümmer, andere sind in Ställe, Bäder oder Fabriken ver-
wandelt worden. Fast alle Gassen sind ungepflastert. In offenen Rinnen
lagert allerlei Unrat, verdorbenes Fleisch, faulendes Obst, Esel- und Kamel-
mist, und wartet auf den säubernden Regen.



Jerusalem und der Ölberg.

3. Christen, Mohammedaner und Juden halten auch in der heiligen Stadt keine Gemeinschaft unter einander. Die Christen leben größtenteils auf dem Zionsrücken. Ihr Viertel umschließt eine Anzahl Klöster und Kirchen, meist mit einem Hospiz, in welchem Pilger Unterkommen finden; es ist auch Hauptsitz der geringen Gewerthätigkeit und des Handels. Nordwärts erstreckt es sich bis zur Kirche des heiligen Grabes.

Die Mohammedaner bewohnen meist die Höhe Bezetha. Hier sind die Gärten grüner, die Gassen breiter, die Häuser besser als in den übrigen Stadtteilen. Hier finden sich die stattlichsten öffentlichen Gebäude: der Palast des türkischen Paschas, die Sitze mehrerer Konsuln u. a. Durch eine hohe Mauer wird dieses Stadtviertel von dem Moria getrennt. Auf ihm erhebt sich — an der Stelle des salomonischen Tempels — das angesehenste Heiligtum der Muselmänner, die prachtvolle, achteckige, von hoher Kuppel überragte Moschee, welche unser Bild darstellt.

Dem einst herrschenden Geschlechte, den Juden, ist das elendeste Stadtviertel zugefallen. Es bildet ein Gewühl von Gäßchen und Höfen, die für Auge und Nase gleich widerlich sind.

4. Neuerdings verbindet eine Eisenbahn die Städte Jerusalem und Jaffa, und in den Landschaften, in denen einst die Jünger mit ihrem Meister wandelten, ertönt nun der schrille Pfiff der Lokomotive.

5. Im Hintergrunde unsers Bildes erblickt man den Ölberg mit der Himmelfahrtskirche. Das Thal Kidron trennt den Ölberg von der Stadt; es ist im Frühjahr und Sommer trocken, wird aber im Herbst von einem wilden Bergstrome ausgefüllt. An seinen steinigten Wänden liegen zahllose Gräber.

W. H. Dixon.

200. Vorderindien.

1. Vorderindien ist das an allen köstlichen Erzeugnissen reichste Land der Erde. Es wird von den benachbarten Ländern allenthalben durch natürliche Grenzen geschieden, im Norden durch den ungeheuren Gebirgswall des Himalaja, im Westen durch die Randketten des vorderasiatischen Hochlandes, im Osten durch Gebirgswildnisse Hinterindiens, während gegen Süden das Land in Gestalt eines gewaltigen Dreiecks in den Indischen Ozean vorspringt.

2. Die fruchtbare Tiefebene von Bengalen, das eigentliche Hindostan, bildet mit ihrer schwülen Hitze und Feuchtigkeit einen auffallenden Gegensatz zu der milden, trocknen Hochfläche von Dekhan. Aber in jenen feuchten, ungesunden Niederungen gedeihen im Überflusse die herrlichsten Erzeugnisse der tropischen Pflanzenwelt: Zucker, Kaffee, Zimt, Pfeffer, Muskatnüsse, Ingwer. Daneben liefern unabsehbare Reisfelder das Hauptnahrungsmittel der zahlreichen Bevölkerung, und die Wälder sind überreich an kostbaren Ruhhölzern. Indessen ist die wilde Tierwelt dem Menschen höchst gefährlich. In den Dschungeln lauern der Tiger und der Panther; in Feld und Wald

drohen Giftschlangen, und die schlammigen Fluten der Ströme bewohnt der gefräßige Alligator. Der Reichtum an wertvollen Mineralien war schon im grauen Altertume bekannt; doch sind die Gold- und Diamantenschätze des Landes nur von geringer Bedeutung neben seinem Reichtum an Kohle und Eisen.

3. Die überwiegende Mehrzahl der Bewohner Vorderindiens bekennet sich zum Brahmaismus, daneben giebt es viele Mohammedaner, während die Zahl der Christen nur gering ist.

In Indien ist die Einteilung des Volkes in Gesellschaftsklassen oder Kasten seit uralter Zeit streng festgehalten worden. Man unterscheidet: 1. Brahmanen oder Priester, 2. Krieger, 3. Ackerbauer, 4. Diener. Völlig verachtet und gemieden werden die Parias, d. h. kastenlose Menschen. Zahlreiche Brahmanen leben heut als Beamte und Kaufleute, die Krieger sind größtenteils Händler, und die an Zahl weit überwiegende vierte Kaste treibt Ackerbau und Gewerbe.

4. Vorderindien ist die wichtigste Besitzung Englands, weil es diesem seine unerschöpflichen Naturprodukte (Baumwolle, Reis, Kolonialwaren, Früchte, Opium, Felle u.) liefert und dagegen die Gewerbs-Erzeugnisse Großbritannien empfängt.

5. Der westliche Teil des Tieflandes von Indien gehört fast ganz dem Gebiete des Indus und seiner Nebenflüsse an. Der nördliche Teil, das Pandischab (Fünftstromland), ist die Heimat der kriegerischen, aber den Engländern durchaus ergebenen Sikhs (spr. seits). Längs der wasserreichen, vom Himalaja herabkommenden Ströme erblickt man eine herrliche tropische Pflanzenwelt und üppig gedeihende Fruchtfelder; dagegen sind die inneren Flächen meist Wildnisse und zum Teil Salzwüsten.

6. Die östliche Hälfte des indischen Tieflandes, Bengalen, das Gebiet des Ganges und seiner Nebenflüsse, ist der am dichtesten bevölkerte Teil des Landes und der Mittelpunkt des indischen Lebens und Treibens. Zahllose Trümmer alter Riesenbauten erinnern an vergangene Größe und Herrlichkeit, und noch gegenwärtig pilgern alljährlich Millionen von Hindus zu den Ufern des „heiligen“ Ganges, um durch Niedertauchen in dessen gelbe Fluten Vergebung ihrer Sünden zu erhalten. Hier erheben sich die berühmtesten Städte Indiens, Delhi, einst an Pracht mit allen Städten der Erde wetteifernd, Agra, heut von unabsehbaren Ruinen umgeben. Im sumpfigen Delta des Ganges liegt Kalkutta (900 000 Einwohner), die Hauptstadt des indo-britischen Reiches, durch Handel, Reichtum und Verschiedenartigkeit der Bevölkerung eine der merkwürdigsten Städte der Erde.

7. Das Hochland von Dekhan ist auf seinen welligen Flächen äußerst fruchtbar und besitzt der hohen Lage wegen ein gemäßigtes und gesundes Klima. Ein großer Teil des Landes steht unter einheimischen Fürsten, welche der Oberherrschaft Englands unterworfen sind.

8. Die Insel Ceylon ist ein unmittelbares Besitztum der englischen Krone und wird nicht mit Unrecht die Perle von Indien genannt. Das Klima ist gesund, außer in den flachen und sumpfigen Küstenstrichen. Das Pflanzenreich bietet die edelsten Gewürze (Zimt, Pfeffer, Muskatnüsse),

daneben Reis, Zuckerrohr, Kaffee, Tabak und neuerdings auch Chinارينde. In den Urwäldern des südlichen gebirgigen Teiles der Insel haufen Büffel- und Elefantenherden. Das Mineralreich liefert fast alle nützlichen und edlen Metalle und kostbare Edelsteine.

H. S. Klein.

201. China.

1. China umfaßt neben dem eigentlichen China noch das Hochland von Hinterasien und übertrifft an Größe ganz Europa. Die Zahl seiner Bewohner beträgt etwa 360 Millionen, das ist ein Viertel aller Menschen auf der Erde. Im Osten Chinas breitet sich eine gewaltige Ebene aus. Sie wird von zwei Riesenströmen, dem Gelben und dem Blauen Fluß, durchflossen. Das Marschland an den beiden Strömen ist die fruchtbarste Kornkammer der Erde. Durch zahllose Kanäle wird das Land künstlich bewässert, und man erzielt daher 3 oder 4 Ernten im Jahre. In der Kunst des Ackerbaues überhaupt sind die Chinesen das erste Volk der Welt. Die Felder werden mit Weizen, Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr und vor allem mit Reis bestellt. Reis ist das erste Bedürfnis jedes Chinesen. Auch die Seidenraupe und der Theestrauch haben hier ihre Heimat. Man rechnet, daß jährlich 130 Millionen kg Thee und für viele Millionen Mark Rohseide und Seidenstoffe ausgeführt werden.

2. Infolge ihrer Fruchtbarkeit ist die Ebene ungemein stark bevölkert, besonders in der fetten Mündungsgegend der Ströme. Dort ist eine Strecke von mehr als 100 Meilen wie mit einer einzigen Stadt bedeckt. Ja, ein Teil des Volkes wohnt ganz auf dem Wasser. Denn das fette Land ist zu kostbar, um mit Häusern bebaut zu werden. Die Städte haben eine große Anzahl von schwimmenden Häusern. Zahlreiche Familien ziehen auch mit ihrem Hause, das auf einem Schiffe steht, auf Kanälen und Flüssen umher. Hinter sich her zieht jede Familie ein Floß. Es ist mit Erde bedeckt und wird mit Gemüse bebaut. Auch Schweine und Enten werden auf solchen Flößen gezüchtet. Beinh Städte haben über eine Million, fünfzig über eine halbe Million Bewohner. Für ein solches Volksgewimmel trägt selbst der fetteste und sorgsamst angebaute Boden nicht genug. Man genießt daher ohne Ekel Hunde und Katzen, Ratten und Mäuse, Affen und Schlangen, Raupen und Regenwürmer. Dennoch tritt oft genug Hungersnot ein. Viele töten dann sich selbst oder ihre Kinder, andre wandern aus, und noch andre ziehen mit Räuberbanden durch das Land.

3. Die Chinesen gehören dem mongolischen Volksstamme an. Ihre Hautfarbe ist gelblich. Die Augen sind klein und etwas schräg geschliffen. Die Männer lassen sich das Haar bis auf einen Büschel abscheren und diesen Büschel in einen Zopf flechten, auf den sie überaus stolz sind.

Der Chineser ist sehr arbeitsam, dabei im Essen und Trinken mäßig. In Porzellan, Lackarbeiten und Schnitzereien leistet er ganz Vorzügliches, und Pulver, Kompaß und Buchdruckerkunst waren den Chinesen eher bekannt als den Europäern.

Die Religion der Chinesen ist ein grober Götzendienst. In prachtvollen Tempeln werden allerlei fragenhafte Götzen verehrt; doch hat man auch einen Hausgötzen, der aber geächtet wird, wenn er die Wünsche der Haus-

bewohner nicht erfüllt. Einen regelmäßig wiederkehrenden Wochenfeiertag giebt es in China nicht, sondern nur einige Feste, wie das Neujahrsfest. Das Christentum ist hier schon lange gepredigt; doch ist die Zahl der Christen noch nicht weit über eine Million gekommen. Den hartnäckigsten Widerstand leisten die Priester. Oft genug regen sie das Volk gegen die Missionare auf, und dann werden diese mit Weib und Kind niedergemetzelt.

4. Die Hauptstadt des Landes ist Peking (d. h. Hof des Nordens); sie zählt mehr als eine Million Einwohner. Sie hat 50 km im Umfange und ist von einer so hohen Mauer umgeben, daß alle Gebäude davon überragt werden. Die Straßen sind ungepflastert, die Häuser einstöckig, von Holz und mit Ziegeln gedeckt. Hier in Peking wohnt der Kaiser, der „Sohn des Himmels“. Hier befindet sich auch das heilige Feld, auf dem jährlich einmal der Kaiser mit eigener Hand den Pflug führt — zu Ehren des Ackerbaues. Im Norden von Peking zieht sich die 2000 km lange chinesische Mauer vorüber. Sie sollte ehemals ein Grenzschutz sein. Jetzt liegt sie innerhalb des Reiches und ist an vielen Stellen zerfallen. Zwei Wagen können auf ihr bequem nebeneinander fahren. — Von den vielen Riesenstädten des Landes sind Nanjing, Schanghai (Hafenstadt) und Kanton zu erwähnen.

Nach Daniel n. a.

202. Der Thee.

1. Der Thee wirkt nicht so aufregend wie starker Kaffee. Er befördert die Schweißabsonderung, erleichtert das Atmen und macht munter und heiter. Sein Genuß verdient darum auch bei uns weitere Verbreitung, zumal er billiger ist als Kaffee. In der Heimat des Theestrauches wird der Aufguß ohne jede Beimengung getrunken, bei uns gewöhnlich mit Zucker; bringt man aber gar Milch oder Rum hinzu, so schwindet der feine Duft des Thees.

2. Der Theestrauch erreicht eine Höhe von 10 Meter; in Pflanzungen wird er aber durch Beschneiden auf etwa 1 Meter Höhe gehalten, damit man die jungen Triebe leicht abpflücken kann. Gewöhnlich bebaut man die südlichen Abhänge der Hügel mit Reihen von Theesträuchern und sammelt die zarten, jungen Blättchen den ganzen Sommer hindurch. Die geernteten Blätter läßt man an der Luft auf Matten welk werden, erhitzt sie dann über Kohlenfeuer unter beständigem Umrühren und trocknet sie an der Luft. Werden die welken Blätter bald geröstet, so erhält man den grünen Thee. Läßt man die welken Blätter aber einige Zeit liegen, so geraten sie in Gärung und geben dann nach dem Rösten den schwarzen Thee. Der beste Thee wird aus den zarten Trieben und Knospen im Mai gewonnen, er heißt Blumen- oder Kaiserthee. Er ist der teuerste und wird von den chinesischen Großen verbraucht. Zu uns kommen die späteren Ernten.

3. Gegenwärtig baut man den Theestrauch überall in Südasien, in Mittelamerika, in Australien, sogar in Portugal. Seeklima sagt ihm am besten zu. Doch wird auch heute noch wie schon in uralter Zeit der meiste Thee in China erzeugt. Jährlich werden von dort mehr als 130 Millionen kg Thee an das Ausland abgegeben. A. Waerber.

203. Japans Bewohner.

1. Japan besteht aus vielen Inseln; zahlreiche Bäche und Flüsse bewässern die Felder. Daher gewähren diese dem fleißigen Landmanne reichen Ertrag an Getreide, Reis, Thee u. s. w.

2. Die Japaner gelten als gewandt und beweglich, kräftig und thätig, mäßig und reinlich; sie verstehen nicht nur Acker und Garten trefflich zu bestellen, sondern zeichnen sich auch als Seidenzüchter, als geschickte Arbeiter in Porzellan-, Glas-, Papier- und Lackwaren aus.

Die Wohnhäuser sind niedrig, meist ein-, seltener zweistöckig und leicht aus Holz aufgebaut. Das Dach besteht aus schwarzen Thonziegeln, aus Stroh oder aus schmalen Holzschindeln. Keller und Schornsteine sind nicht vorhanden. Statt der Fenster erblickt man große Schiebhüren, deren Gitterwerk mit kleinen Bogen des zähen Bastpapiers überzogen wird. An Kaufstätten und Werkstätten sind die Thüren gewöhnlich während des Tages zurückgeschoben und nachts durch dicke Holzläden noch besonders gesichert. In der innern Einrichtung der Zimmer vermischt der Europäer Stühle, Tische und Betten. Der Japaner bedarf ihrer nicht. Er ruht auf untergeschlagenen Beinen und schläft auf einer wattierten Decke zu ebener Erde. Nur zwei Dinge, das Feuerbecken und das Tabaksbrett, sind ihm Bedürfnis.

Männer, Weiber und Kinder tragen weitärmelige, lange, schlafrockartige Gewänder, die von einem Gürteltuche zusammengehalten werden. Während die Kleidung der Landbevölkerung meist aus selbstgewebtem Baumwollengewebe gefertigt wird, tragen die Wohlhabenden vorwiegend hellfarbige, schön gemusterte Baumwoll- und Seidenstoffe. Die Füße sind wenigstens im Winter mit Socken bedeckt. Statt der Lederschuhe werden Strohsandalen oder Holzschuhe getragen.

In ihrer Lebensweise zeigen sich die Japaner meist mäßig und einfach. Reis, geschält und in Wasser gekocht, macht den wesentlichen Bestandteil der Hauptmahlzeiten aus. Im Gebirge, wo Reis nicht gedeiht, genießt man Hirse, Buchweizen, Gerste und Weizen, welche Fruchtarten in Form von Grütze zubereitet werden. Außerdem bilden mancherlei Wurzeln, Früchte, Bohnen, Fische die tägliche Kost. Fleisch zu essen, verbietet dem Japaner seine Religion. Bei der Mahlzeit wird jedem sein Teil auf einem Tischchen oder Teller vorgesetzt. Flüssige Speisen werden getrunken, feste mit zwei Stäbchen in den Mund geführt. Als Genußmittel sind grüner Thee ohne Zuthaten, Reiswein und Tabak besonders beliebt.

3. Lange Zeit hindurch wies Japan alle Versuche der Europäer, bleibend Fuß auf dem Inselreiche zu fassen, beharrlich ab. Als die Bewohner sich aber davon überzeugt hatten, daß sie von dem Abendlande viel Nützliches lernen könnten, öffneten sie ihr Land. Unfre Kaufleute

führen jetzt die beiden Haupterzeugnisse Japans, Thee und Seide, aus und setzen dagegen europäische Waren ab. Eisenbahn und Telegraph, Post und Dampfschiffahrt, der abendländische Kalender, der amerikanische Dollar haben sich eingebürgert. Regierung und Verwaltung, Kriegswesen und Bildungsanstalten werden nach europäischem Muster eingerichtet, und die gelehrt Japaner finden sich leicht in den neuen Verhältnissen zurecht. Viele junge Japaner suchen in Europa, besonders auch in Deutschland, weitere Ausbildung. Ady Hans Meyer u. a.

204. Sibirien.

1. Der weite Norden Asiens, ein Gebiet, das um $\frac{1}{4}$ größer ist als Europa, gehört unter dem Namen Sibirien zum Russischen Reiche. Gebirge erfüllen den Südosten Sibiriens, während der größere nordwestliche Teil eine ungeheure Ebene ist.

Im ganzen Norden ist das Klima unwirklich. Während des Winters bildet die Landschaft dort eine einzige, gefrorene, schneeverwehte, grenzenlose Ebene. Nicht selten brausen gewaltige Schneestürme mit furchtbarer Gewalt über die Fläche; wer im Freien von ihnen überrascht wird, muß mit seinem Tiere sich hinwerfen, sich vom Schnee überschütten lassen und ruhig warten, bis das Wüten vorüber ist. Im Sommer taut die Erde an der Oberfläche auf, bleibt aber in der Tiefe gefroren. Dann sieht man, soweit das Auge reicht, eine bräunliche oder gelbliche Moosfläche, dazwischen einige bunte Blüten und vereinzelt Zwergbirken. Große Scharen von Enten, Gänsen und Schwänen, Vögel von Mücken und Bremsen, Herden von Rentieren beleben das Bild. Auch Eisbären, Polarfüchse und andre Pelztierarten durchstreifen das Land.

Weiter im Süden ist die Winterkälte ebenfalls groß. Von Ende Oktober ab bis Anfang April tritt fast nie Tauwetter ein. Bei Jakutsk gefriert das Wasser selbst während des Sommers fast in jeder Nacht. Oft schon im Anfange des Winters erstarrt das Quecksilber; Eisen wird spröde, und Beile springen wie Glas; Holz wird härter als das Eisen und widersteht der Art. Aber je weiter man nach Süden kommt, desto höher wird die Sommerwärme, desto reicher die Pflanzenwelt. Im Südwesten breitet sich eine große Steppe aus; in der Mitte des Landes und im Südosten finden sich unabsehbare Nadelwälder.

2. Auf der ungeheuren Fläche zählt man nur $4\frac{1}{2}$ Millionen Menschen, also nicht viel mehr, als in der Provinz Schlesien. Meist sind die Ansiedler freiwillig eingewanderte Russen. Sie treiben, hauptsächlich an den Ausläufern der südlichen Gebirge, vorwiegend Ackerbau. Weizen und Roggen werden in großer Menge nach dem europäischen Rußland ausgeführt. Gartenbau ist nicht lohnend. Obstbäume zerstört der strenge Winter. Dafür bieten die Steppen einen Reichtum schmackhafter Beeren. Die eingeborenen mongolischen Stämme sind Hirten, Jäger oder Fischer. Der Hauptreichtum Sibiriens besteht noch jetzt in Holz, in Pelztieren und in den Erzeugnissen des Bergbaus: Gold, Silber, Eisen, Kupfer und Graphit. In großenteils noch unerschlossenen Steinkohlenlagern scheinen unerschöpfliche Mengen dieses wichtigen Minerals vorhanden zu sein.

Für den Handel zwischen Rußland und China hat Sibirien als Durchgangsland jetzt nicht mehr dieselbe Bedeutung wie früher; denn seit die Häfen Chinas für Seeschiffe aller Völker geöffnet worden sind, nehmen die Waren meist den Seeweg durch den Suezkanal nach Europa. Um den Erzeugnissen Sibiriens den wünschenswerten Absatz zu schaffen, erbaut man eine Eisenbahn, die den fernsten Osten mit Sankt Petersburg verbindet. Nach Oppel u. a.

205. Die heiße Zone.

1. Große Hitze und der in den meisten Gegenden regelmäßig wiederkehrende Regen bringen in der heißen Zone den reichen Pflanzenwuchs hervor, den man in andern Gegenden an keiner Stelle findet, und von dem wir uns gar keine Vorstellung machen können. Einige Pflanzenarten zeichnen sich durch Schönheit und Größe, sowie durch ungemeine Nutzbarkeit aus. Dahin gehören die Palmen, welche den Menschen speisen, tränken und kleiden, ihm Stoff zur Wohnung und zum Hausgerät liefern und kaum ein Bedürfnis unbefriedigt lassen. Sie haben schöne, schlanke Stämme, oft 60 m hoch. Äste und Zweige fehlen ihnen; nur im Gipfel bildet sich eine Krone immergrüner, lang herabhängender Blätter, von denen jedes 3—4 m lang ist. Wird der Stamm höher, so fallen die Blätter ab und lassen kleine Stümpfe zurück, die das Ersteigen des Baumes erleichtern. Die nützlichste Palme ist die Kokospalme. Ihre Früchte sind große Nüsse; die harte Schale läßt sich dreheln und polieren und zu Trinkgefäßen und andern Geräten verarbeiten. Aus der dicken Faserschicht, welche die Nüsse umgiebt, lassen sich dauerhafte Stricke und Geflechte bereiten. Die halbreife Nuß ist mit einem wohl-schmeckenden, gesunden Milchsaft gefüllt; in den reifen Früchten wird daraus ein fester Kern, der den Hunger stillen kann. Die getrockneten Nüsse kommen als Kopra in den Handel. Aus ihnen wird das Palmöl und aus diesem die Kokosbutter bereitet. Die Blütensprosse geben einen weinartigen Saft, die jungen Blätter den Palmkohl, das Mark des Stammes eine treffliche Speise; aus den Blättern macht man Matten, Körbe, Schirme, und das Holz dient zum Bauen und Brennen. — Fast ebenso wertvoll ist die Dattelpalme. Ihre süßen, pflaumenähnlichen Früchte heißen Datteln und bilden ein Hauptnahrungsmittel für die Bewohner Arabiens und Nordafrikas.

Die Banane ist ein andres Prachtgewächs der heißen Zone. Ihr krautiger Stengel ist dick, weich und schwammig, die Blätter werden bis 4 m lang und stehen oben in einem Büschel wie

bei den Palmen. Die gurkenähnlichen Früchte, wohl hundert an einer Pflanze, schmecken trefflich und sind die gewöhnliche Nahrung der Bewohner jener Erdstriche. Nach ihrer Reife stirbt der Stengel ab, und die Banane schlägt aus dem Wurzelstocke wieder aus.

In Indien wächst das 20 m hohe Bambusrohr, ein baumartiges Gras, das zu Stangen und Pfählen, zum Häuser- und Schiffsbau dient. Farne werden hier bis 12 m hoch; manche Bäume überragen unsre Eichen, prangen mit Blüten, so groß wie unsre Lilien; die Blüte der *Viktoria regia* in Südamerika hat gegen 1 m Umfang. Fast alle unsre Gewürze gehören der heißen Zone an, ebenso der Kaffeebaum, das Zuckerrohr, der Theestrauch, die Indigopflanze, welche die schöne, blaue Farbe liefert, der China- oder Fiebertindenbaum, und viele andre Pflanzen von hohem Werte.

2. Die Tierwelt verbindet hier Größe und Stärke mit der ausgezeichnetsten Schönheit und den blendendsten Farben. Große pflanzenfressende Tiere können hier leben, wie der Elefant, das Flußpferd, der Tapir. Die Waldungen werden von zahlreichen Affenarten belebt. Schön gefiederte Papageien und andre prächtig geschmückte Vögel schweben von Baum zu Baum; Kolibris, glänzend wie Diamanten, wiegen sich in den Blumen, neben ihnen prachtvolle Schmetterlinge. Leuchtende Insekten, wie der Laternenträger, funkeln durch das Nachtdunkel. Aber auch zahlreiche reißende Tiere gehören der heißen Zone an. Der blutdürstige Tiger, der starke Löwe, der Leopard lauern auf die Tiere des Waldes und der Herden; die häßliche Hyäne sucht sogar die Fleischläden in Wohnörtern auf. Gegen diese Raubtiere kann der Mensch sich wehren, nicht aber gegen die ungeheuren Schwärme lästiger Insekten, Mücken, Moskitos und Ameisen, deren Vermehrung durch die stete Wärme gefördert wird. Ihr Biß und Stich ist schon durch das heiße Klima empfindlicher als bei uns, oft aber auch giftig, ja tödlich. Sandflöhe bohren sich unter die Fußnägel ein, Fadenwürmer zwischen Haut und Fleisch; beide werden zu einer großen Plage. Sehr gefährlich werden die großen Kriechtiere, von denen manche tödliches Gift führen, z. B. die Klapperschlange; auch die Lanzenviper auf der Insel Martinique tötet jährlich so manchen Arbeiter auf den Zuckerfeldern. Das gepanzerte Krokodil ist ein Schrecken der Flußanwohner in Asien, Afrika und Amerika.

3. Noch andre Nachteile bringt das heiße Klima. Die Hitze kann unerträglich werden und den Menschen zu allen Geschäften untauglich machen. Bisweilen tritt eine große Dürre ein und macht die Pflanzen welken oder tötet sie. Der Erdboden verwandelt sich dann in Staub, der vom Winde emporgehoben wird, die Luft erfüllt und verfinstert. Bäche und Seen trocknen aus; Tiere verschmachten oder laufen lechzend wie wütend umher oder versinken in Erstarrung, in einen Sommerschlaf, wie bei uns einige Tiere in einen Winterschlaf fallen. Tritt dann der Regen endlich ein, so wird der Boden rasch wieder grün; die Tiere löschen nun ihren Durst, und die, welche in Erstarrung lagen, erwachen wieder; Bäche, Flüsse und Seen füllen sich von neuem. Aber bei dem unaufhörlichen Regen werden die meisten Ebenen zu weiten Seen, zu Sümpfen und Morästen. Da nun die Hitze dabei einen beträchtlichen Grad behält, so entwickeln sich ungesunde Ausdünstungen; es entstehen ansteckende Krankheiten, namentlich Fieber, welche zu den schrecklichsten Landplagen der heißen Zone gehören.

Nach Strauß.

206. Anblick der Sahara in ihrer dreifachen Gestalt.

1. Auf einem hohen Berge im Südosten Algeriens trat mir zum erstenmal ein Bild der unermesslichen Sahara entgegen. Von steilwandigen, tief eingeschnittenen, trockenen Flußbetten (Wadis) durchfurcht, dehnte sich bis in den fernen Süden ein vielfach abgestuftes Hügel land aus, das nur hier und da von kleinen, nackten oder mit scharfkantigem Kieselgeröll bedeckten, ebenen Flächen unterbrochen wurde. In förmlichen Ketten reihte sich Berg an Berg; von der sinkenden Sonne grell beleuchtet, schieden sich die grauschwarzen, kahlen Rämme und Gipfel scharf von den mit einem gelbgrünen, langblättrigen Grase bedeckten Wadis und Mulden. Im äußersten Süden tauchten die scharfen, rötlichen Ranten langgedehnter Sanddünen auf, von den schrägen Strahlen der Sonne feurig übergossen. Die verschiedenen Farben des Bodens und der wogenden Grasfläche brachten eine staunenswerte Mannigfaltigkeit in die Einförmigkeit dieses Landschaftsbildes der Sahara.

2. Einige Tagereisen südlich von meinem ersten Standpunkte erlitt das Bild eine vollkommene Wandlung. Wieder von der Höhe eines Berges schweifte das Auge nach Süden und Osten über eine sanft gewellte, durchaus von dichtem, kleinem Gerölle bedeckte Hochfläche, die Hammada; aus ihr ragten zahlreiche kleine, kahle Hügel von graugelber Färbung auf, und in deren Nähe zeigten sich kleine Süßwasser Sümpfe, umstanden von wenigen



Ost.

Aus der Sahara.
Savanne.

Hügel land.

Sumpfsgräsern. Stellenweise trat der nackte, felsartige Thonboden zutage. Nur wenige kleine, zähe, blattlose Wüstenpflanzen fristeten auf diesen trostlosen Flächen ein kümmerliches Dasein.

3. Endlich bot sich mir das bestrickendste und anmutigste Bild der Wüste, das der Dase. Wo in der Wüste sich Wasser findet, da wachsen die wunderbaren Haine hoher, schlanker, fächergekrönter Palmen, deren Dattelfrüchte den Reichtum des Däsenbewohners bilden; da dehnen sich Gemüsegärten und Getreidefelder aus; da kommen auch einige bescheidene Feigen-, Granatapfel-, Mandel- und Apfelbäume fort. So hat des Schöpfers Weisheit und Güte mitten in der endlosen Öde eine Zuflucht für alles Lebende geschaffen. Eine Zufluchtsstätte, kein Paradies, wie es die Einbildungskraft des Dichters schmückt, ist die Dase. Ununterbrochen muß ihr Bewohner mit der Wüste kämpfen, die ihre Sandwellen bis hart an den Rand der Palmenwälder und selbst in sie hineinwirft; menschlicher Fürsorge und Anstrengung bedarf es, um diese Freistätte für Pflanzen- und Tierleben ungeschmälert zu erhalten. Jenseit ihrer Grenzen aber dehnt sich — hier zu mächtigen, bis 100 m hohen, steil abfallenden und scharfgratigen Dünen aufgetürmt, dort in kaum gewundenen, sanften Wellenlinien oder stellenweise spiegelglatten Flächen — das Sandmeer der Wüste aus. Dem Fremden ist diese, wie ihr Schweigen, unverständlich — der Nomade, der Karawanenfürher, weiß in ihr wie in einem offenen Buche zu lesen. *Zof. Chavanne.*

207. Deutschlands Schutzgebiete.

Deutschland besaß bis 1884 keine Kolonien. Zwar hatte der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm an der Goldküste in Afrika das Fort Groß-Friedrichsburg gegründet; doch mußte diese Besitzung nach einem halben Jahrhundert wieder aufgegeben werden. Deutschland war vor der Gründung des Deutschen Reiches (1871) zu ohnmächtig, um eigne überseeische Gebiete behaupten zu können, obwohl es alljährlich 50—100 000 Auswanderer nach Amerika u. a. Erdteilen entließ. Nach der Erstarkung unsers Vaterlandes richteten für deutsche Ehre begeisterte Männer ihren Blick auf Erwerbung solcher Gebiete in fremden Erdteilen, die von andern europäischen Staaten noch nicht in Besitz genommen waren. Heute erfreut sich unser Vaterland einer Reihe trefflicher Kolonien, die zusammen mehr als die vierfache Größe des Deutschen Reiches haben. Auf Jahrhunderte hinaus ist uns nun die Aufgabe gestellt, diesen Besitz in rechter Weise zu pflegen zum Segen unsers Volkes.

1. Das Togogebiet, an der Sklavenküste in Westafrika gelegen, umfaßt etwa 60 000 qkm mit über 2½ Million Einwohnern, die durchweg Neger sind. Zur Küste hin wird von ihnen recht lebhafter Handel mit ein-

heimischen Erzeugnissen getrieben; namentlich werden aus diesem fruchtbaren Lande Palmöl, Palmkerne, Gummi, Elfenbein und Erdnüsse ausgeführt. Der Wert der ausgeführten Waren beträgt jetzt schon über 2 Millionen Mark, und noch bedeutender ist die Einfuhr von Waren, welche Schiffe aus europäischen Ländern bringen. Die schwarzen Bewohner des Gebietes verstehen es, kunstreiche Gefäße, Leder und allerlei Zeug zu bereiten. Das Gebiet steht gleich den beiden folgenden seit 1884 unter deutschem Schutze. Der Sitz der Verwaltung befindet sich in Sebe.

2. Kamerun oder das Guineagebiet liegt am Meerbusen von Biafra, dort, wo die Küste sich nach Süden wendet. Reicher Regenfall und große Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung machen das Land geeignet, fast sämtliche Erzeugnisse der heißen Zone zu bieten. Hier erheben sich Berggipfel von der Höhe unsrer Alpenberge, und am mächtigen Kamerunflusse breiten sich weite Ebenen mit einer üppigen Pflanzenwelt und Urwälder von ungeheurer Ausdehnung aus. Große Herden von Elefanten und Antilopen, zahlreiche Gorillas, Leoparden u. a. Tiere bevölkern diese Landschaft. Bedeutende Pflanzungen von Tabak, Kakao, Kaffee, Thee und Vanille sind angelegt worden und geben jetzt schon reiche Erträge. Noch bedeutsamer aber ist gegenwärtig der Handel mit den gleichen Erzeugnissen wie in Togo. Die Bevölkerung ist geistig wenig gefördert, doch friedlich. Deutsche Lehrer unterrichten die eifrig lernenden Negerkinder, und deutsche Lieder erschallen jetzt schon am Fuße des Kamerungebirges. Kamerun steht dem Königreich Preußen an Flächeninhalt nicht nach und hat 1½ Million Einwohner.

3. Deutsch-Südwestafrika zeigt ein wesentlich anderes Gepräge als die Schutzgebiete von Togo und Kamerun. Einen Flächenraum von über 800 000 qkm (d. h. anderthalbmal soviel als das Deutsche Reich) umfassend, ist es doch nur von etwa 200 000 Einwohnern, unter denen 1000 Weiße sein mögen, bevölkert. Der Küstenstrich ist wasserlos und wüst, das Hinterland aber ist sehr geeignet für Viehzucht. Die Eingebornen besitzen große Herden von Rindern und fettschwänzigen Schafen. An Metallen, besonders an Kupfer, aber auch an Gold, soll das Land sehr reich sein. Kaufleute und Missionare sind hier schon lange mit Erfolg thätig.

4. Deutsch-Ostafrika, etwa 1 000 000 qkm oder doppelt so groß als Deutschland, reicht von der Ostküste Afrikas, südlich vom Äquator, nach Westen bis an die großen Seen; die Südgrenze bildet der Rovumafluß; der zum größten Teil deutsch gewordene Viktoriasee ist geeignet, die Verbindung mit dem nördlich gelegenen reichen und fruchtbaren Gebiete Innereafrikas zu vermitteln. Der Tanganikasee bildet die natürliche Verbindung mit dem Rongostaate. Die kühnen Reisenden Dr. Peters und Dr. Fühlsie hielten

Deutsches Geschäftshaus (Faktorei) im Ouhinegebiet.



im Jahre 1884 in diesem Gebiete die deutsche Flagge und schlossen mit den eingebornen Häuptlingen Verträge ab, durch welche das Land in deutschen Besitz kam. Seit 1885 ist es deutsches Schutzgebiet. Die Ostafrikanische Gesellschaft hat hier eine Reihe von Niederlassungen errichtet. Gegenwärtig arbeiten zahlreiche Kolonisten an der Erschließung der reichen Schätze dieses Landes. Die Küstenstriche zeichnen sich durch Fruchtbarkeit aus; Palmen, Bananen, Brotfruchtbäume und alle Kulturpflanzen der heißen Zone gedeihen hier. Von der Küste bis zur Kaiser-Wilhelm-Spize — dem Kilimandscharo — sind alle Klimate der Erde vertreten; der Gipfel des 6000 m hohen Berges ist von ewigem Schnee bedeckt. Zahlreiche Herden jagdbarer Tiere, auch Elefanten, Affen, große Raubtiere aller Art, haufen in der weiten, nur wenig bevölkerten Landschaft. Einige Häuptlinge besitzen reiche Rindviehherden; doch wird der fruchtbare Boden nur wenig angebaut. In einzelnen Handwerken zeigen die Neger ziemliche Fertigkeit, z. B. im Weben, im Schmieden des Eisens, im Bereiten von Töpfwaren. Im ganzen sind sie arm, gutmütig, so lange ihnen nicht Unrecht geschieht, daneben trüg und unwissend. Zahlreiche Missionare verkünden ihnen das Heil. Für Europäer, welche hier selbst den Acker bebauen wollen, ist das Klima wohl zu heiß; doch finden Handwerker, besonders Bauhandwerker, lohnende Beschäftigung. Schon jetzt sind eine Reihe großer Pflanzungen, besonders von Tabak, Kaffee, Baumwolle, Kokospalmen u. a. angelegt, in denen die Eingebornen oder auch Arbeiter aus Indien unter der Leitung von Europäern thätig sind.

Die Küstenorte stehen durch regelmäßig anlegende deutsche Dampfschiffe, durch deutsche Posteinrichtungen und durch eine Telegraphenleitung mit der Heimat in Verbindung. Die wichtigsten Küstenorte sind Dar-es-Salaam und Bagamoyo.

5. Kaiser-Wilhelmsland ist der nordöstliche Teil der Insel Neu-Guinea. Es ist halb so groß als das Königreich Preußen, hat aber nur wenig mehr als 100 000 Einwohner, also weniger als Stettin oder Danzig. Das Innere der Insel ist von Gebirgen durchzogen, welche Gipfel von 6000 m Höhe besitzen; die Küsten sind zum Teil niedrig und sumpfig. Der Boden ist überall äußerst fruchtbar; fast alles Land ist mit dichten Urwäldern bedeckt. Hier gedeihen der Kampferbaum, die Sagopalme, der Muskatbaum, die Zeder, der Brotfruchtb Baum; angebaut werden Reis, Mais, Bataten, Kokos, Sago, Zuckerrohr, Bananen, Tabak u. a. Von den Säugetieren leben hier nur Beuteltiere, Feldmäuse und Fledermäuse. Desto artenreicher ist die Vogelwelt. Von keinem Lande der Erde wird Neu-Guinea hinsichtlich der Schönheit und Mannigfaltigkeit seiner Vögel übertroffen; hier leben Paradiesvögel, Papageien, prächtige Taubenarten, bunt-

farbene Hühnervögel u. v. a. — Käfer und Schmetterlinge wetteifern in ihrer Farbenpracht mit den Vögeln und bunten Blumen. Die Gewässer wimmeln von Schildkröten und Fischen. Giftige Schlangen giebt es hier nicht.

Die Bewohner werden Papua genannt, d. h. Krausköpfe. Thatsächlich ist üppiges, in krausen Büscheln stehendes Haar für diese Leute bezeichnend. Ihre Hautfarbe ist tiefschwarz bis braun. Sie zeigen große Geschicklichkeit in der Anfertigung ihrer Waffen, Geräte und Boote.

In Friedrich-Wilhelms-Hafen wohnt der Landeshauptmann. Zahlreiche Pflanzungen sind seit 1884 angelegt, und Pferde, Rinder, Schafe, Schweine u. a. wurden eingeführt. Auch dieses Land ist seit 1884 deutsches Schutzgebiet.

6. Seit 1885 stehen auch die östlich von Neu-Guinea liegenden Bismarck-Inseln und die nördlichen Salomon-Inseln unter deutschem Schutze. Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg hat man die beiden größeren Inseln genannt; jene ist etwa so groß wie Westpreußen, diese nur halb so groß. Die Menschen dieser paradiesischen Landschaften sind auch Papua; sie treten den Weißen unversöhnlich gegenüber.

7. Seit 1886 sind deutsch die Marschall-, Brown- und Providence-Inseln, lauter Gruppen von niedrigen Korallenriffen, zusammen 400 qkm groß. Die Kopra bildet hier wie auf den Bismarck-Inseln den Haupthandelsgegenstand.

H. Waerber.

208. Aus den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

1. In der Mitte von Nord-Amerika, vom Atlantischen Meer im Osten, von der Südsee im Westen bespült, liegen die Vereinigten Staaten. Sie haben seit 200 Jahren Millionen unserer Landsleute eine zweite Heimat gewährt und nehmen noch jetzt alljährlich viele Tausende aus allen Landschaften Deutschlands auf. Daher giebt es in unserm Vaterlande Leute genug, von denen zahlreiche Angehörige „drüben“ wohnen.

2. Auf einer Fläche, die nur wenig kleiner ist als Europa, bietet das Land die mannigfachsten Naturverhältnisse, ausgedehnte Gebiete von größter Fruchtbarkeit, riesige Wälder, weite Grassteppen, alpenhohe Gebirge. In den Wäldern kommen neben unsern Holzgewächsen besonders Weimutskiefern, Ahorne, Walnuß- und Tulpenbäume vor.

Ungeheure Reichtümer enthält der Boden des Landes. In seinem Innern birgt er Steinkohlen und Erdöl, Erze und Edelmetalle. Nuthölzer, Getreide, Kaffee und Zucker, Reis, Tabak und Baumwolle werden in Menge gewonnen und ausgeführt.

3. Europäer haben zuerst den Osten des Landes besiedelt und sind von dort aus immer weiter nach Westen gedrungen. Gar oft entstanden mitten in der Wildnis wie im Fluge Dörfer und Städte.

Zu Anfang unsres Jahrhunderts war das Land am Mississippi noch eine unermessliche Einöde. Jetzt reiht sich dort Stadt an Stadt, Dorf an Dorf, und in denselben Gebieten, die damals nicht 20 Tausend Menschen ernährten, wohnen jetzt 20 Millionen.

4. Ein deutliches Beispiel für das riesenhafte Anwachsen der Bevölkerung des ganzen Staates giebt seine größte Stadt New York. Vor fast 300 Jahren durch die Holländer gegründet, zählte sie vor 100 Jahren etwa 40 000, vor 40 Jahren $\frac{1}{2}$ Million Bewohner. Heut aber hat sie mit ihren sämtlichen Vororten deren über 3 Millionen. Die Stadt besitzt zahlreiche Gebäude, die mit den schönsten und größten Bauten unsrer europäischen Hauptstädte wetteifern können. New York nimmt unter den Hafenstädten von ganz Amerika weitaus die erste Stelle ein; denn es ist der Hauptlandungsplatz der Einwanderer und vermittelt den größten Teil der Ein- und Ausfuhr der Vereinigten Staaten. Der Hafen wimmelt von Schiffen aller Art und Größe; unter ihnen befinden sich die gewaltigen Dampfer zahlreicher überseeischer und einheimischer Schiffahrts-Gesellschaften. In schwindelnder Höhe spannt sich über den breiten Strom eine riesige Hängebrücke, welche New York mit seiner Schwesterstadt Brooklyn verbindet. Diese Brücke besteht ganz aus Eisen, ist über 1000 m lang und ihre Fahrbahn liegt 40 m über dem höchsten Wasserstande.

5. Bewundernswert ist die Thatkraft und Arbeitsfähigkeit der Amerikaner. Kein Gebirge scheint ihnen so mächtig, daß es nicht durchbrochen, kein Abgrund so weitklaffend, daß er nicht überbrückt, keine Meeresklippe so fest, daß sie nicht weggeschafft werden könnte.

Ein gewaltiges Eisenbahnnetz verbindet alle bedeutenden Orte, auch die fernen Weltmeere; Dampfschiffe und Dampffähren beleben die Ströme; Kanäle durchziehen nach allen Richtungen das Land.

In Gewerbtätigkeit und Handel ringen die Vereinigten Staaten mit Großbritannien um den ersten Platz. Unaufhaltsam, ohne Stocken, ohne Verzug, so schnell, als nur irgend möglich, wird gearbeitet, gereist, gehandelt. „Zeit ist Geld,“ sagt der Amerikaner. Beflagenswert ist, daß das ungestüme, ruheloze Jagen nach Erwerb, das Brücken mit Reichtum und Luxus gar oft die edleren Seiten des menschlichen Lebens zurückdrängt und viele zur rücksichtslosen Ausbeutung ihrer Mitmenschen verleitet.

Nach Oppel u. a.

209. Der Zucker.

1. Zucker findet sich in allen Pflanzen, bald im Keime, bald im Stengel und Blatt, bald in der Blüte und Frucht, ja auch in der Wurzel. Den meisten Zucker enthalten das Zuckerrohr, die Runkel-

rübe und der Zuckerahorn. Das Zuckerrohr wird in allen Ländern der heißen Zone angebaut.

2. Es erreicht mehr als doppelte Mannshöhe. Den hohlen Raum des Halmes füllt ein lockeres, äußerst süßes Mark aus. Dieses Mark liefert den Rohrzucker.

3. Kurz vor der Blütezeit hackt man die Halme ab, befreit sie von den Blättern, teilt sie in kürzere Stücke und preßt den Saft aus. Die ausgepreßten Stengel werden getrocknet und als Brennstoff benutzt. Der Zuckersaft wird in einem großen, kupfernen Kessel gekocht und dann nach und nach bis zur Dicke des Sirups eingedampft. Nun bringt man den überaus süßen Saft in Fässer, welche im Boden kleine, verkorkte Öffnungen haben. In den Fässern bildet der Saft bei längerer Ruhe nach und nach Körnchen. Ist der erwünschte Grad erreicht, so korkt man die Öffnungen im Boden der Fässer auf, und der braune Zuckersaft — die Melasse — läuft ab. Aus ihm bereitet man den Rum. Der in den Fässern zurückbleibende körnige Zucker heißt Rohrzucker. Er hat eine gelbliche oder bräunliche Farbe, und sein Geschmack ist noch nicht rein; deswegen muß er geläutert oder, wie man sagt, raffiniert werden. Meist geschieht das in Europa, und man gewinnt so den Farin oder Raffinadezucker. Gießt man den klaren Zuckersaft in Kessel, welche man mit Fäden durchzogen hat, und setzt die ganze Masse dann der Hitze aus, so erhält man den Zuckerkand. Die Zuckerkörnchen setzen sich in Kristallen an die Fäden an. Wird der Zuckersaft in kegelförmige Filzformen gebracht, aber durch stetes Umrühren am regelmäßigen Kristallisieren gehindert, so bildet sich der weiße Hutzucker.

4. Gegenwärtig wird fast ebensoviel Rübenzucker als Rohrzucker gewonnen. Die Zuckerrüben werden zerkleinert, und der Saft wird in ähnlicher Weise verkocht wie der des Zuckerrohrs.

Nach H. Wagner.

210. Der Kaffee.

1. Der Kaffeebaum ist ein immergrüner Baum von etwa 10 m Höhe. Sein Stamm ist schlank und graurindig; die jungen, grünen Zweige sind ebenso wie die glänzenden, kurzgestielten Blätter gegenständig. In den Blattwinkeln stehen 3–7 Blüten auf kurzen Stielen; der Kelch ist klein; die weiße, fünfzipfliche Krone umschließt fünf Staubblätter. Aus dem unterständigen Fruchtknoten entwickelt sich eine kirschgroße Beere, die erst grün, dann gelb, darauf rot und zur Zeit der Reife violett ist; sie enthält zwei graue, gelbliche oder grün-

liche Samen von kugliger oder eiförmiger Gestalt, die auf der innern Seite gefurcht sind; dies sind die Kaffeebohnen. Acht Monate währt die Blütezeit; deshalb trägt derselbe Baum oft gleichzeitig Blüten und reife Früchte.

2. Die Heimat des Kaffeebaumes ist Mittel- und Ostafrika; dort wächst er wild und bildet ganze Wälder. Von da kam er nach Arabien, und jetzt wird er in Ostindien, auf Ceylon, den asiatischen Inseln, aber auch in Mittel- und Südamerika angebaut. Er verlangt eine mittlere Wärme von 20° und feuchtes Klima; besonders gut gedeiht er auf Kalkboden.

3. In den Kaffeeplantagen stehen die Bäumchen reihenweis. Man läßt sie nur etwa 2 m hoch werden, damit man die Früchte leicht ablesen kann. Oft sind viele Hunderte von Hektaren mit Kaffeepflanzen besetzt. Gewöhnlich pflanzt man Palmen, Bananen, auch andre Bäume auf das Kaffefeld, damit der Boden von der heißen Sonne nicht zu sehr ausgetrocknet werde. Im Schatten gedeiht der Kaffeebaum am besten.

Nur in Arabien, wo man die Kaffeebäume hoch wachsen läßt, schüttelt man die reifen Beeren herab und liest sie dann am Boden auf. In den Kaffeeplantagen der andern Länder pflückt man die Beeren einzeln, schüttet sie in Haufen und läßt sie einige Zeit liegen, damit man das saftige Fleisch von den Samen leicht entfernen kann. Darauf werden die Samen getrocknet. Die Bohnen werden durch Auslesen gereinigt und zum Verkauf gebracht.

4. Es gibt viele Sorten von Kaffeebohnen. Man unterscheidet drei Hauptgruppen: 1) Arabischen Kaffee mit kleinen Bohnen, — Mokkakaffee ist der beste, aber er gelangt fast nie in das Abendland; denn die reichen Türken und Perser verbrauchen ihn selbst. — 2) Ostindischen Kaffee mit großen Bohnen; besonders der Java-kaffee zeigt große, lange Bohnen. 3) Amerikanischen Kaffee; er kommt vorzugsweise aus Brasilien.

5. Die Kaffeebohnen geben erst nach dem Rösten (Brennen) ein genießbares Getränk. Beim Rösten bildet sich ein angenehm duftendes, flüchtiges Öl. Der wichtigste Stoff des Kaffees ist das Kaffein; es bringt die angenehme, anregende Wirkung nach dem Genusse des Kaffees hervor. In geringer Menge ist es dem Körper nicht unzutügllich; in größerer Menge aber, also auch in sehr starkem Kaffeeaufguß, kann es Herzklopfen, Kopfschmerzen und sogar Schwindel erzeugen. Außer andern Stoffen enthalten die Bohnen auch Gerbsäure; sie verursacht den bitteren Geschmack des Kaffees.

Kaffee-Ernte in Brasilien.



Um ein gutes Getränk aus Kaffeebohnen zu gewinnen, muß man eine gute Kaffeesorte wählen. Die gerösteten Bohnen dürfen nicht verbrannt schmecken und das wohlriechende Öl nicht verloren haben. Deshalb bewahrt man die gerösteten, kastanienbraunen Bohnen in gut verschließbaren Blechbüchsen auf. Der gemahlene Kaffee darf nicht aufkochen, sonst verfliegt das Öl.

6. Manche Leute bereiten sich ein Getränk, das sie Kaffee nennen, aus gebranntem Getreide, gebrannten Eicheln, Zichorien u. a. Ersatzmitteln. Doch ist dies kein Kaffee; denn ihm fehlt das Kaffein und das wohlriechende Öl. Jeder Zusatz zum Kaffee verschlechtert das Getränk.

7. In Persien soll man schon vor 1000 Jahren Kaffee als Genußmittel gekannt haben. In Berlin wurde das erste Kaffeehaus unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. errichtet. Heut wird von allen Völkern Kaffee getrunken. Deutschland und Österreich allein verbrauchen jährlich gegen 150 000 Tonnen Kaffee, etwa den vierten Teil des auf der ganzen Erde geernteten Kaffees. Der Kaffee bildet also einen sehr bedeutenden Handelsgegenstand.

8. Auf unserm Bilde erblicken wir rechts zwei dichtbelaubte Kaffeebäumchen, von denen durch Frauen die reifen Beeren abgepflückt werden. Wenn die Bastkörbe mit Beeren gefüllt sind, werden die Früchte haufenweis zusammengeschüttet. Eine Negerin entleert eben einen Korb mit Beeren, und der junge Pflanzler recht dieselben zusammen. Für Hühner, sogar für einen Papagei (Ara) fällt dabei etwas ab. Treiber mit Maultieren bringen von entfernteren Stellen der Kaffeeplantation die Beeren zum Hause des Pflanzers. In dem Vorbau werden die Beeren vom Fruchtfleische befreit und später getrocknet. Dann schafft man die Bohnen in die Lagerhäuser. Die Kaffeebäume wachsen im Schatten von Bananen, Palmen und Korallenbäumen. Im Hintergrunde erblickt man das Meer, dessen Ufer mit Kokospalmen und dichtem Gesträuch geschmückt sind.

R. Waechter.

211. Das Erdöl.

1. Unter den verschiedenen Beleuchtungsstoffen hat gegenwärtig wohl das Erdöl (Petroleum) die weiteste Verbreitung und die größte Bedeutung gewonnen.

Wohl schüttelten vor 50 Jahren viele Leute die Köpfe bei der Nachricht, daß in Amerika an manchen Orten das Öl aus der Erde gepumpt wird, wie bei uns das Wasser, oder daß es dort Teiche und Flüsse giebt, von deren Oberfläche man das Öl abschöpft; aber

die Nachrichten waren keineswegs unwahr oder übertrieben. Heute gewinnt man auch bei Baku, in Galizien und an vielen andern Orten Erdöl; aber am reichsten fließen die Erdölquellen immer noch in Pennsylvanien. Die ersten Versuche, welche die Ölbohrer dort machten, fielen so glücklich aus, daß die meisten Bauern die Hacke liegen und den Pflug stehen ließen, um nach Öl zu bohren. Es entstanden in der erwähnten Gegend Tausende von Brunnen; aber die Unternehmungen waren wie ein Lotteriespiel. Unter hundert Männern, welche für schwere Summen das Recht gekauft hatten, Bohrlöcher in die Tiefe zu führen, hatten achtzig bis neunzig das Geld weggeworfen und Arbeit und Mühe als Zugabe zum Verluste gelegt; nur zehn bis fünfzehn fanden Öl, allerdings zuweilen in so ungeheurer Menge, daß mancher durch eine einzige Quelle binnen wenigen Monaten zu einem Millionär wurde. In das Riesenmäßige stieg der Ertrag, als im Sommer 1861 ein Bohrer tiefer als bisher ging und dadurch einen immer fließenden Brunnen gewann, welcher täglich etwa 1000 Faß Öl gab. Gleiche Versuche an andern Orten hatten gleichen Erfolg. Im Winter 1861 auf 1862 wurden täglich 15 000 Faß gefördert; es fehlte an Gefäßen, das fließende Öl aufzunehmen, und der Preis sank an Ort und Stelle auf ungefähr fünfzig Pfennig für das Faß.

2. Das Erdöl ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß tierische Stoffe im Innern der Erde langsam in ihre Bestandteile zersetzt worden sind. Es ist eine bald hell-, bald dunkelbraune, ziemlich dickflüssige Masse, welche auf dem Wasser schwimmt, einen durchdringenden Geruch hat und sehr leicht entzündlich ist. Kaum hatte der erste fließende Brunnen einige Tage seinen Reichtum ausgespieen, da wollte ein neuer Arbeiter, welcher die Natur des Öls nicht kannte, an einem Schwefelhölzchen seine Zigarre anbrennen. Als das helle Feuer das in der Luft befindliche Gas berührte, verwandelte sich die Luft auf eine weite Strecke hin in ein Flammenmeer, in welchem 22 Arbeiter auf die gräßlichste Weise umkamen; der Brunnen selbst aber wurde zum feurigen Strome, der nicht eher zu brennen aufhörte, als bis das Öl erschöpft war. Solche Unglücksfälle sind mehr als einmal vorgekommen. Das Erdöl, welches wir in unsern Lampen brennen, ist gereinigt und darum weniger gefährlich.

Karl Runkwitz.

212. Der fünfte Weltteil.

1. Vor etwa 300 Jahren wurde das Festland von Australien entdeckt, und vor reichlich 100 Jahren sandte England eine Anzahl verurteilter Verbrecher in das menschenleere Land. Damit begann die Besiedlung dieses

Erds teils durch Europäer. Neue Züge von Sträflingen und bald auch von freiwilligen Einwanderern folgten. Letztere strömten in besonders großer Menge herbei, als vor etwa 40 Jahren die Kunde von der Entdeckung fabelhaften Goldreichtums aus Australien nach Europa drang. Jetzt hat die zwangsweise Einführung von Ansiedlern längst aufgehört; aber freiwillig kommen noch immer besonders Engländer und Deutsche hierher und suchen das Glück, welches ihr Vaterland ihnen versagte.

2. Fünf von einander unabhängige Kolonien nehmen das ganze Festland ein. Sie verwalten ihre Angelegenheiten selbst und zahlen keinerlei Steuern an das Mutterland, verursachen diesem freilich auch fast gar keine Ausgaben.

3. Die Natur des Landes ist einförmig. Nur in der Nähe des Südost-randes liegen hohe Gebirge; westlich von ihnen breitet sich ein weites, nur von wenigen Erhebungen unterbrochenes Tafelland aus.

Nur am Ostrande haben die Flüsse während des ganzen Jahres ziemlich gleichmäßige Wasserfülle. Im Westen trocknen Seen und Flüsse in dürerer Zeit teilweise oder ganz aus; selbst auf dem größten Strome, dem Murray (spr. mörreh), erleidet die Schifffahrt durch Wassermangel Unterbrechungen.

Nirgend in Australien findet sich dichter, hochstämmiger Urwald, aber auch nirgend völliger Mangel an Pflanzen. In den regenarmen Gebieten überwiegt undurchdringliches Gesträuch und daneben ein Gras mit steifen Borsten, das vom Vieh nicht gefressen wird (Stachelschwein gras). Australiens Bäume haben meist starres, saftloses, senkrecht stehendes Laub und geben wenig Schatten. Durch ihre Höhe (130 m) zeichnen sich die Gummibäume (Eukalypten) aus. Genießbare Baumfrüchte wuchsen ursprünglich nicht im Lande, und Bodenanbau wurde nirgend betrieben; erst durch die Europäer sind Obstbäume, Wein u. s. f. dorthin gebracht worden.

Die einheimische Tierwelt erscheint uns durchaus fremdartig. Neben dem größten Beuteltiere, dem Riesenkänguruh, sind das seltsame Schnabeltier, der schwarze Schwan u. a. auffallende Geschöpfe dem Lande eigen. Singvögel, unsre Haustiere, unsre Fische mußten erst eingeführt werden. Jetzt ernährt das Land gegen 120 Millionen Schafe, 12 Millionen Rinder, über 2 Millionen Pferde. Mit seiner Wolle beherrscht es die Märkte Europas; auch Talg, Häute, Fleisch und Fleisch-extrakt werden in großen Mengen ausgeführt. Daher ist die Viehzucht der wichtigste Erwerbszweig der Ansiedler. Geringere Bedeutung haben Bergbau, Ackerbau und Gewerbe; doch ist die Ausfuhr von Weizen und Flachs erheblich.

4. Unter den australischen Städten gleichen manche trotz ihrer Jugend in ihren gesamten Einrichtungen völlig einer europäischen Großstadt. Zwar nicht die volkreichste, aber die älteste und auch wohl die schönste unter diesen Städten ist Sydney (spr. sidni). Sie liegt an einem Meerbusen, der alle Kriegsschiffen der Erde zu fassen vermöchte. In der entzückenden Abwechselung von Land und Wasser, von schroffem Fels und blumigem Garten steht sie einzig da. Mit den Pflanzen der heißen Länder mischen sich die Lieblinge unsrer Heimat. Neben der knorrigen Eiche schießt hoch die zierliche Schuppentanne (Kaurarie) empor; gefiederte Palmenwedel schwanen leise über kletterndem Geißblatt; Rosenhecken, Orangen- und Pfirsichblüten duften in die Lüfte, und an dem aufstrebenden Gelände reift die Weintraube Europas neben der Banane Ostindiens. Im Hafen

wehen die Flaggen aller seefahrenden Völker; neben dem winzigen Küstenfahrer, der in den kleinsten Häfen des Landes verkehrt, ragt hoch empor der riesige Dampfer, welcher die Verbindung mit Europa vermittelt. In glänzenden Schauläden locken die Luxuswaren von London und von Paris die Käufer an.

Nach Seydlitz und Egli.

213. Wenn du noch eine Heimat hast.

1. Wenn du noch eine Heimat hast, so nimm den Ranzen und den Stecken, und wandre, wandre ohne Rast, bis du erreicht den teuren Flecken.

2. Und strecken nur zwei Arme sich in freud'ger Sehnsucht dir entgegen, fließt eine Thräne nur um dich, spricht dir ein einz'ger Mund den Segen: —

3. Ob du ein Bettler, du bist reich, ob krank dein Herz, dein Mut beklommen, gesunden wirst du allsogleich, hörst du das süße Wort: Willkommen!

4. Und ist verweht auch jede Spur, zeigt nichts sich deinem Blick, dem nassen, als grün berast ein Hügel nur von allem, was du einst verlassen: —

5. O, nirgend weint es sich so gut, wie weit dich deine Süße tragen, als da, wo still ein Herz ruht, das einstens warm für dich geschlagen.

Albert Trüger.

214. Heimat und Vaterhaus.

Bin durch die Alpen gezogen,
wo die Lawine rollt;
saß, wie in Meereswogen
tauchte der Sonne Gold.
Aber freudig ich tauschte
Alpen und Meeresstrand
für das tannendurchrauschte
nordische Heimatsland.

Schlösser sah ich und Türme,
schimmernd und marmorweiß;
dunkler Pinien Schirme
wiegen im Winde sich leis.
Aber schöner und besser
— lacht mich immerhin aus —
als die Marmorschlösser
dünkt mich mein Vaterhaus.

Rudolf Baumbach.

D. Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke!

215. Gesundheitslehre.

Um arbeiten zu können und seines Lebens froh zu werden, muß der Mensch gesund sein. Neben der Reinheit der Seele ist die Gesundheit des Körpers das kostbarste Gut des Menschen; dies sich zu erhalten, ist seine Pflicht.

Damit der Mensch gesund und stark werde, muß er in seiner Jugend vernünftig erzogen werden.

Durch Turnen und Arbeit im Freien wird der feste Grund zu einer dauerhaften Gesundheit und einem langen Leben gelegt.

1. Von der Kleidung. Die Wärme des Körpers wird durch körperliche Bewegung und hinreichenden Genuß von gesunden Nahrungsmitteln erzeugt und durch die Kleidung erhalten.

Kein Kleidungsstück soll man ohne Not ununterbrochen 24 Stunden lang tragen.

Man darf den Körper durch die Kleider nicht allzuwarm halten oder vor der Luft stets ängstlich schützen; dadurch wird er verweichlicht und für viele Krankheiten empfänglich. Besonders muß der Kopf kühl gehalten werden; denn er ist durch die Haare hinlänglich geschützt und erwärmt.

Kleider von Menschen, die an ansteckenden Krankheiten litten, darf man nicht tragen; denn sie verbreiten die Ansteckungstoffe leicht.

2. Von der Reinlichkeit. Die Reinlichkeit erhält und befestigt Gesundheit, Sittlichkeit, Ehre und Würde des Menschen; sie erheitert seinen Sinn und ermuntert ihn zur Thätigkeit.

Die Unreinlichkeit raubt dem Menschen Gesundheit, Ehre und Würde; sie macht ihn träge zur Arbeit und entzieht ihm die Achtung und Liebe der Besseren.

Durch Unreinlichkeit entstehen oft schlimme Krankheiten. Denn auf der Haut des ganzen Körpers trocknen Schweiß und Talg und Hautschüppchen an. Werden diese Stoffe durch den Gebrauch von Wasser und Seife nicht entfernt, so verstopfen sich die

H. Frits Deutsches Lesebuch. Ausg. A. II.

Poren des Körpers, und die Haut wird für manche Krankheiten sehr empfänglich.

Nach dem Essen muß man den Mund mit lauwarmem Wasser reinigen. Dadurch erhält man Zahnfleisch und Zähne gesund und verhütet Zahnschmerzen.

3. Von den Nahrungsmitteln. Durch die Aufnahme von Nahrungsmitteln werden Hunger und Durst gestillt, Leben und Wachstum und die Leistungsfähigkeit des Körpers und des Geistes erhalten.

Den wahren Wohlgeschmack giebt den Speisen der Hunger. Den rechten Hunger und Durst bekommt man durch körperliche Bewegung und Arbeit in frischer, reiner Luft.

Beim Essen beachte man Ordnung und Mäßigkeit; besonders abends soll man nicht zu viel essen, damit man sanft schlafen kann.

Man darf nicht zu schnell essen, sonst verdaut man schlecht. Die Speisen sollen recht klein und mit Speichel zu einem weichen Brei gekaut werden. Durch gutes Kauen bleiben die Zähne gesund, und die Speisen werden leichter verdaulich.

Während des Essens darf man nicht viel trinken; die Verdauung wird dadurch beeinträchtigt. Dagegen ist es gut, etwa eine Stunde nach den Hauptmahlzeiten ein Glas Wasser zu trinken.

Bei Bereitung der Speisen ist die größte Reinlichkeit zu beobachten. Die Speisen dürfen nicht in kupfernen Geschirren zubereitet oder aufbewahrt werden.

Nur ganz reines, klares, kühles Trinkwasser ohne Farbe und ohne Geruch ist der Gesundheit zuträglich. Am besten ist das Quellwasser; Flußwasser, sowie stehendes, sumpfiges Wasser aus Teichen und Pfützen ist zum Trinken ungeeignet.

4. Von der Luft und der Wohnung. Die frische, reine Luft ist dem Menschen von frühster Jugend auf so notwendig wie Speise und Trank.

In unreiner, dumpfer Luft ist dem Menschen nicht wohl; er wird schwach und unruhig und verdrießlich.

In geschlossenen Räumen verdirbt die Luft sehr schnell, wenn sich viele Menschen in ihnen befinden. Auch Dämpfe von Öllampen, Talglichtern, vom Plätten der Wäsche und allerlei Staub machen die Luft schlecht und schädlich. Man muß daher darauf achten, daß in Wohnstuben durch Öffnen der Fenster die Luft stets erneuert werde.

Die Wohnungen der Menschen müssen nicht allein reine Luft, sondern auch helles Licht haben; denn in dunklen und feuchten Wohnungen wird man krank und elend.

Kellerräume sind als Wohnungen nicht zu empfehlen.

Wände und Fußböden in neugebauten Häusern sind feucht. Neue Häuser müssen etwa ein Jahr hindurch leer stehen, damit sie austrocknen.

Sehr warm geheizte Stuben sind ungesund; die Menschen erschaffen darin und werden für Erkältungen empfänglich.

Eiserne Öfen sollte man niemals ins Glühen geraten lassen; denn durch glühende Öfen wird die Luft verdorben.

Klappen dürfen an keinem Ofen vorhanden sein; wo sie noch angebracht sind, müssen sie stets offen gehalten werden, damit kein Kohlenoxydgas in das Zimmer tritt; denn diese Luftart ist giftig.

5. Von der Bewegung und von der Arbeit. Die körperliche Bewegung, Thätigkeit und Arbeit, besonders in freier Luft, sind für den Menschen sehr segensreich; sie bewirken Hunger und Durst, helfen Speise und Trank verdauen, reinigen das Blut, erhalten die Werkzeuge des Körpers gesund und geben Ruhe und sanften Schlaf. Die Arbeit schenkt dem Menschen blühende Gesundheit und langes Leben, Frieden und Wohlsein.

Nur die übermäßige Anstrengung der Kräfte schadet. Sechs Tage soll man arbeiten, am siebenten ruhen. Für jeden, der während der Woche mit Anstrengung seiner Kräfte arbeitet, ist die Sonntagsruhe unentbehrlich.

Wenn man durch körperliche Bewegung sehr erhitzt ist, so hat man folgendes zu beachten: 1. man soll nur allmählich zur vollkommenen Ruhe übergehen; 2. man soll nicht Kaltes trinken; 3. man soll den Körper nicht der kalten Luft oder der Zugluft aussetzen; 4. man soll nicht kalt baden; 5. man soll sich nicht auf kalten Boden oder ins Gras setzen oder legen oder gar dort schlafen.

Wenn die Füße oder der übrige Körper naß geworden sind, so darf man nicht still sitzen; sobald es angeht, wechsle man die nassen Kleider.

6. Von dem Schlafe. Der Schlaf soll die durch Bewegung oder Arbeit verlorne Kräfte des Körpers wieder herstellen. Zum Schlafe ist die Nacht bestimmt; nur kleine Kinder.

alte und kranke Menschen schlafen auch bei Tage. Kinder bedürfen täglich 10—12 Stunden Schlaf, während Erwachsene mit 6—8 Stunden auskommen. Wenn man zu lange oder in zu warmen Betten schläft, wird man träge und schlaff. Man soll nicht in warmer und verdorbener Luft, sondern in luftigen, trocknen Stuben schlafen, deren Fenster wenigstens am Tage geöffnet bleiben. Man soll nicht eher zu Bette gehen, als bis man müde ist, und man muß gleich nach dem Erwachen das Bett verlassen.

7. Von der Erhaltung der Sinne und einzelner Körperteile. Die Sinneswerkzeuge zum Sehen, Hören und Riechen werden durch Reinlichkeit, sowie durch häufigen Aufenthalt in freier Luft und durch beständige Übung gesund erhalten und gestärkt.

Den Augen schadet blendendes, ungleiches, schnell wechselndes Licht; auch verdorbene Luft, Staub, Rauch, Ofenhitze und angestregtes Sehen, Lesen und Arbeiten im Dämmerlichte wirken nachteilig.

Dem Gehör schadet starker, scharfer und unerwarteter Schall. Spitze Gegenstände in das Ohr einzuführen, ist gefährlich.

Den Geruchswerkzeugen schadet Unreinlichkeit und verdorbene Luft.

Das Gefühl wird durch Reinhalten der Haut gepflegt und durch Übung geschärft.

Man soll nicht durch den Mund, sondern durch die Nase Atem holen; denn durch die Nase wird die Luft vom Staube befreit, befeuchtet und erwärmt.

Den Zähnen schadet man, wenn man geschwind nach einander warme und kalte Speisen in den Mund nimmt, wenn man die Zähne und das Zahnfleisch nicht sauber hält, zurückgebliebene Speisereste nicht entfernt und auf sehr harte Körper beißt.

8. Von Krankheiten. Wenn die Menschen lebten, wie sie sollten, so würden sie sehr viel seltener inneren Krankheiten ausgesetzt sein. Da sie aber aus Unwissenheit oder Leichtsinne oder aus Not oft gegen die Gesetze der Natur und der Gesundheit fehlen, so verfallen viele in Krankheiten. „Lerne zu leiden, ohne zu klagen!“ (Friedrich III.)

Wenn in einer Gegend eine Krankheit viele Menschen befällt, so soll man besonders vorsichtig und mäßig leben, große Reinlichkeit beobachten, fleißig die frische Luft aufsuchen und sich vor Erhitzung und Erkältung so viel wie möglich hüten.

Von ansteckenden Krankheiten sind hauptsächlich zu nennen: Masern, Scharlach, Blattern (Pocken), Bräune (Diphtherie), Nervenfieber (Typhus), Flecktyphus, Ruhr und Cholera.

Wen seine Pflicht in die Krankenstube ruft, der muß vorsichtig, gutes Muts und ohne Furcht den Kranken warten und sich treulich seiner annehmen. Um die Seuche nicht weiter zu verbreiten, muß er unnötigen Umgang mit andern Menschen meiden und sich aus Schulen und Kirchen entfernt halten.

Nach Sanfts Gesundheits-Katechismus.

216. Erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen.

Bei Unfällen aller Art sei man darauf bedacht, ärztliche Hilfe so schnell als möglich herbeizurufen.

1. Blutungen. Sind Blutadern verletzt, so erkennt man dies an dem gleichmäßigen Ausfluß dunkelroten Blutes, der durch einen Druck auf die Ader oberhalb der Wunde vermehrt wird. Man entfernt die Kleider oberhalb der beschädigten Stelle, legt das verletzte Glied hoch und preßt die Wunde durch einen Verband leicht zusammen.

Ist eine Schlagader geöffnet, dann zeigt sich dies durch einen mit jedem Pulschlage hervorspritzenden hellroten Blutstrahl. Solche Verletzungen sind lebensgefährlich, wenn nicht bald Hilfe kommt; denn leicht tritt Verblutung ein. Ist die Wunde klein, dann kann man diese selbst stark zusammendrücken. An den Halspulsadern darf dies nur mit den Fingern geschehen. Am Arm und am Bein dagegen legt man schmal gefaltete, leinene Binden an.

2. Verwundungen. Vor allem halte man die Wunde rein. Sand und Staub, die hineingekommen sind, müssen durch Auswaschen mit reinem Wasser entfernt werden. Man benutze dazu weder gebrauchte Schwämme, noch unreine Leinwand; man arbeite nur mit rein gewaschenen Händen an der Wunde. Bis zur Ankunft des Arztes verbinde man die Wunde mit reiner Leinwand, die in eine stark verdünnte Lösung von Karbolsäure getaucht ist.

3. Bei Quetschungen zerreißen innere Teile; es ergießt sich Blut unter die Haut, die Stelle schwillt an und ändert die Farbe. Man löse zunächst die Kleidung, lege den Kranken bequem und besprize ihn mit Wasser, wenn der Puls schwach geworden ist. Treten Ohnmachten ein, dann lege man den Kopf etwas tief. Auf die kranke Stelle mache man kalte Umschläge.

4. Verrenkungen und Verstauchungen betreffen die Gelenke. Bei jenen trennen und verschieben sich die ein Gelenk bildenden Knochen; die Gelenke zeigen eine veränderte Form und eine starke Anschwellung. Bei Verstauchungen ist die Trennung der Knochen nur eine vorübergehende, und sie treten von selbst in ihre Lage zurück. Gleichwohl stellen sich auch hier heftige Schmerzen und Geschwulst ein. Man bringe das Glied in ruhige Lage und wende kalte Umschläge an.

5. Knochenbrüche werden daran erkannt, daß das betroffene Glied gekrümmt oder verkürzt erscheint und nicht mehr seine natürlichen Bewegungen auszuführen vermag. Das kranke Glied wird zunächst geschient und dadurch

vor Bewegungen geschützt. Man legt zu diesem Zweck einen Stock oder ein Stück Brett unter die Bruchstelle und befestigt diese Schiene mit Tüchern oder durch Bänder. Dann bringt man den Kranken vorsichtig in eine solche Lage, daß das gebrochene Glied völlig ruht. Die geschwollene Stelle kühlt man durch kalte Umschläge.

6. Verbrennungen. Einen Menschen, dessen Kleider brennen, umhülle man mit Decken, mit nassen Tüchern oder begieße ihn tüchtig mit Wasser. Ist er ohne alle Hilfe, dann wälze er sich auf dem Boden, bis die Flammen erstickt sind; dann lösche er mit Wasser die glimmenden Kleider völlig. Sobald als möglich müssen die Kleider von den verletzten Stellen entfernt werden und zwar nicht durch Ziehen oder Reißen, sondern durch Abschneiden mit der Schere oder mit einem scharfen Messer. Vorhandene Blasen reiße man nicht auf, sondern steche sie höchstens mit einer Nadel an, wenn sie stark gefüllt sind. Festklebende Stückchen der Kleider lasse man an der Haut hängen. Um die Lust von den verbrannten Stellen abzuhalten, überzieht man diese mit Fett oder Öl oder bestreut sie mit Mehl und belegt sie mit Watte, von welcher der glänzende Überzug entfernt ist. Eine gute Brandsalbe stellt man aus einer Mischung von Leinöl und Kaltwasser her; sie wird aufgeträufelt und mit Watte oder feiner Leinwand bedeckt. Bei dem Wechseln des Verbandes hüte man sich, ihn gewaltsam abzureißen. Wenn man den angewandten Mitteln Karbolsäure in geringer Menge beimischt, so wird die Eiterung vermieden.

Ähnliche Maßregeln sind zu treffen bei Verletzungen durch Dampf oder durch heiße Flüssigkeiten oder nach Einwirkung ägender Stoffe. In allen diesen Fällen fühle man den Körper des Verunglückten durch Übergießen mit kaltem Wasser. Nährt die Beschädigung von Säuren her, dann spüle man die schlimmen Stellen tüchtig mit Sodablösung oder mit Kaltwasser ab; geschah sie durch Kalk oder durch Seifenlauge, dann benutze man zum Abwaschen Wasser mit Essig oder eine stark verdünnte Säure.

7. Ertrinken. Ertrunkene sind oft noch, nachdem sie 20 Minuten unter Wasser waren, zum Leben zurückgebracht worden; deshalb muß man die Bemühungen zu ihrer Wiederbelebung geduldig stundenlang fortsetzen. Zunächst ist der Mund des Verunglückten sorgfältig vom Schlamm oder Sand zu reinigen; auch suche man den Mund offen zu erhalten, damit die Luft leicht eindringen kann. Den Scheintoten bringt man in Bauchlage; einer seiner Arme muß unter den Kopf zu liegen kommen. Dabei erhält der Kopf eine etwas tiefere Lage als der Körper; der Verunglückte darf aber nicht etwa auf den Kopf gestellt werden. Die nassen Kleider werden so schnell als möglich entfernt. Nun gilt es vor allem, den Atem wieder in Gang zu bringen. Man reibt Gesicht und Brust tüchtig, bringt in die Nase starke Riechstoffe (Rölnisches Wasser, Salmiakgeist), klopft den Gaumen hinten mit einer Feder und bespritzt den Körper abwechselnd mit heißem und mit kaltem Wasser. Ruht dies nichts, dann versucht man es mit der künstlichen Atmung, die bei Scheintoten oft von guter Wirkung ist.

Das künstliche Atmen. Am besten legt man den Verunglückten flach mit dem Rücken auf eine etwas schräge Fläche, so daß der Kopf ein wenig erhöht ist. Man stützt diesen und die Schultern durch zusammengerollte

Tücher oder durch ein kleines Kissen. Alsdann stellt man sich kopfüber vom Scheintoten, faßt dessen Arme dicht über den Ellenbogen, zieht sie langsam über den Kopf und hält sie zwei Sekunden in dieser Lage; dabei kann die Luft am besten in die Brust eindringen. Dann werden die Arme wieder abwärts geführt und sacht, aber fest zwei Sekunden lang gegen die Seiten der Brust gedrückt; dabei strömt die Luft wieder aus den Lungen. Dies Verfahren muß 10 bis 15 mal in der Minute wiederholt und geduldig fortgesetzt werden, bis der Atem sich wieder einstellt.

Bei dem Erwachen des Kranken, das sich meistens durch einen Wechsel der Gesichtsfarbe anzeigt, lasse man die Armbewegungen zeitweise aus, setze sie dann aber schwächer wieder fort. Der Kranke wird jetzt in trockene Decken gehüllt, zu Bett gebracht und mit warmen Tüchern oder Wärmflaschen in der Magengegend, an den Sohlen und den Schenkeln erwärmt. Sobald es angeht, flößt man ihm mit einem Löffelchen warme Flüssigkeiten, Wein oder Kaffee, ein.

8. Erstickten. Durch Kohlenoxydgas, das aus Öfen nach zu frühzeitigem Schließen der Klappe ausströmt, durch das Leuchtgas, durch Kohlenensäure, welche in geschlossenen Kellern, wie auch in tiefen Brunnen sich oft ansammelt, oder durch Grubengas, das sich in Senkgruben und Abzugskanälen entwickelt, kann Erstickungstod bewirkt werden. Möglichst rasch sorge man für frische Luft, öffne Thüren und Fenster, damit Durchzug entsteht, betrete aber nicht ein mit Gas gefülltes Zimmer mit einem Lichte. Steigt jemand in eine tiefe Grube oder in einen Brunnen, dann lasse er sich an einem Seile festbinden und nehme das Ende einer Schnur in die Hand, damit er Zeichen geben kann.

Bei dem Scheintoten wende man ähnliche Reizmittel und die Atemversuche an wie bei dem Ertrunkenen.

Gerät jemand durch das Verschlucken eines größeren Bissens in die Gefahr, zu erstickten, dann versuche man es, mit dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand den Bissen aus dem Schlunde zu ziehen, oder führe mit der Faust kräftige Schläge auf den Rücken zwischen die Schulterblätter des Bedrohten und lasse diesen dabei mit der Brust gegen einen festen Gegenstand anlehnen. Die dadurch aus der Lunge gestoßene Luft schleudert dann leicht den Bissen mit heraus.

9. Erfrieren. Der Erfrorene wird in einen ungeheizten Raum gebracht, entkleidet und bis auf Mund und Nase mit Schnee oder Eisstückchen bedeckt. Man kann auch den Körper mit nassen, kalten Tüchern reiben oder ihn in ein eiskaltes Wasserbad setzen, bis er auftaut. Dabei versucht man von Zeit zu Zeit die künstlichen Atembewegungen. Erst dann, wenn der Atem sich wieder eingestellt hat und die Glieder biegsam werden, bringt man den Kranken in ein mäßig warmes Zimmer, deckt ihn mit kalten Decken leicht zu und beginnt langsam, ihn mit warmen Tüchern abzureiben und das Zimmer mehr zu erwärmen. Dann bringt man Reizmittel in die Nase und flößt kalte Getränke, Kaffee oder Wein, ein.

10. Krämpfe mit Bewußtlosigkeit. Man breche nicht etwa die geschlossenen Fäuste des Kranken auf und suche auch nicht dessen Bewegungen mit Gewalt zu verhindern, sondern bereite ihm ein weiches Lager, damit er

sich nicht beschädigen kann. Um das Zerbeißen der Zunge zu verhüten, stecke man dem Leidenden ein Taschentuch zwischen die Zähne.

11. Vergiftungen. Scharfe Gifte, wie Säuren, Phosphor, Arsenik u. s. w. verursachen bald nach ihrem Genuß heftige Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, sowie Erbrechen. Betäubende Gifte, wie Opium, Belladonna, Fingerhut und Schierling, aber auch Alkohol und Blausäure erregen Betäubung, Bewußtlosigkeit, Irreden, Tobsucht.

Gegen Säuren (Schwefel-, Salpetersäure) wende man starke Verdünnungen von Sodalösung, Kalkwasser u. s. w. an und lasse diese in großen Mengen trinken, gegen Alkalik und Laugen dagegen Essig- oder Zitronensäure in Wasser. In andern Fällen versuche man durch Brechmittel das noch im Magen vorhandene Gift zu beseitigen. Bei betäubenden Stoffen verhindere man den Kranken am Einschlafen, indem man ihm starken schwarzen Kaffee giebt, eiskalte Umschläge auf den Kopf macht und ihn mit kaltem Wasser übergießt. (Über Vergiftung durch Schlangenbiß lies S. 402, durch Giftpilze S. 414.)

12. Erhängte werden abgeschnitten, ohne daß sie zur Erde fallen können, und dann wie Erstochte behandelt.

13. Wenn plötzliche Unglücksfälle sich fern vom Hause ereignen, dann gehört zur ersten Hilfe auch noch die Fortschaffung des Verunglückten. Dazu bedient man sich am zweckmäßigsten der Tragbahnen, welche aus zwei langen Stäben und einem zwischen ihnen ausgespannten Stück Segeltuch bestehen; auch große Krankenförbe, welche man entweder an Stangen trägt oder auf einem leichten Wagen fortschiebt, können angewendet werden. Die Krankenbahnen werden entweder nur mit den Händen oder auch an Gurten, welche über die Schultern gelegt sind, getragen. Beim Gehen dürfen die Träger nicht Schritt halten, weil dies für den Kranken eine nachteilige Bewegung zur Folge hat; sie müssen außer Tritt gehen und kurze Schritte machen. Stehen gespannte Wagen oder Schlitten zur Verfügung, kann die Beförderung zu Wasser oder mit der Eisenbahn stattfinden, so sind das günstige Umstände, durch welche nicht nur eine Verminderung der Beschwerden, sondern auch eine schnellere Beschaffung ausreichender Hilfe bewirkt werden kann.

Es muß hier nochmals betont werden, daß die angegebenen Maßregeln nur vorläufige sind, damit nichts versäumt werde bis zur Ankunft des Arztes; diesem allein bleibt es überlassen, die weiterhin nötigen Schritte anzuordnen.

Nach Comarck.

217. Krankenpflege.

Wenn ernste Krankheit im Hause eingekehrt ist, da zieht ein Geist der Sorge und Bangigkeit durch alle Räume. Verstummt ist der helle Laut der Freude, das frohe Plaudern und frische Lachen. Leise werden die Thüren auf- und zugemacht, und die Stimmen klingen gedämpft: nichts soll dem Kranken die nötige Ruhe rauben. Was der Arzt verordnet hat, wird gewissenhaft ausgeführt. Aufopfernde Liebe umgiebt den Kranken, bis er wieder genesen ist. Das enge Band, das die Glieder einer

Familie verknüpft, erscheint dann nach all den Sorgen und Mühen noch fester und inniger. Kehrt aber der Todesengel ein und nimmt seinen Raub, so liegt ein großer Trost in dem Gedanken, daß dem Verstorbenen alles wurde, was menschliche Kraft und sorgende Liebe gewähren konnten.

Wird ein Familienglied ernstlich krank, so muß sofort ärztliche Hilfe besorgt werden. Der Arzt — nicht ein Kurpfuscher — gehört zum Kranken; auch mit dem Gebrauch von allerlei Geheimmitteln ist es nicht gethan. Um die im menschlichen Körper eintretenden krankhaften Veränderungen bald und richtig zu erkennen, ist jahrelanges Lernen, Arbeiten und Beobachten erforderlich; darum kann es nur ein Arzt. Kurpfuscher an das Krankenbett rufen, oder auch deren Rat befolgen, ohne daß sie den Kranken gesehen haben; gleichgiltige oder wohl gar gefährliche Geheimmittel anwenden, heißt nicht nur thöricht und leichtsinnig handeln, sondern oft sogar Sünde begehen wider das Leben des Nächsten. Lieber einmal ohne Not als zu spät den Arzt herbeirufen!

Die Familienglieder können und müssen am Krankenbett durch tausend kleine Dienste die Leiden des Kranken zu erleichtern suchen. Das Wichtigste der Krankenpflege ist: mit mildem Sinn, sanfter Hand und ausdauernder Geduld die Anordnungen des Arztes geschickt und gewissenhaft zu befolgen.

Aber bei leichten Erkrankungen — und auch vor Ankunft eines Arztes — muß man sich in geeigneter Weise selbst helfen.

Der Kranke muß womöglich in ein abgesondertes, ruhiges Zimmer gebracht werden. Von der größten Wichtigkeit ist im Krankenzimmer gute, gesunde, mäßig erwärmte Luft (im Winter nicht über + 18° C.). Wenn es möglich ist, halte man wenigstens einen Fensterflügel immer geöffnet, doch so, daß der Kranke niemals Zugluft bekommt; oder man öffne die Thür zum Nebenzimmer und lüfte dieses dauernd.

Das Nachtlicht darf nicht rauchen; es muß so gestellt werden, daß es die Augen des Kranken nicht belästigt.

Der Geruch von Speisen und Arzneien muß durch Lüften entfernt werden. Gebrauchte Wäsche und gebrauchte Geschirre dürfen nicht im Krankenzimmer bleiben. Muß desinfiziert werden, so geschehe dies geruchlos. Um die Verbreitung ansteckender Krankheit zu verhindern, giebt der Arzt besondre Vorschriften.

Die Krankenpflegerin sei vorsichtig und furchtlos.

Dem Kranken muß im Bett eine richtige, angenehme Lage geschaffen werden. Kurzatmige bedürfen einer fast sitzenden Stellung; Rücken und Kopf sind dabei durch Kissen gut zu unterstützen. Nach starkem Blutverlust muß der Kopf tief liegen, damit genügend Blut in das Gehirn treten kann. Manche Kranke müssen sorgfältig zugedeckt gehalten werden.

Bei längerem Liegen zeigt die Haut am Rücken und an den Fersen entzündliche, rote Stellen; das muß sofort dem Arzte gemeldet werden; dieser wird Anordnungen treffen, daß der Kranke sich nicht „auflegt“.

Täglich muß der Kranke gereinigt, täglich müssen ihm die Haare geordnet werden. Gesicht und Hände vertragen und erfordern in den meisten Krankheiten Wasser und Seife. Auch Mund und Zähne bedürfen einer täglichen Säuberung. Bei den Mahlzeiten ist dem Kranken ebenfalls besondere Hilfe zu leisten. Das Einnehmen der Medizin muß genau nach der ärztlichen Vorschrift erfolgen.

Bisweilen ist es auch nötig, die Körpertemperatur zu messen; die beobachteten Wärmegrade schreibt die Pflegerin dann genau auf, um sie dem Arzte mitzuteilen.

Ihm muß überhaupt pünktlich berichtet werden, welche Krankheitserscheinungen eingetreten sind. Je sorgfältiger die Beobachtungen der Krankenpflegerin sind, desto sicher wird der Arzt seine Mittel wählen können.

Dem Kranken zeige man stets eine heitere Miene und suche ihn zuversichtlich zu stimmen in der Hoffnung auf Genesung.

Die Krankenpflegerin schreibt der Arzt vor; seine Vorschrift ist genau zu befolgen.

Als Getränk ist reines, frisches Wasser immer das beste. Äußert der Kranke Durst, so gebe man ihm zu trinken. Bisweilen ist es gut, dem Wasser etwas Zucker, Zitronen- oder Himbeersaft beizufügen.

Haushaltsmittel. In einer Familie mit Kindern stellen sich oft Unpäßlichkeiten leichter Art ein, gegen welche die Mutter die beste Helferin ist.

Bei leichten Erkältungen genügt es, daß der Kranke im Bett eine Stunde stark in Schweiß liegt. Flieder- oder Lindenblütenthee, auch Zuckerwasser mit Zitronensaft sind schweißtreibende Mittel. — Pfefferminzthee hilft gegen Leibweh. — St. Germainthee (sprich: säng schermäng-Thee) erzeugt leichtes Abführen. — Choleratropfen (5–10 auf Zucker) sind ein Mittel gegen starken Durchfall. — Pflaster legt man auf Wunden. — Salmiakgeist dient zum Niesen bei Ohnmachtsanfällen. — Bei verdorbenem Magen, üblem Aufstoßen, bei Blähungen nimmt man eine Messerspitze voll doppelt kohlensaures Natrium (Bullrichs Salz) und trinkt einen Schluck Wasser nach.

Bei manchen Erkrankungen ist es gut, wenn Kamillenthee, gutes Baumöl, Rizinusöl, Kampfer, chlorfaures Kalium, Karbolsäure, Leinenbinden, desinfizierte Watte und ein Krankenthermometer bald zur Hand sind.

Es ist kein Häuslein, es hat sein Kreuzlein. — Lerne zu leiden, ohne zu klagen! — Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer. — Wo-

mit einer sündigt, damit wird er gestraft. — Den Kopf halt kühl, die Füße warm, das macht den besten Doktor arm. — Ein fröhlich Wesen, ein freundlich Gesicht sind beste Würze zum Krankengericht. E. Robert.

218. Vom Trinkwasser.

1. Die Wärme des Brunnenwassers richtet sich nach der Tiefe, aus welcher es stammt. Zisternenwasser ist im Winter kalt bis zum Gefrieren, im Sommer lauwarm wie die Luft. In tieferen Brunnen, sowie in Quellen, deren Wasser aus etwas tieferen Erdschichten kommt, behält das Wasser zu jeder Jahreszeit ziemlich dieselbe Wärme, ähnlich wie die Luft im Keller. Es erscheint uns deshalb im Sommer sehr kalt, da wir es mit der warmen Luft oder dem warmen Regenwasser vergleichen; im Winter dagegen kann es bei strenger Kälte sogar dampfen, zumal wenn der Brunnen vor Frost hinreichend geschützt ist.

So sehr ein kühler Trunk Wasser im heißen Sommer uns eine Wohthat dünkt, so sehr müssen wir uns hüten, daß wir uns dadurch keine Erkältung zuziehen. Wenn die Zunge bewegt und das Blut stark erhitzt ist, schadet ein kalter Trunk, kann wohl gar den Tod zur Folge haben.

2. Fast nie ist das Brunnenwasser gänzlich rein. Regenwasser und Wasser von geschmolzenem Schnee enthält wenig fremde Stoffe, schmeckt aber deshalb nicht gerade gut. Das Wasser erhält seinen angenehmen Geschmack sogar meist erst durch einzelne seiner beigemischten Bestandteile, besonders durch die Kohlensäure, die es enthält. Wir können uns von dem Vorhandensein dieser Luftart schon an jedem Trinkglase mit Wasser überzeugen, das etwa über Nacht stehen geblieben ist. Ringsum haben sich am Glase Luftperlen ausgeschieden, und das Wasser schmeckt fade und abgestanden. Durch das Kochen wird die Luft noch rascher entfernt.

Weil das Wasser Kohlensäure enthält, so löst es mancherlei Stoffe auf, die sich im Erdboden befinden, vorzüglich den gemeinen oder kohlensauren Kalk. Wenn Wasser in einem klaren Glase verdunstet, so bleibt in diesem ein weißlicher Überzug aus Kalk oder Gips zurück. Töpfe, in denen oft Wasser gekocht wird, belegen sich innen mit einer Schicht von jenen Gesteinsarten, die man Kessel- oder Topfstein nennt. Wasser, welches gar keine oder nur wenig erdige Bestandteile aufgelöst enthält, nennt man weich; solches, das reich an erdigen Bestandteilen ist, heißt hart. Quell- und Brunnenwasser enthält meist auch kleine Mengen von Kiesel aufgelöst, dergleichen etwas Salz (Kochsalz), bisweilen auch Eisen u. s. w. Wenn Quellwasser größere Mengen von Kohlensäure oder andern Luftarten enthält, so wird es oft zur Kur benutzt und als Sauerling, Mineralquelle, Gesundbrunnen u. s. w. bezeichnet.

3. Alles Wasser unserer Brunnen ist ehemals als Regenwasser, Schnee, Hagel oder Tau dem Erdboden zugeführt worden und in ihn eingedrungen.

Daher haben wir darauf zu achten, daß unser Brunnenwasser nicht verunreinigt wird. Düngergrube, Senkgrube und andre Dinge, die unangenehme und schädliche Stoffe dem Wasser zuführen könnten, müssen möglichst fern von ihm gehalten werden. In reinem Wasser findet man

selbst mittels des Vergrößerungsglases selten ein tierisches Wesen. Sobald aber dem Wasser durch verwesende Stoffe andre Bestandteile zugeführt werden, finden sich auch Infusionstierchen und Wasserinsekten ein, deren Genuß weder appetitlich noch gesund ist.

Wo Wasser, Licht und Wärme zusammen wirken, beginnt sofort die Pflanzenwelt sich einzustellen. So siedeln sich mancherlei Gewächse sowohl am Pumpenrohr, als auch am Brunnentrog an und heften sich selbst am Holzwerk und harten Gestein fest. Der grüne Überzug der feuchten Steine am Brunnen rührt gewöhnlich von Algen her.

Hermann Wagner.

219. Tierschutz.

1. Wenn man bedenkt, welche eifrige Förderung jetzt alle Bestrebungen erfahren, die auf den Schutz der Tiere hinzielen, so möchte man glauben, daß diese Fürsorge eine althergebrachte sei. Erwägt man indessen, wieviel Tierquälerei auch heute noch bewußt und unbewußt begangen wird, so wird man sich nicht wundern, wenn man hört, daß erst in unserm Jahrhundert im christlichen Europa daran gedacht worden ist, unsern untergeordneten Mitgeschöpfen einen gesetzlichen Schutz zu bieten. Den ersten Tierschutzverein in Deutschland gründete 1839 Hofrat Berner in München, während einige außereuropäische, nichtchristliche Völker, durch Religion und Sitte genötigt, seit langen Zeiten alle Tiere sanft und menschlich behandeln. Wir Europäer erscheinen in Hinsicht der Behandlung unsrer Tiere gegenüber den Chinesen, Japanern und Hindus als rohe Barbaren. Ein Pferd, welches beladen einen Berg hinaufsteigt, mit einer Peitsche anzutreiben oder gar zu schlagen, ist in Japan völlig unbekannt. Mit freundlichem Zureden und Streicheln wird es zur Ausdauer und Kraftanstrengung ermuntert, und die klugen, guten Tiere leisten willig, was sie vermögen.

2. In Indien essen nur die niedern Volksklassen Fleisch; sie werden wegen dieser unreinen, blutigen Kost von den andern verachtet. In Ländern, wo das Fleisch der Tiere nicht gegessen wird, fallen von vornherein die namenlosen Grausamkeiten weg, welche mit dem Mästen, dem Treiben zur Schlachtbank und endlich mit dem Töten der Tiere in den Fleischereien und Schlachthäusern verbunden sind. Wie oft müssen wir das Schmerzensgeschrei eines für die Schlachtbank bestimmten Kalbes vernehmen, das vom Fleischer hin und her gestoßen und von seinem Hunde überall gepackt und gebissen wird; wie oft müssen wir das ängstliche Schnattern der Gänse hören, die von mutwilligen Buben gejagt, geworfen, geschlagen, in die Enge getrieben und endlich ihrer unreifen Federn beraubt werden. Aber nicht bloß böse Buben, sondern manche Hausfrauen selbst, die doch den Wert dieser Tiere zu schätzen wissen, mißhandeln sie auf harte Weise. Sie berupfen die Gänse bis in den späten Herbst hinein, so daß die armen Tiere, denen wir die warmen Betten verdanken, zitternd vor Kälte, blutend an Brust und Bauch umhererschleichen. Ein neues Leiden wartet auf sie, wenn sie zum Abschachten bestimmt sind. Sie werden auf die widernatürlichste Weise so voll gestopft, daß sie sich nicht mehr zu rühren vermögen und alle Augenblicke in Gefahr kommen, zu ersticken, ehe das Messer ihren Qualen ein Ende macht. Noch trauriger ist das Schicksal vieler Pferde. In den besten

Jahren werden sie bergauf, bergab gejagt und gepeitscht, bis endlich die steifen Gelenke den schnellen Dienst versagen. Dann kommen sie unter die derben Fäuste der Lastfuhrleute, die zu arm sind, ihre Tiere ordentlich zu füttern, aber ihnen Lasten zu ziehen geben, welche für junge und wohlgenährte Pferde schwer genug wären. Will es dann nicht gehen, so setzt es Flüche und Schläge, bis endlich das an Hals und Kreuz geschundene, wundgedrückte Tier dem Abdecker anheimfällt, wenn es nicht vorher unter den Mißhandlungen seines Peinigers auf offener Straße eines jähen Todes stirbt.

Man sieht oft diese unglücklichen Geschöpfe zitternd vor Hunger und Kälte stundenlang in Sturm und Regen vor den Wirtshäusern am Wagen stehen, während der liederliche Kutscher bei Schnaps und Kartenspiel in der warmen Stube sitzt. Meistens behalten solche Burschen gerade nur noch soviel Gedanken übrig, um zu wissen, daß sie die Herren der Pferde sind, und geben dies durch unbarmherziges Zuschlagen auf die armen Tiere und durch unsinniges Fluchen zu erkennen.

3. Im deutschen Strafgesetzbuch ist die Tierquälerei bei Geld- oder Haftstrafe verboten, aber trotzdem ist die Behandlung der Tiere an vielen Orten noch empörend. Jedem Gutgesinnten steigt die Röte der Scham in die Wangen über die Schändlichkeiten, welche in christlichen Ländern noch vorkommen. Außer auf der Straße und im Felde haben die armen Haustierte auch in der Stube, besonders aber beim Schlachten, oft schrecklich zu leiden. Welche Qualen werden beim Fange den Vögeln und den Fischen nicht nur von dummen Kindern, sondern auch von Erwachsenen zugefügt! Wie viel jagdbare Tiere sterben eines qualvollen Todes durch die Hand ungeschickter Schützen! Genußsucht, Vergnügen, Unverstand, Aberglaube, Leidenschaft, Übermut, Gewohnheit, Rachsucht, Eigennutz: das sind die Beweggründe zahlreicher Tierquälereien. Ausgezeichnete Grausamkeit und unglaublich scheinende Gefühllosigkeit und Roheit offenbaren sich hier in einem christlichen Staate.

4. Die Tierschutzvereine bezahlen Leute, welche an öffentlichen Orten jede Art von Tierquälerei zu verhindern suchen oder sofort zu polizeilicher Anzeige und Bestrafung bringen. Soweit es angeht, werden alte, lahme, blinde und dienstuntaugliche Pferde angekauft und rasch getötet; für kranke Haustierte armer Leute wird unentgeltlich ärztliche Hilfe gewährt, und endlich belohnt man alljährlich durch Geldspenden Knechte, Mägde, Kutscher, Vieheigentümer u. a., welche sich durch gute Behandlung der ihnen anvertrauten Tiere auszeichnen. Außerdem veröffentlichen diese Vereine kleine Bücher mit Erzählungen aus dem Leben der Tiere, um besonders die Jugend zu belehren und vor Roheit zu bewahren.

5. Man sollte denken, daß es keinem gutgearteten Menschen einfallen könne, ein harmloses Tier zu mißhandeln oder unbarmherzig zu seinem Nutzen auszubeuten. Wer nur ein einziges Tier genau beobachtet und gepflegt hat, wird es auch lieb gewinnen. Wer das Leben der Tiere kennt, wird kein Tierquäler sein. Die alten Ägypter erwiesen einigen Tieren sogar göttliche Verehrung; die Indier errichteten manchem klugen Elefanten Denkmäler, und viele Heilige der ersten christlichen Kirche pflegten freundlichen Verkehr mit den Tieren der Wüste und des Waldes, ja der heilige Franziskus nannte die Tiere unsre untergeordneten, in unscheinbarer Gestalt einhergehenden Geschwister.

Nach M. Wellmer, Dann u. a.

220. Glauben.

Mit dem Vogel sind geflogen
seine Kinder über Meer.

Droben ward der Himmel trüber;
drunten brausten Sturmeswogen,
und die Kinder klagten sehr:

„Ach, wie kommen wir hinüber?
Nirgend will ein Land uns winken,
und die müden Schwingen sinken.“
Über ihre Mutter sagt:

„Kinder, bleibet unverzagt!
Süht ihr nicht im tiefsten Innen
unaufhaltsam einen Zug,
neuen Frühling zu gewinnen?
Auf! in jenem ist kein Trug.
Der die Sehnsucht hat gegeben,
er wird uns hinüberheben
und euch trösten balde, balde
in dem jungbelaubten Walde!“

A. Emanuel Fröhlich

221. Die Honigbiene.

1. Die Biene wird seit den ältesten Zeiten von den Menschen geschützt wegen ihres Honigs und Wachses, verehrt wegen ihres Fleißes, bisweilen auch gefürchtet wegen ihres Stachel.

Sie lebt in Gesellschaften, die man Bienenvolk (Stock) nennt. Ein starkes Volk zählt bis 30000 Arbeitsbienen, im Sommer eine Anzahl (etwa 1000) Drohnen und nur eine Königin.

Der Körper einer Biene besteht aus Kopf, Brust und Hinterleib. Er ist schwarz und mit grauen Haaren bekleidet. Alte Bienen erscheinen glänzend schwarz. Der Kopf trägt seitlich zwei große Netzaugen und oberhalb drei einfache Punktaugen. Zwischen den Hauptaugen stehen zwei geknickte Fühler. Die Mundteile sind zum Kauen, Lecken und Saugen, Festhalten und Beißen eingerichtet. Die Zunge dient als Saugrüssel und kann weit vorgestreckt werden.



Bienenstachel
in 5fach. Vergrößerung.
a Hornklappe, b Gift-
drüse.

Die aus 3 Ringen gebildete Brust trägt die 6 gegliederten Beine und 2 Paar häutige, von einzelnen Adern durchzogene Flügel. Der kleinere Hinterflügel ist während des Fluges durch Häkchen mit dem Vorderflügel so verbunden, daß beide wie ein großer Flügel wirken. Gewöhnlich liegen beide Flügel über einander und decken den Hinterleib. Dieser besteht aus einzelnen Ringen. Die Schienen der Hinterbeine sind flach und bei den Arbeitsbienen mit einer von Haaren umgebenen Vertiefung, dem Körbchen, versehen, worin der Blumenstaub gesammelt wird. Das erste Fußglied an den Hinterfüßen ist breit, fast viereckig und mit steifen Haaren besetzt; es dient als Bürste, um den an den Haaren des Körpers hängenden Blumenstaub abzukehren.

Der letzte Leibesring umschließt den mit Widerhaken versehenen Giftstachel. Sticht eine Biene, so bleibt der Stachel im Fleische sitzen; zugleich fließt an ihm ein Tröpfchen Gift aus der Giftdrüse in die Wunde. Die Biene muß infolge des Stiches sterben.

Die Königin ist die größte Biene. Sie besitzt einen Giftstachel, benutzt ihn aber nur gegen ihresgleichen. Ihr fehlt die Bürste; denn sie fliegt nie nach Blumenstaub. Ihre Zunge ist kurz; denn sie saugt nie Blumensaft. Zur Zeit des Eierlegens ist ihr Körper sehr dick. Sie vermag an einem Tage bis 1000, und in ihrem Leben, das wohl 5 Jahre währen kann, über eine Million Eier zu legen.

Die Drohnen besitzen weder Körbchen noch Sammelbürste; denn sie arbeiten nie. Aber auch der Giftstachel fehlt ihnen. Wenn im Hochsommer die „Tracht“ zu Ende geht, werden alle Drohnen als unnütze Glieder der Gesellschaft von den Arbeitern totgebissen.

2. Der gemeinschaftliche Bau wird stets an gedeckten Stellen angelegt, im Freien in hohlen Bäumen, unter der Hand des Menschen in besondern Bienenwohnungen, den Bienenkörben und Bienenstöcken. Der Bau besteht aus senkrechten Waben, die aus dicht an einander liegenden Wachszellen aufgeführt sind. Jede Zelle ist sechseckig. Die oberen Zellen dienen zur Aufnahme der Futtervorräte (Honig und Blütenstaub), die darunter liegenden für die Brut. Das Wachs wird von den Arbeitern aus Honig bereitet und in Form kleiner Plättchen zwischen den mittleren Bauchringen ausgeschwitzet. Andre Bienen bauen daraus die Zellen. Nicht alle Zellen besitzen gleiche Größe. Die meisten sind klein und ganz regelmäßig; sie dienen zur Entwicklung der Arbeitsbienen. Eine Anzahl größerer Zellen sind die Wiegen für die Drohnen. Die Königin aber wird in einer ganz besonders großen, fast senkrecht hängenden Königinzelle erzogen.

3. Im Winter ist das Leben und Treiben des Bienenvolkes auf das Innere des Stockes beschränkt. Sobald aber im zeitigen Frühjahr die Sonne ihre wärmenden Strahlen sendet, kommen auch die Bienen hervor. Die Wohnung wird gesäubert; Arbeiter fliegen nach Blumenstaub auf Haseln, später auf Weiden; Wasser wird eingetragen, um den im Winter verdickten Honig zu verdünnen. Die Königin legt Eier, zunächst in Arbeiterzellen, später auch in Drohnenzellen, in je eine Zelle ein Ei; aber nur soviel Zellen werden besetzt, als die Bienen belagern können, damit es den Eiern nicht an Wärme fehle. Nach 3 Tagen entschlüpft dem Ei eine weiße, fuß- und augenlose

Larve. Die Arbeiter füttern die Larven 8 Tage lang, dann verschließen sie die Zelle mit einem Wachsdeckel. Jetzt verpuppen sich die Larven, und nach etwa 8 Tagen schlüpfen die Bienen aus. Starke Völker bauen einige größere Zellen, in denen Königinnen erzogen werden. Die Larven in diesen Zellen können sich vollkommen entwickeln; sie erhalten auch reichlicheres Futter. Die Entwicklungsdauer vom Ei bis zum vollkommen ausgebildeten Insekt währt bei der Königin 16 Tage, bei Arbeitern 20 und bei Drohnen 24 Tage.

Wenn die junge Königin dem Ausschlüpfen nahe ist, giebt sie einen eigentümlichen Ton von sich; sie „tütet“. Fühlt sich das Volk stark genug, so fliegt ein Teil der Bienen mit der alten Königin aus, um ein neues Volk zu gründen. Die Bienen „schwärmen“. Der Schwarm setzt sich gewöhnlich an einen Zweig klumpenweise (in einer „Traube“) fest und wird vom Bienenzüchter (Imker, Zeidler) in eine leere Wohnung gebracht.

Das Leben einer Arbeitsbiene währt im Sommer kaum 6 Wochen, davon werden die ersten 3 Wochen fast nur im Stocke zugebracht. Für zahlreiche Vögel bilden die mit Honig beladenen Bienen willkommene Leckerbissen; allerlei Krankheiten, auch ungünstiger Witterung erliegen viele von ihnen. Die im Herbst ausgeschlüpften Bienen überwintern.

Bei guter Tracht (Rapsblüte, Lindenblüte, Heidekraut) können starke Völker an einem Tage bis 5 kg Honig eintragen. Die Bienen fliegen bis 3 km weit. Ein Stock kann in guten Jahren über 30 Mark Ertrag bringen.

Im Haushalte der Natur haben die Bienen und ihre Verwandten die hohe Aufgabe, die Befruchtung der Pflanzen vermitteln zu helfen.

H. Waechter.

222. Zwei Tierbilder aus unsern Wäldern.

1. Der Wald mit seinem Schattendunkel, seinen plätschernden Quellen und undurchdringlichen Gebüsch ist der Lieblingsaufenthalt jedes Naturfreundes. Hier beobachten wir das Leben und Treiben zahlreicher Tiere, ergötzen uns an dem üppigen Wachstum einer artenreichen Pflanzentwelt und träumen, indem wir hinauf in die rauschenden Wipfel uralter Bäume schauen, von jener längst dahingeschwundenen Zeit, in welcher es auch dem Menschen noch vergönnt war, ein anspruchsloses, einfaches und naturgemäßes Dasein zu führen. Aber aus unserm Traume werden wir durch ein plötzliches Rascheln im Grase dicht neben uns aufgeschreckt — was ist das? Der nächste Augenblick schon bringt uns Aufklärung und läßt uns aus Vorsicht einen Schritt zurückweichen. Eine Kreuzotter ist es, welche mit uns das Lager auf dem weichen Moosteppiche des Waldbodens geteilt

hat, und die nun, von Hunger getrieben, davon eilt, um den ersten besten Frosch zu packen und zu verschlingen.

Die Kreuzotter oder gemeine Viper ist die einzige bei uns einheimische Giftschlange; in ganz Mitteleuropa kommt sie vor, in Ebenen und im Gebirge. Alljährlich zur Sommerzeit fallen immer noch Menschen (hauptsächlich Kinder) dem Bisse dieser gefährlichen Geschöpfe zum Opfer, weil sie die Unvorsichtigkeit begehen, mit entblößten Füßen im Walde umherzustréifen, oder weil



Die Kreuzotter.

sie die Kreuzotter mit der ungefährlichen Glattnatter verwechseln, die sich allerdings leicht ergreifen und einsperren läßt. Am häufigsten werden Leute von Ottern gebissen, die Beeren sammeln und Holz lesen.

Die Körperlänge einer ausgewachsenen Kreuzotter beträgt etwa 70 cm. Der Leib ist etwas plump und hat an seinem größten Umfange die Dicke eines starken Spazierstocks. Das Tier besitzt einen platten Kopf, der sich nach hinten verbreitert und vom Halse deutlich absetzt. Der Schwanz ist kurz und endigt mit einer steifen Spitze. Die Augen sind sehr glänzend und haben eine spaltförmige Pupille. Die Färbung der Kreuzotter, die in manchen Gegenden „Kupferschlange“ genannt wird, ist außerordentlich verschieden. Sie hängt hauptsächlich davon ab, wie lange Zeit seit der Häutung verflossen ist. Das Männchen ist meistens aschgrau, doch auch lichtgelb, meergrün oder hellbraun, das Weibchen hingegen ist braungrau, grünlichbraun oder kupferfarben.

Als Kreuzotter aber erkennt man die Schlange erst an der längs des Rückens sich hinziehenden schwarzen Zickzacklinie.

Die Kreuzottern bewohnen in feuchten Wäldern und moorigen Gegenden Felsenritzen, verlassene Mäuselöcher und ähnliche Schlupfwinkel. Im ganzen haben sie eine träge Gemütsart und liegen oft den lieben langen Tag regungslos an einer und der nämlichen Stelle im Sonnenschein. Ein kleiner Frosch oder eine Eidechse, die sich in ihre Nähe verirren, erwecken sie freilich sofort aus ihrer Schläfrigkeit. Die Otter zieht dann den Hals langsam zurück, sperrt ihren Rachen weit auf und schnellst den Kopf plötzlich vor, um das kleine Geschöpf mit tödlichem Bisse zu verwunden. Gewöhnlich stirbt das Opfer binnen einigen Minuten. Dann wird es sofort in den gewaltig dehnbaren Schlund hineingezwängt und allmählich durch Zusammenziehung des letzteren in den Magen hinabbefördert. Eine ausgewachsene Kreuzotter kann ein halbes Duzend kleiner Frösche und ebensoviel Mäuse verzehren.

Dafür ist sie aber auch in Stande, während der Gefangenschaft bis 6 Monate lang zu hungern.

Öffnen wir einer Otter den Kachen, so entdecken wir sofort die beiden Giftzähne, welche hakenförmig gekrümmt und der ganzen Länge nach hohl sind. Schließt die Otter den Kachen, so legen sich die Giftzähne an den Oberkiefer zurück und verharren in dieser Lage, bis der Augenblick kommt, wo sich die Schlange zum Beißen anschickt. Dann richten sie sich blitzschnell empor, füllen sich mit Gift und stellen so zwei furchtbare Waffen dar. Die durch den Biß verursachte Wunde ist freilich nur unscheinbar; sie gleicht zwei feinen Nadelstichen und blutet kaum.

Hat jemand das Unglück, von einer Kreuzotter gebissen zu werden, so ist es gut, wenn die Bißstelle unterbunden und sofort mit starkem Alkohol ausgewaschen wird. Außerdem muß der Leidende sogleich möglichst viel Rum oder Schnaps trinken (bis zur Verausung). Ohne Hilfe und Gegenmittel tritt der Tod oft schon nach 40 bis 50 Minuten ein.

2. Die wohlbegründete Furcht vor der Begegnung mit Kreuzottern darf indessen nicht soweit gehen, daß uns der Wald dadurch verleidet wird. Wir würden sonst zahlreicher, merkwürdiger Beobachtungen verlustig gehen, zu welchen in erster Reihe das Leben der Insekten Gelegenheit bietet. Und da sind es besonders die im Walde so häufigen Ameisen, deren erstaunliche Leistungen unsre Aufmerksamkeit verdienen. Wir Menschen sind auf unsern Geist und seine Äußerungen oft gar zu stolz und bedenken nicht, daß wir in so manchen Dingen von jenen Tierchen überholt und beschämt werden.

Wie die Bienen, Hummeln und Wespen, so leben auch die Ameisen in großen Familiengemeinschaften (sogenannten „Staaten“) zusammen, welche aus Tausenden von Einzelwesen bestehen, unter denen man Männchen, Weibchen und Arbeiter unterscheidet.

Unbekannt sind die großen, oft meterhohen Hügel, die man häufig in Nadelholzwaldungen antrifft, und die durchweg aus dürr gewordenen Fichten- oder Kiefernadeln aufgeschichtet sind. Das sind die Wohnungen der roten Waldameise, die allerwärts bei uns heimisch ist; sie liefert dem Apotheker den Stoff zur Herstellung eines altbekannten Einreibemittels, des Ameisen-spiritus.

Beobachten wir einen Ameisenhügel im Frühjahr bei sonnigem Wetter, so müssen wir über das geschäftige Treiben erstaunen, welches sich auf ihm entfaltet.

Fassen wir nun ein einziges Tierchen ins Auge! Hastig suchend läuft es hin und her; jezt hat es das Gewünschte gefunden: ein Steinchen oder einen größeren Holzsplitter. Es packt nun mit seinen kräftigen Kieferzangen frisch an und schleppt die Last den steilen Hügel hinauf, um sie dort zum Verstopfen einer Öffnung oder als Stütze für ein hausfällig gewordenes Stockwerk zu verwenden. Ähnlich wie diese von uns beobachtete Ameise handeln Hunderte und Tausende neben ihr; daher das Rennen und Laufen, das Bringen und Fortschaffen kleiner Erdbrocken, das Davonmarschieren und Zurückkehren ganzer Abteilungen, welche Nahrungsmittel für sich und ihre Genossen herbeiholen.

Es sind die „Arbeiter“, welche Tag für Tag diese häuslichen Dienstleistungen zu verrichten haben. Ihnen liegt auch die Brutpflege ob, sie haben die Eier zu hüten und immer an diejenigen Stellen zu bringen, wo die Bedingungen für ihre Entwicklung am günstigsten sind. Aus den Eiern gehen fußlose und unbehilfliche Larven hervor, die wie kleine Maden aussehen. Ihre Fütterung und Abwartung müssen die Arbeiter ebenfalls besorgen.

Sind die Larven herangewachsen, so umgeben sie sich mit einem zarten, tönnchenförmigen Gespinnst, einem Kokon, und verfallen in ihm in den Puppenzustand. Diese Puppen werden oft fälschlich als „Ameisenier“ bezeichnet; sie dienen Goldfischen und Singvögeln als Futter. Aus den Kokons gehen im August teils wieder Arbeiter hervor, teils aber auch geflügelte Männchen und Weibchen. Die letzteren halten sich gewöhnlich längere Zeit im Neste verborgen; dann aber tritt eine steigende Unruhe ein; schließlich vereinigen sich sämtliche geflügelte Ameisen zu einem dichten Schwarm, erheben sich hoch in die Luft und treiben dort ihre lustigen Spiele. Die Männchen sterben bald; die Weibchen werden die Stammütter neuer Völker.

Beim Beginn der kalten Jahreszeit gehen die Ameisenstaaten nicht wie die der Hummeln und Wespen zugrunde, sondern bestehen fort, insofern ihre Bürger in einen Winterschlaf verfallen, der bei einer Wärme von $+2^{\circ}$ einzutreten pflegt. Eine Nahrungsaufnahme findet während dieser Zeit nicht statt. Deshalb sammeln die Ameisen auch keine Wintervorräte, sondern decken während der warmen Jahreszeit nur die laufenden Bedürfnisse. Sie sind nicht sehr wählerisch in ihrer Kost, sondern leben ohne Unterschied von allerlei tierischen und pflanzlichen Abfallstoffen. Nur für Süßigkeiten haben sie eine ausgesprochene Vorliebe. Aus diesem Grunde suchen sie so gern die Blüten solcher Pflanzen auf, welche ihren Honig in leicht zugänglichen Behältern feilbieten. Deshalb sind sie auch mit den Blattläusen besonders befreundet. Diese nötigen sie durch fortwährendes Betasten mit den Fühlhörnern zur Abgabe des süßen Saftes, so daß es aussieht, als würden die Blattläuse von den Ameisen ausgemolken. Man hat deshalb jene scherzweise die „Milchkühe“ der Ameisen genannt.

Die Arbeiter bilden in jedem Ameisenhaufen die Hauptmenge der Bevölkerung. Ihrer Natur nach sind es verkümmerte Weibchen. Daß die Ameisen im Haushalte der Natur eine äußerst wichtige Stelle einnehmen; daß dem Menschen ihr Thun weit mehr nützt als schadet, wenn sie auch manchmal eine Birne oder Aprikose annagen; daß sie eine vorzügliche Feld-, Wald- und Gartenpolizei ausüben: das ist längst anerkannt. Darum hat auch die preussische Regierung es mit hoher Strafe belegt, Ameisen oder Puppen zu sammeln oder Ameisenhaufen zu zerstören.

Im Laufe der Zeit sind von einzelnen Forschern ganz unzweifelhafte Beweise für die hohe, geistige Entwicklung der Ameisen beigebracht worden.

So hat der Leipziger Professor Leuckart ein merkwürdiges Beispiel von Verstand bei Ameisen beobachtet. Die Tierchen krochen an einem Baumstamme hinauf, um zu Blattläusen zu gelangen. Leuckart zog nun in halber Höhe um den Baumstamm einen Leerring, um zu erfahren, was die Ameisen angesichts dieses Hindernisses wohl vornehmen würden. Zunächst liefen sie eine Zeitlang unruhig auf und nieder; schließlich aber gingen sie auf den Boden herunter und kehrten von da alsbald — jede mit einem

Erdbrocken zwischen den Felsen — zum Teerringe zurück. Eine um die andre klebte nun ihr Stückchen Erde auf den hinterlichen Stoff fest, so daß eine einfache Brücke entstand, welche die Tierchen überschreiten konnten.

Wir haben es hier offenbar nicht mit einem bloßen Naturtriebe, dem Instinkt, sondern mit einer wirklichen Verstandesaussäuerung zu thun; denn jene Ameisen handelten sicher mit bewußter Überlegung, indem sie zur Abstellung einer Schwierigkeit, die ihnen absichtlich bereitet worden war, Mittel wählten, zu denen auch ein Mensch unter gleichen Umständen gegriffen haben würde. Wenn wir beobachten, mit welcher Sorgfalt die Eier, Larven und Puppen behütet, mit welcher teilnehmender Fürsorge ermüdete Genossinnen auf der Wanderschaft getragen werden; wenn wir beobachten, daß unsere Ameisen Viehzucht treiben, Kriege führen, Puppen anderer Völker rauben, Sklaven halten, Wege bauen; wenn wir lesen, daß fremdländische Arten sogar Ackerbau treiben, Brunnen graben; wenn wir erkennen, daß die Ameisen immer mit einer Überlegung handeln, die ein sorgfältiges Abwägen der Verhältnisse voraussetzt: so müssen wir staunend in den hohen geistigen Fähigkeiten dieser unscheinbaren Tierchen den Abglanz der Gottheit erkennen.

Nach Otto Bacharias.

223. Trichine und Bandwurm.

1. Die Trichinen verursachen die schreckliche Trichinenkrankheit, die von den Ärzten erst vor 30 Jahren erkannt worden ist. Das winzig kleine Würmchen lebt im Fleische mancher Tiere, namentlich der Schweine. Genießt der Mensch trichinenhaltiges Schweinefleisch, so erkrankt er mehr oder weniger schwer; nicht selten tritt der Tod ein. Die genossenen Trichinen setzen sich nämlich im Darne des Menschen fest und erzeugen hier lebendige Junge, Fadenwürmchen, wie man sie kleiner kaum kennt. Die alten Trichinen bleiben im Darne, bis sie sterben; die junge Brut aber wandert vom Darne aus in die Muskeln des Menschen ein. In dem Fleische allein treffen die jungen Trichinen eine geeignete Wohnstätte. Schon 14 Tage nach der Einwanderung ist das Würmchen ausgewachsen. Nun rollt es sich zusammen wie eine Uhrfeder, und es bildet sich nach und nach um jedes Tierchen eine Kapsel aus Kalksalz. Sind die Trichinen eingekapselt, so können sie sich nicht mehr weiter bewegen und weiter entwickeln. Sie werden nur frei, wenn sie mit dem Fleische, in dem sie liegen, in den Magen eines Essers gelangen.

Der Gesamtverlauf in der Entwicklung der Trichinen ist also folgender: 1. die genossenen Trichinen bleiben im Darne und kommen nicht in die Muskeln; 2. sie erzeugen lebendige Junge, welche in die Muskeln wandern; 3. die in die Muskeln eingewanderte Brut wächst darin, aber sie vermehrt sich nicht.

Die eigentliche Gefahr liegt demnach in der Erzeugung junger Brut durch die Darmtrichinen. Eine Trichinenmutter hat gegen 100 lebendige Junge in ihrem Leibe, und hinter diesen Jungen erzeugt sie immer wieder noch neue Eier. Rechnen wir auch nur 200 Junge auf eine Trichinenmutter, so genügen 5000 solcher Mütter, um eine Million Junge für die Wanderung zu liefern; so viele Muttertiere können aber in wenigen Bissen Fleisch enthalten sein, wenn dasselbe auch noch nicht in sehr hohem Grade von Trichinen durchsetzt erscheint.

Je mehr lebende Trichinen genossen werden, und je länger sie im Darne verweilen, um so mehr Junge können entstehen, und um so höher steigt die Gefahr.

Die Erscheinungen der Trichinenkrankheit stellen sich sehr verschieden dar. Gewöhnlich sind es ruhrartige Zufälle, dann Schwäche, Mattigkeit, Schmerzen wie bei Gicht; ferner tritt Fieber ein wie bei Nervenfieber. Meist schwillt das Gesicht auf, namentlich die Augengegend. Zuweilen sterben die Menschen innerhalb drei bis vier Wochen nach dem Genusse; nicht selten nimmt die Krankheit einen mehr schleichenden Verlauf, und es tritt eine langsame Genesung ein oder statt deren ein langwieriges Siechtum. — Durch den Genuß des Fleisches von einem einzigen trichinenhaltigen Schweine erkrankten im Oktober 1863 in Hettstedt bei Eisleben 150 Menschen, und 25 davon erlagen diesen kleinen Feinden. In dem Dorfe Hedersleben bei Quedlinburg erkrankten 1865 über 300 Personen an der Trichinenkrankheit; von ihnen starben 100. Solche Beispiele sollten uns warnen vor dem Genusse des rohen Schweinefleisches, wie es uns im Schinken und in mancher Wurst dargeboten wird. Durch Kochen und Braten, sowie durch starke Räucherung des Fleisches werden die Trichinen getötet.



Weibliche Darmtrichine in 150facher Vergr.
a Mund, b Schlund, c Eierstock, d Eier, e Junge, oben links drei ausgeschlüpfte.

Frisch eingekapselte Trichinen in 20facher Vergr.

2. Den Trichinen gleichen in ihrer Gefährlichkeit für den menschlichen Körper die Finnen, welche bei Schweinen nicht selten sind. Die Finnen sitzen auch im Fleische; sie kommen häufig in großer Zahl vor; sie haben nie Eier und erzeugen nie Junge, geradeso wie die Muskeltrichinen. Die Finnen sind aber ungleich größer. Während die Trichinen höchstens einen kleinen weißen Punkt oder einen feinen Strich darstellen, erreichen die Finnen die Größe einer Erbse, zuweilen die einer kleinen Kirsche oder Bohne. Wenn von einem Tiere oder Menschen mit dem Fleische eine Finne genossen wird, so entwickelt sie sich im Darne zu einem Bandwurm; derselbe Wurm lebt also eine Zeitlang im Finnenzustand und geht später in den Bandwurmzustand über.



Der gemeine Bandwurm.
a Kopf, b reife Glieder,
c Ei, d Finne, e Finne
mit eingezogenem Kopf.
b und c in natürlicher
Größe; a, d in 70facher
Vergr.

Wie gelangt aber der Wurm in den Finnenzustand und in das Fleisch? Im Bandwurmzustande erzeugt er an seinem hinteren Leibesende durch Wachstum und Abschnürung immer neue Glieder, jedes von ihnen bringt in sich nicht bloß Eier, sondern auch lebendige Junge hervor. Diese schlüpfen aber aus der Eierschale erst aus, nachdem sie mit dem Stuhlgange aus dem Körper entleert worden und auf irgend eine Weise mit der Nahrung wieder von einem Tiere (Schweine) genossen sind. Sobald sie in den Magen gelangt sind, löst sich die Schale; die jungen, noch ganz kleinen Tierchen werden frei, durchdringen die Darmwand, gelangen in verschiedene Teile des Körpers und entwickeln sich zu Finnenwürmern.

Es ist dies eine lange und in hohem Maße dem Zufalle überlassene Entwicklungsreihe. Der Finnenwurm muß gegessen werden, um im Darne des Essers zum Bandwurm zu werden, und die von diesem in seinen einzelnen Gliedern erzeugten Eier und Jungen müssen wiederum genossen oder wenigstens eingenommen werden, um in das Innere des Körpers und namentlich in das Fleisch eindringen und sich hier zu Finnenwürmern ausbilden zu können.

H. Virchow.

224. Der Bote im Junius.

Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Wenn der Dornstrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So ein heller Dezembertag ist auch wohl schön und dankenswert, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind und uns Boten in der Morgenstunde der Bart reift; aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Ähren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab!

Wach auf, mein Herz, und singe
dem Schöpfer aller Dinge —

es ist, als ob Er vorüberwandle, und die Natur habe Sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Wege in ihrem Feierkleide und frohlockt!

Matthias Claudius.

225. Die Pflanzenwelt in den Jahreszeiten.

Einleitung. Die Natur gewährt uns im Laufe des Jahres nicht immer denselben Anblick. Besonders ist die Pflanzenwelt mannigfachen Veränderungen unterworfen und läßt den Wechsel der Jahreszeiten deutlich wahrnehmen.

Ausführung. Im Frühlinge erwacht die Natur zu neuem Leben, und im Winter geht sie zu Grabe.

1. Der Frühling. Feuchtigkeit und Wärme, die beiden mächtigsten Hebel für die Entwicklung der Pflanzenwelt, zeigen sich in reicherm Maße als im Winter. Die Knospen schwellen; frisches Gras sprießt hervor; zarte Frühlingsblumen: Schneeglöckchen, Himmelschlüßelchen, Anemonen verkünden, daß der Winter sein Ende erreicht hat. Bald erwacht die ganze Pflanzenwelt; sie legt im Mai ihren vollen, jugendlichen Schmuck an. Der Wald prangt in frischem Grün, dessen Reiz durch heitere Sonnenblicke erhöht wird; die Gesträuche erscheinen in herrlicher Blütenfülle; der Rasenteppich und die Wiesen schmücken sich mit bunten Blumen. In den Gärten sind die Obstbäume mit dichtem Blütenschnee bedeckt; Hyacinthen, Tulpen, Narzissen schmücken die Beete mit dem Glanze ihrer lebhaften Farben. — Nur zu schnell geht die holde Frühlingspracht vorüber; mit dem längsten Tage erscheint

2. der Sommer. Der Regen läßt nach; die Wärme steigt. Das Laub des Waldes ist zu voller Entwicklung gelangt und gewährt kühlen Schatten. Die ersten Sommerfrüchte reifen: Erdbeeren und Heidelbeeren. Die neuen Triebe der abgeblühten Sträucher sprießen mächtig empor. — Die Wiesen werden abgemäht; hier und da erheben sich mächtige Heuschöber, sie liefern Wintervorrat für das Vieh. Die Herden erscheinen auf den

Weideplätzen. Das Korn wogt auf den Feldern. — Die Gärten prangen in üppigster Fülle; die Rose, die Königin der Blumen, verkündet die Ankunft des Sommers; eine Menge der lieblichsten Blumen entfaltet sich nach und nach und erfreut uns. Die Früchte der Obstbäume fangen an, sich zu entwickeln; die Beeren der Gesträuche, die Kirschen und andre Sommerfrüchte gelangen zur Reife und erwecken Hoffnung auf die reichere Fülle des Herbstes. Die Hitze nimmt gegen Ende des Sommers ab, und es kommt

3. der Herbst herbei. Die Luft wird kühler; heftige Regenschauer bewirken, daß die Pflanzenwelt nicht allzusehnell zugrunde geht. Die Wirkungen der großen Hitze fangen an, sich zu zeigen. Das Laub des Walbes beginnt sich zu färben; hier und da fallen welke Blätter von den Zweigen; die Sonne blickt wieder frei hindurch wie im Frühlinge. Auf dem Boden raucht das dürre Laub unter den Tritten des Wanderers; die Gesträuche strecken ihre kahlen Zweige empor. — Ein falbes Grün bedeckt die Wiesenflächen. Kleine Spinnen überziehen ganze Felder mit ihrem Gewebe, auf welchem Tautropfen in der untergehenden Sonne glänzen. Die Herden erscheinen nur noch sparsam und suchen zeitig die warmen Ställe. Die Felder, auf denen das reisende Korn wogte, sind mit Stoppeln bedeckt; in den Gärten sind die zarten Blumen verschwunden, Georginen und Asters erinnern an die dahingeschwundene Pracht des Sommers. Dafür reifen die Früchte der Obstbäume und die Weintraube. Die Obsternte und die Weinlese beginnen. Nun ist der letzte Schmuck dahin; die Nächte bringen Reif, und mit ihm erscheint

4. der Winter. Die Nachtfrost hemmen den Lauf der Säfte und töten alle zarteren Pflanzenteile. Die letzten Blätter fallen herab; die Bäume strecken ihre kahlen Zweige zum Himmel empor. Nur Fichten und Tannen behalten ihre grünen Nadeln und zeigen uns, daß die Lebenskraft der Gewächse auch im Winter nicht ganz erstorben ist. Sie scheinen auf das Christfest zu warten. Feuchte Nebel lagern sich auf dem Boden des Walbes und durchnässen das dürre Laub, so daß die Pfade unwegsam werden. Bach und Fluß bedecken sich mit einer Eissrinde. Hin und wieder prangt der Wald im kristallinen Schmucke des in der Nacht gebildeten Reifses, der schnell bei dem wärmenden Sonnenstrahle verschwindet. Bald deckt ein weißes Leinentuch die Erde, unter dem das Gras der Fluren und Wiesen, die Keime der jungen Saat schlummern, bis mildere Lüfte die Schneedecke schmelzen und die im Schoße der Erde ruhenden Keime zu neuem Leben erwecken.

Schluß. So sind alle Jahreszeiten reich an Schönheiten und an Fülle des Segens; alle verkünden die Weisheit und Güte des Schöpfers; alle bringen uns Freuden der mannigfaltigsten Art.

Ludwig Rudolph.

226. Das Brot.

1. Das Brot wird der Hauptsache nach aus dem Mehle bereitet, welches uns die Körner mehrerer Getreidearten liefern. Durchschneidet man ein Weizenkorn quer mit einem scharfen Messer, so zeigt sich zunächst unter der als Schale dienenden gelben Kleie eine dünne, graue Schicht, während das Innere des Kornes weiß ansteht. Die weiße Masse ist vorzugsweise Stärkemehl, die graue Hülle dagegen zumeist Kleber. Beim Mahlen werden die Getreidekörner durch den Stein anfänglich grob zerteilt; die Kleie wird abgeschrotet. Das Innere des Kornes, das Stärkemehl, ist aber lockerer und daher leichter zerreibbar als die äußere, zähe Kleberschicht. Das zuerst durch den Mühlbeutel fallende Mehl besteht also fast nur aus Stärke und ist viel weißer als das zuletzt ausfallende, welches zum großen Teil aus dem grauen Kleber besteht. Jenes ist das Semmel- oder Weißmehl, dieses das Schwarzmehl. Wird die ganze aus den Getreidekörnern gewonnene Mehlmasse gemengt, so erhält man Mehl von mittlerer Weiße.

Mit Stärkemehl und Kleber sind einige andre wichtige Stoffe innig gemischt, die nur in ganz geringer Menge vorkommen. Verbrennt man nämlich Getreidekörner, so werden Stärkemehl und Kleber luftförmig und verschwinden. Es bleibt aber ein wenig Asche zurück; sie enthält mineralische Stoffe, welche das Getreide aus dem Boden, worin es wurzelte, aufgenommen hat.

2. Beim Brotbacken bewirkt die Hitze eine Umwandlung des Stärkemehls in Gummi; aber auch der Kleber des angefeuchteten Mehls ändert die Stärke in Gummi, Zucker und Weingeist um. Um diese Verwandlung recht rasch und regelmäßig zu bewerkstelligen, bedient man sich des Sauerteiges oder der Bierhefe. Beide veranlassen rasch eine Gärung des Mehls.

Zunächst wird nur ein kleiner Teil des Mehls in der Mulde mit Sauerteig und warmem Wasser zu einem ziemlich dünnen Brei eingerührt; diesen läßt man neben dem warmen Ofen stehen, weil Wärme die Gärung befördert. Der Sauerteig teilt nun die Fersehung, in welcher er selbst begriffen ist, alsbald dem ganzen Brei mit, und es bildet sich aus einem Teil der Stärke Gummi, Zucker und Weingeist. Letzterer ist die Ursache des weinigen Geruches, den der Brei annimmt. Weingeist bildet sich aber stets unter Entwicklung von Kohlensäure. Der größere Teil dieser Lustart kann aus dem zähen Teige nicht entweichen und treibt ihn darum auf; „der Teig geht“, wie man sagt.

Ist die Gärung in vollem Gange, so wird der Brei mit dem übrigen Mehle zu einem Teige zusammengeknetet, indem man die nötige Menge warmen Wassers nebst Salz hinzufügt. Bald fängt auch dieser Teig zu gären an. Läßt man ihn zu lange gären, so verwandelt sich ein Teil des entstandenen Weingeistes in Essig, von dem das Brot sauer wird. Auch zu alter Sauerteig kann die Ursache des sauren Geschmacks sein. In Laibe geteilt, wird der gärende Teig in den erhitzten Backofen gebracht. Hier verdunstet ein Teil des zum Kneten genommenen Wassers und der Weingeist; dadurch wird der Teig allmählich fester. Zugleich bilden sich eine Menge kleiner Höhlungen darin, weil die eingeschlossenen Blasen

der Kohlen säure und der beim Kneten beigemischten freien Luft durch die Hitze stark ausgedehnt werden. Die Hitze bringt noch eine weitere Veränderung im Teige zuwege. Die geistige Gärung hört zwar auf, weil die Ofenhitze hierfür zu groß ist; aber diese verwandelt noch mehr Stärke in Gummi und Zucker, besonders an der Oberfläche des Brotes. Die Rinde schmeckt daher immer süßer und ist leichter verdaulich als das Innere. Ein Teil ihres Zuckers wird durch die Hitze teilweise verkohlt, weshalb sie braun aussieht.

3. Aus 100 kg Mehl erhält man 110 bis 130 kg Brot, weil ein Teil des zum Kneten verwendeten Wassers nicht verdunstet. In 100 kg Brot sind etwa 11 kg Wasser enthalten. Dazu kommen ungefähr 80 kg Stärke, Gummi und Zucker, 7 kg Eiweiß, 1 kg verschiedene Salze und 1 kg unlösliche, also nutzlose Pflanzenfaser. Brot enthält folglich alle Bestandteile, welche zur Ernährung des Menschen vonnöten sind. Gutes Brot gehört zwar zu den vollkommensten Nahrungsmitteln; jedoch wäre es nicht imstande, den Menschen längere Zeit allein zu ernähren, und zwar hauptsächlich darum, weil es nicht die genügende Menge Wasser einschließt. In richtigem Verhältnisse vereinigt sind die Nährstoffe einzig in der Milch. Das Brot ist um so nahrhafter, je mehr Eiweiß es enthält. Semmelbrötchen sind wenig nahrhaft.

Gummi und Zucker.

227. Rätsel.

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen? Doch ziert's des größten
Kaisers Hand;
es ist gemacht, um zu verletzen; am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden; niemand
beraubt's und macht doch reich;
es hat den Erdfreis überwunden; es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet, die ält'sten Städte hat's erbaut;
doch niemals hat es Krieg entzündet, und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

Friedr. v. Schiller.

228. Obstbaumzucht.

1. Das Obst ist frisch und getrocknet eins der zuträglichsten Nahrungsmittel für Gesunde und Kranke. Daher sollten alle, welche ein geeignetes Stück Land besitzen, sich die Zucht der Obstbäume recht angelegen sein lassen. Selbst das kleinste Fleckchen Erde, etwa auf dem Hofe oder vor dem Fenster, ließe sich durch ein Obstbäumchen zieren. Niemand wende ein, er habe dazu nicht Zeit. Wenn er manche müßige Stunde nur zweckmäßig benutzen wollte, so bliebe ihm noch viel Zeit zum Anbau der Obstbäume übrig.

Im kleinsten Raum pflanz einen Baum
und pflege sein! Er bringt dir's ein.

Welch schönes, unschuldiges Vergnügen giebt der Aufenthalt in einem wohlgepflegten Garten! Und selbst ein einzelnes, schattiges Bäumchen gewährt des Angenehmen so viel, daß es immer der Mühe lohnt, auch nur

hiermit den Anfang zu machen. Wie manche trauliche Stunde läßt sich z. B. an Sonntagen oder an langen Sommerabenden hier im Kreise der Familie zubringen! Wie manche Mark bleibt auf diese Weise in der Tasche, die sonst nutzlos in Bier oder Schnaps oder am Kartentische vergeudet wird!

2. Bedeutend ist der Ertrag, den der Obstbau gewährt. Böhmen verkauft jährlich für 10 Mill. Mark Obst. Das kleine Städtchen Werder bei Berlin löst durchschnittlich 1 Mill. Mark aus seinen Obstanlagen. In Württemberg nimmt manche Gemeinde für Obst alljährlich bis 200 000 Mark ein. So bepflanzt die Gemeinde Jakümen auf Veranlassung ihres Lehrers eine 10 Hektar große Fläche mit Obstbäumen; heut bestreitet sie sämtliche Gemeinde-Ausgaben aus dem Ertrage dieser Obstanlage.

In Deutschland wird aber noch lange nicht soviel Obst angebaut, als verbraucht wird. Alljährlich werden über 15 Mill. Mark an das Ausland für frisches und gedörrtes Obst bezahlt. Diese Summe könnte dem Vaterlande erhalten bleiben, wenn jeder Besitzer sich entschließen wollte, in verständiger Weise Obstbäume anzupflanzen und zu pflegen. Das im Obstbau angelegte Kapital verzinst sich hundertfältig.

3. Wollen wir gute Obstsorten haben, so müssen wir wilde Stämmchen veredeln. Das Edel- oder Pfropfreis wird auf irgend eine Art mit dem Wildling so in Berührung gebracht, daß daraus eine neue Pflanze hervorgeht.

Um Wildlinge zur Veredlung zu erhalten, werden Obsterne auf Beeten, welche man Samenschule nennt, ausgesät. Der hierzu bestimmte Platz muß eine freie Lage haben, damit Sonne und Luft auf die jungen Stämmchen gehörig einwirken können. Es ist vorteilhaft, wenn er gegen Nord, Nordost und Nordwest durch Pflanzungen oder Gebäude geschützt ist. Der Boden soll mittelmäßig gut, mehr schwer als leicht, mehr trocken als naß sein. Auf den etwa 1 m breiten Beeten legt man die Kerne einige Centimeter von einander entfernt in Reihen, oder man streut sie aus und harbt sie unter. Dies geschieht im Oktober oder Anfang November. Man sondert die Kerne nach den Obstsorten und bezeichnet die Reihen mit einem bezifferten Pfahle. Die Sämlinge hält man vom Unkraut rein und begießt sie bei großer Dürre.

4. Das Ausheben der Wildlinge und ihr Verpflanzen in die Baumschule erfolgt gewöhnlich im dritten Frühjahr. Jede Verletzung der Wurzeln ist dabei sorgfältig zu vermeiden. In der Baumschule setzt man die Bäumchen etwa $\frac{1}{2}$ Meter von einander entfernt in Reihen.

Um die Bäumchen zum Verpflanzen gehörig zuzurichten, müssen sie an den Zweigen und Wurzeln beschnitten werden. Die Pfahlwurzel schneidet man ein wenig ab; alle verletzten Teile werden entfernt. Nun setzt man sie reihenweise in Löcher, die Pfahlwurzel senkrecht, die Seitenwurzeln aber mehr wagerecht, streut mit den Händen feine Erde darüber und achtet darauf, daß jedes Bäumchen wieder so tief in die Erde kommt, als es früher darin gestanden hat.

In dem nun folgenden Sommer schneidet man die Zweige ab, welche seitwärts am Stamme herauschießen. Den Boden reinigt man von Unkraut durch vorsichtiges Hacken und Jäten, um die Wurzeln der Bäumchen nicht zu verletzen.

5. Wenn die Bäumchen ein oder zwei Jahre in der Baumschule gestanden haben, veredelt man sie. Im wesentlichen müssen zwei Veredelungsarten unterschieden werden: Einfügen einer einzelnen Knospe mit einem Rindenstück und Einfügen eines Reises mit Knospen in den Wildling.

a. Das Okulieren (Augeln) wird nicht nur bei Obstbäumen, sondern bei all unsern Bäumen und Sträuchern vom Frühjahr bis August ausgeführt (besonders auch bei Rosen). Es wird dabei, zum Okulieren auf das treibende Auge im Frühjahr, zum Okulieren auf das schlafende Auge im Juli und später, von dem Zweige eines veredelten Baumes ein Stück Rinde mit einer aufsitzenen Knospe behutsam abgelöst und an eine entsprechend vorgerichtete Stelle an dem Stamme des Wildlings eingefügt. Fig. 1 a b zeigt das Rindenstück mit dem Auge, welches in einen T förmigen Schnitt am Wildling eingefügt wird. Ein umgewickelter Faden befestigt das



Fig. 1.

Schildchen a und hält den Zutritt der Luft von der Schnittwunde ab.

Zum Okulieren ist es vor allem notwendig, daß Wildling und Edelreis vollständig im Saft stehen; denn überall, wo sich die Rinde nicht heraus glatt, vollständig und leicht ablöst, mißlingt es. In manchen Fällen, besonders wenn das Edelreis nicht saftig ist, empfiehlt sich das Okulieren mit beholztem Schild. (Fig. 1 c.)



Fig. 2.

Fig. 3.

b. Das Kopulieren wird bei solchen Wildlingen angewendet, die gleiche Stärke mit dem Edelreis haben. Am Edelreis läßt man nur 2 oder 3 Augen und schneidet das untere Ende mit einem langen und scharfen Schnitte schräg zu. Einen gleichen Schnitt erhält der Wildling. Beide werden dann sorgfältig verbunden, so daß Rinde auf Rinde trifft. (Fig. 2.)

c. Das Pfropfen in die Rinde. Das Edelreis wird in der Weise zugeschnitten, wie Fig. 3 b zeigt. Der oben gerade oder wenig schräg abgestufte Wildling erhält einen senkrechten Längsschnitt in die Rinde. Diese wird soweit gehoben, daß man das Reis einschieben kann, ohne es zu verletzen. Die Wundstellen verstreicht man sorgfältig mit flüssigem Baumwachs und verbindet sie lose mit einem Faden oder dünnen Bändchen. Bisweilen setzt man auch 2 Edelreiser auf einen Wildling.

d. Das Pfropfen in den Spalt, welches hier und da noch geübt wird, greift so gewaltsam in das Leben des Baumes ein, daß es regelmäßig Ursache zu seiner Erkrankung wird. Es ist daher durchaus nicht zu empfehlen.

6. Aus der Baumschule verpflanzt man den Baum in den Obstgarten oder an die Straße. Dabei muß das Baumloch tief und weit ausgegraben

werden. Vor dem Einsetzen beschneidet man die Bäume an der Wurzel und der Krone. Die zarten Faserwurzeln sind möglichst zu schonen.

Jeder neu gepflanzte Obstbaum muß noch mehrere Jahre lang mit Vorsicht beschnitten werden. Auch später besteht die Hauptforge für ihn in der Beseitigung aller Zweige, welche seinem Gedeihen hinderlich sind. Es sind zu entfernen: alle sich kreuzenden, alle ohne Licht und Luft in das Innere der Krone hineinwachsenden, alle zu dicht gewachsenen und alle niederhängenden, trocknen oder absterbenden Zweige. Licht und Luft muß jede Krone allezeit haben.

Die Rinde ist von Moos, Flechten und Insektenbrut rein zu halten. Einen traurigen Anblick gewähren die Bäume, deren Frühjahrssprache und Erntehoffnung durch Raupenfraß vernichtet ist.

Wie alle Pflanzen bedürfen auch die Obstbäume von Zeit zu Zeit einer mäßigen Düngung. Es empfiehlt sich, im Winter den Boden um den Stamm aufzulockern und mit fettem Leichschlamm oder verrottetem Dünger zu belegen.*)

R. Waser.

229. Essbare und giftige Pilze.

1. Ohne Pilze kein Brot, kein Bier, kein Wein — ohne Pilze aber auch keine Cholera, keine Diphtherie, keine Lungenschwindsucht, keine Pocken, kein Typhus, wahrscheinlich auch keine Tollwut und wie das Heer der ansteckenden Krankheiten heißt. Die Gärung des Sauerteiges und der Maische wird durch die Hefepilze erzeugt, und die eigentlichen Erreger und Träger zahlreicher, mörderischer Krankheiten sind Pilze, die nur unter starken Vergrößerungsgläsern wahrgenommen werden können.

2. Wenn im gewöhnlichen Leben von Pilzen die Rede ist, denkt man kaum an all diese Lebewesen, zu denen ja auch der Rost und Brand am Getreide, an den Blättern und Stämmen der Bäume, der Kartoffelpilz und der Schimmelpilz gehören. Unter Pilzen versteht man gemeinhin nur die großen Hutpilze, allenfalls auch die Trüffeln und Morcheln. In manchen Landstrichen sind die Pilze als ein wichtiges Nahrungsmittel zu betrachten, besonders in den Gebirgsgegenden in Thüringen, Böhmen und Ungarn; in Ober-Italien und Rußland sind sie beliebte Fastenpeise.

Zahlreich ist das Heer der essbaren Pilze in unsern Wäldern; wenigstens 40 Arten guter Speisepilze bieten sich vom Frühling bis zum Spätherbst der Küche dar.

Man hat die Pilze wegen ihres hohen Stickstoffgehaltes vielfach überschätzt und sie als bestes Nahrungsmittel angepriesen. Tatsächlich ist der Stickstoff in den Pilzen zumeist in solchen Verbindungen enthalten, welche im Magen des Menschen unlöslich sind. Der wirkliche Nährwert der Pilze ist aus diesem Grunde geringer als der vom Reis; die Pilze bieten unserm Körper kaum wertvollere Stoffe als Möhren, Erdbeeren und Kohl. Hinter dem Brote bleiben sie im Nährgehalt weit zurück.

*) Vergl. Kynast: Praktische Anleitung zum einträglichen Betriebe des Obst- und Gartenbaues im Schulgarten. Mit 50 Abbildungen. 1,25 M. Breslau, bei F. Hirt.

Bei mangelhafter Zubereitung geht ihr geringer Wert zum Teil verloren. Mit heißem Wasser abgebrühte oder mit Essig zubereitete Pilze verlieren ihre löslichen Nährstoffe, wenn man diese Flüssigkeiten abgießt, und sind dann fast nur als unverdauliche Masse zu betrachten.

Endlich sind alle auch sonst guten Pilze, welche an feuchten Orten oder bei Regenwetter schnell emporgeschossen sind, wässriges Fleisch zeigen oder gar mädig sind, für den menschlichen Körper nachteilig, ja giftig.

Die besten essbaren Pilze sind: der Feldblätterschwamm (Champignon), der Herren- oder Steinpilz, der Reizker, der Pfifferling, die Trüffel und die Morchel.

Die als unschädlich erkannten Pilze werden sorgfältig gereinigt, in kleine Stücke zerschnitten, in kaltem, gesalzenem Wasser, dem ein wenig Essig beigegeben wird, auf den Herd gestellt, allmählich erwärmt und dann in beliebiger Weise zubereitet. Bei dieser Behandlung lösen sich die eiweißhaltigen Stoffe und die phosphorsauren Salze, die beiden wichtigsten Bestandteile der Pilze.

3. Alljährlich kommt die Kunde von Vergiftungen, die durch die Pilze erfolgt sind. Damit wächst in unberechtigter Weise die Furcht vor dem Pilzgenuss. Es ist nachgewiesen, daß fast alle diese Vergiftungen sich zurückführen lassen auf den Genuss von Fliegenpilz, Speitäubling und Knollenblätterschwamm und etwa noch auf den des Satanspilzes. Sehr oft rühren aber die Vergiftungserscheinungen von unmaßigem Genuss oder schlecht zubereiteten Pilzen her.

Es muß als Regel gelten, daß man Pilze, die man nicht genau kennt, überhaupt nicht genießt. Die angeblichen Erkennungszeichen giftiger Pilze: lebhaftes Farbe, klebrige Oberfläche, Milchsaft, blaue Färbung beim Zerschneiden, Bräunen eines in kochende Pilze getauchten silbernen Löffels, Schwärzen einer mitgekochten Zwiebel u. a., haben sich als trügerisch erwiesen. Das sicherste Schutzmittel bleibt immer, sich wenigstens die Merkmale der genannten vier giftigen Arten einzuprägen.

Die giftigen Bestandteile der Pilze lösen sich im Wasser, Wein, Essig, Weingeist, Salzwasser oder Öl. Werden unbekannte Pilze in diesen Flüssigkeiten gekocht, so wird das Gift ausgezogen; die Pilze sind ohne die Flüssigkeit dann unschädlich. Freilich sind bei dieser Behandlung auch die Nährstoffe verloren gegangen.

Die Wirkungen giftiger Pilze zeigen sich meist 4—5 Stunden nach dem Genuss; es entstehen Leibschneiden, Angstgefühl, Ekel, Erbrechen und Durchfall, Hitze in den Eingeweiden, Durst, Schwindel, Betäubung, Krämpfe, Ohnmacht, Tobsucht, Abspannung der Kräfte, sogar der Tod tritt ein.

Die erste Hilfeleistung vor Ankunft des Arztes besteht in möglichst rascher Entfernung der Pilze aus dem Körper. Dazu dient reichliches Trinken von lauem Salzwasser, Kitzeln des Schlundes mit einer Feder, Reiben der Magenegend mit der Hand. Bei Brennen im Magen gewähren warme Milch und Öl einige Vinderung. Sind seit dem Genusse der Pilze mehrere Stunden vergangen, so daß anzunehmen ist, die Pilze haben den Magen verlassen, so ist 1 Eßlöffel Rizinusöl von guter Wirkung. Bei eingetretener Betäubung muß der Körper mit kaltem Wasser abgerieben werden.

H. Waerber.

230. Die Wetterpropheten.

Um das Wetter vorher zu erfahren, hat man verschiedene Wege eingeschlagen.

1. Zu den verhältnismäßig sichersten Angaben gelangt man mit Hilfe des Wetterglases, des Barometers. Dieses allgemein bekannte Gerät besteht aus einer mit Quecksilber gefüllten Glasröhre, die oben geschlossen, unten an ihrem umgebogenen Ende offen ist. An der Glasröhre ist eine Teilung angebracht mit den verschiedensten Wetterbezeichnungen; am weitesten nach oben „sehr trocken“, dann „beständig“, dann „schön Wetter“ bis zum „Sturm“, der am weitesten nach unten verzeichnet ist. Das Quecksilber in der Glasröhre verändert nun seine Stellung sehr oft und soll je nach seinem Stande das Wetter anzeigen.

Sind die Angaben des Barometers richtig? und was für eine Bewandnis hat es mit diesem Quecksilber, das so genau das Wetter angeben kann?

Hierauf giebt die Wissenschaft folgende Antwort: Der Stand des Quecksilbers in der Barometerröhre hat mit dem, was wir Wetter überhaupt nennen, eigentlich nichts zu thun. Er zeigt uns einzig und allein die Stärke des Luftdrucks an. Drückt die Luft stärker, ist sie schwerer geworden, so steigt das Quecksilber in die Höhe. Ist die Luft hingegen leichter, dann drückt sie weniger stark, und das Quecksilber sinkt. Nun ist der Luftdruck nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des Wetters. Die kalte Luft ist schwerer und kommt mit den Nordostwinden zu uns. Die warme, leichtere Luft hingegen strömt aus Süden und Südwesten her. Das Quecksilber im Barometer wird daher hoch stehen bei Nordostwinden und sinken, wenn Südwestwinde hereinschlagen. Wir erinnern uns weiter, daß die kalten Nordostwinde über eine große Länderstrecke zu uns ziehen, deshalb auch wenig Feuchtigkeit enthalten; solange sie herrschen, haben wir daher meist trocknes, klares Wetter. Die Südwestwinde aber kommen vom Meere her und sind mit Wasserdampf stark gesättigt. In unsern kälteren Gegenden schlägt sich der Wasserdunst nieder, und die Südwestwinde bringen meist Regen. Im allgemeinen ist es daher richtig, daß bei hohem Stande des Barometers klares Wetter, bei niedrigem Stande des Quecksilbers aber Regen zu erwarten ist.

Regen und Sonnenschein hängen aber nicht vom Luftdruck allein ab. Wer sein Barometer fleißig beobachtet, wird oft gefunden haben, daß sein Wetterglas schönes Wetter anzeigte, während es draußen sehr stark regnete, und umgekehrt. Daran ist aber das Barometer nicht schuld, sondern der Verfertiger, der für jeden Stand des Quecksilbers ein bestimmtes Wetter angiebt. In der That leistet das Barometer nur das, was es zu leisten im Stande ist. Es giebt an, ob die Luft schwerer oder leichter geworden, ob sie stärker oder schwächer drückt. Wir können daraus nur im allgemeinen Schlüsse auf das Wetter ziehen und höchstens annehmen, daß das Wetter bald schlecht wird, wenn bei klarem, schönem Himmel das Barometer, das die ganze Zeit hindurch hoch gestanden hat, mit einemmale stark sinkt.

2. Wenig Wert besitzen die sogenannten Wetterhäuschen. Sie sind bekanntlich so eingerichtet, daß bei gutem Wetter der Mann oder

das Pärchen ausgehen, bei schlechtem Wetter aber in das Häuschen zurückkehren. Der Leser wird uns Glauben schenken, wenn wir versichern, daß auch diese Holzpüppchen sich nicht aufs Wetter verstehen. Ihre Bewegungen, das Hinaus- und Hereintreten, hängen in der That nur an einem Faden, der die Figur eintreten läßt, wenn er sich etwas verlängert und hinauschiebt, wenn er kürzer wird. Man nimmt hierzu einen solchen Faden, der in feuchter Luft sich verlängert, in trockner Luft hingegen verkürzt. Es wird daher das Männchen hereingezogen, wenn die Luft feucht, und hinausgestossen, wenn die Luft trocken ist. Wir erfahren somit von diesem Wetterhäuschen, ob die Luft feucht oder ob sie trocken ist.

Aber auch von der Feuchtigkeit der Luft allein ist das Wetter nicht abhängig. Außerdem sind diese Wetterhäuschen meist sehr ungenau gearbeitet und verderben überdies schnell an der Luft, so daß wir uns auf deren Angaben noch weniger verlassen können als auf das Barometer.

3. Ganz wertlos sind die meisten andern Wetterprophezeiungen, z. B. diejenigen des hundertjährigen Kalenders.

A. Bernstein.

231. Rätsel.

I.

1. Kennst du das Bild auf zartem Grunde?

Es giebt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeföhret,
der kleinste Rahmen faßt es ein;
doch alle Größe, die dich rühret,
kennst du durch dieses Bild allein.

2. Und kannst du den Kristall mit nennen?

Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
er leuchtet, ohne je zu brennen;
das ganze Weltall saugt er ein;
der Himmel selbst ist abgemalet
in seinem wundervollen Ring,
und doch ist, was er von sich strahlet,
noch schöner, als was er empfing.

Friedr. v. Schiller.

II.

1. Von Perlen baut sich eine Brücke
hoch über einen grauen See;
sie baut sich auf im Augenblicke,
und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

2. Der höchsten Schiffe höchste Masten
ziehen unter ihrem Bogen hin;
sie selber trug noch keine Lasten
und scheint, wie du ihr nahest, zu fliehn.

3. Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
so wie des Wassers Flut versiegt.

So sprich, wo sich die Brücke findet,
und wer sie künstlich hat gefügt!

Friedr. v. Schiller.

III.

1. Unter allen Schlangen ist eine,
auf Erden nicht gezeugt,
mit der an Schnelle keine,
an Wut sich keine vergleicht.

2. Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
auf ihren Raub sich los,
vertilgt in einem Grimme
den Reiter und sein Roß.

3. Sie liebt die höchsten Spitzen;
nicht Schloß, nicht Riegel kann
vor ihrem Anfall schützen;
der Harnisch — lockt sie an.

4. Sie bricht wie dünne Halmen
den stärksten Baum entzwei;
sie kann das Erz zermalmen,
wie dicht und fest es sei.

5. Und dieses Ungeheuer
hat zweimal nie gedroht —
es stirbt im eignen Feuer;
wie's tötet, ist es tot.

Friedr. v. Schiller.

IV.

Ich wohn in einem steinernen Haus, da lieg ich verborgen und schlafe;
doch ich trete hervor, ich eile heraus, gefordert mit eiserner Waffe.

Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein, mich kann dein Atem bezwingen,
ein Regentropfen schon saugt mich ein; doch mir wachsen im Siege die Schwingen;

wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt, erwach' ich zum furchtbar'n
Gebieten der Welt.

Friedr. v. Schiller.

V.

1. Kennst du die Brücke ohne Bogen
und ohne Joch, von Diamant,
die über breiter Ströme Wogen
errichtet eines Greises Hand?

2. Er baut sie auf in wenig Tagen,
geräuschlos, du bemerkst es kaum;
doch kann sie schwere Lasten tragen
und hat für hundert Wagen Raum.

3. Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
so hüpfst ein Knabe froh daher;
der reißt die Brücke eilig nieder,
du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

Fr. Lind.

232. Das Gewitter.

1. Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolken-
gebirgen, die Nacht überwältigt den Tag; die Lüfte heulen, die
Wälder rauschen, die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen
Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit einem bangen
Getöse umher; die Wellen und Flüsse empören sich, brausen
und wälzen sich ungestüm fort. Es fliehen die scheuen Tiere
den Felshöhlen zu; mit ängstlichem Geschwirr flattern die Vögel
unter Dächer und Bäume; der Landmann eilt nach seiner Wohnung,
Felder und Gärten werden verlassen. Das Herz will seine Furcht
verbergen, die in allen Gebeinen zittert, und arbeitet, um sich
mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über
die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher, und aus der

F. Hirts Deutsches Lesebuch. Ausg. A. II.

Ferne vernimmt man schon die dumpfe Stimme des Donners. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölk des Himmels zu zerreißen; ein erschreckliches Krachen füllt den weiten Luftraum, die Erde bebt und alle Widerhülle in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlage des Donners fahren die flammenden Blitze Strahl auf Strahl aus, durchkreuzen die schwülen Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab und werfen Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Himmels lösen sich von ihrer Last; es stürzen ganze Fluten herab, und indem die Wolken unter dem Kampfe der Winde von einer Gegend in die andre sich fortjagen, tobt das wilde Geplätscher auf den dürrn Erdboden herunter.

2. Die finstern Wolken zerteilen sich, bestrahlt von einem glänzenden Lichte. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wiesen, von einem leichten Schimmer verfolgt. Bald liegt die Landschaft in einer sanften Dämmerung, bald erscheint sie wieder in einem goldnen Lichte. Wie dort der schöne Bogen sich über den Horizont ausspannt, wie seine malerischen Farben in einem doppelten Abglanz spielen und in der klaren Flut der See widerscheinen! Das nahe Gebirge, das sein ehrwürdiges Haupt in die Wolken streckt, nimmt eine ungewöhnliche Freundlichkeit an, verjüngt von der hellen Pracht, womit es der Bote des versöhnten Himmels überstreut. Die gekühlten Lüfte tröpfeln noch von einigen Regenstäubchen; die Gipfel der Berge und die erquickten Gefilde schimmern weit umher von der Nässe der Wolken; die Gebüsche blitzen im Sonnenschein von kleinen Sternchen und regnen, von spielendem Winde bewegt, von neuem den zu schweren Reichtum der Tropfen herab. Das Gras, die Blumen, die in einer traurigen Mattigkeit zu verwelken schienen, die ganze Natur fühlt die wohlthätige Erfrischung; alle Gewächse heben sich wieder empor, und das Grün der Felder prängt in einem helleren Schmuck. Die Wälder erneuern ihre Freude; Scharen von Schwalben schwärmen wieder im fröhlichen Fluge umher; die Herden schütteln die triefende Wolle und blöken vor Lust, und tausend kleine Stimmen schwirren in den Wiesen. Der Wanderer verläßt segnend die schützende Hütte und setzt munter seine Reise fort; der Landmann eilt erfrischt wieder zu seiner Arbeit; alles lebt von neuem, alles frohlockt über die angenehme Kühlung, und alle Kräuter gießen Reichtümer von süßen Gerüchen aus.

Hirschfeld.

233. Der Regenbogen.

1. Das Wetter zieht hernieder an ferner Bergeswand;
die Vögel singen wieder, frisch duftet Glur und Land.
Am Himmel, noch umzogen vom grauen Wolkenflor,
thut schon der Regenbogen mildleuchtend sich hervor.

2. Er steht mit einem Fuße im nassen Wiesen gras;
das brennt im goldnen Guffe wie feuriger Topas.
Er schwingt gleich einer Brücken von lauter Edelstein
am dunklen Waldesrüden sich in die Luft hinein.

3. Und in den Wolken schimmert's wie mit Juwelschrift,
und auf den Gräsern flimmert's mich an von Glur und Trist:
Herz, traue deinem Ketter, der seines Bunds gedenkt
und Sonnenschein auf Wetter und Trost in Thränen schenkt.

Karl Gerok.

234. Vom Lichte des Kienspans bis zum Lichte der Elektricität.

1. Alle Schichten der Bevölkerung — die Handwerker in ihrer Werkstatt, die Gelehrten im Studierzimmer, die Kaufleute in den Läden, selbst die Landwirte in ihrer Häuslichkeit — sie alle brauchen zu ihren Beschäftigungen, besonders im Winter, mehr Licht, als ihnen die Sonne bietet. Auch für lernende Schüler reichen die Stunden des hellen Tages nicht immer aus, um die Hausaufgaben zu rechter Zeit fertig zu bringen. Da nehmen wir denn unsre Lampen zur Hand oder zünden in Röhren aufgespeicherte brennbare Luft an und — ein künstlicher Tag ist geschaffen. So haben schon seit Jahrtausenden die Menschen die Finsternis zu bannen und die Nächte abzukürzen verstanden.

2. Seit undenklichen Jahren waren zwei Dinge, der harzige Kienspan mit seinem armseligen und dürftigen Lichte und die rußige Öl- und Thranlampe, die fast ausschließlichen Beleuchtungsmittel innerhalb geschlossener Räume.

Ebenso treu, und vielleicht noch länger als jener, hat auch die Lampe als unentbehrliches Gerät den Haushaltungen gedient, und diejenigen Lampen, welche aus den Ruinen von Pompeji gegraben wurden, unterscheiden sich von denen, die man zu Anfang unsers Jahrhunderts — also 1800 Jahre danach — benutzte, hauptsächlich dadurch, daß sie etwas geschmackvollere Formen

haben. Erst in den letzten Jahrzehnten sind die Lampen durch gründliche Umgestaltungen wesentlich verbessert worden. Von allen hat heut eine, die Petroleumlampe, den Vorzug erlangt. Sie spendet uns, getränkt mit aus der Erde quellendem Öl, ein schönes, helles Licht, kann aber in der Hand eines unverständigen und unvorsichtigen Menschen viel Elend und großen Schaden anrichten. Beachtest auch du stets, was dir über die Gefahr bei der Handhabung solcher Lampen gesagt worden ist?

3. Während in der Vorzeit die Beleuchtung der Zimmer fast immer dieselbe blieb, machte die Straßenbeleuchtung in größern Städten wesentliche Fortschritte. Ursprünglich dienten mit Pech gefüllte Gefäße und Pechfackeln zur Erhellung der Nacht und der Wege. Im alten Babylon gab es eine Beleuchtung, die durch große, mit Fett gefüllte Vasen und darin angebrachte starke Dochte bewerkstelligt wurde. Alle Hauptstädte des großen Römerreichs hatten bereits Straßenlicht. Die Deutschen haben diese Annehmlichkeit lange entbehrt; wer in finsterner Nacht auf die Straße ging, war genötigt, die Laterne mitzunehmen. Endlich kam man aber doch auch bei uns darauf, durch Öllampen in den Straßen die Sicherheit und Bequemlichkeit des Verkehrs zu erhöhen. In Kirchen und Kapellen wurden früher bei gottesdienstlichen Handlungen Wachslichter angezündet. Talglichter erfand man erst im 13. Jahrhundert.

4. Einen großartigen Umschwung erfuhr sowohl die Zimmer-, als auch die Straßenbeleuchtung durch die Erfindung des Leuchtgases. Schon im Jahre 1664 machte ein Engländer die Entdeckung, daß Steinkohlen beim Erhitzen ein helleuchtendes Gas geben. Von dieser Wahrnehmung kannst du dich im kleinen auch überzeugen. Nimm ein Probiergläschen und fülle es bis zur Hälfte mit zerkleinerten Steinkohlen! Ein durchbohrter Kork mit einer zugespitzten Glasröhre diene als Verschuß. Bringst du das Gläschen über eine Spiritusflamme, so entwickelt sich ein Gas, das durch die Glasröhre entweicht, stark riecht und mit einer Flamme brennt.

Der eigentliche Begründer der Gasfabrikation ist aber der Engländer William Murdoch, der 1792 sein Haus und seine Werkstätte mit Steinkohlengas beleuchtete. Solches Gas besteht aus Kohlenstoff und Wasserstoffgas und heißt darum Kohlenwasserstoffgas. Im Jahre 1802 richtete der Engländer James Watt eine Gasbeleuchtungsanstalt ein. Heutzutage finden wir in

allen größeren und auch mittleren Städten das Gas als Leuchtstoff verwendet.

Wenn auch die Gasanstalten seit ihrem Bestehen bedeutend vervollkommen worden sind, so ist doch die Art der Bereitung des Gases im wesentlichen dieselbe geblieben. In gußeisernen Röhren wird möglichst schwefelfreie Kohle tüchtig erhitzt. Dadurch entwickelt sich Gas; dies wird mehrfach gereinigt und dringt zuletzt in den Gasbehälter. Von hier aus wird es durch Röhren bis in unsre Wohnungen, in Fabrikräume oder in Straßenlaternen geleitet. Je nach den Anforderungen, die man an die Gasflamme stellt, sind die am Ende des Rohres aufgesetzten Brenner sehr verschieden.

Das meiste Gas wird aus Steinkohle gewonnen; indessen werden auch andre Stoffe, wie Braunkohle, Holz, Torf, Öle und Fette der verschiedensten Art zur Gaserzeugung verwendet.

5. Gas und Erdöl sind oft schon Ursache unsäglichen Elends geworden; beide sind explodierbare Körper. Im Jahre 1877 kamen allein in Berlin 34 Menschen durch Gasexplosionen ums Leben. In den letzten Jahren wurden mehrere mit Menschen gefüllte Theater ein Raub der Flammen nur dadurch, daß Personen mit Gas unvorsichtig umgingen. Beim Gasgebrauche stellen sich auch noch andre Nachteile heraus. Bei der geringsten Schadhafteit einer Röhre verbreitet sich weithin ein unangenehmer Geruch; sodann verändert die immerhin noch gelbleuchtende Gasflamme die Farben, und vor allem wird bei Gasverbrennung der Luft viel Sauerstoff entzogen und eine beträchtliche Wärme entwickelt, so daß in Räumen mit Gaslicht nicht selten der Aufenthalt ungesund und lästig wird.

6. Frei von allen Schattenseiten jener Leuchtkörper ist das Licht, welches in allerneuester Zeit die Kraft der Elektrizität erzeugt.

a) Das elektrische Licht entwickelt fast gar keine Wärme und entnimmt der umgebenden Luft keinen Sauerstoff zur Verbrennung, so daß seine Anwendung der Gesundheit nicht schadet.

b) Es verändert die Farbe der beleuchteten Körper nicht im mindesten.

c) Es liefert für Werkstätten und große Räume eine sehr ausgiebige Beleuchtung.

d) Es kann Räume beleuchten, die von dem Orte, wo es erzeugt wird, sehr entfernt liegen.

e) Es vermindert die Unglücksfälle; eine Feuersgefahr kann durch elektrisches Licht schwerlich entstehen.

f) Der Preis ist im Vergleich zur gelieferten Lichtmenge ziemlich gering.

7. Zur Herstellung einer elektrischen Beleuchtung gehören drei Stücke: 1. ein Apparat zur Erzeugung der Elektrizität, 2. eine Leitung derselben bis zu dem Orte, wo das Licht gebraucht wird, und 3. eine geeignete Vorrichtung, um aus der Kraft der Elektrizität in erforderlicher Weise Licht zu erzeugen und zu erhalten.

Wie man Elektrizität durch Reibung und mittels galvanischer Elemente erzeugt, habt ihr alle gesehen. Ihr kennt auch den elektrischen Funken des Gewitters und der Elektrisiermaschine. Das ist elektrisches Licht.

Um das elektrische Licht im großen herzustellen, verwendet man die „dynamo-elektrischen“ Maschinen, deren Einrichtung und Wirksamkeit euch nur klar gemacht werden kann, wenn ihr über die elektrischen Erscheinungen eingehender belehrt worden seid. Zuerst baute im Jahre 1867 Werner Siemens in Berlin solche Maschinen. Sie sind seit jener Zeit vielfachen Verbesserungen unterworfen worden.

8. Man unterscheidet gegenwärtig Bogenlichtlampen und Glühlichtlampen. Jene erzeugen ein bläulich-weißes, dem Mondscheine ähnliches Licht. Sie sind so eingerichtet, daß zwei einander gegenüberstehende Kohlenstäbchen an ihren Spitzen zum Glühen und Leuchten gebracht werden. Eine derartige Lampe mit einer Leuchtkraft von zehn Gasflammen eignet sich nicht für kleine Räume, selbst dann nicht, wenn man durch eine Glocke von Milchglas die starke, blendende Flamme zu dämpfen versucht. Für Kriegs- und Marinezwecke, für Leuchttürme, große Plätze und Hallen, ebenso für Straßen mit starkem Verkehr, sowie für nächtliche Arbeiten im Freien ist solches Licht aber vorzüglich.

Von der Bogenlichtlampe unterscheidet sich wesentlich die Glühlichtlampe. Es ist dies eine Erfindung des Nordamerikaners Edison. Eine solche Lampe besteht aus einem luftleer gemachten Glasgefäß von der Größe eines Gänseeies. Im Innern befindet sich eine Faser von Bambusrohr in Form eines Bügels und von

der Stärke eines Pferdehaares. Wird diese so zubereitete Lampe, die man für einige Mark zu kaufen bekommt, mit einem elektrischen Strome in Verbindung gesetzt, so gelangt die Faser zum Glühen.

9. Die Bewohner von Paris, London, Berlin, München und New York und vielen andern größern und kleinern Städten wissen schon den Wert des elektrischen Lichtes zu schätzen. In Theatern, Konzertsälen und Gasthöfen, ebenso auf größern Plätzen und verkehrsreichen Straßen haben die elektrischen Bogen- und Glühlichtlampen die Gasflammen verdrängt. Wenn über lang oder kurz der elektrische Strom zu billigem Preise geliefert werden kann, dann steht ihm auch in den Wohnräumen und in der Küche eine große Zukunft bevor. Schon jetzt kochen, schmoren und braten manche Hausfrauen und Köchinnen mit elektrischer Wärme. Man hat bereits erprobt, daß 1 Liter Wasser durch eine Wärme, welche 4 Glühlichtlampen erzeugen, in 5 Minuten zum Kochen gebracht werden kann; der Betrieb einer solchen Lampe kostet aber für 1 Stunde etwa 2 Pfennige. Demnach kocht die Elektrizität fast umsonst. Wie bequem, wie reinlich und gefahrlos wäre eine solche Einrichtung für unsre Haushaltungen und Küchen!

Sicherlich wird die Elektrizität als strahlendes Licht und arbeitende Wärme künftig noch mehr als heut eine vielseitige, segensreiche Verwendung finden.

Ernst Mecher.

235. Der elektrische Telegraph.

1. Wenn man einen Kupferdraht mit dem einen Ende an eine Kupferplatte, mit dem andern an eine Zinkplatte lötet und die beiden Platten in den feuchten Erdboden steckt, so treten höchst auffallende Erscheinungen ein. Reißt man den Draht mit feuchten Händen auseinander, so fühlt man in den Gelenken einen stechenden Schmerz. Findet das Zerreißen im Dunkeln statt, so bemerkt man einen kleinen Funken, der von dem einen Ende zum andern überspringt. Wickelt man endlich den Draht um eine hölzerne Spule, in deren Höhlung man ein Stück weiches Eisen gelegt hat, so wird dieses zu einem Magnet, der andres Eisen anzieht. Es behält jedoch die magnetische Kraft nur so lange, als man es in der Spule stecken läßt; wird es herausgenommen, so ist es wieder Eisen wie jedes andre. Aber auch in der Spule hört es sogleich auf, ein Magnet zu sein, wenn man den Draht an

irgend einer Stelle durchschneidet; ebenso rasch erhält es die Anziehungskraft wieder, wenn man die beiden Enden aufs neue in Verbindung bringt. Legt man daher ein zweites Eisen ganz in die Nähe desjenigen, welches in der Spule steckt, so springt es zu diesem hinan und bleibt an ihm hängen, wenn die beiden Enden des Kupferdrahts verbunden werden; dagegen fällt es wieder ab, sobald ihre Trennung erfolgt, und es steht somit in unserm Belieben, die auf- und abwärts oder hin- und hergehende Bewegung des zweiten Stückes Eisen rasch nacheinander folgen zu lassen.

In dem Kupferdrahte wird, so lange er ungetrennt ist, eine Kraft erzeugt oder eine Bewegung hervorgerufen, welche die erwähnten merkwürdigen Erscheinungen verursacht. Wir nennen dieses geheimnisvolle Etwas den galvanischen Strom, nach dem italienischen Arzte Galvani, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf diese besondere Art von Elektrizität, den Galvanismus, zuerst hingewiesen hat.

2. Das Wunderbarste ist nun, daß der galvanische Strom im Nu Tausende von Kilometern durchheilt, wenn man dem Leitungsdrahte eine solche Länge giebt und ihm selber durch eine sogenannte galvanische Batterie die zu diesem Wege erforderliche Kraft verleiht. Angenommen, eine solche Batterie (*S* in Fig. 1) sei in Berlin aufgestellt, ein Kupfer- oder starker Eisen-

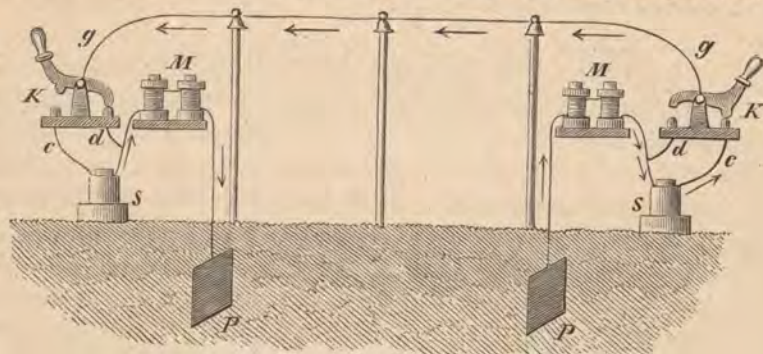


Fig. 1.

draht gehe von ihr in die feuchte Erde (*P*), ein eben solcher Draht (*g*) aber sei über die neben den Eisenbahnen aufgerichteten Stangen hinweg oder auch in der Erde bis nach Breslau und dort mit seinem Ende auch in die feuchte Erde geführt. In Berlin befinde

sich eine Vorrichtung, ein etwa wie eine Thürklinke gestalteter Drücker (*K*), durch welche dieser letztere Draht in zwei Teile zerlegt, aber auch sofort wieder in Zusammenhang gebracht werden kann; in Breslau sei der Draht um ein hufeisenförmiges Stück weiches Eisen, den sogenannten Elektromagnet (*M*) gewickelt; vor den Armen des Hufeisens aber und in geringer Entfernung von ihnen liege eine Eisenplatte, der Anker (*e* in Fig. 2). Ein Druck in Berlin bewirkt die Verbindung der beiden Drahtenden, und der galvanische Strom ist hergestellt; er umfließt das Hufeisen in Breslau und macht es magnetisch, so daß es den Anker (*e*) anzuziehen vermag; der Drücker in Berlin wird losgelassen, die Teile des Drahtes gehen auseinander, der Strom wird unterbrochen, der Elektromagnet in Breslau verliert seine anziehende Kraft, der Anker fällt ab. So lassen sich vermittels des Drückers in Berlin und des Ankers in Breslau allerlei Zeichen geben; man hat sich über ihre Bedeutung verständigt und kann demnach telegraphieren, d. h. in die Ferne schreiben.

3. Am meisten Eingang hat der von dem Amerikaner Morse erfundene Schreibtelegraph gefunden, durch welchen die Zeichen sichtbar dargestellt werden. Mit dem Anker des Elektromagnets ist nämlich ein Eisenstift (*b* in Fig. 2) in Verbindung

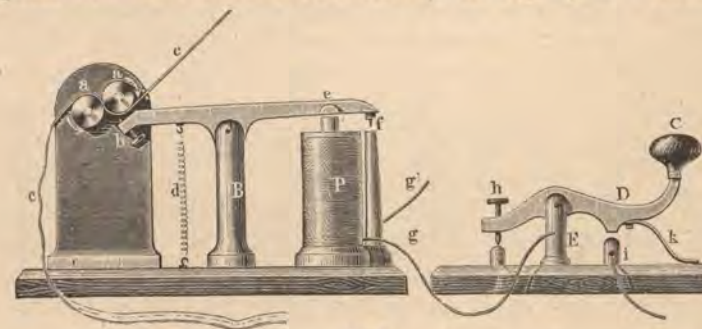


Fig. 2.

gebracht, über welchem sich vermittels eines Uhrwerkes ein Papierstreifen (*c*) in gleichförmiger Schnelligkeit fortbewegt. Wird der Anker nur für einen Augenblick angezogen, so macht der Stift einen vertieften Punkt in das Papier; dauert die Anziehung dagegen etwas längere Zeit, so entsteht ein kurzer Strich. So kann nun ein Telegraphist in Berlin auf dem Papierstreifen in Breslau rasch nacheinander Punkte und Striche in verschiedener Aufeinanderfolge erzeugen. Man hat für jeden Buchstaben des

Alphabets ein Zeichen aus Strichen und Punkten gebildet; so bedeutet z. B.

— — — — —
k a i s e r w i l h e l m

und so ist es möglich, durch Wörter und ganze Sätze seine Gedanken in weiter Ferne sichtbar und lesbar darzustellen. Ein geübter Telegraphist kann in der Minute 80 bis 100 Zeichen hervorbringen und die Bedeutung der seltsamen Schrift auf den Papierstreifen in derselben Zeit angeben, welche andre Leute nötig haben, um Gedrucktes zu lesen.

Nach Cautschek.

236. Die Dampfmaschine.

1. Wasser und Luft treiben die Räder der Mühlen. Das Feuer hilft das harte Erz bezwingen. So hat von jeher der Mensch die Kräfte der Natur benutzt, um sich die eigne Handarbeit zu erleichtern oder ganz zu ersparen. Aber erst in neuerer Zeit hat man gelernt, den Wasserdampf zu diesem Zwecke anzuwenden. Bringt man Wasser in einem verschlossenen Gefäße zum Kochen, so wird das Gefäß durch den entstehenden Dampf zersprengt. Luftförmig nimmt nämlich Wasser einen 1700 mal so großen Raum ein als im tropfbar-flüssigen Zustande. Man erkannte, daß die Anwendung der hierdurch gewonnenen Kraft die schwerste Arbeit leicht mache, und Jakob Watt, ein Engländer, baute 1763 eine Maschine, welche durch den Dampf bewegt wurde. Ihre Einrichtung ist bis heut vorbildlich geblieben.

2. In einem Kessel läßt man Wasser verdampfen und leitet den Dampf in einen Cylinder, in welchem sich ein Kolben auf und ab bewegt. Tritt der Dampf über den Kolben, so wird dieser hinuntergedrückt; tritt er unter den Kolben, so geht derselbe in die Höhe. Die gleiche Bewegung führt eine am Kolben befindliche Stange aus; diese nimmt den einen Arm eines Hebels, an dem sie befestigt ist, mit in die Höhe. An dem andern Arme des Hebels ist gleichfalls eine Stange angebracht. Geht nun der Hebelarm mit der Kolbenstange hinunter, so geht der andre Hebelarm mit der zweiten Stange in die Höhe; ebenso umgekehrt. Diese zweite Stange kann ein Rad drehen, etwa das einer Mühle, eines Wagens oder eines Schiffes. Man sieht, daß das Rad sich herumschwingt, so lange der Kolben auf und ab geht. Andre am Hebel befestigte Stangen schöpfen Wasser aus dem unter der Maschine angebrachten Behälter und führen es dem

Dampfkessel zu. Auch noch andre Arbeiten verrichtet die Maschine selbst und erleichtert so ihre Anwendung. Sie öffnet und verschließt die Hähne und Ventile, die dem Dampfe bald den Raum über dem Kolben, bald den Raum unter dem Kolben öffnen. Sie ölt selbst ihre Gelenke ein. Sie bewirkt, daß nicht zu viel Wasser dem Kessel, nicht zu viel Dampf dem Cylinder zugeführt werde. Und doch mit allen diesen Vermögen und Eigenschaften gehorcht sie, und wenn sie die Kraft von 1000 Pferden hätte, der Hand eines Kindes. Ihre Nahrung ist Holz, Kohle und anderer Brennstoff. Sie ermüdet nie und bedarf keiner Ruhe. Sie ist unter jedem Klima gleich thätig und verrichtet Arbeiten jeder Art. Sie ist ein Müller, ein Wasserpumper, ein Baumwollenspinner, ein Weber, ein Schmied u. s. w. — Einen Wagen, auf den sie gestellt ist und mit dessen Rädern sie in Verbindung steht, bewegt die Dampfmaschine; sie läßt es sich auch gefallen wenn an ihren Wagen noch 50 andre angehängt werden, die mit Gütern oder mit Menschen beladen sind. Ja, sie zieht diese Reihe von Wagen mit größerer Schnelligkeit, als unsre Wagen von den besten Pferden gezogen werden. Eine Schnecke legt in einer Minute 10 cm, ein Schnellläufer 250 m, ein galoppierendes Pferd 500 m zurück; ein Dampfwagen aber kann 1500 m zurücklegen, obgleich er gewöhnlich in der Stunde nur etwa 30 km durchläuft.

Nach Schumann.

237. Wohin?

1. Wohin, du rauschender Strom, wohin? — „Hinunter, hinab die Bahn! Will rasten, weil ich müde bin, im stillen Ozean.“
2. Wohin, du wehender Wind, wohin? — „Weit, weit hinein ins Land! Will ruhen, weil ich müde bin, an einer Felsenwand.“
3. Wohin, du ziehende Wolke, wohin? — „Ich weiß ein dürres Feld! Dort ward mir, weil ich müde bin, ein Ruheplatz bestellt.“
4. Wohin, du fliehender Vogel, wohin? — „Tief in des Waldes Reich! Will suchen mir, weil ich müde bin, zur Raft einen sichereren Zweig.“
5. Wohin du, meine Seele, wohin? wohin? — „Hoch über die Wolken hinauf! Dort nimmt mich, weil ich müde bin, die ewige Liebe auf.“

Fulius Sturm.

E. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.

238. Wo ist Gott?

„Wo ist Gott?“ — Im Meeres-Rauschen.

„Wo ist Gott?“ — Im Eichenwald:

Rehr in dich und lerne lauschen, —
seinen Atem hörst du bald!

„Wo ist Gott?“ — Im Kinder-Beten.

„Wo ist Gott?“ — Im Sternengang
und im Ruf der Schlacht-Drommeten
und im frommen Orgelklang.

„Wo ist Gott?“ — Im Dufte der Linde
und im Lied der Nachtigall
und im Hauch der Frühlingswinde —
überall im Weltenall.

Felix Dahm.

239. Von unsrer Sonne.

Die Sonne gehört zu den selbstleuchtenden Himmelskörpern; sie ist ein Fixstern. Während uns alle übrigen Fixsterne ihrer großen Entfernung wegen nur als leuchtende Punkte erscheinen, erblicken wir die Sonne als Scheibe. Sie ist eine Kugel, deren Durchmesser über 108 mal so lang wie der der Erdkugel ist. Hiernach wären $1\frac{1}{4}$ Millionen Erdkugeln erforderlich, um den Raum, den die Sonnenkugel einnimmt, zu erfüllen. Nähme man alle Planeten und Monde zusammen, so würde die Sonne sie dennoch 700 mal an Gewicht übertreffen. Wäre die Sonne hohl, und stünde in ihrem Mittelpunkt die Erde, so könnte der Mond die Erde innerhalb der Sonne ganz bequem umkreisen, sogar in einer doppelt so großen Entfernung als seiner gegenwärtigen, ohne an die Oberfläche der Sonne zu streifen. Wie die Erde von einer Lufthülle umgeben ist, so die Sonne von einer Lichthülle.

Betrachtet man die Sonne durch ein gutes Fernrohr, so sieht man die Sonnenscheibe selber in ganz gleichmäßigem Lichte glänzen. Gewöhnlich erscheint sie mit einer sehr großen Zahl kleiner, grauer Flecken bedeckt, welche Sonnenflecken heißen. Man hat solche beobachtet, welche mehr als 50 000 km im Durchmesser hatten. Dabei fand man, daß manche Flecken bald wieder verschwanden, andre aber allmählich von Ost nach West über die Sonnenscheibe wanderten und dann unsichtbar wurden. Aber etwa 27 Tage nach ihrem ersten Erscheinen befanden sich viele der beobachteten Flecken wieder am vorigen Orte. Das erklärt man durch die Annahme, daß die Sonne sich in dieser Zeit einmal um sich selbst drehe.

Bei Sonnenfinsternissen (wenn der Mond von uns aus gesehen vor die Sonnenscheibe tritt) beobachtet man die sogenannten Sonnenfackeln. Mächtige Licht- und Feuermassen erheben sich über den Rand der Sonne, Hunderttausende von Kilometern hoch.

Weder die Sonnenflecken noch die Sonnenfackeln sind bis jetzt von den Gelehrten sicher erklärt worden. Man denkt sich die Sonne als einen festen Körper, der sich in höchster Gluthitze befindet und von einer glühenden Gashülle umgeben ist. Die Sonnenflecken sind (nach der Auffassung der meisten Forscher) Wolken, in denen das abgekühlte Gas sich zeigt; andre halten die Flecken für abgekühlte Schlackenmassen, die sich aber nach kurzer Zeit wieder auflösen. Die Sonnenfackeln scheinen brennende Gase zu sein, die durch innere Kräfte aus dem Sonnenkörper emporgeschleudert werden gleich den Feuermassen, die einem thätigen Vulkan auf der Erde entströmen.

Durch geistvolle Untersuchungen ist es gelungen, auch Kunde über die Bestandteile des Sonnenkörpers zu erhalten. Als solche hat man Eisen, Kupfer, Zink, Kalk, Thon, Salz, Wasserstoff, Kalium, Natrium u. a. erkannt. Kein Stoff ist gefunden worden, der nicht auch auf unsrer Erde vorkäme.

Groß ist der Reichtum des Lichts unsrer Sonne. Sie spendet uns 618 000 mal soviel Licht als der Vollmond und 20 Millionen mal so starkes Licht als der Sirius, der hellste der übrigen Fixsterne. Die Wärme aber, die die Sonne verbreitet, ist fast unberechenbar. Unsrer Erde erhält nur $\frac{1}{23\,000\,000}$ der Gesamtwärme, welche die Sonne in den Weltraum ausstrahlt. Sollte die Wärmemenge, welche unser Planet alljährlich von der Sonne empfängt, durch Brennstoff auf der Erde erzeugt werden, so würden dazu nicht weniger als 4000 Billionen Zentner Steinkohlen erforderlich sein.

Ohne das Licht und die Wärme, welche wir von der Sonne erhalten, wäre unser irdischer Wohnplatz eine kalte, finstere, schaurige Todeswüste. Das Sonnenlicht ist der Weder alles irdischen Lebens. Alle Bewegung und alle Lebensregung auf der Erde verdanken wir ihm. Wasserfälle, Lawinen, Quellen, Bäche, Ströme, Donner und Blitz, jedes irdische Licht und irdische Feuer; alle Dampfkraft, die Kraft der Winde, Regen und Wachstum, ja auch die Lebenswärme unsers Leibes entsteht durch das Sonnenlicht.

Nach Mädler.

240. Von den übrigen Himmelskörpern.

Die Sonne ist der Mittelpunkt unsers Sonnensystems. Sie ist ein Fixstern. Die andern Fixsterne im weiten Weltraume sind wahrscheinlich Sonnen gleich der unsrigen; viele aber übertreffen sie an Größe. Um die Sonnen bewegen sich die Planeten. Um unsre Sonne bewegen sich 8 große (Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun) und zwischen Mars und Jupiter viele (beinahe 300) kleine Planeten in elliptischen Bahnen. Bahn, Umlaufszeit und Größe der einzelnen Planeten lassen sich genau berechnen. Der Sonne am nächsten kreist der Merkur; der entfernteste bekannte Planet ist der Neptun. Seine Bahn hatten die Astronomen schon berechnet, ehe sie ihn durch die Fernrohre entdeckten. Die Zeit, in welcher sich ein Planet um die Sonne bewegt, heißt sein Jahr. Je weiter ein Planet von

der Sonne entfernt ist, einen desto größern Weg hat er zu durchlaufen, desto langsamer bewegt er sich, und desto mehr Zeit braucht er zu seinem Umlauf um die Sonne. Während der Merkur noch nicht 60 Millionen Kilometer von der Sonne entfernt ist, beträgt der Weg von der Sonne zum Neptun über 4000 Millionen Kilometer; jener bewegt sich in 88 Tagen, dieser in etwa 165 Erdenjahren einmal um die Sonne.

Viele der Planeten werden von Monden umkreist. Unsre Erde besitzt nur einen Mond, der Jupiter hat deren vier und Saturn gar acht.



Ein Komet.

Außer den Planeten bewegen sich um die Sonne viele Kometen. Deren Natur und Wege sind noch wenig bekannt. Gewöhnlich besitzen sie einen hellleuchtenden Kern, der von einer Nebelhülle eingeschlossen wird, und einen langen Lichtschweif. Einige kehren schon nach wenig Jahren, andre erst nach Jahrhunderten von ihrem weiten Wege aus dem Weltenraume in die Nähe unsrer Sonne zurück.

Nach A. S. Reichenbach u. a.

241. Die Zahl der Sterne.

Gebet eure Augen in die Höhe und sehet!
Wer hat diese Welten geschaffen?
Wer führet ihr Heer bei der Zahl heraus?
Wer nennet sie alle mit Namen?

Jesaja 40, 26.

Der letzte, zarte Purpurschimmer der Abendröte an den Firnen der Alpen ist verschwunden. Stille Nacht ist herabgesunken. Ein linder Tau erquickt die Thäler und Hügel. Dunkelheit umschleiert die irdischen Gefilde. Die Sonne steht schon längst unter unserm Gesichtsfreie.

Aber hell und klar, wie ein weites Meer voll göttlicher Gedanken, erhebt sich über uns der Himmel. Die Sterne glühen. Sie blitzen aus

unermesslichen Höhen, wie Sinnbilder des Entzückens reiner Seelen, in das dunkle Erdenthal hernieder mit einer Pracht, die auf Erden nirgend ihresgleichen hat.

„Siehe an die Sterne! Kannst du sie zählen?“

Diese Frage richtet der Ewige fort und fort an alle Geschlechter der Menschen. Jeder denkende Geist, jedes empfindende Herz wendet fragend den Blick nach diesen leuchtenden Welten.

Der forschende Geist beugt sich in Demut vor dieser Rundgebung des Allmächtigen und findet keinen Ausdruck für die Unermesslichkeit. Wie groß ist die Zahl der Sterne? — Richten wir diese Frage an die heutige Wissenschaft, so beugen sich die weisesten Himmelsforscher in tiefster Ehrfurcht vor dem Erhabensten; sie vermögen die Zahl der himmlischen Welten ebensowenig auszusprechen wie Abraham vor 4000 Jahren.

Um der menschlichen Fassungskraft zu Hilfe zu kommen, hat man die Sterne nach ihrer Lichtstärke in zwanzig Klassen, und nach ihrer augenfälligen Gruppierung an der scheinbaren Himmelstugel in sechzig verschiedene Sternbilder geordnet.

Zu den Sternen erster Größe, welche am stärksten leuchten, zählt man nur zwanzig. Sie sind auf die beiden Halbkugeln fast gleichmäßig verteilt. Der Sirius ist der hellste aller Fixsterne, der Heerführer der Sterne erster Größe.

Sterne zweiter Größe, welche so freundlich blinken wie die Edelsteine im Gürtel des Orion, wie der Polarstern und die sechs helleren Sterne des Himmelswagens, zählt man fünfundsiebzig.

Um den Polarstern scheint sich die ganze Himmelstugel innerhalb 24 Stunden zu drehen. Er und die benachbarten Sterne gehen für die Bewohner der nördlichen Erdhälfte niemals unter, sondern umkreisen den Pol wie das pünktlichste Uhrwerk.

Die Zahl der Sterne, welche mit einer Lichtstärke dritten Grades schimmern, beläuft sich auf 200. Sterne vierter Größe zählt man an 400, Sterne fünfter Größe 1160. Die Gesamtzahl der Sterne von der ersten bis sechsten Größe, welche sämtlich noch mit scharfen, unbewaffneten Augen erkennbar sind, beträgt über 4000.

Mit Hilfe der Fernröhre erblickt man die Sterne der 7. bis 20. Größe und schätzt ihre Zahl auf zwei Millionen. Die Nebel der Milchstraße lösen sich unter den größten Fernröhren in Millionen von Sternen auf. Unermessen ist und bleibt ihre Zahl. Je weiter das Auge des Menschen im Himmelsraum durch verstärkte Instrumente vorzudringen vermag, um so unabhängiger wird die Zahl der Himmelskörper, und Lichtwelten ohne Zahl schimmern in unsre Erdenacht herein.

Werden diese Lichter des Himmels ewig leuchten, oder werden sie eins nach dem andern allmählich ausglühen und verlöschen? — Die Himmelsforscher haben beobachtet, daß schon manch glänzender Stern verlöschen ist, während andre Sterne dagegen plötzlich aufleuchteten; daraus ist der Strom des Werdens in allen Gegenden des Weltraums zu erkennen. Demütig fragt der Mensch: Wo ist der Ursprung dieses Lebensstroms? Wo ist der Urquell dieses uner schöpplichen Lichts? Wo ist der Feuerherd, dem alle

diese Himmelsfunken entglommen sind? Wo ist die Urkraft, welche diese Tausende abhängiger Welten ins Dasein ruft?

Der Bau des Himmels übertrifft alles, was unsre Erde Großes und Herrliches zu bieten vermag. Staunend müssen wir bekennen: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.“

Nach Böhners Roomos.

242. Rätsel.

1. Auf einer großen Weide gehen viel tausend Schafe silberweiß; wie wir sie heute wandeln sehen, sah sie der allerälteste Greis.
2. Sie altern nie und trinken Leben aus einem unerschöpften Born; ein Hirt ist ihnen zugegeben mit schön gebognem Silberhorn.
3. Er treibt sie aus zu goldnen Thoren, er überzählt sie jede Nacht und hat der Lämmer keins verloren, so oft er auch den Weg vollbracht.
4. Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten, ein muntre Widder geht voran.

Die Herde, kannst du sie mir deuten? Und auch den Hirten zeig mir an!

Friedr. v. Schiller.

243. Die Sterne.

1. Ich sehe oft um Mitternacht, wenn ich mein Werk gethan, und niemand mehr im Hause wacht, die Stern' am Himmel an.
2. Sie gehn da hin und her zerstreut, wie Lämmer auf der Flur, in Rudeln auch und aufgereiht, wie Perlen an der Schnur,
3. und funkeln alle weit und breit und funkeln rein und schön; ich seh die große Herrlichkeit und kann mich satt nicht sehn.
4. Dann saget unterm Himmelszelt mein Herz mir in der Brust: „Es giebt was Bessers in der Welt als all ihr Schmerz und Lust.“
5. Ich werf mich auf mein Lager hin und liege lange wach und suche es in meinem Sinn und sehne mich danach.

Matthias Claudius.

244. Sternschnuppen und Meteorsteine.

Wir stehen in einer schönen, hellen Nacht im Freien und schauen nach dem Sternenhimmel hinauf. Da taucht plötzlich ein Lichtpunkt auf; er scheint von einem Sterne auszugehen, schießt zum Horizont herab, bewegt sich am Himmel hin und verschwindet mit einemmal. Gewöhnlich zieht solch eine Sternschnuppe — so nannte man diese Erscheinung, weil man glaubte, sie werde von einem Sterne ausgeworfen, wie glimmende Dochttheilchen aus dem Lichte fliegen — einen langen Lichtstreifen nach sich; zuweilen sprüht sie auch Funken aus. Sehr große Sternschnuppen nennt man Feuerkugeln. Ihr Licht glänzt weiß; manche leuchten selbst bei Tage so stark, daß sie einen Schatten

werfen. Sie zerspringen mit vielem Getöse unter heftiger Erschütterung der Luft. Die Stücke fallen zur Erde oder fliegen als kleine Feuerkugeln weiter, bis sie ebenfalls springen. Bei solchen Erscheinungen fallen oft seltsame Stein- oder Eisenmassen nieder, die von den gewöhnlichen Steinen in vieler Beziehung abweichen und Meteorsteine heißen. Die Nächte vom 11. bis zum 14. November und vom 8. bis 12. August sind an Sternschnuppen besonders reich. Bisweilen werden förmliche Sternschnuppen-Schwärme in diesen Nächten gesehen. Die feste Masse der Sternschnuppen, auch sogar mancher großer Feuerkugeln, mag sehr unbedeutend sein, so daß sie oft nur wenig oder gar keine Stoffe herabfallen lassen. Aber es sind auch schon Meteorsteine von 300 kg gefunden worden. 1808 fiel eine große Zahl solcher Steine, ein förmlicher Steinregen, zu Stannern in Mähren herab. Auch in Frankreich fand 1803 ein solcher Steinregen statt, der sich über 20 Ortschaften ausdehnte; dabei wurden ganze Äste von den Bäumen herabgeschlagen. Man brachte über 2000 solch seltsamer Steine zusammen, und zwar waren die, welche man unmittelbar nach dem furchtbaren Wetter aufblas, noch heiß. Die Zahl der im Jahre 1868 zu Pultusk in Polen niedergefallenen Steine wird sogar auf 100 000 geschätzt.

Nach Hebel.

245. Rätsel.

Es steht ein groß geräumig Haus	es steckt sich selbst die Lampe an,
auf unsichtbaren Säulen;	die es mit Pracht durchschimmert;
es mißt's und geht's kein Wanderer aus,	es hat ein Dach, kristallenrein,
und keiner darf drin weilen;	von einem einz'gen Edelfein;
nach einem unbegriffnen Plan	doch noch kein Auge schaute
ist es mit Kunst gezimmert;	den Meister, der es baute.

Friedr. v. Schiller.

246. Wegweiser zur Heimat.

Der Vater mit dem Sohn ist über Seld gegangen;
sie können, nachtverirrt, die Heimat nicht erlangen.

Nach jedem Selsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunklen Raum.

Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
als ob der Erde Weg er wollt' am Himmel lernen.

Die Selsen blieben stumm, die Bäume sagten nichts;
die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.

Zur Heimat deuten sie; wohl dem, der traut den Sternen!
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

Friedr. Rückert.

F. Ordnung erhält die Welt.

247. Die Obrigkeit.

1. Es muß Obrigkeit in der Welt sein, damit Recht und Ordnung erhalten werde. Denn was meinst du, würde aus einem Lande werden, wo keine Obrigkeit wäre? Sie würden sich allesamt die Häse brechen, und wer es vermöchte, der träte den andern mit Füßen. Obrigkeit ist eine göttliche Ordnung. Und durch diese göttliche Ordnung erhält Gott zeitlichen Frieden und alles, was unter der Sonne geschieht. Wo die Obrigkeit aufgehoben wird, so werden die ärgsten Buben regieren, die nicht wert sind, daß sie die Schlüssel sollten waschen. Ein guter Fürst ist nicht mit Geld zu bezahlen, und ist nicht genug dafür zu danken. Und Summa: Nächst dem Evangelio ist auf Erden kein besser Kleinod, kein größerer Schatz, kein reicher Almosen, kein schöner Stift, kein feiner Gut, denn christliche Obrigkeit, die das Recht schafft und hält die Gottesfürchtigen und steuert den Gottlosen, die den Elenden, Waisen und Witwen zum Recht hilft und ihre Sache fördert, die da schützt und schirmt wider Frevel und Gewalt, und Frieden schafft. Was kann in diesem Leben Edleres und Herrlicheres sein, denn daß man fromme Obrigkeit habe, und daß auch die Unterthanen ihre Fürsten und Regenten lieb und wert halten? Wo es also zugehet, daß ist wahrhaft das rechte Paradies, und hat Gott daselbst verheißen, seinen Segen zu geben. Wenn aber die Obrigkeit blind und böse und das Volk auch böse und unbändig ist und sich nicht will zwingen und regieren lassen, da muß alles Unglück sein.

2. Die Unterthanen sollen fleißig für die Obrigkeit beten, auf daß Gott sie nicht irren noch fallen lasse, sondern daß er ihr Herz also regiere, daß sie ihr Amt recht ausführe und ausrichte. Denn ob wir gleich aller Güter von Gott die Fülle haben überkommen, so können wir doch derselbigen keins behalten, noch sicher und fröhlich brauchen, wo er uns nicht ein beständig, friedlich Regiment gäbe.

Unterthanen sollen ferner ihren Fürsten den schuldigen Gehorsam leisten und ihnen treulich dienen; dann werden sie einen gnädigen Gott, ein friedsam Herz und einen Herrn haben, der sie segnet. Sie sollen ihnen Steuer und Zoll geben als den Engeln des Friedens, die uns schützen und für uns wachen. Oder meinst du, daß man dir umsonst dazu dienen müsse, daß du in dieser oder jener Stadt wohnest, des Friedens, Rathauses und der Kirche brauchest? Kostet es denn nichts, Leute und Städte in Frieden und Ordnung zu erhalten, davon du doch auch Ruhe und Gebrauch hast?

3. Wenn du Mängel siehst an der Obrigkeit, so rase und tobe nicht dawider, wie der gemeine Pöbel zu thun pflegt, sondern lerne,

daß du sie geduldig ledest und zu gute halten könntest; sonderlich so die, welche regieren, fromme Leute sind, nicht mit Willen Unrecht thun, sondern gern allem Schaden abhelfen möchten. Derselbigen sollen wir schonen, nicht schelten, noch verfolgen.

Durchleset alle Historien, so werdet ihr finden, daß alle Regenten einen Mangel gehabt haben. Es ist hier keiner, der nicht oftmals Unrecht gethan hätte. Auch ist es kein Wunder, daß die Leute in der Landregierung irren und Unrecht thun; denn es ist ja in diesem Leben kein schwerer Werk, denn Land und Leute regieren. Sieh deine Haushaltung recht an, ob dein Weib, Kind, Knecht, Magd alles so ausrichten, wie du es ihnen zu thun befohlen hast. Summa: Unrecht leiden verderbt niemand an der Seele, ja es bessert sie; aber Unrecht thun, das verderbt die Seele, und wenn es gleich die Schätze aller Welt einbrächte.

Matth. Kathar.

248. Der Staat als Förderer der Wohlfahrt.

1. Ihr seht eure Eltern und eure Nachbarn jeden Tag tüchtig arbeiten, den einen hier, den andern dort. In ganz derselben Weise sind alle erwachsenen Menschen bemüht, sich die Mittel zu verdienen, deren sie zur Erhaltung des Lebens für sich und die Ihrigen bedürfen. Der gebildete Mensch wird mehr verdienen als der unwissende; denn heutigen Tages gehört fast zu jeder Arbeit eine größere oder geringere Kenntnis. Wenn ein Volk durch vermehrte Bildung seiner Glieder bei seiner Arbeit mehr und Besseres zu leisten vermag, so befindet es sich wohlher als ein minder gebildetes Volk. Darum ist der Staat bemüht, die Ausbildung des Volkes in allen Kenntnissen und Fertigkeiten, welche für das Leben notwendig sind, sicher zu stellen; er ordnet deshalb an, daß alle Kinder mindestens acht Jahre hindurch die Volksschule besuchen müssen. Die Kenntnisse, welche die Volksschule dem Menschen giebt, reichen aber für viele verantwortungsvolle Berufsarten nicht aus; deshalb hat der Staat für künftige Lehrer die Seminare, für Kaufleute die Handelsschulen, für Bergbeamte die Bergschulen, für manche Gewerbe die Gewerbeschulen in das Leben gerufen. Eine umfangreichere allgemeine Bildung gewähren die Gymnasien oder Lateinschulen. Wer der Menschheit einst als Geistlicher oder Arzt, Richter oder Rechtsgelahrter, Sprach- oder Naturforscher nützen will, hat auch einige Jahre die Hochschule oder Universität zu besuchen. Andre Hochschulen sorgen für die gründliche wissenschaftliche Ausbildung der Förster, Tierärzte, Landwirte, Baumeister u. s. w. So wird in jeder Beziehung vom Staate dafür Sorge getragen, daß das heranwachsende Geschlecht einst im Stande ist, seine Aufgaben in der besten Weise zu lösen.

2. Freilich, alle Weisheit und die größte Kunstfertigkeit reichen nicht aus, den Menschen zu einem sittlich reinen Leben zu bestimmen und ihn mit der Seelenruhe zu erfüllen, die ihm die Kraft giebt, in guten Tagen nicht übermütig zu werden und in unglücklichen Zeiten nicht zu verzagen. Wohl aber findet der Mensch im Glauben an Gott

den wahren Frieden, und sein Herz wird durch den beständigen Umgang mit dem Herrn aller Herren begeistert für alles Gute, Wahre und Schöne. Um die Segnungen der Religion allen Menschen zuzuführen, haben sich die Bekenner eines und desselben Glaubens zu Gemeinden verbunden, an deren Spitze der Geistliche steht, und sämtliche Gemeinden zusammengenommen bilden eine Kirche; so giebt es eine evangelische, katholische u. s. w. Kirche. Diese regeln zwar in der Hauptsache ihre eignen Angelegenheiten selbst; der Staat führt aber die Aufsicht, daß dies in gerechter Weise erfolgt, wie er auch die Ausbildung der Geistlichen beaufsichtigt, deren Anstellung regelt u. s. w.

3. Alle die Angelegenheiten, welche sich auf die Schule und die Kirche beziehen, werden von einem Minister geleitet, den man gewöhnlich kurz den Kultusminister nennt.

4. Die Arbeit, die das tägliche Brot giebt, muß natürlich der Mensch selbst besorgen; aber der Staat fördert ihn in jeder Beziehung bei seinem ehrlichen Schaffen. So sorgt der Minister für Handel und Gewerbe dafür, daß Bestimmungen vorhanden sind, die jedem ermöglichen, seine Kraft in geeigneter Weise zu verwerten, ohne durch andre gehindert zu sein, daß die Schifffahrt und die Häfen in bester Ordnung verbleiben, daß gutes, richtiges Geld vorhanden ist u. s. w. Der Minister für öffentliche Arbeiten überwacht die Bergwerke, so daß wir in ausreichender Menge mit den Schätzen der Erde versehen werden. Er sorgt dafür, daß alle Bauten im Staate in einer der Gesamtheit, dem Leben und dem Berufe der Menschen nützlichen Weise aufgeführt werden; er beaufsichtigt auch das wichtigste Verkehrsmittel unsrer Zeit, die Eisenbahnen. Der Landwirtschaftsminister endlich bemüht sich unausgesetzt, die Bestrebungen für die Verbesserung der verschiedenartigen Bebauung des Bodens zu fördern. So finden alle Zweige der menschlichen Arbeit in dem Staate eine wohlwollende Unterstützung. Es giebt kein Gebiet menschlicher Thätigkeit, für dessen Gedeihen die Regierung nicht durch zeitgemäße Einrichtungen in musterhafter Weise Sorge trägt, und wir haben deshalb alle bei unserm Ringen um das tägliche Brot in der Regierung eine kräftige Stütze. Es sind gar viele Menschen, die dem Staate für seine Fürsorge zu Dank verpflichtet sind, und wenn wir einmal, vielleicht zum Schlusse der Arbeitszeit, durch die Straßen eines großen Ortes gehen, da sehen wir die Tausende, die alle rüstig schaffen und die Segnungen der Allgemeinheit genießen. Wo nun aber so viele Menschen bei einander wohnen, da ist es nötig, daß das Leben in der Gemeinschaft durch feste Gesetze geregelt wird. Darum haben sich die Menschen zu Gemeinden zusammengeschlossen, zu Dörfern und Städten, und sie wählen sich selbst die Personen, welche diese Orte zu leiten haben. Da giebt es in den Dörfern Gemeinderäte und Schöffen, in den Städten Stadtverordnete und Stadträte, welche die Angelegenheiten des Ortes beraten, und deren Beschlüsse werden alsdann vom Gemeindevorstande oder Magistrate zur Ausführung gebracht. Eine größere Anzahl von Gemeinden bildet einen Kreis, an dessen Spitze der Landrat steht. Viele Kreise bilden einen Regierungsbezirk, der von einem Regierungspräsidenten verwaltet wird.

Mehrere Regierungsbezirke gehören zu einer Provinz, in welcher der Oberpräsident seines Amtes waltet. Endlich bilden alle Provinzen zusammen den Preussischen Staat, in welchem der Minister des Innern die Aufsicht über alle Angelegenheiten und alle Beamten der einzelnen Glieder des Ganzen führt.

5. Viele Tausende von Beamten sind erforderlich, um alle diese für unser Wohl getroffenen Maßregeln durchzuführen. Diese Personen müssen für ihre Mühe und Arbeit bezahlt werden. Hier wird eine Eisenbahn, dort ein Gerichtsgebäude, hier ein Kanal, dort eine Kaserne gebaut. Der Staat muß also auch Geld haben. Von alten Zeiten her besitzt das Land Güter und Wälder, Bergwerke und Salinen; in neuerer Zeit sind Eisenbahnen und Kanäle hinzugekommen, die einen Gewinn abwerfen. Diese Erträgnisse reichen aber lange nicht aus, und deshalb müssen die Bewohner zu den Ausgaben des Staates etwas beitragen. Das können sie auch ganz gern thun; denn die Sicherheit, deren sie sich erfreuen, und die Förderung, die sie in ihrer Arbeit erfahren, verdanken sie ganz allein den Einrichtungen des Staates. Die Summen, welche die Bürger an den Staat zu zahlen haben, nennt man Steuern. Sie werden auf eine zweifache Art erhoben. Ich kann z. B. von A nach B auf dem kürzesten Wege, in gerader Linie auf der Landstraße gehen; und so erhebt man einzelne Steuern auch auf dem nächsten Wege sofort von dem Manne, der sie zu zahlen hat. Dies geschieht z. B. mit der Steuer, die jeder von dem Einkommen zu entrichten hat, das er jährlich verdient (direkte Steuer). In einem andern Falle geht man von A aus nach C und dann erst nach B; man macht also einen Umweg. So erhebt man gewisse Steuern auch auf einem Umwege. Der Staat verlangt z. B. eine Steuer für jedes Glas Bier, welches wir trinken. Es wäre aber sehr umständlich, wenn wir nach jedem Glas Bier, das wir getrunken haben, zum Steuereinnahmer gehen und den kleinen Betrag bezahlen sollten. Deshalb hält sich der Staat an den Bierbrauer, und dieser muß die Steuer für alles Bier, welches er herstellt, entrichten. Der Brauer legt diese Summe aber nur aus; denn wenn er ein Faß Bier an den Gastwirt verkauft, so läßt er sich die Steuer zurückzahlen; der Gastwirt endlich erhöht den Preis eines jeden Glases um den Betrag der Steuer, und so bezahlt nun endlich der Mann die Biersteuer, von welchem man sie haben wollte, nämlich der Biertrinker. Weil eine solche Steuer auf Umwegen erhoben wird, nennt man sie mit einem fremden Worte indirekte Steuer. Andre Einnahmen hat der Staat durch die Zölle, welche an den Grenzen des Landes von Waren erhoben werden, die aus dem Auslande eingeführt werden; hierdurch erhält der Staat nicht allein Geld, sondern er schützt auch das einheimische Gewerbe. Denn wenn z. B. eine im Auslande hergestellte Maschine 100 Mark kostet, eine gleiche aber im Inlande nur für 110 Mark hergestellt werden kann, so würden alle Leute derartige ausländische Maschinen kaufen, und unsre eignen Gewerbetreibenden könnten ihre Werkstätten zuschließen und feiern; um dies zu verhüten, legt man an der Grenze einen Zoll, vielleicht von 10 oder 12 Mark, auf jede solche Maschine,

und nunmehr können unsre deutschen Arbeiter wieder die Hände rühren. Die gesamten Einnahmen und Ausgaben des Staates verwaltet der Finanzminister.

Oskar Pache.

249. Verfassung und Gliederung Preussens und des Deutschen Reiches.

Die Staaten sind monarchisch, wenn an ihrer Spitze ein unverantwortlicher Landesfürst (Kaiser, König, Großherzog, Herzog, Fürst) steht, dessen Titel und Macht meist ohne vorhergehende Wahl auf seinen Erben (Kronprinz, Erbprinz) übergehen; sie heißen republikanisch, wenn an der Spitze ein nur für bestimmte Zeit gewählter Präsident steht (Frankreich, Schweiz, Vereinigte Staaten von Nordamerika).

A. Preußen. Preußen ist eine konstitutionelle Monarchie, weil dem Könige eine vom Volke gewählte Vertretung zur Seite steht.

Der König ist für seine Handlungen unverantwortlich; seine Person ist unverleßlich. Es steht ihm das Recht zu, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen und Verurteilte zu begnadigen.

Die Volksvertretung wird von den beiden Kammern (Herrenhaus und Abgeordnetenhaus) gebildet. Die Mitglieder der ersten Kammer werden zum Teil vom Könige ernannt; größern Städten und den Hochschulen ist das Recht verliehen, je ein Mitglied zu entsenden. Die Mitglieder des Abgeordnetenhauses werden alle fünf Jahre von den Wahlmännern, diese von den Urwählern gewählt. Urwähler ist jeder Preuße, der wenigstens 24 Jahre alt ist, mindestens sechs Monate in der Gemeinde wohnt, keine Armenunterstützung empfängt, im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte sich befindet und in der Urwählerliste eingetragen ist.

Die Regierungshandlungen werden durch Minister vollzogen, welche dem Könige verantwortlich sind. Die Minister sind die obersten Beamten des Staates; es giebt deren zur Zeit neun: 1) der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, 2) der Finanzen, 3) der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, 4) für Handel und Gewerbe, 5) des Innern, 6) der Justiz, 7) des Krieges, 8) der Landwirtschaft und 9) der öffentlichen Arbeiten.

Selbständige staatliche Oberbehörden sind: die Oberrechnungskammer zu Potsdam und der evangelische Oberkirchenrat zu Berlin.

An der Spitze jeder Provinz steht der Oberpräsident. Die Provinzen sind in Regierungsbezirke geteilt; die oberste Behörde jedes Bezirks ist die Regierung, gebildet aus dem Regierungspräsidenten und den Regierungsräten. — Die Regierungsbezirke zerfallen in Kreise, welche von Landräten verwaltet werden. Die Kreise werden von Stadt- und Landgemeinden gebildet.

Die Bevölkerung eines Kreises wird durch den Kreistag vertreten, welchem die Verwaltung des Kreisvermögens und der aus Mitteln des Kreises unterhaltenen Anstalten zusteht.

Gewisse Angelegenheiten einer Provinz werden vom Provinzial-Landtage, an dessen Spitze der Landeshauptmann steht, geordnet.

Die Verwaltungsbehörde der Städte bildet der Magistrat, der aus dem Bürgermeister und den Stadträten besteht. Die Stadtverordneten sind aus der Bürgerchaft auf bestimmte Zeit gewählt und unabhängig vom Magistrat; sie haben insonderheit das Recht der Geldbewilligung. Die Dorfgemeinden verwaltet der Gemeindevorstand.

Die Rechte der Unterthanen sind im allgemeinen: die äußere Sicherheit und Freiheit der Person und des religiösen Bekenntnisses, die freie Meinungsäußerung, das Vereins- und Versammlungsrecht, der Schutz des Eigentums; ferner das Wahlrecht für die Männer, welche 24 Jahre alt, unbescholten, selbständig und Steuerzahler sind.

Die Pflichten bestehen in Gehorsam und Treue gegen den Landesherrn und die Obrigkeit auf Grund der Gesetze. Besondere Pflichten sind die allgemeine Wehrpflicht und die Steuerpflicht.

B. Das Deutsche Reich. Es besteht aus vier Königreichen (Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg), 6 Großherzogtümern (Baden, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg), 5 Herzogtümern (Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Anhalt), 7 Fürstentümern (Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe), 3 freien Städten (Hamburg, Bremen, Lübeck) und dem Reichslande Elsaß-Lothringen.

Nach der Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich steht der Reichsgewalt (Bundesrat und Reichstag) das ausschließliche Recht der Gesetzgebung zu über das Militärwesen und die Kriegsmarine, das Reichsfinanzwesen, den Handelsverkehr und das Post- und Telegraphenwesen. Auf dem Gebiete der innern Verwaltung sind die einzelnen Staaten meist selbständig. Elsaß-Lothringen wird als besonderes Reichsland verwaltet; an seiner Spitze steht ein vom Kaiser ernannter Statthalter.

Als Deutscher Kaiser steht der jedesmalige König von Preußen an der Spitze des Reiches und leitet dessen Regierung. Der vom Kaiser ernannte Reichskanzler ist der höchste verantwortliche Beamte. Er leitet alle Angelegenheiten des Reiches und ist der Vorsitzende des Bundesrates, welcher aus den Bevollmächtigten der einzelnen deutschen Staaten gebildet wird. Als Vertretung des Volkes besteht für das Reich der immer auf 5 Jahre gewählte Reichstag. Auf je 100 000 Einwohner kommt ein Reichstags-Abgeordneter. Wahlberechtigt ist jeder Deutsche nach vollendetem 25. Jahre. Die Wahl erfolgt unmittelbar durch Abgabe geschlossener Stimmzettel.

250. Das Volk in Waffen.

1. Die Kriegsmacht des Reiches besteht aus dem Heer und der Kriegsflotte. Jeder Deutsche ist vom 17. bis zum 45. Lebensjahre wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen. Man unterscheidet Dienstpflicht und Landsturmpflicht. Die Dienstpflicht währt vom 20. bis zum 39. Lebensjahre. Sie zerfällt in die Dienstpflicht im stehenden Heere (aktive Dienstpflicht und Reservepflicht) und in die Landwehrpflicht. Die aktive Dienstpflicht dauert für die Mannschaften der Kavallerie und der reitenden Feld-Artillerie 3, für

alle übrigen Mannschaften 2 Jahre, und die Reservepflicht für jene 4, für diese 5 Jahre. Die Landwehrpflicht umfaßt die Pflicht zum Dienst in der Landwehr I. Aufgebots, dem der Dienstpflichtige 5, bei der Kavallerie und reitenden Feld-Artillerie aber nur 3 Jahre angehört, und zum Dienst in der Landwehr II. Aufgebots bis zum vollendeten 39. Lebensjahre.

Wer für den Felddienst untauglich oder wegen häuslicher Verhältnisse unabhkömmlich ist, wird der Ersatzreserve überwiesen, der er bis zum 31. Lebensjahre angehört. Alsdann tritt er in die Landwehr II. Aufgebots über.

Zum Landsturm, der nur in Fällen größter Not einberufen werden kann, zählen alle Wehrpflichtigen, auch wenn sie nicht gedient haben.

Auf Grund eines „Berechtigungsscheines“ können junge Leute von Bildung ihrer Dienstpflicht in einem Jahre genügen (Einjährig-Freiwillige). Sie haben im Frieden für Wohnung, Bekleidung, Verpflegung selbst zu sorgen. Den Eintritt zum 2-, 3- oder 4jährig-freiwilligen Dienst kann die Militärbehörde vom vollendeten 17. Lebensjahre ab zulassen.

2. Den Oberbefehl über die gesamte deutsche Kriegsmacht führt im Kriege der Kaiser. Die Friedensstärke der deutschen Armee beträgt etwa 580 000 Mann, die gesamte Kriegsstärke etwa 4 500 000 Mann. Das Reichsheer besteht aus 20 Armeekorps (I. in der Prov. Ostpreußen, II. Pommern, III. Brandenburg, IV. Sachsen, V. Posen (und Bezirk Liegnitz), VI. Schlesien, VII. Westfalen, VIII. Rheinprovinz, IX. Schleswig-Holstein, X. Hannover, XI. Hessen-Nassau, XII. Königreich Sachsen, XIII. Württemberg, XIV. Baden, XV. und XVI. Elsaß-Lothringen, XVII. Westpreußen; ferner aus 2 Bayerischen Armeekorps und dem Gardekorps zu Berlin).

Ein Armeekorps zerfällt in 2 oder 3 Divisionen und steht unter einem kommandierenden General. Eine Division umfaßt 2 Infanteriebrigaden und eine Kavalleriebrigade (im Kriege wird ihr noch Artillerie beigegeben) und wird von einem Generalleutnant geführt. Zu einer Brigade gehören 2 oder 3 Regimenter, sie steht unter einem Generalmajor. Jedes Regiment wird von einem Oberst oder Oberstleutnant geführt. 3 Bataillone mit je 4 Kompanien und 1 Halbbataillon mit 2 Kompanien bilden ein Infanterieregiment, 5 Schwadronen ein Kavallerieregiment. Das Bataillon wird von einem Major, die Kompanie von einem Hauptmann befehligt. — Bei der Artillerie unterscheidet man Feld- und Fuß-Artillerie. Bei jenen bilden 4 oder 6 (im Kriege immer 6) Geschütze eine Batterie, 3—4 Batterien eine Abteilung, 3—4 Abteilungen ein Regiment, 2 Regimenter eine Brigade (je eine im Armeekorps).

Die Fuß-Artillerie wird in Bataillone geteilt und nur im Festungskriege verwendet. Jeder Feldartilleriebrigade ist ein Trainbataillon zugeteilt. Zu jedem Armeekorps gehört noch 1 Jäger-Bataillon und 1 Pionier-Bataillon.

Jedem Armeekorps und den Divisionen ist ein Generalstab beigegeben. Mehrere Armeekorps bilden im Kriege eine Armee. Der Große Generalstab der Armee steht unmittelbar unter dem Kaiser. Er hat alles für einen Kriegsfall vorzubereiten.

Die Eisenbahnbrigade besorgt im Kriege den Bau von Feldbahnen und die Wiederherstellung zerstörter Strecken.

Die Luftschifferabteilung dient Zwecken der Erkundung des Feindes und des Verkehrs aus eingeschlossenen Festungen.

3. Die Kriegsslotte hat die vaterländischen Küsten und Kolonien, unsern überseeischen Handel und die Rechte der deutschen Staatsangehörigen im Auslande zu schützen. Die seemannische Bevölkerung, sowie das Maschinenpersonal und die Schiffshandwerker des Deutschen Reiches genügen ihrer Wehrpflicht in der Kriegsslotte; dann werden sie auf vier Jahre zur Reserve der Kriegsslotte beurlaubt. Hierauf treten sie auf 5 Jahre zur Seewehr erster Klasse über. Wehrpflichtige, die nicht dienen, gehören bis zum 31. Jahre der Seewehr zweiter Klasse an.

4. Den Befehl über die Flotte führt nach den Anordnungen des Kaisers der kommandierende Admiral. Der Kieler Hafen und Wilhelmshaven sind Reichs-Kriegshäfen. Die deutsche Kriegsslotte zählt mehr als 100 Schiffe und Fahrzeuge.

5. Zur Deckung der ersten Kosten eines Krieges ist der Kriegsschatz bestimmt.

251. Soldatenehre.

Ein wackerer Soldat und Kriegsmann soll für seinen löblichen und gerechten König und Herrn und für dessen Reich und Ruhm sterben und aushalten bis in den Tod.

Ein wackerer Soldat soll sein Vaterland und sein Volk über alles lieben und gern seinen letzten Blutstropfen verspritzen, wenn das liebe Vaterland in Gefahr steht.

Ein wackerer Soldat soll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief ins Herz geschrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könne, wider Gottes Gebote zu thun.

Ein wackerer Soldat soll die Gerechtigkeit und Freiheit über alles lieben und für diese freudig sein Schwert ziehen; denn ein anderer Krieg gefällt Gott nicht, der einst von jedem Tropfen unschuldig vergossenen Blutes Rechenschaft fordern wird.

Ein wackerer Soldat soll nicht prunken mit der äußeren Ehre, noch sich auf Eitelkeit blähen, sondern die Treue gegen das Vaterland soll seine Ehre sein und sein stiller Mut seine höchste Zierde.

E. M. Arndt.

252. Das Standesamt.

Geburt, Eheschließung und Tod bedürfen öffentlicher Beurkundung seitens staatlicher Beamten, der Standesbeamten, durch Aufnahme und Eintragung in die Standesbücher. Für jeden Standesamtsbezirk wird ein Standesbeamter (und ein Stellvertreter) bestellt. Er führt kostenfrei drei Standesregister: Geburts-, Heirats- und Sterberegister. Jede Geburt ist innerhalb einer Woche (totgeborene Kinder am nächsten Tage) beim Standesbeamten anzuzeigen. Alle Sterbefälle sind vom Familienoberhaupte spätestens am nächstfolgenden Wochentage anzuzeigen. Die Beerdigung darf ohne Genehmigung der Polizeibehörde nicht vor Eintragung in das Sterberegister stattfinden.

253. Das Gerichtswesen.

1. Das Gerichtswesen des Reiches ist durch Reichsgesetze geordnet. Das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und im Strafprozeß ist mündlich und öffentlich. Die Unabhängigkeit des Richterstandes ist gesichert. Als ordentliche Gerichte giebt es im Reiche die Amtsgerichte (1819), Landgerichte (173), Oberlandesgerichte (28) und das Reichsgericht zu Leipzig.*) Die Amtsgerichte sind Einzelgerichte. In den übrigen dreien wird vor mehreren Richtern verhandelt und von ihnen entschieden.

2. In bürgerlichen Streitigkeiten urteilt das Amtsgericht mit dem Amtsrichter als Einzelrichter a. über minderwichtige Vermögensstreitigkeiten bis zum Werte von 300 Mark und b. ohne Rücksicht auf den Wert des streitigen Gegenstandes über die Rechtsstreitigkeiten, die eine Vertraulichkeit mit den örtlichen Verhältnissen voraussetzen (z. B. Miets- und Dienststreitigkeiten). Ferner ist das Amtsgericht für das Mahnverfahren und für alle Vormundschaftssachen zuständig. Vermögensrechtliche Streitigkeiten über höhere Beträge entscheidet das Landgericht. Es bildet die Berufungs- und Beschwerdestelle für Entscheidungen des Amtsgerichts. Das Oberlandesgericht ist die Berufungs- und Beschwerdestelle über die in erster Instanz gefällten Entscheidungen des Landgerichts. Außerdem ist noch eine Berufung an das Reichsgericht**) zulässig, wenn es sich um Reichsrecht oder um einen Gegenstand im Werte von mindestens 1500 Mark handelt, oder wenn eine Gesetzesverletzung in der Vorentscheidung nachgewiesen ist.

Gerichtliche Zwangsvollstreckungen besorgen teils die Gerichtsvollzieher, teils die Amtsgerichte.

3. In Strafsachen bilden die Schöffengerichte die erste Stelle. Sie werden von dem Amtsrichter als dem Vorsitzenden und zwei aus dem Volke gewählten Schöffen gebildet. Alle drei haben bei der Entscheidung gleiches Stimmrecht. Die Schöffengerichte sind zuständig a. für strafbare Handlungen, die nur mit Haft oder mit Geldstrafe von höchstens 150 Mark bedroht sind; b. für Vergehen, auf die Gefängnis bis zu drei Monaten oder Geldstrafe bis zu 600 Mark gesetzt ist; c. für Beleidigungen und Körperverletzungen, die nur durch Privatklage verfolgt werden, ferner für einfachen Diebstahl und Betrug, für einfache Sachbeschädigung und Unterschlagung, wenn es sich um einen Gegenstand im Werte bis zu 25 Mark handelt. Die Anklage vertritt der Amtsanwalt.

*) Die Gewerbegerichte entscheiden über gewerbliche Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und ihren Arbeitern oder zwischen Arbeitern desselben Arbeitgebers. Sie werden von einem Vorsitzenden, den der Magistrat ernannt, und mindestens von vier Beisitzern gebildet, von denen zwei dem Stande der Arbeiter, die andern dem Arbeitgeberstande angehören müssen. Ihre Entscheidungen sind endgültig; nur bei einem Streitgegenstande von mehr als 100 Mark ist die Berufung an das Landgericht zulässig.

**) Das „Kammergericht“ zu Berlin gilt als Oberlandesgericht der Provinz Brandenburg und bildet den höchsten Gerichtshof Preußens für Verletzung der Landesstrafgesetze.

4. Vergehen, für die das Schöffengericht nicht zuständig ist, kommen vor die Strafkammern der Landgerichte. Sie bilden die Berufungs- und Beschwerdestelle gegen die Urteile der Schöffengerichte, sowie die erste Stelle für alle den Schöffengerichten nicht überlassenen Vergehen, für bestimmte Straffälle (z. B. Zuwiderhandlungen gegen das Zivilgesetzbuch) und für einzelne Verbrechen, die höchstens mit fünfjähriger Zuchthausstrafe bedroht sind (z. B. Urkunden- und Wechseltäuschung, schwerer Diebstahl und Betrug, schwere Körperverletzung). Eine Vertretung des Volkes wie beim Schöffengericht ist ausgeschlossen.

5. Über die meisten schweren Verbrechen (z. B. Mord, Mord, Totschlag, Brandstiftung) urteilen die Schwurgerichte. Sie treten am Landgerichte in bestimmten Zeiträumen zusammen und werden von drei richterlichen Personen, mit Einschluß des Vorsitzenden, und aus zwölf Geschworenen gebildet. Diese wählen zur Leitung der Beratung und der Abstimmung einen Obmann und entscheiden über die Schuldfrage mit Ja oder Nein. Das Strafmaß bestimmen die drei Richter. Bei den Land-, Schwur- und Oberlandesgerichten wird die Anklage durch den Staatsanwalt vertreten.

6. Die Rechtsanwälte sind die Fürsprecher der streitenden Parteien oder der Angeklagten.

Nach E. Vierck.

254. Handwerkszeug und Maschinen, Arbeit und Arbeitsteilung.

1. Der menschliche Körper besitzt bewegliche Gliedmaßen, welche wieder aus beweglichen Teilen zusammengesetzt sind. Die Arme bestehen aus bewegbaren Teilen, dem Ober- und Unterarm und der Hand; diese wieder aus der Handfläche und den Fingern, und jeder Finger aus den Fingergliedern. In die weiche Erde vermag ein Finger leicht ein Loch zu drücken, aber durch Leder, Holz, Stein oder Eisen nicht. Der denkende Mensch bewaffnet deshalb seine Hand mit einem spitzen, harten Finger, d. h. mit einer Nadel, einem Bohrer, einem Meißel, und vermag nun seinen Zweck zu erreichen. Ein Druck mit der Hand treibt den Meißel oder das spitze Eisen in das Holz, und wenn der Faustschlag dazu nicht ausreicht, wird die Hand mit einem Stein oder mit einem Hammer bewaffnet. Um die Erde aufzugraben oder zu durchwühlen, reichten die Fingernägel nicht aus; darum formte der Mensch gewissermaßen Nägel aus hartem Stoffe, und es entstanden die verschiedenen Grabwerkzeuge.

Um also die Unzulänglichkeit der eignen Gliedmaßen zu ersetzen, erfand der Mensch künstliche Gliedmaßen, welche bei Herstellung der verschiedenen Werke von seiner Hand geführt werden. So entstand das Handwerkszeug. Mancherlei vorgezeichnete Funde belehren uns darüber, daß der Mensch seine ersten einfachen Hilfsmittel aus Holz, Knochen, Fisch-

gräten, Stein, Thon, Kupfer, Bronze und Eisen anfertigte und zwar bereits in Formen, welche auch den später benutzten Werkzeugen zu Grunde liegen. Hammer und Amboss, Walzen, — Messer, Axt, Hobel, Säge, Schere, Bohrer, Feile, Nadel, Schleifstein, — Zange, Schraubstock, Hobelbank, — Maßstab, Zirkel, Sehwage u. a. sind solche einfache Handwerkszeuge. Sie alle lassen sich in ihrer Wirkung auf eine einfache Maschine, d. h. auf den Hebel, die Rolle, das Rad an der Welle, die schiefe Ebene, den Keil oder die Schraube zurückführen. Mithin ist jedes Werkzeug eine Maschine.

2. Die Bezeichnung Maschine braucht man indes nur für solche Werkzeuge, welche durch besondere Vorrichtungen selbst bewegt und geführt werden. Das Handwerkszeug wird durch die Kraft der Hand in Bewegung gesetzt. Die Maschine ist selbst eine Hand, die ihre Bewegung von einer äußeren Kraft erhält. Das Werkzeug vervielfältigt und bereichert das Wirken der Hand. Die Maschine vervielfältigt die Hände und deren Wirkungskreis.

Seit einem Jahrhundert etwa, d. h. seit der Benutzung der Dampfkraft, ist dem Menschen ein Arbeitsgehilfe gegeben, welcher die Muskelkraft seiner Arme weit überbietet und geeignet ist, die verschiedenartigsten Maschinen in Bewegung zu setzen.

3. Durch die Anwendung der Dampfkraft wurde eine vollständige Änderung in der Arbeitsleistung erzielt. Aber auch auf den Menschen gewann diese Änderung in der Darstellung der Werke Einfluß: Maschinenarbeiter unterscheiden sich von Handarbeitern und Handwerkern. Diese waren genötigt, zur Anfertigung eines Gegenstandes meist nicht nur ein Werkzeug, sondern oft recht verschiedene anzuwenden; ihre kunstvoll arbeitende Hand mußte geschickt sein in der Führung des Werkzeuges. Der Maschinenarbeiter braucht zumeist nur seine Maschine richtig zu leiten; diese denkt für ihn, d. h. der Erfinder der Maschine hat ihr eine ganz bestimmte Thätigkeit vorgezeichnet; der Arbeiter braucht nur den zu verarbeitenden Stoff der Maschine zu überliefern. Dabei ist oft noch eine weitgehende Arbeitsteilung angeordnet; so daß jeder Arbeiter jahraus, jahrein nur eine ganz bestimmte Thätigkeit auszuführen hat, in welcher er allerdings oft eine erstaunliche Fertigkeit erreicht, aber thatächlich bisweilen nur als lebender Maschinenteil zu betrachten ist. Die Arbeitsteilung ist keine menschliche Einrichtung oder Erfindung. Je vollkommener Pflanzen oder Tiere sind, um so mehr zeigt sich in den Werkzeugen ihres Körpers die Arbeitsteilung ausgeprägt. Die Wurzeln nehmen Wasser auf, die Rinde schützt gegen Witterungseinflüsse, die Blätter atmen, das Blattgrün bereitet in den Zellen die Stärke, die Blüten bilden die Samen u. s. f. — Dagegen hat z. B. beim Regenwurm

die Haut die inneren Teile zu schützen, dem Körper Halt zu geben, die Bewegung zu vermitteln, der Atmung zu dienen, und sie ist endlich auch Tastwerkzeug und Auge zugleich. Bei so vielen Aufgaben wird keine von ihnen so vollkommen gelöst werden, als wenn ein Werkzeug nur eine einzige Thätigkeit auszuüben hat. Gerade in der Mannigfaltigkeit der Werkzeuge besteht die Vollkommenheit eines tierischen oder pflanzlichen Körpers.

Auch das menschliche Geschlecht ist in seinen vielseitigen Beschäftigungen seit langer Zeit auf die Arbeitsteilung durch die äußere Notwendigkeit gedrängt worden. Wenn ein Mensch für sich allein lebte, müßte er sein eigener Koch, Schneider, Schuster, Maurer und Zimmermann sein. Bei der Vereinigung mehrerer entstand wahrscheinlich frühzeitig schon eine Arbeitsteilung. Bei den auf tiefer Kulturstufe stehenden Bewohnern von Kaiser-Wilhelmsland beschäftigt sich der Mann mit Krieg und Jagd, die Frau mit Feldbau und häuslicher Arbeit.

In geordneten Staaten findet eine weitgehende Arbeitsteilung statt. Landwirte und Bergleute erzeugen Rohstoffe; die Arbeiter in den verschiedenen Gewerken verarbeiten sie. Unter Gewerk versteht man eine bestimmte Art von Gewerbe. So spricht man z. B. von einem Müllergewerk, einem Bäckerwerk. Diese Art der Arbeitsteilung ist eine persönliche. Es giebt aber auch eine örtliche Arbeitsteilung, welche nicht von der einzelnen Person, sondern von den Verhältnissen eines Ortes abhängig ist; denn bestimmte Gegenden erzeugen oft einzelne Rohstoffe in großer Menge, während andern Gegenden diese Stoffe fehlen. So ist z. B. Böhmen reich an allerlei wertvollen Erzeugnissen, nur das dem Menschen unentbehrliche Salz fehlt ihm und muß daher aus den Nachbarländern herbeigeschafft werden. Auf diese Weise entsteht der Handel zwischen verschiedenen Orten, Ländern und Völkern.

4. Der Nutzen der Arbeitsteilung fällt in die Augen. Sie fördert die Menge und Güte der Arbeit, spart Zeit, läßt jeden nach seiner Neigung arbeiten; auch gebrechlichen, schwachen Personen ermöglicht sie einen Verdienst, und der Verkehr zwischen den Völkern wird durch sie erhöht.

Freilich hat eine zu weit gehende Arbeitsteilung auch Nachteile im Gefolge. Bei ihr werden oft einzelne Gliedmaßen und gewisse Geisteskräfte einseitig zu sehr in Anspruch genommen. Die Arbeit erzeugt darum nicht die Freude an der Fertigstellung eines ganzen Werkes, verengert den Gesichtskreis des Arbeiters und raubt ihm die Schaffenslust; sie reißt Geist und Körper zu schnell auf und macht ihn leicht unfähig zu andern Arbeiten.

Den Nachteilen der Arbeitsteilung kann dadurch vorgebeugt werden, daß der jugendliche Arbeiter verschiedene Arbeiten verrichten lernt und daß

bei Bemessung der Arbeitszeit auf die körperlichen Kräfte der Arbeiter Rücksicht genommen wird. So wird den im Bergbau, im Hüttenbetriebe und in Fabriken beschäftigten Arbeitern meist nicht die gleiche tägliche Arbeitszeit zugemutet werden dürfen, wie den im Freien beschäftigten Wald-, Garten- und Feldarbeitern. Der Sonntag aber ist allgemeiner Ruhetag. Er giebt jedem Arbeiter Gelegenheit und Zeit zur notwendigen Ruhe nach der aufreibenden Wochenarbeit, aber auch Zeit, um sich geistig und geistlich zu vervollkommen.

R. Warber.

255. Die Arbeitsgemeinschaft.

Ein jeder von uns weiß, daß Bäcker, Müller und Landwirt thätig sein müssen, bevor wir das Brot vor uns auf dem Tische haben. Aber mit der Thätigkeit dieser drei Leute ist die Sache noch nicht abgemacht. Schon der Landmann wird allein nicht fertig; er braucht zur Bestellung des Feldes Pflüge, Eggen, Sämaschinen, und es gehört die Arbeit von Schmied und Stellmacher dazu, ehe diese Werkzeuge vorhanden sind. Der Schmied bedarf wieder des Eisens, das der Bergmann aus der Erde holt, und das dann von verschiedenen andern Leuten zur weitem Bearbeitung zubereitet wird; er kann ohne Kohle nichts schaffen; denn diese erst bringt das Eisen in den glühenden Zustand, und dann muß er Hammer, Zange und Amboß haben. Der Stellmacher muß sich Holz kaufen und Werkzeuge, wie Hobel, Beile, Messer aller Art u. s. w. Zum Ziehen seiner Geräte hält sich der Landwirt Tiere, zu deren Führung er Knechte und Mägde haben muß. Ist die Frucht reif, so ziehen Schnitter mit Sensen ins Feld, und auf hochbeladenen Wagen wird der Erntesegen in die Scheuer geschafft, wo kräftige Leute mit dem Dreschflügel die Körner aus ihrer Hülle hervorholen. Da fällt uns sofort ein, daß auch für die Herstellung der Sensen, Sicheln und Wetzsteine, der Wagen, der Dreschflügel, Wurfschaukeln und Siebe und der Säcke für die gereinigte Frucht eine lange Reihe von Arbeiten notwendig ist.

Ist das Getreide gedroschen und gereinigt, so kommt es in die Hände des Müllers; auch er bedarf der Hilfe vieler Leute, bevor er nur sein Werk beginnen kann. Maurer, Zimmerleute und Handwerker aller Art müssen ihm das Haus herstellen, in welchem der Mühlenbauer das eigentliche Mahlwerk anlegt. Soll die Mühle aber klappern, so müssen in den dazu geeigneten Steinbrüchen fleißige Leute die Mühlsteine brechen und bearbeiten. Der Weber muß vielmals das Schiffchen hin und her werfen, bevor die Leinwand für die Beutel und Säcke fertig ist, und dann darf der Siebmacher mit den Sieben nicht ausbleiben. Um das Brot fertig zu stellen, wird das Mehl endlich zum Bäcker geschafft. Er hat sich vorher vom Tischler hölzerne Tröge anfertigen lassen. Die Ziegelstreicher und Steinbrecher haben ihm die Steine geliefert, aus denen der Maurer den Ofen gebaut hat. Der Bergmann fördert die Kohle ans Tageslicht; der Holzhauer schlägt das Holz im Walde, um den Ofen heizen zu

können, und wir dürfen auch den Salzsieder nicht vergessen, der die Würze liefert.

Nun hast du wohl Achtung vor diesem einfachen Brote, weißt du doch jetzt, daß eine sehr, sehr lange Reihe von Personen tüchtig arbeiten muß, bevor du vom Bäcker den Sechspfönder holen kannst! Und wie es beim Brote war, so ist es bei jedem andern Gut, mit welchem wir unsre Bedürfnisse befriedigen; erinnern wir uns nur der Arbeiten, die alle notwendig sind, bevor aus dem Leinsamen, den der Landmann ausstreute, ein Hemd geworden ist.

Wir haben gesehen, daß zur Herstellung jeder Sache viele Leute nötig sind. Alle diese Personen müssen fleißig ihre Pflicht erfüllen; denn wollte der Müller nicht seine Mühle in Bewegung setzen, so könnte der Bäcker kein Brot fertig stellen. Diese arbeitenden Menschen müssen auch gewissenhaft sein und ihre Arbeit gut anfertigen; ein schlecht gearbeiteter Pflug, ein mangelhaft gearbeiteter Mühlstein, ein nicht richtig erbauter Backofen hindern das Gelingen des Werkes und lassen das Brot nicht gedeihen. So muß jede Stunde von einem jeglichen benutzt werden; wartet doch immer der eine auf das Werk des andern, um es weiter zu verarbeiten, und jede Minute Verspätung, die sich ein Saumseliger zu schulden kommen läßt, zwingt womöglich den nächsten zu einer Pause. Ja, es ist das ganze Arbeitsgebiet der Menschen einem großen Uhrwerk zu vergleichen; ein Rad greift in das andre, und wenn einmal nur ein Zäckchen nicht an der gebotenen Stelle eingreift, gerät sofort das ganze Werk ins Stocken.

Wenn du in dieser Weise die arbeitende Menschheit betrachtest, so erkennst du auch, daß der einzelne nicht allein für sich selbst sorgt, sondern daß er für seine Mitmenschen fleißig schafft. Was er gefertigt hat, benutzt ein andrer, um mit dem Dinge oder durch dasselbe ein andres Werk herzustellen, oder um eins seiner Bedürfnisse zu befriedigen. Jede dieser Arbeiten ist für die Erreichung eines menschlichen Zweckes notwendig und nützlich. Wir sind somit alle von unsern Mitmenschen abhängig. Wir kennen die Leute gar nicht, die alle für uns gearbeitet haben; denn sie sind über die ganze Erde verbreitet. Du hast heute früh Kaffee getrunken — die Leute in Südamerika haben ihn gebaut. Wer Thee trinkt, denkt kaum daran, daß derselbe in Asien von fleißigen Leuten gepflückt ist. Den Reis hat vielleicht der Italiener gesät und geerntet. So hat jedes der Dinge, deren du bedarfst, in einem andern Winkel der Erde die Hände in Bewegung gesetzt. Bilden nicht die Menschen alle eine große Arbeitsgemeinde, in welcher ein Glied dem andern für seine Treue zu danken hat? Gehören die Menschen nicht zusammen wie eine große Familie, in der sich alle als Brüder und Schwestern betrachten?

Wohar Padje.

256. Die Glieder des Leibes.

Vorzeiten lehnten die Bürger zu Rom sich wider den Rat auf und machten einen großen Aufruhr in der Meinung, es wäre unrecht, daß sie sich's müßten in ihrer Arbeit so sauer werden

lassen; und was sie mit ihren Händen verdienten, müßten sie dem Rat geben, damit dieser nach seinem Belieben handeln könne. Sie zogen deswegen zur Stadt hinaus auf einen Berg und entschlossen sich, dem Rat nichts mehr zu geben, auch nicht mehr zu arbeiten. Da ging ein feiner, verständiger Mann, Mene-nius Agrippa genannt, zu ihnen hinaus und erzählte ihnen folgendes Gleichnis:

„Die Glieder des menschlichen Leibes waren einmal unwillig geworden und hatten sich wider den Magen aufgelehnt; sie müßten immer arbeiten und das Ihre thun, die Füße müßten laufen, die Augen umhersehen, die Hände geschäftig sein, die Zähne kauen u. s. w., und das käme alles dem Magen zugute, der dürfe nichts thun als nur annehmen und verzehren, was sie ihm vorarbeiteten. Deswegen waren die Glieder eins geworden, es sollte keins von ihnen mehr etwas thun. Die Füße sollten nicht mehr laufen, die Augen nicht mehr umhersehen, die Hände nicht mehr geschäftig sein, die Zähne nicht mehr kauen, damit der Magen einmal sehe und spüre, daß es nicht allein an ihm gelegen sei. Als sie nun dieses etliche Tage ins Werk gesetzt hatten, waren die Füße schwach, die Augen trüb, die Hände laß und der ganze Leib kraftlos geworden, weil der Magen keine Speise mehr be-reiten und sie den Gliedern mitteilen konnte. Da mußten sie nun ihre Unbesonnenheit erkennen und gestehen, daß ein jedes Glied schuldig sei, dem Magen und sich selbst zum besten das Seine zu verrichten, wollten sie nicht bald sich selbst zugrunde richten. Denn es sei nicht an dem, daß nur die Glieder dem Magen dienten, sondern es diene auch der Magen hinwiederum den Gliedern.“

Mit diesem Gleichnis brachte Agrippa die römischen Bürger zu andern Gedanken, daß sie wieder heimkehrten und das Ihre thaten.

Karl Heinr. Caspari.

Heimatkundliche Lesestücke.

Schlesien.

Mit Abbildungen.

Inhaltsübersicht.

Geographisches.	Seite		Seite
1. *Gruß an die Schläsing.	2	1. Karl IV.	36
2. Breslau. (Mit 2 Abbild.)	2	2. Sigismund.	37
3. Die Ober-Schiffahrt. (Abbild.)	6	3. Ein schlesischer Raubritter.	38
4. Königshütte. (Abbild.)	8	IV. Aus der Zeit der Oberherrschaft	
5. Auf dem schlesischen Landrücken.	10	österreich. habsburgischer Könige	
6. Die niederschlesische Heide.	11	Böhmens.	38
7. Liegnitz im 19. Jahrhundert. (Abbild.)	12	1. Johann Heß.	38
8. Aus der preussischen Ober-Lausitz.		2. Der berühmteste schlesische	
(Abbild.)	13	Lehrer in d. Reformationszeit	40
9. Das Riesengebirge.	15	3. Schwere Zeiten für die evange-	
a. Blick ins Hirschberger Thal.	15	lischen Schlesier.	41
b. Sage vom Rynast.	16	4. Ein schlesischer Dichter in	
c. Schreiberhau.	16	der Zeit des großen Krieges.	42
d. Wanderung von den Schneeegruben		5. Das liebe Dorel.	43
zur Koppe. (Abbild.)	17	V. Aus der Zeit des ersten preussischen	
e. Eine Hörnerschlittenfahrt.	19	Königs der Schlesier.	44
10. Aus dem Walzenburger Berglande.	20	1. Schlesien wird ein Teil des Preu-	
a. Fürstenstein. (Abbild.)	20	sischen Staates.	44
b. Der Hochwald.	20	2. Schlesien wird von Friedrich dem	
c. Besuch eines Kohlenbergwerks in		Großen heldenmütig behauptet.	47
Weißstein.	22	3. Schlesien wird von Friedrich dem	
11. Aus der Grafschaft Olaz.	23	Großen landesväterlich versorgt.	49
a. Das Heuscheuergebirge. (Abbild.)	23	4. Zwei Väter der Waisen in der	
b. Der Große Schneeberg.	24	Zeit der Schlesischen Kriege.	51
12. Reinerz und andre schlesische Kurorte.	25	VI. Aus der Zeit König Friedrich Wil-	
13. Schlesiens Kornkammer.	25	helms III.	52
14. Der Zobten. (Abbild.)	27	1. Eine kleine schlesische Stadt im	
15. Betriebsamkeit der Schlesier.	28	Jahre 1805.	52
16. Dichtungen in schlesischer Mundart.	30	2. Königsstreue in der Franzosenzeit.	53
a. *Aus „Obernitz“.	30	3. Aus der großen Zeit der Erhe-	
b. *Das Grab.	30	bung 1813. (Abbild.)	54
		4. Aus einem Tagesbefehle Blüchers	
		an seine Armee.	57
		5. Ein schlesischer Dichter und	
		Kämpfer in den Befreiungs-	
		kriegen.	58
		VII. Aus der Zeit Kaiser Wilhelms I.	59
		1. Ein Heltenkampf an Schlesiens	
		Grenze 1866.	59
		2. Schlesier im Kriege 1870/71.	60
		3. Drei Heldengräber.	63
		4. Aus der schlesischen Jugendzeit	
		unserer Kaiserin.	63

Geschichtliches.

I. Aus der Zeit der polnischen Herrschaft.	31
II. Aus der Zeit selbständiger schlesischer	
Herzöge.	32
1. Schlesien wird ein deutsches Land.	32
2. Herzogin Hedwig von Nieder-	
schlesien.	34
3. Der Mongolenfall.	35
III. Aus den ersten Jahrhunderten der	
Oberherrschaft böhmischer Könige.	36

Geographisches.

1. Gruß an die Schläfung.

1. Nichts Liebres mocht' ich finden wohl in der weiten Welt,
wo ich frisch-fröhlich aufschlug mein flüchtig Wanderzelt,
als dich, das mir die Seele mit Zauberfesseln band:
mein Schlesien, mein schönes, mein trautes Heimatland!

2. Und hat auch wundermächtig die Fremde mir gelacht
in ihrer Sarbenfülle, in ihrer bunten Pracht, —
dir blieb mein ganzes Sinnen voll Sehnsucht zugewandt:
mein Schlesien, mein schönes, mein trautes Heimatland!

3. Nach deinen Bergen zog's mich, nach deinen grünen Aun,
zu deinen biedern Männern, zu deinen holden Fraun. —
Von dir, von dir nur träumt' ich, wo still ich ging und stand:
mein Schlesien, mein schönes, mein trautes Heimatland!

4. Und neigt sich meine Sonne, verlischt ihr güldner Schein,
dir will mein lezt Gebet ich in stummer Andacht weihn:
daß Gott der Herr dich schirme mit seiner gnäd'gen Hand,
mein Schlesien, mein schönes, mein trautes Heimatland!

Max Heintzel.

2. Breslau.

1. In der Mitte des schlesischen Landes liegt an dem schiffbaren Oberstrom der Stadt Breslau. Hier treffen die Verkehrswege von der Ostsee und von Hamburg her nach der Donau und nach Galizien hin mit denen zusammen, die aus Polen nach der Elbe oder ins böhmische Land führen. Deshalb ist Breslau der natürliche Hauptort und die Haupthandelsstadt Schlesiens. Es ist die zweitgrößte Stadt des Preussischen Staates.

2. Mitten in Breslau erheben sich vier gewaltige Türme, die nur einige hundert Schritte voneinander entfernt sind: der Rathaus-Turm auf dem Ringe, östlich davon die beiden Magdalenen-Türme, die hoch oben durch eine Brücke verbunden sind, und nordwestlich der Elisabeth-Turm, der 90 m hoch gen Himmel ragt.

Nur wenige Marktplätze der großen Städte unsers Vaterlandes können sich mit dem Breslauer Ringe messen. In seiner Mitte befinden

sich das Rathaus, das neue Stadthaus und die Kiemerzeile. Die westliche Seite ist mit dem Reiterstandbilde König Friedrichs des Großen geschmückt, des ersten Herzogs der Schlesier aus dem Hause der Hohenzollern. Auf der Südseite steht das Denkmal König Friedrich Wilhelms III., der 1813 von Breslau aus sein Volk zu den Waffen rief. Manche Häuser haben noch das Aussehen wie vor 300 Jahren. Die Vorderseite des einen zeigt die alten farbigen Bilder des Kaisers und der sieben Kurfürsten. Damals tauschten härliche Russen, die in langen Zügen mit ihren kleinen Pferden auf dem Ringe hielten, schlesische Linnen und Tuche gegen Häute, Talg und Wachs aus. Auf dem anstoßenden Salzringe wurden zu jener



Das Rathaus zu Breslau.

Zeit die polnischen Fuhrleute untergebracht, die das Salz aus den Bergwerken von Wieliczka anfuhrten. Jetzt bringt es die Eisenbahn. Seitdem die dankbaren Schlesier dem Fürsten Blücher von Wahlstatt und seinem tapfern Heere hier ein Denkmal errichtet haben, ist der Salzring zum Blücherplatz geworden.

3. Die Perle Breslaus ist sein berühmtes Rathaus auf dem Ringe. Jeder freut sich über dieses prächtige gotische Bauwerk mit seinen zierlichen Erkern und den schönen Zieraten am spitzen Giebel. Sehenswert ist der Fürstensaal des Rathauses. Die vier Kreuzgewölbe seiner Decke ruhen in der Mitte auf einem Pfeiler; sie sind ein Meisterstück mittel-

alterlicher Baukunst. In ihm huldigten am 7. November 1741 die Schlesier ihrem neuen Herrn, Friedrich II. Der große, gewölbte Ratskeller heißt noch heute der Schweidnitzer Keller, weil hier lange Zeit hindurch ein berühmtes Schweidnitzer Bier verzapft wurde. Vor dem Rathause steht eine 400 Jahr alte Steinsäule, die Staupfäule genannt; dort hat mancher arme Sünder den Todesstreich erhalten.

4. Einst war Breslau stark befestigt. Als aber die Franzosen 1807 die Festung erobert hatten, sprengten sie die Mauerwerke. Seitdem hat sich



Das Regierungsgebäude und die Lessingbrücke.

die Stadt beständig vergrößert. Die Wälle vor dem Stadtgraben sind seit 1813 in freundliche Spazierwege umgewandelt, die von großen Bäumen beschattet werden.

„De Festung han se reene weggeschliffen,
und Finken feisen, wu sunst Kugeln fissen.“ (Holtz.)

Im Südosten der Stadt sprang einst der Wall vor und bildete die Taschenbastei. Jetzt steht hier inmitten der schönsten Anlagen ein herrlicher Bau, ein Werk der Gebrüder Liebig. Nach den wackern Männern, die ihre Stadt so zierten, wird der Ort die Liebigshöhe genannt. Von dem Aussichtsturne aus überschaut man nicht bloß die ganze alte Stadt, sondern auch die Vorstädte, die teils nördlich der Oder, teils jenseit des halbkreisförmigen Stadtgrabens nach Westen, Süden und Osten sich ausbreiten.

5. Im Nordosten der Stadt steht auf der Höhe der alten Biegelbastei inmitten der Anlagen ein Denkmal des Dichters Karl von Holtei. Nach ihm heißt der Ort die Holteihöhe. Von dem schönen Plage schaute dieser treue Schlesier oft hinunter auf den mit Booten belebten Strom und hinüber auf den ältesten Teil seiner Vaterstadt. Dort erheben sich die stumpfen Türme des alten Domes und der Wohnsitz des Fürst-Bischofs. Fährt man von hier aus mit einem Dampfer stromaufwärts, so kommt man bei der schönen Lessingbrücke an dem stattlichen Gebäude der Königlichen Regierung vorbei und gelangt zu den prächtigen Anlagen des zoologischen Gartens und des Scheitniger Parks.

Nach A. Bodeker und F. Schrollen.

6. Wer aus der Stille des Landlebens kommt, kann sich nur schwer in dem Leben und Treiben einer großen Stadt wie Breslau zurechtfinden. Auf dem Bürgersteige gelangt man unter der Menge nur mit Mühe vorwärts. Droschken rollen auf den Straßen. Die Pferdebahn mahnt mit hellem Geläut zur Vorsicht. Jetzt saust aus der Querstraße ein Wagen der elektrischen Bahn vorbei. Rollwagen, Handwagen, Frachtwagen werden geschickt durch die Straßen geleitet. Dazwischen ertönt die Glocke des Radfahrers. Eine Abteilung Soldaten marschiert zur Wache. Mit durchdringendem Geläut kündigt sich ein Zug der Feuerwehr an, der zu einem Schadensfeuer gerufen ist. Arbeiter reißen das Pflaster auf, um eine der vielen Rohrleitungen auszubessern. Diese durchziehen die Stadt von dem großen Wasserhebewerke oder von den Gasanstalten her wie ein unterirdisches Netz. Sie verzweigen sich links und rechts in die Häuser, so daß die Köchin selbst in den obern Stockwerken das Wasser stets zur Hand hat, und große Säle im Augenblick durch Gas oder elektrisches Licht taghell erleuchtet werden können. Hunderte von Drähten überspannen wie ein Gitterwerk die Dächer und tragen das gesprochene Wort in die Ferne. Und welch eine Fülle der verschiedensten Gebäude! Da giebt es Kirchen, Schulen, Turnhallen, Bibliotheken, Museen, Druckereien, Theater, Amtshäuser für Staats- und Stadt-Beörden, Kasernen, Fabriken, Lagerhäuser, Banthäuser, Bahnhöfe, Gasthäuser, Gasanstalten, Krankenhäuser.

Von acht Seiten her gelangen die Schlesier mit der Eisenbahn nach ihrem „Gruf-Brassell“. Beginnen die Vorlesungen auf der Universität, so reisen Jünglinge aus den verschiedensten Orten Schlesiens nach Breslau, um sich hier zu dem Berufe eines Geistlichen oder Rechtsgelehrten oder Arztes oder eines Lehrers an höhern Schulen vorzubereiten. Zur Zeit des großen Maschinenmarktes kommen viele unsrer Landsleute aus allen Teilen der Provinz auf dem großen Plage vor dem Königlichen Schlosse zusammen. Das ganze Jahr hindurch aber wird in Breslau

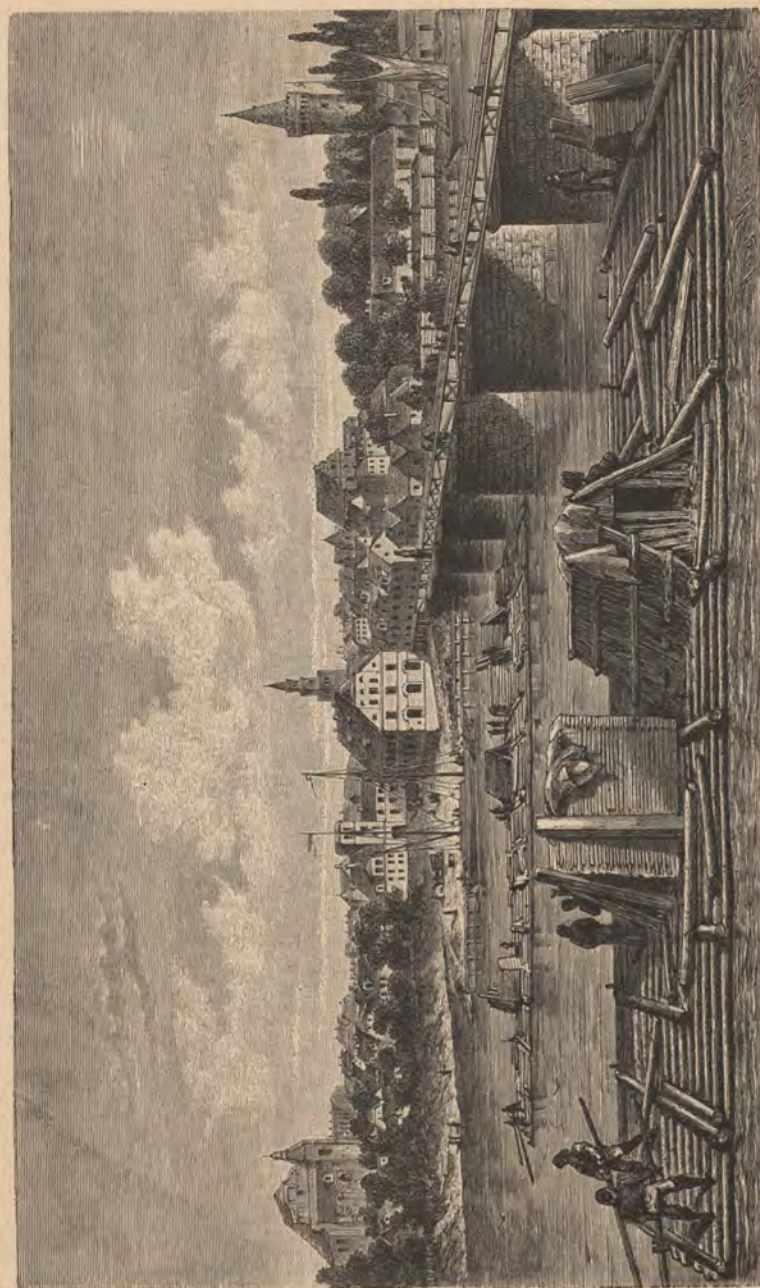
ein reger Handel mit Getreide, Spiritus, Vieh und Wolle betrieben. Stündlich fahren lange Züge mit Waren der verschiedensten Art in die Bahnhöfe ein und füllen die Speicher der Stadt. In den Straßen reißt sich Laden an Laden. An den schönen Sachen, die in den prächtigen Schaufenstern liegen, kann man sich nicht satt sehen.

Wer kann es ausdenken, was alles in den Herzen der vielen tausend Menschen sich regt, die auf den Straßen aneinander vorüberreisen? Die meisten gehen ihren Geschäften, andre ihrem Vergnügen nach. Doch ach, wie oft trifft man in der großen, reichen Stadt auch solche, denen die Angst und Sorge aus dem Gesicht schaut! In Kellern und Dachstuben mancher Häuser herrscht bittre Not. Barmherzige Menschen suchen hier überall zu helfen. Ja, es sind eine Menge von Anstalten für Arme, Kranke und Verlassene gegründet worden. So besteht seit fast 400 Jahren in Breslau das städtische Krankenhaus zu Allerheiligen, seit fast 200 Jahren das Kloster der Barmherzigen Brüder. Auch eine Taubstummen- und Blinden-Anstalt besitzt die Stadt. In der evangelisch-lutherischen Diakonissen-Anstalt Bethanien, die 1850 gestiftet wurde, werden täglich bis 160 Kranke ohne Unterschied des Bekenntnisses unentgeltlich versorgt. Nur Bemittelte geben eine freiwillige Vergütung. 60 bis 70 unheilbare Kranke finden in zwei Siechenhäusern liebevolle Verpflegung. In der Klinik wird armen Leuten täglich eine Stunde kostenfrei ärztlicher Rat erteilt. 85 Schwestern widmen an diesen Stätten ihre Kräfte dem gesegneten Werke christlicher Barmherzigkeit. A. Ernst.

3. Die Oderschiffahrt.

1. In Millionen von Rinnsalen, die sich zu Tausenden von Bächen und zuletzt zu ansehnlichen Zuflüssen vereinen, eilt fast alles fließende Wasser im weiten Schlesierlande ohne Rast der tiefsten Stelle des Landes zu. Das ist die große schlesische Thalfurche, in der die Oder 410 km weit von der Oppamündung bis zur brandenburgischen Grenze mit 145 m Gefälle hinabfließt. Welch ein gewaltiges Sammelgebiet hat der Strom! Da ist es nicht zu verwundern, daß er bei der Bartschmündung schon 200 m breit ist und Oderschiffe mit 5000 Zentner Fracht trägt, obgleich bei der Oppamündung die Breite nur 70 m beträgt. Die Oder verbindet Schlesien mit Stettin und der Ostsee, durch Kanäle nordwestlich mit Berlin und Hamburg und nordöstlich mit Bromberg und Danzig. Aber diese schöne Wasserstraße ist erst seit wenigen Jahren gut fahrbar geworden.

2. Noch in der Zeit der Befreiungskriege klagten die schlesischen Oderschiffer selbst unterhalb der Stadt Breslau über die vielen großen Sandbänke der Oder, über den niedrigen Wasserstand im Sommer und über



Die Oder bei Oppeln. Oberschlesische Flößer.

die vielen Eichen, die aus dem Grunde des Fahrwassers emporragten und die Schiffe beschädigten. Aber im Laufe des Jahrhunderts wurden hier mehr als 10 000 solcher Stämme herausgehoben, und seit den letzten Jahren der Regierung Kaiser Wilhelms I. ist die Fahrstraße des Stromes gründlich verbessert worden. In kurzen Entfernungen baute man Buhnen aus Astwerk und Steinen vom Ufer aus in den Strom hinein. Dadurch wurde der freie Strom so eingengt, daß er mit großer Kraft den angeschwemmten Sand beiseite warf. Überall von Breslau abwärts finden nun die Schiffer mindestens 1 m tiefes Fahrwasser. Früher segelten die Lastschiffe stromaufwärts. Aber sie mußten oft lange auf günstigen Wind warten; und gegen den Strom zu rudern, war sehr mühsam. Jetzt werden die Oderschiffe, welche mit ihrer Ladung von dem Strome nach Stettin hinabgeführt worden sind, in kurzer Zeit durch Schleppdampfer gegen den Strom nach Breslau heraufgezogen. Die Schifffahrt ist infolgedessen sehr rege geworden. Bei Breslau wurden 1880 noch nicht 3 Millionen Zentner, 1890 aber 25 Millionen Zentner der verschiedensten Güter auf der Oder befördert. Durch die Steinauer Oberbrücke fuhren 1881 etwa 3 000 Fahrzeuge; darunter waren gegen 280 Dampfer. Dagegen zählte man 1894 schon 18 000 große Lastkähne und etwa 2 000 Dampfschiffe.

3. Wichtig für den Verkehr auf der Oder ist der Kłodnik-Kanal. Er beginnt unter der Erde in Steinkohlengruben und wird von dem Wasser der Kłodnik gespeist. Steinkohlen, Kalk, Zink, Holz, Eisenwaren, die man auf ihm hinabfährt, werden in dem großen Hafen zu Kosel in größere Oderschiffe umgeladen. Zwischen Kosel und der Reißemündung ist die Oder wie ein Kanal eingerichtet. Über 12 feste Querdämme oder Behre stürzt sich das aufgestaute Wasser von einer Stufe zur andern. Daneben aber sinken die Schiffe in den Schleusen entweder zur folgenden tiefern Strecke allmählich hinab, oder sie steigen zur nächsten höhern Strecke langsam empor. Von der Oberbrücke bei Oppeln aus (s. Bild) sieht man, wie die Oderschiffer am Ufer die Waren ein- und ausladen, und wie durch polnische Flößer große Mengen von Baumstämmen aus ober-schlesischen Wäldern, zu Flößen vereint, den Strom hinabgeführt werden. Diese Flößer leben auf ihrem Floß, bereiten sich hier ihr kargliches Mahl am freien Feuer und schlafen in der selbstgezimmerter Hütte. Haben sie am Ziele ihre Stämme abgeliefert, so fahren sie mit der Eisenbahn nach der Heimat zurück.

Nach J. Parisch.

4. Königshütte.

1. Fährt man mit der ältesten schlesischen Eisenbahn, der Oberschlesischen, von Kosel das Kłodnikthal hinauf, so kommt man 10 km hinter Gleiwitz in das ober-schlesische Bergwerks- und Hüttengebiet.

In seinem Mittelpunkt liegt Königshütte. Diese Stadt entstand erst 1869, war aber schon 25 Jahre später die fünftgrößte Stadt Schlesiens. In ihrer Nähe liegt der Redenberg. Er verdankt seinen Namen dem Begründer des ober-schlesischen Bergbaues, dem Grafen Reden, der zur Zeit Friedrichs des Großen lebte. Von der Höhe des Berges erblickt man zahllose Schornsteine und Essen, Schächte, Eisen- und Zinkhütten und andre gewerbliche Anlagen. Weit im Süden steigen die Höhen der Beskiden



Ein Walzwerk.

auf. Im Osten sieht man über die nahe Landesgrenze nach Rußland hinein. Wenn die Sonne gesunken ist, dann wogt aus den Feuerschlünden ringsumher eine rote Glut empor und bietet ein prächtiges Schauspiel.

2. Am Fuße des Redenberges liegt das Hüttenwerk Königshütte. Es beschäftigt über 4 000 Arbeiter und Arbeiterinnen. In allerlei Öfen werden die Eisenerze geschmolzen und gereinigt. In den Walzwerken werden hauptsächlich Eisenschienen gewalzt. Wie feurige Schlangen kommen

die dünn und lang gepreßten rotglühenden Schienen zwischen den Walzen heraus. Auch Eisenbahnräder und Stahlbleche für die Kriegsschiffe verfertigt man hier. Die größte Maschine des Werkes ist so stark, daß sie in einem Augenblicke Hunderte von Menschen zermalmen könnte. Doch folgt sie willig dem Drucke der schwachen Hand des Menschen. Auf dem Hüttenwerke müssen täglich mehr als 100 Dampfkessel geheizt werden. Eine ungeheure Menge Steinkohlen ist dazu nötig. Über 2 000 Bergleute sind in dem dazu gehörigen Bergwerke beschäftigt, sie zu fördern. *Nach G. Prohen.*

5. Auf dem schlesischen Landrücken.

Die schlesische Oberebene wird im Osten und Nordosten durch einen langen Höhenzug begrenzt, den schlesischen Landrücken. Zwischen Tarnowitz und Kreuzburg ist der Boden mehr für den Waldbau, als für den Getreidebau geeignet. So erntet z. B. der Bauer im Lubliner Kreise kaum den sechsten Teil dessen, was in der Gegend von Striegau auf einem gleich großen Acker wächst. Daher ist mehr als die Hälfte der Bodenfläche dieses oberschlesischen Kreises mit Wald bedeckt. Wer von Groß-Wartenberg aus die Höhen zwischen Weide und Bartsch durchwandert, findet fast überall Kieferwald, durchbrochen von sandigen Äckern und kümmerlichen Dörfern. Nur hier und da bemerkt er ein weißschimmerndes Birkengehölz oder eine Feuchte, von Erlen umgebene Waldwiese. Die Trebnitzer Hügel bestehen nicht aus Kies und Sand, sondern aus lehmigem Thon und Mergel. Da gedeiht nicht bloß die Kiefer, sondern auch Laubholz, besonders die Rothbuche. Hier wechseln Wald und Wiese, Acker und Sumpf, und bunte Blumen sprießen fröhlich empor. Doch giebt es auch hier sandige Strecken. Von der Gegend um den schönen Badort Obernigk gilt der Volkspruch:

Obernigk liegt zwischen Sorge und Kummernick;
wer sich hier will ernähren, muß suchen Pilze und Beeren;
wer sie nicht kann finden, der muß Wesen binden.

Der Landrücken wird bei Leubus von der Oder durchbrochen. Von der Höhe des Weinberges sieht man auf die alten Klostergebäude, den Strom mit seinen Schiffen und die üppig grünen Wälder des Oberthals. Jenseit der Oder liegen die Dalkauer Hügel. Sie senken sich nach Norden zu der fruchtbaren Ebene hinab, deren Mittelpunkt die Festung Glogau ist. Schon um 1250 wurde hier, wo die Oder leicht überschritten werden kann, neben der polnischen Burg eine feste deutsche Stadt gegründet. Die Hügel, welche jenseit der Bartsch und der vielen fischreichen Teiche ihrer Niederung sich erheben, setzen sich in den Grünberger Höhen fort. Aus

den Nebengeländen und Obstgärten schimmern freundliche Winzerhäuschen und Gartenzelte hervor. Unten im Thale breitet sich die Stadt Grünberg aus, in der fleißige Küfer sich bemühen, aus dem Saft der Weinbeeren schäumenden Wein zu gewinnen. *Nach G. Kimpficht und F. Schroll.*

6. Die niederschlesische Heide.

1. Nördlich von Haynau, Bunzlau und Görlitz dehnt sich von Lüben bis tief nach Brandenburg hinein eine große Sandebene aus, die Heide. Sie wird von ungeheuren Kieferwäldungen bedeckt, in denen Hirsche, Rehe und wilde Schweine leben. Wo der Wald gelichtet ist, wächst auf mageren Sandfeldern kümmerlich Roggen, Hirse, Heidekorn. In weiten Sumpfstrecken grünen Preisel- und Heidelbeeren. Nicht selten finden sich Torfwiesen, auf denen Schuppen und Arbeiterhütten errichtet sind. Auch Raseneisenstein-, Thon- und Braunkohlenlager der Heide werden fleißig ausgebeutet. Heiß brennt die Sonne über dem Sande und den ausgedörrten Kiefern. Aber durch niedres Gesträuch schimmert hier und da ein Teich. Seerosen schmücken das einsame Gewässer. Tiefe Stille herrscht ringsum. So hat auch diese Einöde ihre Reize.

Und stehn auch nur Kiefern auf gelbem Sand,
kein Land ist so schön wie das Heimatland! *(Max Heime.)*

In den Flußthälern ist der Boden besser. Hier liegen ansehnliche Dörfer und Städte.

2. Im nördlichen Teile der Lausitzer Heide hat Fürst Pückler mit Kunst und Fleiß nach den Befreiungskriegen den herrlichen Park von Muskau geschaffen. Im südlichen Teile ist 1884 aus dem Ertrage einer Sammlung das Rittergut Wunscha angekauft und in eine ländliche Arbeiterkolonie umgebildet worden. Ein Hausvater und zwei Gehilfen leiten die segensreiche Anstalt. Wer sonst als Tagelöhner und Bettler herumstreifte, kann hier eintreten und wieder an nützliche und geordnete Thätigkeit gewöhnt werden. Die Kolonisten dürfen keinen Branntwein trinken; das Rauchen ist ihnen gestattet. Von 6—12 und von 1½ bis 7 Uhr müssen sie auf dem Felde, in der Hopfenanlage, in der Weidenkultur oder im Garten arbeiten. Einige Kolonisten pflanzen kahle Stellen mit Kiefern, damit der Boden nicht noch weiter verlande; andre heben Kanäle aus, um das Wasser aus dem Schöpfslusse auf die Felder zu leiten. Bei dem Austritt aus der Anstalt erhalten sie den überschüssigen Arbeitslohn. Auch sucht man den abgehenden Leuten Arbeit zu verschaffen, damit sie sich nicht aufs neue dem Müßiggange und der Bettelei ergeben.

Nach F. Schroll.

7. Liegnitz im 19. Jahrhundert.

Im Jahre 1801 hatte Liegnitz etwa 7000 Einwohner, aber 90 Jahre später schon siebenmal so viel. Woher kommt dieser Aufschwung? 1815 wurde Niederschlesien mit der preussischen Oberlausitz, die neu erworben war,



Die Peter-Paulkirche in Liegnitz von der Südseite.

zu dem Regierungsbezirke Liegnitz vereinigt. Seitdem ist die Stadt der Sitz einer königlichen Regierung, der Mittelpunkt aller Verwaltung in Stadt und Land Niederschlesiens. Als die Zeit der Eisenbahnen begann, kam es Liegnitz zu statten, daß man hier am bequemsten aus der niederschlesischen Ebene in die mittelschlesische gelangt. Der Ort wurde ein Knotenpunkt der Niederschlesisch-Märkischen und der Frankenstein-Raudtener Eisenbahn. Auch mit Goldberg und Sagan ist er durch Schienenstränge

verbunden. Handel und Gewerbe der Stadt hoben sich durch diese neuen Verkehrsstraßen. Im Jahre 1884 z. B. wurden im Liegnitzer Kreise allein für 3 Millionen Mark Wollwaren verkauft. Das Liegnitzer Gemüse ging nun in weite Ferne, und der Anbau desselben wurde viel bedeutender. Unter den vielen Erzeugnissen des Gewerbesleißes kamen besonders die schönen Holzbildwerke Liegnitzer Bildhauer und Holzschnitzer zu Ansehen. Sie erinnern daran, daß vor 400 Jahren die schlesischen Holzschnitzereien in der ganzen Welt berühmt waren. In den letzten Jahrzehnten ist die Stadt durch immer neue Anlagen und durch herrliche Bauten geschmückt worden.

An der Südseite des Ringes steht das bedeutendste Bauwerk der Stadt, die Peter-Paulkirche. Dies gewaltige Gotteshaus ist etwa 140 Jahre nach der Mongolenschlacht vollendet und vor wenigen Jahren kunstvoll wiederhergestellt worden. Das hohe Mitteldach erhebt sich über dem Mittelschiffe der Kirche. Auf zwei Reihen mächtiger Pfeiler ruht hoch oben ein kunstvoll gebautes Gewölbe. Die niedrigeren Seitendächer bedecken die Seitenschiffe. Große Strebepfeiler stützen von außen das Mauerwerk. Zwischen ihnen sieht man, wo keine Anbauten es hindern, hohe, schmale Fenster mit Steinpfeilern. Ihre Spitzbögen sind mit Steinwerk verziert. Das Licht fällt durch kleine, in Blei gefasste Scheiben in die Kirche. Auf dem alten, nördlichen Turme steht über dem Geländergange ein achteckiger Aufbau. Hier wohnt der Turmwächter. Die schlanke Spitze ist zweimal durchbrochen. Erst vor wenigen Jahren wurde der südliche Turm mit spitzaufstrebendem Helme errichtet. Das herrliche Gotteshaus ist jetzt eins der schönsten in der Provinz.

Nach F. Schrollner.

8. Aus der preussischen Oberlausitz.

1. Wo die alte Handelsstraße aus Sachsen nach Polen über die Neiße führt, lag vor 1000 Jahren ein Wendendorf. Dort entstand im 13. Jahrhundert die deutsche Stadt Görlitz, die jetzige Hauptstadt der preussischen Oberlausitz. Auf einem Felsen an der Neiße, wo die Wenden einst den Göttern geopfert hatten, wurde von den Bürgern die Peterskirche erbaut. Weithin leuchten heute die beiden neuen, weißen Steintürme des herrlichen Gotteshauses. Von dem nahen Untermärkte mit starken Laubengewölben und einem uralten Steinbrunnen gelangt man an der kunstvollen Treppe des altertümlichen Rathauses vorüber zum Obermärkte. Dieser ist mit einem Reiterdenkmale Kaiser Wilhelms I. geschmückt. Es trägt die Inschrift: „Dem Einiger Deutschlands die getreue und dankbare Oberlausitz. 1893.“ Görlitz fiel erst 1815 mit einem

Teile der Oberlausitz an Preußen. Als 32 Jahre später die Görlitz-Dresdener Eisenbahn eröffnet wurde, entstanden nach dem Bahnhofe zu neue Stadtteile mit breiten Straßen, schönen Häusern und prächtigen Plätzen. Handel und Gewerbetätigkeit entwickelten sich mächtig, vor allem die Tuchfabrikation, der Maschinenbau und die Herstellung von chemischen Stoffen. So wurde Görlitz eine Großstadt.

Vom Bahnhofe in Görlitz führt der Weg nach Osten hinauf zum Hochrande des Reißethals vor dem Blockhause. Mit Entzücken schaut man von hier hinab auf den von Gondeln belebten Fluß, dessen Ufer im Schmuck der schönsten Anlagen prangen. Staunen erregen die gewaltigen Bogen



Die Landeskronen.

des Viadukts, auf dem die Eisenbahn das Thal überschreitet. 1866 war zu befürchten, daß die Österreicher im Reißethale aus Böhmen vorbrächen. Dann hätte hier der Kampf getobt. Aus den Schießscharten des Blockhauses hätte es geblüht, und tausende Granaten hätten vielleicht den schönen Ort verwüstet. Doch Prinz Friedrich Karl kam dem Feinde zuvor. Ihm verdankt es die Lausitz, daß sie vor Kriegsnot bewahrt blieb. Mitten auf dem Platze steht das Erzbild des kühnen Heerführers. Die erhobene Rechte zeigt nach Böhmen: „Ich wag's, Gott walt's“.

Dorthin führte er seine siegreichen Truppen und immer weiter, weiter bis vor Wien.

2. Etwa 4 km südwestlich von Görlitz erhebt sich die majestätische Landeskronen. Ein mächtiger Granitfuß trägt die zweigipfelige Kuppe.

Einst hausten trotzig Raubritter auf der Höhe, wo sich jetzt der Bergwanderer im schattigen Raume erquickt. Die Bürger der nahen Stadt mußten mit Schwert und Geschloß ausziehen, die Burg zu brechen, die ihren Handel bedrohte. Jetzt wandern sie nach der Arbeit in der dumpfen Werkstatt oder Amtsstube oder Kaufhalle zu ihrer Lust die Landeskronen hinan. Eine köstliche, frische Luft weht auf der Bergeshöhe; und welche Freude ist es, von ihr aus auf die fruchtbaren Thäler, die lieblichen Berge, die freundlichen Dörfer und die schöne Hauptstadt des gesegneten Landes hinabzuschauen!

A. Ernst.

9. Das Riesengebirge. (S. Bild im Lesebuche.)

a. Blick ins Hirschberger Thal.

Von Goldberg aus steigen wir das Thal hinauf, in dem die Raxbach in tief eingeschnittenem Bette uns entgegenrauscht. Weiter klimmen wir rechts hinan zu dem Pässe, der über eine Einsenkung des Bober-Raxbach-Gebirges nach Hirschberg führt. Welch ein Bild öffnet sich dem entzückten Auge auf der Höhe des Weges! Ein weites Kesselland liegt vor uns: das Hirschberger Thal. Von dem Gebirge, in dessen Mitte wir stehen, senkt sich das Gelände bis zum Bober, dann steigt es wieder an, bildet unzählige Hügel und türmt sich weit drüben zu dem Riesenwalle auf, der uns von den österreichischen Nachbarn scheidet. In stiller Majestät, umwoben von blauem Dufte, liegt die hohe Bergwand vor uns. Von ihrer Ostmasse senkt sich das Lomnitzthal, von ihrer Westmasse das Zuckenthal zum Bober hinab, der in lieblichem Wiesengrunde den Nordrand des Hirschberger Thalkessels durchfließt. Schäumend hat er in vielen Windungen von Osten her den Thalrand durchbrochen; ebenso mühsam bahnt er sich westlich in einer tiefen Felschlucht den Ausgang. Dort unten in der herrlich gelegenen Stadt Hirschberg, wo so viele Wege zusammentreffen, kommen und gehen im Sommer Tausende froher Wanderer. Wie viel leichter ist heute eine Reise ins Hochgebirge als zu der Zeit, wo fromme und wohlhabende Bürger Hirschbergs die große Gnadenkirche erbauten, deren Kuppel die Häuser der Stadt überragt! Jetzt führt die Eisenbahn aus weiter Ferne bis Hirschberg und von hier sowohl an Warmbrunn und am Rynast vorüber hinauf bis vor Schreiberhau, als auch über Erdmannsdorf nach Schmiedeberg.

Nach W. Baer.

b. Sage vom Kynast.

Einst lebte auf der Burg Kynast ein wunderschönes Ritterfräulein. Seit dem Tode ihres Vaters war die Jagd im dichten Walde ihre einzige Freude. Viele stolze Ritter warben um ihre Hand. Aber sie wies einen wie den andern zurück. Damit kein Freier mehr ihr nahe, schwur sie: „Wer mein Gemahl werden will, muß auf der äußern Ringmauer rund um die Burg geritten sein.“ Diese Mauer erhebt sich nämlich nach Süden hin am Rande einer schauerlichen Tiefe, die Hölle genannt. Ein Ritter nach dem andern wagte den gefährlichen Ritt, um die Hand des Ritterfräuleins zu gewinnen. Aber den einen erfaßte der Schwindel, bei einem zweiten schenkte das Roß; andre stürzten, weil ein Stein am Rande der Mauer sich löste. Alle fanden in dem felsigen Abgrunde den Tod.

Da kam einst ein herrlicher Ritter in den Burghof. Kunigunde gewann ihn bald sehr lieb und hätte ihn gern von dem Ritt um die Mauer zurückgehalten. Aber er sprengte entschlossen die Mauer hinan und ließ seinem edlen Rosse freien Lauf; sicher trug es ihn am Abgrunde hin. Die junge Burgherrin eilte dem Ritter froh entgegen. Doch er sprach mit ernstem Blick: „Ich begehre deiner Hand nicht; ich bin der Landgraf von Thüringen und habe daheim ein liebes Weib und herzige Kinder. Aber es ist hohe Zeit, daß dein frevelhaftes Spiel mit dem Leben vieler wackern Ritter ende. Nur deshalb habe ich deinen Schwur gelöst.“ Erstarrt vor Schreck sah das Edelfräulein, wie der hochsinnige Fürst sich ritterlich zum Abschiede neigte. Als er aber zum Thore hinausprengte, schwang sie sich auf die Mauer und stürzte sich aus Verzweiflung in die finstre Tiefe hinab.

Nach D. Lehner u. a.

c. Schreiberhau.

Im obern Bachtenthale liegt Schreiberhau, das ausgedehnteste Dorf des Preussischen Staates. Seine Häuser liegen zerstreut über eine Fläche von 20 km Länge und 9 km Breite. Der schönste Teil des Ortes breitet sich am Fuße des Reifsträgers aus und heißt Marienthal. Die dünne, feuchte, reine Luft, das gute Wasser, der schattige Wald, die mannigfachen Wege mit entzückenden Aussichten, die schönen Wasserfälle der Roßel und des Bäckels, vor allem das nahe Hochgebirge locken jährlich Tausende von Menschen, sich im Sommer hier auf einige Wochen niederzulassen. Ein anderer Teil des Dorfes zieht sich am Iserkamme hin, auf dem sich der Hochstein erhebt.

Wer nach Schreiberhau kommt, vergißt nicht, die Josephinenhütte oberhalb Marienthals zu besuchen. Sie ist die wichtigste Glashütte Schlesiens mit mehr als 300 Arbeitern. Der nahe Wald liefert Brennholz und

Pottasche, das Isergebirge den Quarz. Kalk und andre Stoffe werden von auswärts bezogen. Die Glasmacher stehen an den Öffnungen des runden Schmelzofens, holen mit dem Ende ihrer eisernen Röhren aus den Schmelzgefäßen etwas flüssige Glasmasse und blasen sie auf, wie Kinder den Strohhalm in Seifenwasser tauchen und Blasen bilden. Durch Drücken, Streichen, Schneiden, Schwenken und auch durch besondere Formen gestalten sie aus solchen Glasblasen verschiedene Gefäße. Diese werden nun von den Abträgern für einige Tage in den Kühlöfen gebracht und zuletzt durch die Glasschleifer und Glasmaler des Dorfes kunstvoll geschmückt.

Nach W. Winkler.

d. Wanderung von den Schneeegruben zur Koppe.

Von Schreiberhau kamen wir durch dichten Hochwald, dann zwischen Kieholzbüschchen und zuletzt auf kahlen Hochwiesen, in deren Nähe die Elbe entspringt, zur Schneeegrubenbaude hinauf.



Große Schneeegrube.

Hier besitzt die Nordseite des Riesengebirges zwei merkwürdige Felseinbuchtungen. Sie heißen „Schneeegruben“, weil der Schnee selbst im Hochsommer an einzelnen Stellen derselben fast niemals ganz wegschmilzt. Diese Felskessel sind 212 m tief. Wer an dem steilen Rande des Gebirgskammes in die gähnenden Schlünde hinabschaut, wird leicht vom Schwindel ergriffen. Von Agnetendorf aus kann man an den untern Rand der wilden, zerrissenen Großen Schneeegrube wandern. Ihr Boden ist mit zertrümmertem Gestein übersät.

Noch einmal schauten wir auf unsrer Kammwanderung über die finstern Gruben hinweg in die lachenden Thäler um Warmbrunn und Hirschberg. Dann bestiegen wir das Hohe Rad, einen riesenhaften, oben flach gewölbten

S. Hirts Deutsches Reisebuch: Heimatkunde von Schlesien.

Steinhaufen, und gelangten in vielen Windungen hinab auf eine grafige Fläche, die mit Knieholz in mannshohen Gruppen bewachsen war, und über die Große Sturmhaube. Von der Agnetendorfer Schneeegrube her wälzte sich eine Wolke herüber und legte sich zwischen uns und das Thal. Ein Windhauch hob den Wolkenschleier wieder. Doch wehe! Ehe wir es gedacht, umgab uns ein dichter Nebel; wir befanden uns mitten in der Wolke. Unfre Kleider wurden durchnäßt, und ein kalter Wind durchschauerte den Körper. So erfuhren auch wir Kübezahls Tücke. Aber der Nebel zerriß. Hell und warm strahlte wieder die Sonne. Auf fast ebenem Gebirgsrücken kamen wir an den Mädelsteinen vorüber und stiegen dann den sumpfigen Abhang bergab, der die Mädelwiese heißt. Wie vorher über die Steintrümmer der Berge, so führt hier durch die Sümpfe einer der bequemen Wege, die der Riesengebirgs-Verein im Gebirge überall angelegt hat. Wir waren von der Schneeegrubenbaude aus 2 Stunden marschiert, als wir 300 m tiefer den Weg kreuzten, der in der Einsenkung des Rammes quer über das Gebirge ins Elbthal führt.

Wie ein Gipfeiler steht an der Einsenkung die Kleine Sturmhaube; steil führt der Weg zu ihr hinauf. Am Mittagsteine vorüber kamen wir nach $\frac{1}{4}$ Stunden zur Prinz Heinrich-Baude an den Rand des Großen Teiches. Mit Staunen schauten wir in seine düstre Grube hinab, die hier 160 m tief ist. An den finstern Felswänden des Kleinen Teiches lag noch jetzt im Hochsommer Schnee.

Viel hundert Börnlein quillen auf sumpfiger Bergeshöh',
um endlich dich zu füllen, du felsumschlossener See.

Was unrein, sinket nieder auf deinen Grund gemach,
und dann entströmt dir wieder ein einz'ger klarer Bach. (O. Baer.)

In einer Stunde hatten wir den Koppenplan überschritten. Von Krummhübel kamen andre Wanderer links das Gehänge herauf und wanderten mit uns zur Riesenbaude. Zwei tiefe Thäler drängen sich hier heran: von der schlesischen Seite der Melzergrund, von der böhmischen der Riesengrund. Nun standen wir am Fuße des Koppenkegels. In der dünnen, reinen Luft des Hochgebirges erschien uns das Koppenhaus zum Greifen nahe. Auf dem Wiesenplane bei der Riesenbaude pflückten wir die Alpen-Anemone mit ihren Fruchtköpfchen und schmückten zur fröhlichen Koppenfahrt mit diesem „Teufelsbart“ unfre Hüte. Zwischen den Blöcken aus Granit und Glimmerschiefer, mit denen der ganze Kegel bedeckt ist, wächst das rötliche Beilchenmoos auf dem Gestein. Noch nach Jahren duften solche „Beilchensteine“ angenehm nach Beilchen, wenn man Wasser darauf gießt. In 40 Minuten erreichten wir auf gebahntem Ritzack-Wege den flachgewölbten Gipfel. Er ist 80 Schritt lang und 60 breit. In der Mitte

steht eine runde, steinerne Kapelle. Auf der preussischen und österreichischen Seite ist je ein Gasthof gebaut. Hunderte von Wandern können in ihnen beherbergt werden. Auch ein Postamt, ein preussisches und ein österreichisches Telegraphenamt sind hier oben 1605 m hoch zu finden. Wie eine aufgerollte Landkarte lagen Schlesien und Böhmen vor uns da bis nach Breslau und Prag hin; sogar das Lausitzer Gebirge und das sächsische Erzgebirge konnte das Auge erspähen.

Hoch auf dem Gipfel
deiner Gebirge
steh' ich und staun' ich,
glühend begeistert,
heilige Koppe,
Himmelanstürmerin!

Blühende Sturen,
schimmernde Städte,
dreier Könige glückliche Länder
schau' ich begeistert,
schau' ich mit hoher,
inniger Lust.

(Ch. Körner.)

Nach Südwest öffnet sich der Riesengrund. Der gegenüberliegende Berghang scheint mit Silberbändern geschmückt zu sein. Es sind hinabstürzende Bäche. Zwischen den Wäldern breiten sich grüne Wiesen aus. Von den Berglehnen in der Tiefe schimmern kleine, graue Schindelhäuschen herüber. Auf der andern Seite schauen wir in den Melzergrund. Weiterhin erkennen wir deutlich alle Ortschaften des Hirschberger Thals, die langen Reihen der Dörfer und Städte, die Seen bei Warmbrunn und Erdmannsdorf, das freundliche Städtchen Schmiedeberg vor den Friesensteinen, die Linien der Straßen und Eisenbahnen. Was weiter als 20 km entfernt ist, hat blaue Färbung, und nur die Umrisse sind zu erkennen. Es war so klar, daß wir die Striegauer Berge, den Zobten, die Hohe Gule, die Heuscheuer, den Großen Schneeberg deutlich sahen. Aus der schlesischen Ebene hinter dem Bober-Ratzbach-Gebirge tauchten der Gröbzigberg und der Probsthainer Spitzberg auf, und aus dem Thale der Lausitzer Neiße schimmerte die Landeskronen herüber.

„Wie bist du doch so schön,
o du weite, weite Welt!“

Nach O. Baer und D. Rehner.

c. Eine Hörnerschlittensfahrt.

Wenn im Winter tiefer, hartgefrorener Schnee Steine und Knieholzhäusche bedeckt, kann man von manchen Stellen des Rammes aus den ganzen Abhang des Hochgebirges zu Schlitten hinablaufen. Wir begeben uns zur Prinz Heinrich-Baude. Jeder von uns besteigt einen Hörnerschlitten. Vorn sitzt je einer der Gebirgsleute als Führer; er faßt das hornartig gebogene Ende der Rufen und lenkt mit Armen und Beinen. Pfeilschnell gleiten wir den ersten steilen Abhang hinab, so daß uns Hören und Sehen vergeht. Die Schlitten fliegen und springen, als wären sie

toll geworden. Nun gleiten wir im Hochwalde schnell dahin. An der Schlingelbaude wird der Weg flacher. Aber kaum haben wir etwas Atem geschöpft, so tummeln sich die Schlitten aufs neue in rasenden Sprüngen. Der Schnee sprüht uns ins Gesicht. Wie in wilder Jagd scheint alles an uns vorüber zu stürzen. Mit Windeseile fausen wir an den Häusern von Brückenberg und an Kirche Wang vorüber, und erst unten am Waldhause läßt die Geschwindigkeit nach. Ein Ruck — und Krummhübel, unser Ziel, ist erreicht. In 17 Minuten sind wir 8 km weit hinabgefahren.

Nach A. Berthelt.

10. Aus dem Waldburger Berglande.

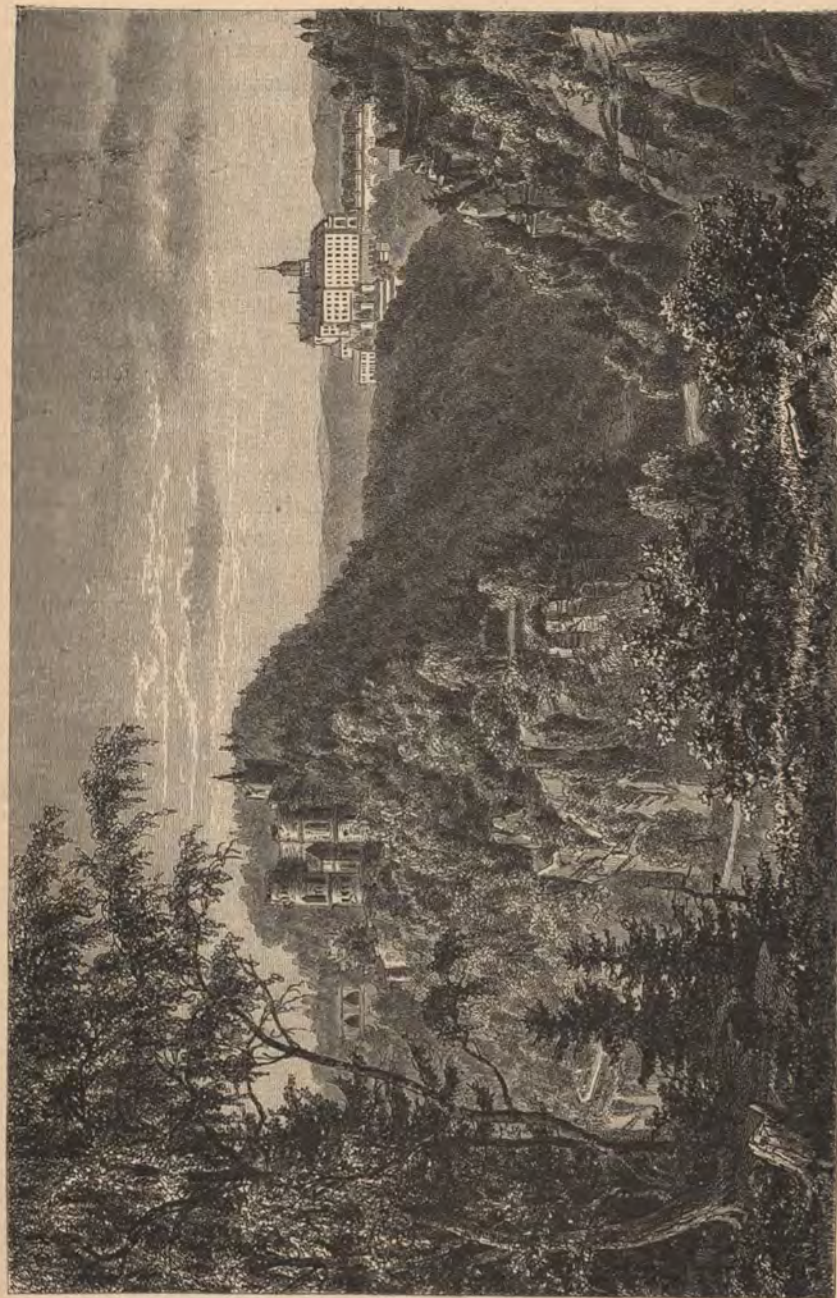
a. Fürstenstein. (Siehe Abbildung Seite 21.)

Auf dem Wege von Striegau nach Freiburg sieht man vom Zobten bis zum Isergebirge einen weiten Kranz schlesischer Berge vor sich ausgebreitet und mitten drin auf steiler, grüner Wand die Burg Fürstenstein. Seit etwa 400 Jahren ist sie im Besitze der edlen Familie Hochberg. Graf Heinrich VI. hat am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die schönen Anlagen im Fürstensteiner Grunde geschaffen, die seither viele Tausende von Schlesiern schon erfreut haben. Aus dem tiefen Thale, das mit Wald und Felsen bedeckt ist, blüht das rauschende Wasser des Hellebaches herauf. Uns gegenüber führt der Weg aus dem „Grunde“ zur sogenannten alten Burg hinauf, deren Thürme drüben aus dem Walde emporragen. Nach Norden hin erhebt sich auf unsrer Seite das neue Schloß mit einer herrlichen Blumenterrasse und einem uralten Turme aus der Zeit Bolkos I. von Schweidnitz. 40 Jahre waren nach der Mongolenschlacht vergangen, als dieser Herzog das ganze Land am Gebirge hin von Jauer bis Münsterberg beherrschte. Von der Volkoburg bei Volkenhain, wo er zuerst wohnte, verlegte er seinen Sitz nach der festen Burg, die er sich hier in der Nähe seiner Hauptstadt erbaut hatte.

Nach A. Demplin.

b. Der Hochwald.

Westlich von Waldburg erhebt sich der Hochwald, ein mehr als 800 m hoher Bergfeg, der dicht bewaldet ist. Von seinem Gipfel sieht man nach Norden in die weite Ebene hinaus; näher glänzt Fürstenstein herüber, und am Fuße des Berges dehnt sich weithin der berühmte Badeort und das Dorf Salzbrunn. Auf der andern Seite liegt das ganze Waldburger Bergwerksgebiet vor dem Beschauer, von links nach rechts Altwasser, Waldburg, Weißstein, Hermisdorf und Gottesberg. Auf allen Seiten wird es von den Bergen des Waldburger Gebirges eingeschlossen. Kaum ein Laut bringt aus der Tiefe herauf. Nur die Rauch-



Aus dem Fürstensteiner Grunde.
Die alte Burg (erbaut 1799).

Das neue Schloß.

wolken, die aus den Essen in die Luft gestoßen werden, mahnen an eine verborgene Welt tief unten im Schoße der Erde. Dort arbeiten in 28 Werken 17 000 Bergleute und fördern täglich etwa so viel Kohlen, als mit 900 Eisenbahnwagen fortgeschafft werden können.

c. Besuch eines Kohlenbergwerks in Weißstein.

Heute sollten wir zum erstenmal ein Bergwerk sehen, den Julius-schacht in Weißstein. Wir bekamen einen Grubenkittel, eine Mütze und eine Lampe. Dann führte uns ein Steiger, der unten seine Arbeiter überwachen und uns mitnehmen wollte, ins Hauptgebäude. Hier geht ein Schacht 200 m tief senkrecht in die Erde. Wir stiegen in einen forbartigen Kasten, der über der dunkeln Tiefe an einem aufgewickelten Seile schwebte. Der Steiger gab ein Zeichen, das Seil wickelte sich ab, und mit Schandern fühlten wir, wie sich der Boden unter unsern Füßen senkte. Plötzlich hielt das Fahrzeug; denn an dieser Stelle öffnete sich der wagerechte Seitengang, in den unser Steiger uns führen wollte. Auf einem Brette zwischen Schienengeleisen und Grubenwasser schritten wir gebückt und vorsichtig leuchtend in diesem Stollen vorwärts. In einem andern Gange kamen wir endlich zu vier Bergleuten, die hier gemeinsam arbeiteten. Sie begrüßten uns mit dem alten Bergmannswunsche „Glückauf!“ Einer der Häuer hatte eben Löcher in die Steinkohlenschicht am Ende des Ganges gebohrt und sie mit Pulver gefüllt; jetzt steckte er die Zündschnur an und flüchtete mit uns an einen sichern Ort. Ein Blitz, ein Krach, ein dumpfes Poltern, ein dichter Qualm — und dann fanden die Bergleute eine große Masse Kohlen abgesprengt. Was noch stand, hieben sie mit der Spitzhacke los. Ein Ledersturz am untern Rücken schützt sie vor dem herabtropfenden Wasser, wenn sie gebückt oder liegend arbeiten. Die Schlepper, meist junge Leute, luden die Kohlen in ihre vierrädrigen Wagen, die sie „Hunde“ nennen, setzten sie auf die Geleise und schafften sie an die Mündung des Stollens, von wo aus sie durch Maschinen im Schachte emporgehoben wurden. Hinter den Häuern war der Gruben-zimmermann beschäftigt, die neue Höhlung zu stützen, damit die Decke nicht niederbreche und die Bergleute verschütte. Nun zeigte uns der Steiger die gewaltige Maschine, die das Wasser hinausschafft, welches sich in der Tiefe des Bergwerks sammelt. Ein hoher Schornstein ragt vom Grunde der Grube bis über den Erdboden hinaus. In ihm wird die Luft erhitzt, damit die untere, verdorbene Luft des Bergwerks der oben ausströmenden heißen Luft nachdringe. Der Steiger zeigte uns auch die dicken Röhren, in denen von oben her den Stollen gute Luft zugeführt wird. An manchen Stellen sammelt sich eine Lustart, die alle lebenden Wesen niederschlägt, wenn sie sich entzündet. Der Bergmann hütet sich vor solchen „schlagenden

Wettern“, indem er seine Lampe an gefährlichen Stellen nie öffnet. Als wir wieder ausgefahren waren, sahen wir, wie die heraufkommenden Kohlen zur Verladebühne gefahren und dort in Eisenbahnwagen geschüttet wurden. Wagen mit nutzlosem Gestein wurden an der Schutthalde entleert. Wir warfen noch einen Blick auf die 16 großen Dampfkessel, auf die großen vom Dampf bewegten Siebe, mit denen die Kohlen sortiert werden, auf die Kohlenwäscherei und auf den Zimmermannsplatz. Unterdessen war der Abend angebrochen. Mit herzlichem „Glückauf!“ schieden wir von dem Orte, wo wir so vieles Wunderbare unter und über der Erde geschaut hatten. Aus den Schloten der nahen Koksanstalt schlugen die Flammen und erleuchteten taghell die beginnende Nacht. In Waldburg und Neu-Altvasser loderten die „Fische“ der Porzellanfabriken zum Himmel empor. Gott segne das Thal und seine gewerbsfleißigen Bewohner!

Wald E. Menzel.

11. Aus der Grafschaft Glatz.

a. Das Heuscheuergebirge.

1. Vom Thale der Reinerzer Weistritz erheben sich nach Nordwesten 15 km weit zwei Gebirgszüge. Sie sind etwa 7 km breit und durch eine Hochfläche verbunden. Der östliche endet mit der Großen Heuscheuer. In diesem



Die Heuscheuer.

Gebirge aus Quadersandstein giebt es nicht sanft ansteigende Lehnen und gewölbte Rücken, sondern zerklüftete Felsmassen, die schroff abstürzen, wild zerrissene Schluchten und tiefe Thäler. Tausende von Fremden reisen jährlich hierher, um die merkwürdigen Steingebilde zu bewundern und von den Zinnen der gewaltigen Felsenburg weit ins Land hinein zu schauen. Dadurch kommt Leben und Geld in diese Gegend, die nur wenig ergiebiges Ackerland und deshalb nur einige kleine Ortschaften enthält.

2. Erst vor etwa 100 Jahren ist ein bequemer Aufstieg zur Großen Heuscheuer hergestellt worden. Es mußten Stufen in die Felsen gehauen

und tiefe Felspalten überbrückt werden. Wundersame Felsgebilde finden wir hier, z. B. ein beladenes Kamel, zwei Schiffe, einen Bären, einen schlafenden Mohren, eine Kanzel. Auf 80 Stufen steigt man von der Hochfläche des Berges in eine tiefe Schlucht hinab. Es scheint, als ob eine ungeheure Gewalt die hohen Felswände auseinandergerissen hätte. Tief unten zwischen Felspalten erreicht die Sonne ein Stücklein der Schlucht; dort ist grüner Rasen. Das Wasser hat überall Rinnen, Gruben, Becken in dem Sandsteine ausgewaschen. Die Kanten hat es abgeschliffen, die Unterlagen zerbröckelt. Der höchste Fels auf dem Scheitel ist der Großvaterstuhl. Bei schönem Wetter ist es entzückend, von hier aus die Berge und Thäler der Grafschaft zu überschauen. Durch die Lücke des Warthapasses leuchtet in weiter Ferne Kamenz, einst eine böhmische Burg, jetzt das herrliche Schloß des Prinzen Albrecht von Preußen.

3. Hinter der Heuscheuer beginnt jenseit der böhmischen Grenze ein dritter Zug. Nach Norden hin nimmt er an Höhe ab. Er endet in dem Felsenthale von Weckelsdorf und Adersbach, das auch von Schlesiern gern besucht wird.

Nach J. Ruhen und F. Schrollen.

b. Der Große Schneeberg.

Im Südosten der Grafschaft Glatz, wo Böhmen, Mähren und Schlesien zusammenstoßen, erhebt sich der Große Schneeberg. Nicht selten ist sein Gipfel 7 Monate lang mit Schnee bedeckt. Die Schneekuppe ist um 180 m, der Altwater nur um 65 m höher als er. Man kann den Schneeberg von Westen her durch den Wölfsgrund besteigen oder von Landeck her durch den Klessengrund. Durch dichten Fichtenwald gelangt man in die Nähe des gewaltigen Gipfels, der ringsum steil emporsteigt. Hier werden die Fichten je mehr und mehr verkrüppelt und übermoost; viele sind vom Schnee zerbrochen. Die Ebereschen auf dieser Höhe bleiben niedrig wie Strauchwerk.

Endlich hört jeder Baumwuchs auf, und die große, kahle Scheitelfläche beginnt. Sie mißt von Süden nach Norden 380 m, von Westen nach Osten 540 m. Im Juli gleicht sie einer blumigen Wiese. Hier singt die Berglerche ihr Lied. Ein kleiner, schwarzer Schmetterling mit weiß gesäumten Flügeln hat auf der einsamen Höhe seine Heimat. Nicht selten wagen sich Hirsche und Rehe aus dem Bergwalde in diese schauerliche Stille. Wer sich hier oben zur Erde niederläßt, dem erscheint der Berg wie eine Insel im Meere, dessen Küsten erst in weiter Entfernung auftauchen. Aber umwandern wir weiter unten den Rand der Scheitelfläche, so schauen wir die schönen, bergumkränzten Thäler, aus denen der Berg aufsteigt. Wie herrlich leuchtet uns das Thal der Viele bis Landeck entgegen! Die Wasser des Berges werden theils durch die Glaser Reife und die Oder weit nach dem Norden, theils durch die March und die

Donau weit nach dem Süden unser Erdtheils geführt. Hinter den anmutigen Gefilden der Grafschaft erhebt sich im Nordwesten die Felsenburg der Heuscheuer, und über ihr in weiter Ferne schimmern die Finnen des Riesengebirges.

Nach J. Ruhen.

12. Reinerz und andre schlesische Kurorte.

Im südwestlichen Teile der Grafschaft Glatz liegt zwischen den steilen Lehnen des hohen Menzgebirges und der Heuscheuer das Bad Reinerz. Das grüne Thal, in das die Häuser des Ortes zwischen Blumengärten und Baumgruppen hingestreut sind, wird von der silberhellen Weistritz in steinigem Bette durchrauscht. An vielen Orten der muldenförmigen Senkung quellen die eisenhaltigen, kohlensauren Wassermassen hervor, um derentwillen alljährlich Tausende auf den Rat ihrer Ärzte hierherkommen. Diese Kurgäste wollen nach schwerer Krankheit sich wieder kräftigen, oder ein beginnendes Leiden soll aufgehalten und geheilt, ein unheilbares gemildert werden. Einer trinkt nach Verordnung des Badearztes von der lauen, ein anderer von der kalten Quelle. Dieser trinkt „den Brunnen“ mit Wolke, jener ohne Zusatz. Der eine badet in Mineralwasser, ein zweiter in schwarzer Moorerde, ein dritter erfrischt sich im Gießbade. Mancher Kurgast darf nur auf sanft ansteigenden Wegen am nahen Berghange sich langsam bewegen; ein anderer soll weit hinein in die schönen Bergwälder wandern. Auch Langenau, Eudowa, Charlottenbrunn und Flinsberg haben eisenhaltiges Wasser. Die Heilquellen Salzbrunn sind salzig, wie die von Goczalkowiz und Jastrzemb. Die warmen Quellen, aus denen die Bäder in Warmbrunn und Landeck gespeist werden, sind schwefelhaltig. Da alle diese Badeorte nicht bloß in den Heilquellen, sondern auch im Klima verschieden sind, so hat jeder seine eigne segensreiche Wirkung. Das walbreiche Muskau hat die Luft der Tiefebene; Warmbrunn liegt 250 m, Salzbrunn 310 m höher. Görbersdorf und Reinerz sind unter den schlesischen Kurorten am höchsten gelegen.

Nach V. Dengler.

13. Schlesiens Kornkammer.

Am Fuße der Sudeten von Ratibor bis Görlitz findet man 30—60 km weit nach der Oder zu fast überall sehr fruchtbaren Boden. Man nennt diesen Landstrich die „Kornkammer“ Schlesiens. Hier giebt es wohlangebaute Felder und große, stattliche Dörfer; hier liegen die wohlhabenden Städte Leobschütz, Neustadt, Reife, Frankenstein, Reichenbach i./Schl., Schweidnitz, Freiburg, Striegau, Jauer, Goldberg, Liegnitz, Haynau, Bunzlau, Lauban, Görlitz.

Der vortreffliche Boden in der Nähe von Liegnitz und auf der ganzen Hochebene nach dem Gebirge zu liefert Getreide in Fülle. Die nächste Umgebung der Stadt bringt vor allem Gemüse hervor. Da befinden sich die berühmten Liegnitzer Kräutereien. Aber nur bei unverdrossener Mühe und Arbeit bringt der gute Boden reichliche Frucht. Ein altes

Spruchwort sagt: „Wer Kräuter werden will, darf keine Kreuzschmerzen haben.“ Oft muß sich ja der Kräuter den ganzen Tag bücken, um bald hier bald da zu säen, zu pflanzen, zu jäten, zu behacken oder einzuernten. Maschinen und Zugvieh kann er nicht verwenden. Die Hacke, der Spaten, die Hände sind seine Werkzeuge. Viel Liegnitzer Gemüse wird nach England und Holland verkauft, und zur Erntezeit hat die Bahnverwaltung oft Mühe, die großen Massen Gurken, Zwiebeln, Kraut, Blumenkohl, Sellerie schnell zu verladen und zu befördern.

Immitten der fruchtbaren Hochebene zu beiden Seiten der Wärenden Neiße liegt Jauer. Bis zum Volkshainer Ländchen hin zieht sich eine Reihe der stattlichsten Bauernhöfe. Von der Hohenfriedberger Siegeshöhe überschaut man die große Striegauer Fruchtebene. Im Thale des Striegauer Wassers liegt das Dorf Laasan. Seit den Befreiungskriegen waltete hier Graf Friedrich von Burgchau als Gutsherr. Er hat mehr als 30 Jahre an der Spitze der schlesischen Landwirte gestanden, die er zu einem großen Vereine verband. Dieser sucht Landwirtschaftsschulen zu gründen, tüchtige Hufschmiede auszubilden, tiefe Äcker zu entwässern, besseres Vieh einzuführen und durch Tierschaufeste und Maschinenmärkte zu Verbesserungen anzuregen.

Von Schweidnitz schlängelt sich die Weißitz durch saftgrüne Wiesen zwischen sanft geneigten Höhen mit üppigen Feldern. Im Peilethale gedenken wir Moltkes, der hier als Gutsherr von Kreisau sich des goldnen Erntesegens erfreute. Ein Blick von Reichenbach aus nach dem Culengebirge zu sagt uns, daß in den langen Dörfern dieser Gegend die Fabrikthätigkeit vorwiegt. Aber hinter Gnadenfrei, das so regelmäßig und sauber dast liegt und so ernste, friedliche Bewohner hat wie die andern Niederlassungen der Herrnhuter, finden wir eine sehr fruchtbare, weite Ackerenebene. In ihrer Mitte liegt Frankenstein an der berühmten Königsstraße, auf der so oft die böhmischen Könige als Herren Schlesiens von Glatz und Wartha über Nimptsch nach Breslau gezogen sind. Es ist eine Lust, im Frühlinge die weiten Reihen der blühenden Obstbäume dieser Landschaft zu sehen. Frankensteiner Weizen ist berühmt, und das Gemüse dieser Gegend wird weithin in die Badeorte der Grafschaft Glatz versandt.

Von der Terrasse des Ramenzer Schlosses aus schaut man die üppigen Wiesen und Äcker des Reißethales, dahinter die Gebirge der Grafschaft. Friedrich der Große nannte es die reizendste Gegend von der Welt. Folgt man der Ohle, die östlich von Ramenz entspringt, so gelangt man zu den fruchtbaren Niederungen von Münsterberg und Strehlen, wo Weizen, Zuckerrüben und Gemüse vortrefflich gedeihen. Immitten der gesegneten Gefilde, die von Patschkau bis Ratibor sich hinziehen, erhebt

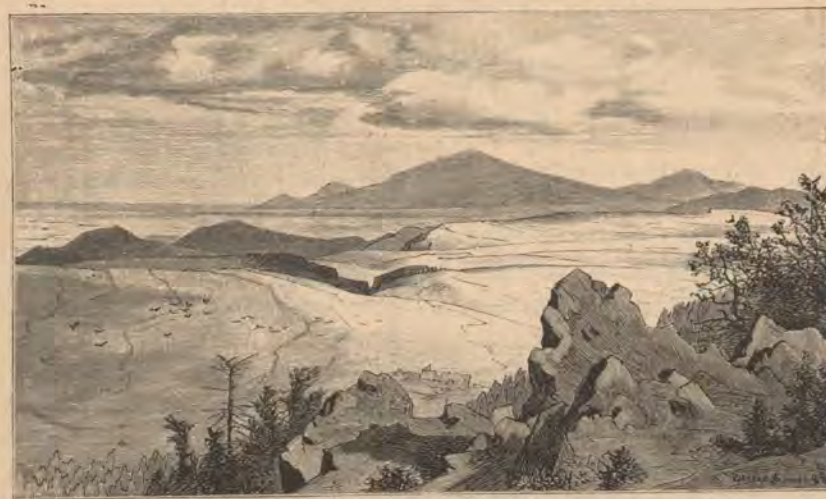
sich die freundliche Stadt Neiße, von deren Festungswällen man einen überraschend schönen Blick bis hin zum Glatzer Gebirge hat.

Noch wohnt in Schlesiens Hütten ein biedrer Menschenschlag,
der für sein Heim gestritten an manchem heißen Tag.
Er führt den Pflug bescheiden und schwingt voll Mut sein Schwert
und hat in allen Leiden sich treulich stets bewährt. (Kalbeck.)

Nach F. Schrollen.

14. Der Zobten.

Auf der Vogelklippe, einem Berge 4 km nördlich von der Stadt Waldenburg, erblickt man nach Norden und Osten hin eine weilige Landschaft, die einem großen, tief gefurchten Ackerfelde gleicht. Hinter den Bögendorfer Bergen breitet sich die Schweidnitzer Ebene aus. Über ihr erhebt sich im Hintergrunde, 30 km entfernt, der Zobtenberg. Er ragt 500 m aus der Niederung empor. Der Geiersberg und der nähere Röltschener Berg schließen sich rechts an.



Der Zobten, von der Vogelklippe (bei Altwasser) aus gesehen.

Von Breslau führt eine Eisenbahn in 90 Minuten am Städtchen Zobten vorüber zum Nordfuße des Berges. Die Steinbrüche der Gegend versorgen weithin Stadt und Land mit schönem Granit. In Gorkau sind große Keller für eine Brauerei künstlich in den Felsen gehöhlt. Durch herrlichen Wald steigt man von hier aus auf steilem Wege den Berg hinan. Statt des Granits wird weiter oben ein schönes, dunkles Gestein mit schillernden Flächen gefunden. Auch die Steinmassen des Gipfels bestehen aus solchem „Zobtenfels“.

Welch ein herrlicher Blick in das schlesische Gebirge erfreut den Wanderer auf der Höhe! Im Westen ragt der Gröbzigberg hervor, im

Südosten die Bischofskoppe; dazwischen liegt der ganze Zug der blauen Berge vom Riesengebirge bis zum Altvater hin und vor ihnen eine herrliche Ackerene mit Städten und Dörfern. Nach Osten und Norden schweift der Blick weit über das Oberthal mit seinen dunklen Wäldern, mit seinen Städten und Dörfern bis zu den Höhen des Landrückens. Wie ein Garten Gottes erscheint hier das Schlesierland. Der Hobten aber steht wie ein lieber, alter Freund unter den Bewohnern der Landschaft. Auch als Wetterprophet wird er von ihnen geschätzt.

A. Ernst.

Ach Zutaberg! Du schiener blooder Hübel,
du bist urnär a Wächter uf em Turm,
du meldst uns iglich Gutes, iglich Übel,
du meldst uns Rügen, Sunneschein und Sturm.
Wie uste ha ich nich aus meinem Stübel
nach dir gelinzt und deiner Ohnesurm:
denn warsche blau, do kunnt ma Rügen spieren,
und warsche grau, do gingen ber spazieren.
Do stihst de noch uf deiner alen Stelle
und sist uf de Verwirrung um diich här!
's is viel passiert, du schläfscher Altgeselle,
mitunter gings ooch bluttig zu und schwär:
bis uben nuff zu deiner Waldkapelle
drung ju der Krig mit seinem Schiffgewähr . . .
Du oder stihst a Hirte mid a Lammeln,
de Lammelnwülkel lufst de um diich sammeln.

A. v. Holtei.

15. Betriebsamkeit der Schlesier.

Die Schlesier sind ein betriebsames Volk. Wenn auf den Feldern der Ebene die Garben rauschen, tönt auf den Hochweiden der Gebirge das Geläut der Herdenglocken. In den Dörfern der Wiesenthäler füllt duftiges Heu die Krippen des trefflichen Viehes. Der Imker bringt seine Bienen auf die Blumenflur der Heide. Die Fischer an den Teichen der Bartsch-Niederung freuen sich des Wachstums der jungen Brut, die sie eingeseht haben, und die Bauern auf den benachbarten Höhen pflücken froh die ersten Kirschen, mit denen neugepflanzte edle Bäume prangen. Um Ohlau zieht man Tabak. Aus den Wäldern des Landrückens, des Oberthals und der Heide fahren die Bauern mächtige Stämme zur Sägemühle. Ganze Scharen rüstiger Holzarbeiter ziehen im Herbst und Winter aus den Gebirgsdörfern in den Hochwald; von früh bis spät krachen dort niederstürzende Bäume. — Rege Thätigkeit herrscht auch auf dem Gebiete des Fabrik- und Gewerbetreibens. Emsig graben Männer und Frauen bei Scharlei den erdartigen, rötlichen Galmei, aus dem in qualmenden Hüttenwerken Zink bereitet wird. Nach allen Weltteilen wird Zinkblech aus den oberschlesischen Walzwerken versendet. In den Hüttengebieten Oberschlesiens lärmen die Eisenhämmer, und es dröhnt und pocht und raucht und stampft in den großen

Arbeitshallen. In Gleiwitz wird durch Maschinen glühender Draht zu Nägeln gepreßt; unter betäubendem Getöse drehen sich die großen Trommeln, in denen die entstandenen Nägel herumgewirbelt und so gereinigt werden. In Görlitz, Liegnitz, Breslau, Brieg, Waldenburg, Rattowitz u. a. D. baut man treffliche Maschinen. Bei Striegau und Strehlen, an der Landeskronen und am Hobten bricht man Granit. Manch kunstvolles Grabkreuz unsrer Kirchhöfe stammt aus den Marmorbrüchen von Reize oder Prieborn bei Strehlen. In den Steinbrüchen von Radwitz bei Löwenberg und Warthau bei Bunzlau werden große Sandsteinblöcke abgesprengt, und unter den Händen fleißiger Steinmetzen verwandeln sie sich in schöngeformte Bausteine und Säulen. Bei Gogolin in der Nähe des Annaberges dampfen die Kalköfen, und bei Oppeln rauchen die Schloten der großen Fabriken, in denen aus dem Kreidemergel der Gegend täglich Hunderte von Tonnen Zementes hergestellt werden. Aus Freiburg und aus der frühern Bergfestung Silberberg gehen Uhren aller Art hervor. In Waldenburg ist aus kleinen Anfängen durch die Umsicht und Thatkraft eines schlichten Mannes eine große Porzellanfabrik entstanden, die mehr als 1000 Arbeiter beschäftigt. Mächtige Spiegelglas-Scheiben für die Schaufenster der Kaufleute entstehen in Altwasser. In glühender Hitze arbeiten die Glasbläser zu Schreiberhau und zu Penzig in der Oberlausitz an allerlei Glasgefäßen, an Lampenglocken und Cylindern. Im Hirschberger Kreise erfolgt an vielen Orten in den Familien die Veredelung des Glases, nämlich das Schleifen, Schneiden, Malen und Vergolden. Am Fuße des Eulengebirges und im obern Weistritzthale reiht sich in langen Dörfern eine Fabrik an die andre. Hunderte von Webstühlen werden dort durch Dampfmaschinen getrieben. An vielen Orten, besonders im Reichenbacher Kreise, giebt es immer noch Weber, die ihr Gewerbe zu Hause ausüben und durch Frau und Kinder dabei unterstützt werden. Doch vermindert sich die Zahl der Handwebestühle überall. Bei Landeshut und Lauban liegen große Stücke Leinen auf der Bleiche. In Schmiedeberg verfertigt man aus unansehnlichen Wollensäden farbenprächtige Teppiche. Görlitz, Sagan und Grünberg versenden ihre Tuche bis in fremde Erdteile. In vielen Zuckerfabriken verwandeln sich Zuckerrüben in stattliche Zuckerrüben. Große Gerbereien zu Brieg und Striegau liefern weithin ihr treffliches Leder. Die Schuhmacher von Neustadt in Oberschlesien und von Neumarkt bewahren ihren alten Ruf. Unter der geschickten Hand des Bunzlauer und Raumburger Töpfers entsteht auf der Drehscheibe thönerne Geschirre, das weit und breit berühmt ist. Im Kreise Hirschberg blüht besonders die Spitzenverfertigung, Buchbinderei, Drechserei und Holzschnitzerei. Etwa in 2500 Familien der Grafschaft Glatz werden Schachteln für schwedische

Bündhölzer verfertigt. Kinder von 5 Jahren an üben sich darin und erlangen bald eine große Gewandtheit. Eine Mutter mit 3 Kindern bringt in der Woche 3000 bis 4000 Schwedenschachteln fertig. An vielen Orten rauchen Brennereien und klappern Mühlen, und viele schlesische Brauereien versenden ihr reines und wohlschmeckendes Bier auch in andre Provinzen. Wer vermöchte alles aufzuzählen, was aus den Händen fleißiger Schlesier in Garten und Feld und Wald und Wohnstube und Werkstatt und Fabrik hervorgeht?

Welch ein geschäftiges Treiben an den Häfen zu Kosel, Maltsch und Neusalz! Welch bedeutender Verkehr auf den Güterbahnhöfen unsrer größern Städte! Welch ein lebhafter Handel und reger Austausch der Erzeugnisse zwischen Stadt und Land auf den verschiedenen Märkten der Provinz!

Ja, allenthalben sehen wir unsre betriebsamen Landsleute geschäftig, Güter der Natur zu gewinnen oder zu pflügen oder zu veredeln oder fortzuschaffen oder umzutauschen. A. Ernst.

16. Dichtungen in schlesischer Mundart.*)

a. Aus „*Obernigl*“ von Karl v. Holtei.

Denk ich doch schilgemol dran; das warn mer saelige Tage,
wenn ich nach Obernigl ging, im Winter aber im Summer,
aus däm Tees in der Stad zum heemlichen Dörfel; ach Jemersch!
Tage lang freut' ich mich schund zuvor und zählte de Stunden
und zur Nacht fuhr ich uhf im Troome, als waer' ich schun draussen,
hierte de Tagel und sa'g beim Förschterhäusel se schwänzeln.

Dörfel, wie lachst de mich ahn und Abend, wie bist de su sanfte.
Sunne, wie färbst de su blant de Wälder; und Lüstel wie reene
ziht i'r um Garten und Jaum! . . . mei Herze, wie bist de su glücklich!
Schlaesing, Mutterland du, diich lieb ich immer; dich lieb' ich,
eb ich in Grafenort stih uf starren Gebirgen und Felsen?
Eb ich in Obernigl gih durch sandiges Kieseergebüsch?
Uben und unden und hie und do wie überall meen' ich,
daß ich derheeme bihn!? . . . In der Schlaesing bihn ich derheeme! —

b. Das Grab.

Ei der Schlaesing mitten drinne leit a Dörfel, 's ihs 'ne Pracht;
ufm Kirchhof hoat der Voater fur a Suh'n Quottier gemacht.

Underm frisch bewachsenen Hübel schläft und ruht sei treues Herz,
und begroaben liegen miet ihm Surcht und Hoffnung, Lust und Schmerz.

Uf traulich is 's und heemlich, afu feierlich um 's Groab,
denn de Engel giehn umgedig durt als Schildwach uf und ob.

Ufm Kreuze stieht's geschrieben, und de Linde flüstert's stäts:
Ruh diich aus im Mutterlande, junger Held vo Königrätz. A. Högl.

*) Holtei: Vgl. S. 28.

Geschichtliches.

I. Aus der Zeit der polnischen Herrschaft (bis um 1200).

1. Einwanderung slawischer Völker. Zur Zeit, da der Heiland der Welt geboren wurde, war unser Heimatland ein großer, dichter Wald. Wasserreiche Bäche und Flüsse und der Oberstrom durchrauschten ihn. Sie und da stand das Gehöft eines Germanen. Aber 400 Jahre später verließen diese Ureinwohner Haus und Hof und zogen mit Weib und Kind, mit Vieh und Hausgerät in südlichere Länder. In dieser Zeit der großen Wanderungen drangen von Osten her Völker nach Schlesien herein, die anders ausfahen und sprachen, anders sich kleideten und andre Gebräuche hatten als die germanischen Völker. Es waren Slawen. Zuerst ließen sich Wenden hinter dem Bober nieder. Ihnen folgten Polen. Sie siedelten sich an der Oder auf hohem Ufer oder an ihren Zuflüssen da an, wo sie den Boden mit ihren hölzernen Pflughaken leicht bearbeiten konnten. Auf dem Zobtenberge, den sie Slenz nannten, opferten sie ihren Göttern. Nach diesem Berge erhielt dessen Umgebung und später das ganze Land den Namen Schlesien.

2. Eroberung durch Polen und Einführung des Christentums. Es war aber immer Streit um das mittlere schlesische Oberland zwischen den Herzögen der Tschechen, die nach Böhmen eingewandert waren, und den Herzögen der Polen, die nordwärts im Warthelande saßen. 965 wurde der polnische Herzog Mesko ein Christ. Er soll befohlen haben, am Sonntage Lätare des folgenden Jahres überall in seinem Reiche die Götzentempel niederzureißen, die Götzenbilder zu zerbrechen und in die Sümpfe zu versenken. 25 Jahre später gelang es ihm, den Böhmen die Burg Nimptsch zu entreißen und sich in der Landschaft des Schlesierberges festzusetzen. Doch erst Meskos Sohn, Boleslaw der Tapfere, eroberte Schlesien völlig. Auch die schlesischen Polen wurden nun allesamt gezwungen, sich taufen zu lassen. Über die neuen christlichen Gemeinden in Schlesien ward ums Jahr 1000 ein Bischof gesetzt.

3. Beseitigung und Wiederherstellung der christlichen Ordnung und der polnischen Herrschaft. Die Getauften hielten zwar die Fasten und konnten das Zeichen des Kreuzes machen; auch lernten sie das Glaubensbekenntnis und einige christliche Gebete; aber im Herzen blieben viele von ihnen Heiden

Als nun der Herzog Boleslaw, den sie gefürchtet hatten, gestorben war, verbrannten sie die Kirchen und ermordeten oder vertrieben die Geistlichen. Der Bischof flüchtete. Das Christentum verschwand fast völlig in Schlesien. Dazu erhoben sich die Bauern gegen ihre Gutsherren. Diese Verwirrung benutzten die Böhmen. Ihr Herzog fiel in Schlesien ein, eroberte den polnischen Marktplatz Breslau und zerstörte die polnische Burg Wartha. Dagegen errichtete er auf einem Felsen an der Glazer Reife die Burg Kamenz. Doch bei seinem Tode im Jahre 1100 fiel Schlesien an Polen zurück. Nach diesen Stürmen wurde die christliche Kirche aufs neue fest gegründet. Ein schlesischer Edelmann, Namens Peter Wlast, soll mehr als 70 Kirchen erbaut haben. Am Zobtenberge stiftete er das erste Kloster unsers Heimatlandes. Da jedoch die Mönche das raue Wetter der Gegend nicht vertragen konnten, so siedelten sie später auf die Sandinsel in Breslau über.

Schlesien war damals immer noch schwach bevölkert. In den elenden Hütten der polnischen Dörfer hausten wie zuvor leibeigene Bauern und Handwerker. Sie mußten dem Grundherren Holz schlagen, die Burg bauen oder ausbessern und allerlei Geräte herstellen. Von den Fischen des Wassers, dem Honige der Heide, dem Getreide des Felbes hatten sie der Gutsherrschaft, der Kirche und dem Herzoge je einen Teil abzugeben. Auch die polnischen Städte bestanden aus armseligen Hütten, aber sie waren durch Bretterzaun und Graben ringsum geschützt. Auf dem Markte bezahlten die Landleute oft noch mit Schwänzen der Marder und mit Fellen der Eichhörnchen. Doch gab es auch schon dünne Münzen aus schlesischem Kupfer und Silber.

Nach H. Kuchy.

II. Aus der Zeit selbständiger schlesischer Herzöge (etwa von 1200—1327).

1. Schlesien wird ein deutsches Land.

1. **Eigene Herzöge deutscher Gesinnung.** Im Jahre 1163 kam Schlesien an Herzöge, die mit ihrem Vater, aus Polen vertrieben, 17 Jahre in Deutschland gewesen waren. Sie hatten das deutsche Volk, seine Sprache und Sitte schätzen gelernt und sahen es gerne, wenn sich wieder Deutsche in ihrem früher schon deutsch gewesenem Lande ansiedelten. Auch verdankten sie es dem deutschen Könige, ihrem Verwandten, daß sie Schlesien erhalten hatten, und fragten nur wenig nach dem polnischen Oberherrn. Boleslaw der Lange bekam Breslau, Liegnitz, Oppeln; sein Bruder Mesko wurde Herzog von Ratibor und Teschen. Konrad war noch minderjährig und erhielt später Glogau.

2. **Deutsche Mönche und neue deutsche Dörfer.** Boleslaw rief Mönche aus dem deutschen Kloster Pforta a. d. S., wo seine Mutter und seine erste Gemahlin begraben lagen, nach Schlesien. Hier gründeten sie mit seiner

Hilfe mitten im Oberwalde das Kloster Leubus. Die Mönche riefen aus ihrer Heimat deutsche Ansiedler in die ihnen geschenkten Dörfer. Auch gaben sie manchem Unternehmer eine ganze Dorfflur in einer noch unbebauten Gegend, damit er dort ein neues deutsches Dorf gründe. Solch ein mutiger Mann brachte tüchtige Leute aus seiner fernen Heimat herbei und wies jedem sein Land zu. Er selbst behielt einen größern Teil und wurde Schulze des Dorfes.

3. Große deutsche Einwanderung zur Zeit Heinrichs des Bärtigen.

Auf Boleslaw folgte 1202 sein Sohn Heinrich der Bärtige. Er und seine Nachkommen regierten als selbständige Herzöge. Da ihm sein Oheim, der Herzog von Ratibor, mit Hilfe des polnischen Großfürsten Oppeln entriß, trennte er sich ganz von ihm. Ja er ließ an der Grenze seines Landes, in den Wäldern an der Glazer Reife und hinter Kreuzburg einen Grenz-Schutzwall aus Baumstämmen aufschichten. So sonderten sich damals zuerst Ober- und Niederschlesien. Heinrich der Bärtige von Niederschlesien hat am meisten dazu beigetragen, daß Schlesien ein deutsches Land geworden ist. Zu seiner Zeit wanderten deutsche Ritter, Geistliche, Bürger, Handwerker und Bauern in großer Zahl ein. Was trieb sie dazu? Die Ritter erhielten für ihre Dienste große Gebiete des bewaldeten Landes. Die Geistlichen fanden in den reichen Stiften freundliche Aufnahme. Die Bürger und Bauern kamen schnell und leicht zu einem eignen Besitz. In den neuen deutschen Gemeinden waren sie frei von allen Diensten der polnischen Dorfleute und besaßen ihre Güter als freies Eigentum. Darum arbeiteten sie mit Freuden. Dem Grundherrn zahlten sie einen Grundzins. Auch an die Kirche entrichteten sie eine bestimmte Abgabe. Deshalb suchten Fürsten, Äbte und adlige Herren in ihrem Gebiete immer neue deutsche Dörfer zu gründen. Viele derselben wurden nach dem Gründer benannt. So entstanden z. B. Kunzendorf, Heinrichsdorf oder Hemmersdorf, Günthersdorf, Ludwigsdorf, Petersdorf, Waltersdorf, Wernersdorf, Gerhardsdorf oder Gersdorf oder Giersdorf, Dieterichsbach oder Dittersbach.

4. **Neue deutsche Städte.** Damals wurde auch eine neue deutsche Stadt nach der andern erbaut, so Neumarkt, Löwenberg, Goldberg, Raumburg am Queis, Reife, Steinau an der Oder, Guhrau, Ohlau, Oppeln und Ratibor. Noch heute erkennt man ihre Anlage. Die Reste der alten Stadtmauer mit Thortürmen, oft auch noch Spuren alter Wallgräben zeigen den Umfang der alten Stadt*). Der deutsche Ritter, dem der Landes-

*) Vgl. S. 52. Eine kleine schlesische Stadt 1805.

herr die ganze Einrichtung einer Stadt überlassen hatte, ward Stadtrichter. Er entschied die Rechtshändel gemeinsam mit einigen Bürgern. Die neuen schlesischen Städte bekamen ebensolche Rechte und wurden ebenso verwaltet wie die des Deutschen Reiches. Zum Vorbilde nahm man die Stadt Magdeburg.

Nach H. Luchs und H. Adamy.

2. Herzogin Hedwig von Niederschlesien.

Im Jahre 1187, drei Jahre vor dem Tode des Kaisers Friedrich Barbarossa, verheiratete der niederschlesische Herzog Boleslaw seinen Sohn Heinrich mit Hedwig, der Tochter eines angesehenen deutschen Großen. Sie war in einem Kloster am Main fromm erzogen worden. 15 Jahre später kam ihr Gemahl, Heinrich der Bärtige, zur Regierung. Nun bat ihn Hedwig, zu Trebnitz eine heilige Stätte zu gründen, wo Jungfrauen und Frauen als Nonnen Gott dienen könnten. 17 Jahre dauerte der Bau des stattlichen Klosters. Von allen Seiten erhielt die Stiftung große Geschenke. Hedwig gab dem Kloster so viel des besten Ackers, als man mit 400 Gespannen bestellen kann. Nach 23jähriger Ehe zog sie selbst sich in die klösterliche Einsamkeit nach Trebnitz zurück. Aber als ihr Gemahl in Gefangenschaft geriet, reiste sie sofort zu ihm in die weite Ferne, und auf die Bitte der Fürstin ward er freigelassen. Die letzten 40 Jahre ihres Lebens soll sie gefastet, rauhe Unterkleider und einen knotigen Gürtel getragen haben. Zuletzt kleidete sie sich wie die Trebnitzer Nonnen. Sie wohnte aber nicht im Kloster, sondern in einem nahen Hause. Bis zu ihrem Tode übte sie Werke der Barmherzigkeit.

Schweres Unglück ist über sie gekommen. Ihre Tochter Gertrud ging ins Kloster zu Trebnitz, weil ihr Bräutigam seinen Herrn, den Kaiser, erschlagen hatte. Ihre Nichte, Elisabeth von Thüringen, nach der die Elisabethkirche in Breslau genannt ist, ward aus der Heimat vertrieben. Hedwigs Gemahl starb, und drei Jahre darauf ward ihr einziger Sohn, Herzog Heinrich der Fromme, von den Mongolen in der Schlacht getötet. Als sie diese Nachricht empfang, sprach sie: „Ich danke dir, Herr, daß du mir einen solchen Sohn gegeben, der mich nie kränkte. Wenn ich ihn auch viel lieber mit mir auf Erden hätte, so tröste ich mich doch, daß er bei dir im Himmel ist.“ So gottergeben trug sie alles Leid.

Die fromme Fürstin starb 1243 und ward in Trebnitz bestattet. 24 Jahre später wurde sie vom Papste heilig gesprochen. Seit dieser Zeit wallfahrten viele Katholiken alljährlich zu dem Grabe der „heiligen Hedwig“, um dort zu beten.

Nach H. Luchs.

3. Der Mongoleneinfall in Schlesien. 1241.

1. Der Mongolenzug von Oberschlesien bis Liegnitz. Im Jahre 1241 brach ein Schwarm Mongolen von Polen her in Schlesien ein. Sie gehörten zu einem Volke, das in ungeheuren Massen aus Asien nach Rußland vorgeedrungen war und dort alles erobert und verwüstet hatte. Die Mongolen waren häßliche Leute. Ihre Augen waren schief geschliffen, ihre Backenknochen traten hervor, ihre Beine waren gekrümmt. So wild waren sie, daß sie weder alt noch jung, weder Weib noch Mann schonten. An der Seite bligte das krumme Schwert. Auf dem Rücken klrten Köcher und Bogen. In der Hand schimmerte die eisenbeschlagene Lanze. Bei Doppeln versuchten die oberschlesischen Herzöge, ihnen den Weg über die Oder zu sperren, aber vergebens. Auf der linken Oberseite wälzte sich nun der Schwarm der Mongolen nach Breslau zu. Dort hatten die Bürger die eigentliche Stadt verlassen und sich in die Burg auf der Dominfel geflüchtet. Die Häuser der Stadt hatten sie angezündet. Da die Mongolen nur rauchende Trümmer fanden und die Burg nicht gewinnen konnten, zogen sie weiter vor die Burg zu Liegnitz.

2. Widerstand und Tod des Herzogs von Niederschlesien. Herzog Heinrich der Fromme brach aus Liegnitz heraus und bahnte sich einen Ausweg. Aber die Feinde folgten ihm, und 9 km südöstlich von Liegnitz auf der Hochfläche von Wahlstatt ward am 9. April eine blutige Schlacht geschlagen. Heinrichs Heer betrug nicht mehr als einige tausend Mann. Zwar waren die deutschen Ansiedler der Liegnitzer Landschaft treulich herzugekommen, den neuen Herd zu verteidigen. Auch waren die deutschen Vergleute Niederschlesiens aus ihren Schächten heraufgestiegen, die Hade mit dem Streitkolben zu vertauschen. Aber nur wenige der deutschen und polnischen Lehnsleute Heinrichs hatten sich so schnell einfinden können.

Wilde Kriegerslieder tönten aus den Reihen der Mongolen herüber. Der Kampf begann. Wie der Sturmwind brausten die grauenhaften Reiter über das Feld. Ein Hagelschauer spitzer Pfeile flog gegen das Christenheer und schlug prasselnd an Schild und Panzer. Trompeten erklangen, Kreuzesfahnen wehten, Schwerter klrten, Panzer rasselten. Mutig widerstand die Christenschar. Da erhob sich plötzlich aus den Reihen der Mongolen eine greuliche Gestalt, die einen stinkenden Dampf ausströmte. Es war wahrscheinlich eine Kriegsmaschine, mit der die Feinde Feuer und Steine schleuderten. Die christlichen Streiter erschrakten und meinten, die Mongolen gebrauchten höllische Zauberkünste. Deshalb wandten sie sich zur Flucht. Nur der Herzog und wenige seiner Getreuen hielten noch stand. Im verzweifeltsten Kampfe gegen die Ungläubigen starb Heinrich der Fromme den

Heldentod. Die Mongolen schnitten dem gefallen Fürsten das Haupt ab und trugen es triumphierend auf einem Spieße umher.

3. **Rückzug der Mongolen und deutscher Zuzug ins verödete Land.** So schwere Verluste hatten indes die wilden Scharen erlitten, daß sie nicht Lust hatten, dem böhmischen Heere entgegenzugehen, das der Schwager des gefallen Herzogs herbeiführte. Sie zogen über Jauer, Striegau, Schweidnitz, Nimptsch, Heinrichau hin zurück. Das Kloster Heinrichau plünderten sie aus, dann brannten sie es nieder. In den ersten Maitagen erreichten sie die Grenze Mährens. Das schlesische Land war schrecklich verwüstet. Aber um so stärker wurde nun der Zuzug der deutschen Ansiedler. Es entstand zu dieser Zeit eine große Zahl neuer deutscher Dörfer und Städte.

Nach Fr. Körner.

III. Aus den ersten beiden Jahrhunderten der Oberherrschaft böhmischer Könige (1327—1526).

1. Karl IV.

Hundert Jahre nach der Mongolenschlacht war Schlesien zwar in eine Menge Herzogtümer zerteilt, aber die Herzöge hatten sich von 1327 an unter den Schutz des Königs Johann von Böhmen, der aus dem deutschen Geschlechte der Luxemburger stammte, begeben und ihm Treue gelobt. Als nun 1346 dessen Sohn Karl König von Böhmen und dadurch Oberherr Schlesiens wurde, konnten sich die Schlesier freuen. Er duldete keinen Krieg der Herzöge gegeneinander. Räuber mußten aufgegriffen und hingerichtet werden. Wo König Karl unmittelbar regierte, wie im Fürstentume Breslau, dessen Fürstenhaus ausgestorben war, da zeigte sich erst recht sein väterliches Walten. Die Ratsherren der Stadt Breslau mußten ohne Ansehen der Person Ämter und Lasten verteilen. Auch den ärmsten Bürger hörte der hohe Herr freundlich an, wenn er auf seinem Schlosse zu Breslau weilte, wo jetzt die Universität steht. Nach einer großen Feuersbrunst baute er den Bürgern neue, festere Häuser. Breslau, erst nach der Mongolenschlacht als eine deutsche Stadt gegründet, war jetzt schon ein bedeutender Handelsplatz. König Karl, der auch deutscher Kaiser war, schützte die Breslauer Kaufleute überall, wohin sie zogen. Er sorgte dafür, daß sie in Polen und Böhmen frei kaufen und verkaufen durften. Da wurden die Bürger der Stadt reich und schmückten die Stadt mit herrlichen Bauten. Als sie aber immer üppiger lebten, verbot der Breslauer Rat solche Verschwendung. Bei einer Bürgerhochzeit sollten z. B. nicht mehr als 24 Schüsseln, jede mit 4 Gästen, erlaubt sein. Wenn eine Bürgersfrau eine Schleppe am Kleide trage, so sollte diese auf dem Rathause abgeschnitten werden. — Das Geld hatte damals einen höhern

Wert als jetzt. So kostete ein Scheffel Weizen etwa 5 Groschen, ein Schwein 8 Groschen. — Im Jahre 1364 kam die furchtbare Krankheit auch nach Schlesien, die schon 14 Jahre lang in den Nachbarländern gewütet hatte. Ganze Ortschaften starben aus, wo dieser „schwarze Tod“ ausbrach. Das unwissende Volk schob die Schuld auf die Juden, drang hie und da in ihre Häuser, zündete diese an und schleppte die Bewohner ins Gefängnis, ja auf den Scheiterhaufen.

Als Karl IV. 1378 starb, waren im Breslauer Fürstentume nur noch zwei Dörfer, in denen nicht deutsche Wirtschaft eingeführt war. In fast ganz Schlesien wurde zu dieser Zeit deutsch gesprochen.

Nach C. Grünhagen.

2. Sigismund.

Auf die schöne Friedenszeit unter König Karl IV. folgte 42 Jahre nach seinem Tode eine schreckliche Kriegszeit. Der rechtmäßige König Böhmens und Oberherr Schlesiens war damals Kaiser Sigismund, ein Sohn Karls IV. Aber die Tschechen wollten ihn nicht zum Könige, denn er hatte zugegeben, daß der tschechische Prediger Johann Hus 1415 als Irrelehrer verbrannt wurde. Als die Schlesier ihm nun halfen, sie zu bezwingen, entbrannte ein grimmtiger Haß zwischen den deutschen Schlesiern und den tschechischen Böhmen. 15 Jahre lang brachen die Tschechen aus Böhmen in Schlesien ein, mißhandelten Geistliche, verbrannten Kirchen und plünderten Dörfer und Städte. Einst raubten sie 25 Dörfer des Klosters Leubus aus und brannten 18 davon nieder; 6 Kirchen gingen dabei in Flammen auf. Solches geschah Jahr um Jahr in vielen Gegenden Schlesiens und der Lausitz. 40 der kleinern Städte Schlesiens verwandelte dieser Krieg in Aschenhaufen. Nur in den größern Städten war man sicher. Aber auch in kleinern wehrten sich die Bürger mit großem Mute.

Von der Zeit Karls IV. bis in die Mitte des Dreißigjährigen Krieges gehörte ebenso wie Schlesien auch die Oberlausitz zu Böhmen.

Im Dezember 1430 zogen die Husiten von Süden her gegen die Stadt Reichenbach in der Oberlausitz. Die Bewohner schafften ihre Habseligkeiten und Lebensmittel in die Johannisikirche auf dem Friedhofe. Deshalb fanden die Husiten fast alle Häuser leer. Sie brannten alles nieder. Doch hinter den hohen, dicken Steinmauern des Kirchhofs hatten sich die Bürger verschanzt. Erst bei dem zweiten Sturme drangen die wilden Feinde ein und hieben viele auf dem Kirchhofe nieder. Aber die Kirche selbst konnten sie nicht gewinnen; sie ward von den heldenmütigen Bürgern aufs tapferste verteidigt. Diese schossen von oben her auf die Feinde mit Armbrüsten und Büchsen. Auch warfen sie Steine und gossen siedendes Pech auf die Husiten, bis diese vom Kirchhofe wichen. Erst nach

fünfzehntägigen Kämpfen verließen die Feinde die verheerte Stadt. Da kamen die tapfern Bürger mit ihren Weibern und Kindern hervor. Sie hatten doch Leib und Leben und einen Teil ihrer Habe gerettet. *Nach Nidhters Chronik.*

3. Ein schlesischer Raubritter.

Nach dem Tode des Kaisers Sigismund wurde auf kurze Zeit ein Deutscher, dann ein Tscheche, hierauf ein Ungar und zuletzt ein Pole König von Böhmen und Oberherr der schlesischen Herzöge. Einmal stritten drei Könige zugleich um die Krone.

Am Ende dieser schlimmen Zeit, zu Anfang des 16. Jahrhunderts, gab es in Schlesien allenthalben Raubritter. Wohl der schlimmste unter ihnen war der sogenannte „Schwarze Christoph“. Einmal beraubte er Neißer Kaufleute, ein andermal nahm er einer polnischen Krämerin Leinwand und Gewürze, Kleider und Bücher. Bald brach er in Pfarrhäuser und Kretschame ein, bald raubte er das Vieh, welches die Händler zu Markte trieben.

Einst saß der Ritter im weiten Saale seiner Burg Alzenau zwischen Goldberg und Bunzlau. Da brachten die Diener einen jungen Mann aus Goldberg gefangen, der vor einiger Zeit friedliche Kaufleute vor den Wegelagerern gewarnt hatte. „Hängt den Verräter ans Schloßthor!“ rief Christoph. Der Mann jammerte laut und bat um sein Leben. „Ich habe eine Braut in Goldberg; sie ist die Tochter eines Ratmanns; er wird mich loskaufen,“ sagte er. Doch er ward ohne Erbarmen getötet. Auf dem Todeswege rief er: „Der Strick ist auch für euch schon gedreht.“ Christophs Leute brachen bald darauf bei Nacht in Goldberg ein. Das Gehöft des Vaters der Braut wurde angezündet, diese selbst aber mit Gewalt auf die Burg gebracht und dort gefangen gesetzt.

Da kamen die Goldberger Bürger zur Nachtzeit in aller Stille vor Alzenau. Ein Haufe fand eine Stelle der Burgmauer, die mit Leitern zu übersteigen war. Ehe jemand in der Burg es ahnte, waren einige mannhafte Bürger auf der Mauer, ließen sich hinab, stießen die Thürhüter nieder und öffneten ihren Genossen das Thor. Christoph hielt gerade ein großes Gelage. Mitten in den Jubel stürzte einer herein und rief: „Die Goldberger sind auf dem Schloßhofs!“ Der Ritter legte schnell die Rüstung an. Seine Leute aber waren schon gefangen, als er hinaustrat. Er selbst wehrte sich verzweifelt. Doch als er einen schweren Hieb in die Schulter bekam, ergab er sich. Ein Jahr lang saß er zu Liegnitz im Turme gefangen. Dann wurde er als Räuber und Mörder im weißen Hemde mit schwarzer Schleife vor das Thor zum Galgen geführt. Hier empfing er den verdienten Lohn. *Nach Sammler.*

IV. Aus der Zeit der Oberherrschaft österreich-habsburgischer Könige Böhmens. (1526—1740.)

1. Johann Heß.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte am Hofe des Herzogs von Öls als Erzieher des Prinzen ein Gottesgelehrter, Namens Johann Heß.

Der Bischof von Breslau schätzte ihn hoch. Obgleich Heß auf einer Reise sich mit Luther befreundet hatte, ward er doch von dem Bischofe als Geistlicher an die Kreuzkirche in Breslau berufen. Als er es aber nicht lassen konnte, von dem zu reden, was er aus der Heiligen Schrift als Wahrheit erkannt hatte, mußte er sich aus der Stadt entfernen. Zwei Jahre später trat er in seiner Vaterstadt Nürnberg als evangelischer Prediger auf die Kanzel. Da berief ihn 1523 der Rat der Stadt Breslau als Pfarrer an die Magdalenenkirche. Heß predigte hier mit großem Erfolge das Wort der Heiligen Schrift. Das Neue Testament war kurz vorher von seinem Freunde Luther in unsre liebe deutsche Sprache übersetzt worden, und es wurde sofort mit großem Eifer von jung und alt gelesen.

Schon im Jahre 1524 verlangte der Rat, daß alle Prediger an den städtischen Kirchen in Lehre und Predigt sich nach Johann Heß richteten. Ein Jahr später trat Heß mit der Tochter eines Ratherrn in den Stand der heiligen Ehe. Noch in demselben Jahre wurden die Wallfahrten und kirchlichen Aufzüge, die Messen und Fasten abgeschafft. Der damalige Herr Schlesiens, der König Wladislaw von Ungarn und Böhmen, war fern; er hatte Mühe, sich der Türken zu erwehren. Zwar drohte er mit schweren Strafen, und ebenso zürnten der Papst und der König von Polen. Aber der Rat der Stadt Breslau ließ sich nicht schrecken; denn er hielt fest an Gottes Wort und vertraute der Hilfe des Höchsten. Deshalb durfte Johann Heß ruhig in seinem Amte bleiben. Er verwaltete es mit großem Ansehen. Viele andre schlesische Ortschaften folgten dem Beispiele Breslaus.

Vor den Kirchthüren lag damals immer eine große Menge Krüppel und Bettler. Heß ermahnte die Obrigkeit, für diese Elenden zweckmäßig zu sorgen. Aber seine Worte waren umsonst. Da weigerte er sich, weiter zu predigen, und sprach: „Mein lieber Herr Jesus liegt in allen seinen Gliedern vor den Kirchthüren; über den mag ich nicht wegschreiten.“ Das half. 500 solcher Personen, die der Unterstützung würdig waren, wurden in Hospitäler verteilt. Ein Almosenamt wurde eingerichtet. Heß war ein Mitglied desselben. 600 Hausarme bekamen wöchentlich Unterstützungen. Bald entstand auch das große Allerheiligen-Hospital. Die Handwerker arbeiteten umsonst daran, so gewaltig wirkte des Seelsorgers Mahnung. In einem Jahre war das Werk der Liebe vollbracht.

Ehe Heß von seiner lieben Gemeinde schied, hatte er die Freude, die Reformation fast in ganz Schlesien verbreitet zu sehen.

Allerdings waren seit 1526 die Habsburger als böhmische Könige zugleich Oberherren Schlesiens, und sie waren der Kirchenverbesserung Luthers feind. Aber die angesehensten schlesischen Fürsten, die Herzöge von Liegnitz, von Münsterberg, auch der hohenzollersche Markgraf Georg von Jägerndorf, ein Schwager des Liegnitzer Herzogs, hatten sich der evangelischen Lehre zugewandt.

Heß wurde auf der Kanzel vom Schlage getroffen und verschied am 6. Januar 1547 mit den Worten: „Ach komm, Herr Jesu!“

Nach A. Menzel.

2. Der berühmteste schlesische Lehrer in der Reformationszeit.

Auch in Schlesien befolgte man Luthers Rat, gute Schulen zu errichten. Keine schlesische Schule in jener Zeit ist so berühmt geworden als die Goldberger Lateinschule unter dem Rektor Trotzendorf. Er war 7 Jahr jünger als Luther und starb 10 Jahre später als dieser. Tausende von Jünglingen aus Schlesien und den Nachbarländern haben unter seiner Leitung nicht bloß fremde Sprachen gelernt, sondern sich auch an gute Zucht und Sitte gewöhnt. Vor allem gewannen sie das Wort Gottes lieb; denn Rektor Trotzendorf legte es ihnen mit herzlicher Freude aus, wie er es bei Luther und Melancthon in Wittenberg gelernt hatte. Dadurch ist in Schlesien die Reformation sehr gefördert worden.

Ich will dir nun noch erzählen, wie Trotzendorf auf die lateinische Schule gekommen ist. Er hieß eigentlich Valentin Friedland und war ein Kind frommer Bauersleute. Nach seinem Geburtsorte, einem Dorfe zwischen Görlitz und Lauban, nannte er sich später Trotzendorf. Görlitzer Mönche bewogen den Vater, seinen Sohn, der damals schon 16 Jahre alt war, in ihre Klosterschule zu schicken. Kaum hatte Valentin dort buchstabieren gelernt, so nahm ihn der Vater wieder von der Schule fort, weil der Knabe ihm auf dem Felde helfen sollte. So oft nun aber Valentin zu Hause eine freie Stunde hatte, auch wenn er das Vieh auf dem Felde hütete, übte er sich im Lesen und Schreiben. Was er gelernt hatte, schrieb er auf Blätter von weißer Birkenrinde. Die Feder schnitt er sich aus Rohr, die Tinte bereitete er sich aus dem Ruß der Esse. Als die Mutter seine Lernbegier sah, brachte sie es dahin, daß der Vater ihn wieder nach Görlitz zur Schule gehen ließ. Der begabte Jüngling war dort und auf der Hochschule so fleißig, daß er ein Lehrer wurde, auf den wir Schlesier stolz sein können.

Nach A. Schorn und R. F. Köpcke.

3. Schwere Zeiten für die evangelischen Schlesier.

1. Im Dreißigjährigen Kriege (1618—1648). Kaiser Rudolf hatte als böhmischer König 1609 im „Majestätsbriefe“ den evangelischen Schlesiern gleiche Religionsfreiheit wie den Katholiken zugestanden. Ihre Kirchen und das, was dazu gehörte, durften sie behalten, ihre Gottesdienste ungestört feiern. Katholische und evangelische Schlesier sollten, so stand es in dieser Urkunde, als Glieder eines Körpers einander lieben und in allen Angelegenheiten des Kaisers und Vaterlandes als treue Freunde beisammen stehen. Sein Nachfolger bestätigte das Versprechen. Aber in der ersten Zeit des Dreißigjährigen Krieges war der unbulbsame Kaiser Ferdinand II. Herr von Böhmen und Schlesien. Die Schlesier waren damals fast alle evangelisch. Da begann der Glogauer Landeshauptmann mit Zustimmung des Breslauer Kammerpräsidenten, des Grafen Dohna, die Evangelischen mit Gewalt zum katholischen Glauben zu bringen. Er rief 1626 das Lichtensteinsche Dragoner-Regiment aus Böhmen herbei. Die rohen Söldner wurden den Evangelischen zu Glogau ins Quartier gelegt. Sie forderten die besten Speisen und Getränke, nahmen den Müttern die weinenden Säuglinge weg und quälten die Wirte so lange, bis sie zur katholischen Kirche übertraten. Viele Evangelische hätten gern Haus und Hof verlassen, um ihren Glauben zu retten; aber man ließ sie nicht fort. Die Dragoner nannten sich selbst frevelhaft „die Seligmacher“. Von Glogau wandten sie sich nach Sagan, Jauer, Bunzlau, Schweidnitz, Löwenberg, Münsterberg, Frankenstein, Neustadt O.S., Groß-Wartenberg. In Frankenstein wanderten fast sämtliche Bürger bei ihrem Herannahen aus. Ebenso war es in Löwenberg, so daß die einst so blühende Tuchwebstadt fast verödete. Mitten im Frieden ließ der Landesherr seine unschuldigen Unterthanen einige Jahre lang durch rohe Krieger grausam mißhandeln. Dadurch verscherzte er sich ihre Liebe. Den evangelischen Glauben aber vermochte er in Schlesien doch nicht auszurotten.

2. Nach dem Westfälischen Frieden. Kaiser Ferdinand III. bewilligte im Friedensschlusse den schlesischen Protestanten in den unmittelbar von ihm beherrschten Fürstentümern nur drei Kirchen: zu Jauer, Schweidnitz und Glogau. Doch durften diese „Friedenskirchen“ nur von Bindwerk und außerhalb der Stadtmauer erbaut werden. Mehr als 10 Meilen weit kamen die Evangelischen zu den neuen Gotteshäusern. Bei der Friedenskirche in Schweidnitz waren manchen Sonntag 10 000 Menschen versammelt. Hunderte von Wagen standen dann um die Kirche herum.

Binnen 15 Jahren ließ der Kaiser in seinen schlesischen Fürstentümern den Evangelischen 656 Kirchen nehmen, darunter viele von ihnen selbst erbaute. Die evangelischen Geistlichen und Schullehrer wurden vertrieben.

Nun wanderten viele tausend Familien aus. Die zurückgebliebenen Evangelischen mußten die katholischen Feiertage mitfeiern und die katholischen Gottesdienste besuchen. Unter wurden ihnen versagt. Die Benutzung der Friedenskirchen wurde ihnen immer mehr erschwert.

3. **Nach dem Tode des letzten Piastenerzogs.** 1675 starb Georg Wilhelm, der letzte Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau. Zwar hatte der erste evangelische Herzog dieser Fürstentümer, Friedrich II., vorausgesehen, daß es seinen evangelischen Unterthanen übel ergehen werde, wenn sein Haus aussterbe und sein Land an die habsburgischen Oberherren falle. Darum hatte er mit seinem Verwandten, dem evangelischen Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, 1537 einen Erbvertrag geschlossen. Nach diesem sollten die hohenzollernschen Kurfürsten in Brandenburg die Erben der Liegnitzer Herzöge sein. Aber wie der damalige habsburgische Lehnherr, König Ferdinand I. von Böhmen, so erkannte auch der jetzige, der Kaiser Leopold, den Erbvertrag von 1537 nicht an. Er zog vielmehr die Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau als erledigte Lehen ein, ohne auf die Ansprüche des Großen Kurfürsten von Brandenburg zu achten. Georg Wilhelm hatte nun zwar auf dem Totenbette den Kaiser um Schonung seiner evangelischen Unterthanen gebeten — aber vergeblich. Kaiser Leopold duldete keinen evangelischen Gottesdienst und ließ den Protestanten 110 Kirchen wegnehmen. Als nun König Karl XII. von Schweden 1706 aus Polen durch Schlesien gegen Sachsen zog, flehten ihn allerorten die Protestanten um Hilfe an. Ein Steinauer Schuster faßte die Zügel seines Pferdes und sagte: „Ich lasse Euer Majestät nicht weiter, bis Sie mir gelobt, an uns elende Leute in Schlesien zu denken.“ Der König war tief bewegt und versprach es dem treuerherzigen Alten mit Handschlag. Noch entschiedener verlangte er nun vom Kaiser Joseph, daß er den Fürstentümern Liegnitz, Brieg und Wohlau, Münsterberg, Ols und der Stadt Breslau die im Westfälischen Frieden zugesagte Glaubensfreiheit gewähre. Da gab der Kaiser 1707 im Vertrage zu Ultranstädte bei Leipzig zu, daß 121 Kirchen zurückgegeben würden. Auch genehmigte er, daß die Evangelischen in den andern schlesischen Fürstentümern noch sechs „Gnadenkirchen“ zu Freistadt, Sagan, Girsberg, Landeshut, Militsch und Teschen erbauten.

Nach C. Grünhagen.

4. Ein schlesischer Dichter in der Zeit des großen Krieges.

Sieben Jahre vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges trat in Köben an der Oder ein junger Geistlicher, Namens Johann Heermann, in das evangelische Pfarramt. Je länger der Herr ihn in die Schule der Trübsal nahm, desto freudiger suchte er in geistlichen, lieblichen Liedern Mut und Hilfe bei Gott.

Bald am Anfange seiner Amtszeit ging fast das ganze Städtlein in Flammen auf. Kurz vor dem Beginne des großen Krieges starb sein liebes Weib. Im Jahre 1631 starben über 550 Personen in dem kleinen Städtchen an der Pest. Viermal wurde Köben geplündert. Heermann verlor etlichemal seine Barschaft, alles Hausgerät, Vieh und Getreide und mußte mit den Seinen flüchten. Wiederholt befand er sich in Todesgefahr bei den Angriffen der rohen Kriegerleute. Einmal flüchtete er über die Oder. Der Kahn war überfüllt und begann zu sinken. Zwei Kugeln sausten dicht über seinem Haupte hin. Aber bei aller Schmach und Verfolgung fand er Trost im Leiden des Heilandes.

Auch ist er die ganze Zeit seines Lebens nicht einen Tag recht gesund und frisch gewesen. Infolge eines Halsleidens konnte er seit dem Jahre 1635 nicht mehr predigen, und im folgenden Jahre mußte er deshalb sein Amt niederlegen. In Lissa jenseit der Grenze, wohin er sich zurückzog, wurde er so krank und schwach, daß er zwei Jahre lang das Haus nicht verlassen konnte. Endlich befreite ihn Gott 1647 durch einen sanften Tod von aller Mühsal des Lebens.

Nach J. Hübner.

5. Das liebe Dorel.

Von 1547 an herrschte im Brieger Herzogtume 40 Jahre lang Georg II. aus dem alten schlesischen Fürstenhause der Piasten. Er lebte in glücklicher Ehe mit Barbara von Brandenburg, einer Hohenzollerin. Ihre Väter hatten 1537 in Liegnitz eine „Erbverbrüderung“ geschlossen und dann die Kinder verlobt. Eine andre Hohenzollerin, das „liebe Dorel“, hat am Anfange des Dreißigjährigen Krieges im Brieger Piastenschlosse liebevoll gewaltet.

Am 6. Januar 1610 standen Rat und Bürgerschaft der Stadt Brieg vor dem Breslauer Thore. Die Herren vom Rat trugen schwarze Mäntel und Barettlein und weiße Halskrausen, die andern Männer ihre Feiertagswämser. Zwölf Schüsse erdröhnten, und die Glocken begannen in allen Kirchen zu läuten. Nun nahte der Herzog Johann Christian von Liegnitz und Brieg, um feierlich mit seiner jungen Gemahlin Dorothea Sibylla von Brandenburg seinen Einzug zu halten. Die Frauen traten hinzu und verehrten der neuen Herzogin einen Mantel von Hermelin und Goldstoff, eine Pelzhaube, die mit Perlen benäht war, einen Muff von Marderfell und einen Fußsack aus Wolfspelz und rotem Samt

mit einer kunstreichen Wärmflasche aus Zinn. Da stieg die Herzogin aus dem Wagen, sagte den Bürgerfrauen allerlei Liebes und Gutes und ließ sich den Mantel anlegen. Als sie nach dem Schlosse fuhr, rühmten Männer und Frauen, wie anmutig und holdselig sie sei. Bald war die fürstliche Frau der Liebling des Volkes.

Zwei Jahre darauf wollten die Kinder der Stadtschule der lieben Landesmutter an ihrem Namenstage Glück wünschen. In festlichem Aufzuge kamen sie mit ihren Lehrern, mit den Ratsherren und mehreren Bürgern aufs Schloß. Die Herzogin besah die Büchlein und Zeugnisse der Schulkinder; und weil die Kinder, um ihre liebe Landesmutter recht zu erfreuen, sehr fleißig gelernt hatten, wußten sie auf alle Fragen gut zu antworten. Nun war da auch ein kleines Mädchen. Die gnädige Frau fragte: „Wie heißt du, mein Töchterlein?“ Das Kind sagte seinen Namen. Die Fürstin fragte weiter: „Wie heiße ich?“ Schnell antwortete das Mädchen: „Du heißt liebe Dorel!“ Da ward alles ganz still. Der Meister Gierth aber faßte sich ein Herz und sprach: „Fürstliche Gnaden wollen es nicht übel deuten, da es wahr ist, daß die gnädige Frau in Stadt und Land von allen liebe Dorel genannt wird.“ Mit Thränen in den Augen hob da die Herzogin die Hände gen Himmel und rief: „Gott sei gelobt für solch einen köstlichen Titel!“ Der Herzog aber umarmte seine Gemahlin und sagte: „Nun will auch ich dich lebenslang nicht anders nennen als liebe Dorel!“

Nach sechzehnjähriger Ehe ging diese liebevolle Fürstin in das himmlische Freudenreich. Schon im Jahre 1675 trug man den letzten der schlesischen Piasten aus seinem Brieger Schlosse hinaus, um ihn in der Liegnitzer Fürstengruft zu bestatten. 65 Jahre später erkämpfte sich Friedrich der Große das Erbe der Piasten mit dem Schwerte. Jetzt begann nach der schlimmen Zeit der habsburgischen Herrschaft das segensreiche Regiment der Hohenzollern in Schlesien. Nach G. Hefekiel.

V. Aus der Zeit des ersten preussischen Königs der Schlesiern (1740—1786).

1. Schlesiern wird ein Teil des Preussischen Staates.

1. Einmarsch der Preussen in Schlesiern. König Friedrich II. in Preussen wollte Maria Theresia, die Königin von Ungarn und Böhmen, nötigen, ihm die schlesischen Fürstentümer herauszugeben, die den brandenburgischen

Hohenzollern als Erben zukamen. So begann der erste Schlesische Krieg. Acht Tage vor Weihnachten des Jahres 1740 überschritten die ersten Preussen die schlesische Grenze. Sofort ließ der Kommandant von Glogau die Vorstädte abbrennen, um die Festung besser verteidigen zu können. Auch die evangelische Friedenskirche, ein leichter Fachwerkbau außerhalb der Stadtmauer, sollte angezündet werden. Auf Bitten der Gemeinde bewilligte der Kommandant einen Aufschub von 30 Stunden. Nun eilten zwei Abgesandte der Gemeinde dem Könige bis zur Grenze entgegen. Sogleich ließ der König den Wagen halten. Sie traten ehrfurchtsvoll heran und baten um die Gnade, ihre Friedenskirche bei dem Angriffe auf die Festung nicht zu benutzen und solches dem Kommandanten mitzuteilen. Dann werde dieser ihr Gotteshaus nicht niederbrennen lassen. Der König sagte freundlich: „Ihr seid die ersten Schlesiern, die mich um eine Gnade bitten; sie soll euch gewährt werden.“ Auf der Stelle ließ er es dem Kommandanten durch einen reitenden Boten mitteilen. So blieb die Kirche verschont.

Die Katholiken befürchteten, daß nun die Reihe an sie kommen werde, gedrückt zu werden. Aber der König war gegen Katholische und Evangelische gleich gütig. In einem Aufrufe beruhigte er die geängsteten Schlesiern: „Es können alle Landeseinwohner sich versichert halten, daß dieselben von uns und unsern Truppen nichts Feindseliges zu besorgen haben, sondern vielmehr, welcher Religion dieselben sein mögen, unsern königlichen Schutzes sich erfreuen sollen. Auch sind wir gesonnen, bei unsern Truppen solch gute Mannszucht halten zu lassen, daß niemand durch dieselben in dem Besitze des Seinigen gestört werden soll.“

Es war der letzte Tag des Jahres, als die ersten preussischen Husaren vor Breslau Wällen erschienen. Sie grüßten scherzend zu den Stadtsoldaten hinauf. Am Neujahrstage besetzte der König mit etwa 2500 Mann die Vorstädte Breslaus auf der linken Oberseite, griff aber die Stadt selbst nicht an. Die Bürger freuten sich über die straffen preussischen Soldaten mit knappen Röcken und blitzenden Waffen und schickten ihnen Lebensmittel hinaus. Am folgenden Tage besetzten die Preussen die Dominfel. Der König ritt über die Zugbrücke und sprach dem Domherrn, der ihm zitternd die Schlüssel überreichte, freundlich Mut zu. Am 3. Januar bewilligte er in einem Vertrage, daß die Stadt Breslau sich vorläufig neutral verhalte. Desselben Tages verlegte er sein Quartier aus der Schweidnitzer Vorstadt nach der Stadt. Auf einem feurigen Schimmel ritt der jugendliche König in blauem Samtmantel während eines heftigen Schneegestöbers durch die Reihen der Stadtsoldaten nach der Abrechtsstraße. Ehrerbietig begrüßten ihn die Bewohner, und der neue Landesherr gewann schnell ihre Herzen. Am 6. Januar rückte der König nach Ohlau vor. Binnen einem Monate war

außer den Festungen Glogau, Brieg, Neiße und Glatz ganz Schlesien bis zur ungarischen Grenze in seiner Hand.

Nach C. Grünhagen.

2. Die Schlacht bei Mollwitz (1741) und der Breslauer Friede (1742). Von Neiße her gegen Breslau wälzte sich 1741 ein mächtiges Heer der Österreicher, das aus Mähren unvermutet über das Gebirge vorgebrochen war. König Friedrich rüstete sein Heer im südlichen Oberschlesien schnell zusammen und kam dem Feinde westlich von Brieg zuvor. Am frühen Morgen des 10. April wurde dem Könige ein Bauer gebracht, der eben aus Mollwitz kam. „Wo stehen die Österreicher?“ fragte der König. „In Mollwitz. Das Dorf ist voll Soldaten. Bei einem Bauern liegen ganze Kompanien, bei einem Hofgärtner halbe Schwadronen. Heu, Stroh, Gerste, Hafer war in einer halben Stunde spurlos verschwunden. Jetzt lagern die Österreicher zum Teil draußen im Felde. Die Bäume sind alle abgerissen und bilden lustige Wackfeuer in der Runde.“ Der König gab sofort den Befehl zum Aufbruch. Signale tönten nah und fern. Adjutanten flogen über die Schneefelder. Die Dorfstrasse schlug zehn. Der Schnee auf den weiten Feldern knirschte unter dem Tritt der Bataillone, unter den Hufen der Rosse. Auf der Straße bewegte sich der lange Zug der Geschütze, Pulverkarren und Kugelnwagen nach Mollwitz zu.

Unterdes saß der österreichische Feldmarschall Reipperg im Hause des Mollwitzer Schulzen beim Mahl. Es sollte heute Ruhetag sein. Da drängten Offiziere und Husaren ins Zimmer mit dem Rufe: „Der Feind, der Feind!“ Reipperg sprang auf und sandte in Eile nach links und rechts seine Befehle. Noch waren die Österreicher nicht alle in Schlachtlinie aufmarschiert, als schon ein Hagel von Geschossen in ihre Reihen sprühte. Schnaubend schüttelten die Rosse die Mähnen. Ungeduldig hoben sich die Reiter im Bügel. Da stürzte sich der österreichische General Römer plötzlich mit 30 Schwadronen auf die 10 Schwadronen des preussischen rechten Flügels, die ihm gegenüber standen. Ihr Führer, der General Schulenburg, warf sich den österreichischen Panzerreitern tapfer entgegen. Aber eine Kugel traf ihn. Seine Reiter flohen. Auch der König vermochte sie nicht zu halten. Auf die dringende Bitte des Feldmarschalls Schwerin sprengte er davon, um die zurückgebliebenen Abteilungen des Heeres zum neuen Kampfe zu sammeln. Eine Niederlage schien ja gewiß zu sein. Doch die Infanterie des rechten Flügels stand eisenfest. Fünfmal stürmten die österreichischen Reiter vergeblich gegen sie an.

Nun rückte das österreichische Fußvolk auf der ganzen Linie vor und eröffnete ein heftiges Feuer. Durch das dichte Pulvergewölk flogen die Kugeln herüber und hinüber. Aber die Preußen hatten eiserne Ladestücke und konnten doppelt so schnell laden als die Österreicher mit ihren hölzernen. Die ersten beiden Reihen der Preußen lagen auf den Knien

und schossen, die beiden hintern Glieder feuerten über sie hinweg. Immer mehr lichteten sich die feindlichen Reihen. Einzelne Bataillone begannen schon zu weichen.

Jetzt nimmt der Oberbefehlshaber, Feldmarschall Schwerin, den Hut ab zum Gebet, mit ihm seine Offiziere. „Vorwärts!“ ruft er und schwingt den Degen. Da wirbeln die Trommeln, da schmettert die Regimentsmusik, da wehen im Abendwinde die preussischen Fahnen. Die weite Linie der preussischen Krieger, blühend in den letzten Strahlen der Sonne, bewegt sich wie im Parademarsch schnurgerade vorwärts. Den Österreichern sinkt der Mut. Sie fliehen. Ihnen nach stürmen die Preußen. Von Mollwitz herüber klingt der Siegesruf der Unsern. Als der König zurückkehrte, erhielt er die Kunde des ruhmreichen Sieges.

Nun ergab sich die Festung Brieg. Die andern Feinde Österreichs: Frankreich, Kurpfalz, Bayern, bekamen neuen Mut und bedrängten Maria Theresia. Diese schloß im folgenden Jahre, um ihren stärksten Gegner los zu werden, mit dem Könige von Preußen den Frieden zu Breslau. Schlesien und die Grafschaft Glatz fielen an Friedrich den Großen und gehörten fortan zum Preussischen Staate. Nach And. v. Gottschall.

2. Schlesien wird von Friedrich dem Großen heldenmütig behauptet.

1. Schlacht bei Hohenfriedeberg. (4. Juni 1745.) Im zweiten Schlesischen Kriege war Friedrich der Große Anfang Juni 1745 in höchster Gefahr, alles zu verlieren. Maria Theresias andre Feinde wichen zurück, die Sachsen aber und die Engländer kamen ihr zu Hilfe. Acht Heerführer, voran Sachsen, dann Österreicher, rückten aus dem Gebirge in die weilige Striegauer Ebene vor und bezogen sorglos zwischen Hohenfriedeberg und Striegau ein Lager. Von einer Höhe bei Striegau beobachtete es König Friedrich II. am 3. Juni. Er ritt nach seinem Lager in der Gegend von Königszell und befahl abends 8 Uhr den Aufbruch. Am folgenden Tage um 2 Uhr morgens standen seine Truppen dem Feinde gegenüber. Um 4 Uhr ließ der König die Sachsen auf dem feindlichen linken Flügel angreifen. Obgleich überrascht, wehrten sie sich tapfer; doch zwei Stunden später waren sie auf der Flucht. Unterdes hatte Prinz Karl von Lothringen die Österreicher aufgestellt. Sein Fußvolk wurde zurückgeschlagen. Bieten ging mit seinen Husaren über eine Furt des Striegauer Wassers und warf auch die feindlichen Reiter. Nun aber führte Prinz Karl 21 frische Bataillone ins Gefecht. Die preussische Infanterie war vom Nachtmarsch und von dem schweren Kampfe schon ganz ermattet und konnte nicht weiter vordringen. Da schmetterten in ihrem Rücken die Trompetenrufe der Reiterei. Die preussischen Bataillone öffneten ihre Reihen, und durch die Lücken

sprenkten die zehn Schwadronen des Dragoner-Regiments Bayreuth, an ihrer Spitze General von Gefler, ein Schlesier. Entsetzen und Schrecken lähmte die Österreicher. In noch nicht 30 Minuten wurden 19 österreichische Bataillone zersprengt und niedergedrückt; 2500 Mann gaben sich gefangen. Mit 67 erbeuteten Fahnen und 5 Kanonen kehrten die Dragoner zurück. Es war 8 Uhr morgens; König Friedrich hatte die Schlacht meisterhaft geleitet und ruhmreich gewonnen. Die Österreicher wichen ins Gebirge zurück, und der König folgte ihnen nach Böhmen. Am Ende des Jahres mußte Maria Theresia im Frieden zu Dresden Friedrich II. als Herrn Schlesiens anerkennen.

2.*) Die Schlacht bei Liegnitz. (15. August 1760.) Im Siebenjährigen Kriege stand Friedrich der Große Mitte August 1760 den dreimal so zahlreichen Österreichern bei Liegnitz gegenüber. Sie hatten ihn von Süden nach Nordosten hin umschlossen. „Der Sack ist aufgemacht, worin wir den König von Preußen und seine ganze Armee auffangen werden,“ prahlten sie. Aber als die Nacht vor dem 15. August anbrach, verließ der König das Lager südlich vor Liegnitz, marschierte geräuschlos durch die mit Stroh bedeckten Straßen der Stadt und 3 km nordöstlich nach den Pfaffendorfer Anhöhen. Er wollte am nächsten Morgen die feindliche Linie nach Osten hin durchbrechen. Trotz der Finsternis gelang es, in guter Ordnung zu lagern. Das war zum Heil; denn ganz unvermutet rückte Laudon von Norden her mit 35 000 Österreichern heran, um die Preußen in ihrem alten Lager zu überfallen. Wie überrascht war er, morgens 3 Uhr mitten auf dem Wege Preußen zu finden! Der König schlummerte, in den Mantel gehüllt, an einem Wachtfeuer. Er sprang auf, als der Feind gemeldet wurde, und warf mit großer Geistesgegenwart den erschreckten Feind zurück, ehe er sich recht ordnen konnte. Laudon rechnete noch auf Dauns Hilfe von Süden her und brachte Regiment auf Regiment ins Feuer. Aber Daun hörte nichts von dem Geschützdonner; denn es wehte ein scharfer Westwind. Er war gegen das alte preussische Lager gezogen, wo die Wachtfeuer unterhalten und das Lagergeschrei fortgesetzt worden war. Als er endlich das Schlachtfeld erreichte, konnte er nichts ausrichten, weil die Preußen durch das sumpfige Schwarzwasser geschützt waren. Da zog sich Laudon über die Ragbach nach Striegau zurück. Er hatte 10 000 Mann, 23 Fahnen und 82 Kanonen verloren. Die Morgensohle des 15. August beschien den blutigen Walplatz, die Leichen und die Sterbenden.

Schon 4 Stunden nach der Schlacht war die preussische Armee in vollem Marsche auf Breslau hin. Der König besaß nur noch auf einen Tag Lebens-

*) Schlacht bei Leuthen. S. Lesebuch.

mittel, und vor ihm standen die Russen, hinter ihm die Österreicher. Aber die Russen wichen aus der Gegend von Parchwitz schnell über die Oder zurück, als der König kam. Nun war die Gefahr vorüber. Der Weg nach Breslau stand völlig offen. König Friedrich konnte sich mit seinem Bruder Heinrich vereinigen, sein Heer aus den Breslauer Magazinen versorgen und die Kriegsbeute sichern. Dann aber zog sich trotz seiner Übermacht in die Gebirge zurück.

Nach F. Anken.

3. Schlesien wird von Friedrich dem Großen landesväterlich versorgt.

1. Aufbau. Nach dem Dreißigjährigen Kriege lagen im Gebiete von Schweidnitz und Jauer über 40 Dörfer wüst. Im Fürstentume Brieg war der dritte Teil der Äcker unbebaut. Ähnlich sah es in vielen andern Gegenden aus. Unter habsburgischer Herrschaft waren nach dem großen Kriege viele Ortschaften verödet geblieben. Friedrich der Große aber zwang die Rittergutsbesitzer, die wüsten Bauernhöfe ihrer Dörfer aufzubauen und mit tüchtigen Wirten erblich gegen Abgaben zu besetzen. Wo es not that, half er ihnen dabei. Einige Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege ließ er selbst 250 wüste Dörfer in Schlesien neu aufbauen. Im Juli 1774 brannte die Stadt Freiburg fast ganz nieder. Der König besuchte persönlich den Ort und tröstete seine getreuen Bürger mit den Worten: „Kinder, beruhigt euch, es soll euch geholfen werden!“ Er ließ Baupläne anfertigen, gab Geld zum Aufbau und erließ den Abgebrannten auf mehrere Jahre die Steuern. Im September 1783 brach in Greiffenberg mitten in der Nacht ein heftiges Feuer aus. Binnen drei Stunden lagen 120 Gebäude in Asche. Da gab der König gegen 90 000 Mark zu Hilfe, und in kurzer Zeit waren die Bürger wieder unter Dach und Fach. Zwei Abgeordnete der Bürgerschaft reisten im Sommer des Jahres 1785 zum Könige, ihm zu danken. Er empfing sie gnädig und erkundigte sich nach der Weinwandfärberei und dem Leinenhandel ihrer Stadt. Dann dankten sie ihm unterthänigst für das königliche Geschenk. Aber königlicher als die Unterstüßung waren die Worte, die Friedrich nun mit Thränen in den Augen sprach: „Ihr habt nicht nötig, Euch dafür bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen. Dafür bin ich da.“

2. Anbau. Überall suchte der König die Landwirtschaft zu fördern. Sehr wichtig ist es, daß er in Schlesien die Kartoffel eingebürgert hat. Die Breslauer Regierung empfahl sie einige Jahre nach dem zweiten Schlesischen Kriege den Landwirten in der schlesischen Zeitung als eine gesunde Speise. Aber die schlesischen Landleute blieben dabei,

die Kartoffel sei nur als Viehfutter gut. Als der Siebenjährige Krieg begann, wurden im ganzen Glogauer Bezirk jährlich nur 43 Scheffel geerntet. Der König ließ deshalb durch die Landräte den Landleuten zeigen, welche Vorteile sie hätten, wenn sie Kartoffeln recht fleißig anbauten. Auch ließ er eine Anweisung verteilen, wie man die Früchte gewinne und recht benutze. Bald mehrte sich nun der Anbau. Im Kriege waren die Getreidefelder oft von durchziehenden Heeren zertreten und die Ernten vernichtet worden; da merkten die Landleute, welche eine segensreiche Aushilfe sie in der Kartoffel hatten, und lernten sie schätzen.

3. **Wegeordnung.** König Friedrich der Große befahl: Es soll auf fleißige Anpflanzung von lebendigen Bäumen gehalten werden. Vor allem sind die Wege mit Bäumen zu bepflanzen. Die Säumigen sind zu bestrafen. Wer gepflanzte Bäume beschädigt, dem soll die Hand abgehauen, oder er soll des Landes verwiesen, oder zum Festungsbau verurteilt werden. Die Wege müssen in gutem Stande erhalten werden. Sie sind nicht durch Knüppelbäume zu bessern, sondern durch Erdbämme und Gräben. Unnötige Krümmungen sind gerade zu legen; jeder Weg ist so einzurichten, daß zwei Wagen einander bequem ausweichen können. Alle Jahre im März haben die Landräte durch ihre Landdragoner untersuchen zu lassen, ob die Wege in Ordnung sind. Die hölzernen Brücken sollen nach und nach, wo sich irgend Steine finden, durch steinerne ersetzt werden.

4. **Armenpflege.** Zur Zeit der österreichischen Herrschaft gab es an Brücken und Thoren, auf Jahrmärkten, bei Kirchweihen und Wallfahrten umherstreifende Bettler in Menge. Der König verbot, nach einem Brande Betteln zu gehen; denn er hatte eine Feuerversicherung eingerichtet und gab Brandentschädigungen. Abgedankte Soldaten, welche unter österreichischer Herrschaft in dreifacher Weise durch Drohungen Gaben erpreßt hatten, sollten dies künftig unterlassen; der Staat werde sie versorgen. Wandernde Handwerksburschen hatten sich an ihre Kunst zu wenden, anstatt zu Betteln. Zweimal im Jahre mußte jeder Dorfschulze mit den kräftigsten Ortsangehörigen die ganze Dorfsur durchsuchen. Die einheimischen Bettler wurden in Arbeits- oder Stockhäuser, fremde aber über die Grenze gebracht. So kam es in Schlesien durch Friedrich den Großen zu einer Ordnung und Sicherheit, von der die Schlesier in frühern Zeiten keine Ahnung hatten. Der König ließ überall Armenkassen einrichten. Wer der Armen wirklich bedurfte, weil er durch seiner Hände Arbeit sein Brot nicht erwerben konnte, mußte durch die Grundherrschaften und Stadtbehörden unterstützt werden. So oft eine arbeitsunfähige Person bettelnd betroffen wurde, sollte ihre Gemeinde eine Geldstrafe zahlen.

Nach C. Grünhagen.

5. **Heerschau.** Im Sommer 1785 reiste der dreundsiebzigjährige Monarch wie alljährlich zu einer großen Truppenübung nach Schlesien, diesmal nach Hirschberg. Der König wollte das freundliche Thal am Fuße des Riesengebirges noch einmal sehen, um dann auf immer von dem schönen Lande Abschied zu nehmen. In der Stadt waren die Straßen wie ausgestorben. Fast die ganze Einwohnerschaft hatte sich vor dem Thore versammelt, um den geliebten König zu begrüßen. Man drängte sich an ihn heran und küßte seine Hände. Thränen standen in den Augen seiner Treuen, als sie sahen, wie schwach und hinfällig die Gestalt des Helden geworden war, wie seine Hände zitterten, wenn er an den Hut griff. Bei den großen Truppenübungen herrschte ein fortwährendes Regenwetter. Nichts aber konnte den greisen König zurückhalten. Sechs Stunden lang ritt er auf freiem Felde ohne Mantel in strömendem Regen umher. Noch denselben Tag erkrankte er. Am nächsten Tage war er wieder bei seinen Truppen. Doch nie mehr wurde er von dieser Zeit an ein gesunder Mann. Schon im folgenden Jahre verließ der König das reiche Erntefeld seiner irdischen Thätigkeit.

W. Köhler.

4. Zwei Väter der Waisen in der Zeit der Schlesischen Kriege.

1. **Waisenvater Zahn.** Als nach dem Westfälischen Frieden auch die Evangelischen in Bunzlau ihre Kirche verloren hatten, zogen sie in großen Scharen des Sonntags unter frommen Gesängen über die Grenze zur Kirche nach Thommendorf, das damals zur sächsischen Oberlausitz gehörte. Mit ihnen zog etwa 15 Jahre vor Beginn der preussischen Herrschaft ein Jüngling, Namens Gottfried Zahn. Er war früh verwaist und ohne Unterricht aufgewachsen. Als vierundzwanzigjähriger Maurergesell entschloß er sich noch, in die Schule zu gehen. Bei dem Waisenvater in Thommendorf setzte er sich mitten unter die kleinen Schüler und lernte mit Fleiß lesen und schreiben, vor allem Gottes Wort. Im Alter von 28 Jahren erwarb Zahn ein Haus in der Obervorstadt von Bunzlau. Er hatte immer ein besonderes Mitleid mit Waisenkindern gehabt und ihnen zu helfen gesucht. Als er nun das Büchlein in die Hände bekam, in welchem August Hermann Francke erzählt, wie er mit Gottes Hilfe sein Waisenhaus zu Halle gegründet hat, da wollte er in Gottes Namen auch hier etwas Derartiges anfangen.

Ganz in der Stille erweiterte er in den nächsten acht Jahren Stück für Stück sein Haus und richtete einen geräumigen Saal

nebst mehreren Stuben und Kammern ein, um Waisen aufnehmen zu können. Als Pastor Woltersdorf in Bunzlau sah, daß Zahn nicht seine eigne, sondern Gottes Ehre suchte, stand er ihm freudig zur Seite. König Friedrich, der neue evangelische Landesherr, genehmigte das Vorhaben. Zwei Jahre vor Beginn des Siebenjährigen Krieges nahm Zahn die ersten Waisen auf. Von Innungen, Gesellen, Lehrlingen, frommen Frauen, armen Dienstmädchen kamen Gaben für das neue Waisenhaus, teils in Gold, teils in Kupfer, aber alle aus glaubensvollem und liebevollem Herzen. Bald wuchs die Anstalt; ein zweiter Lehrer mußte berufen werden. Zahn kaufte ein benachbartes Grundstück und legte schon im zweiten Jahre den Grund zu einem besondern Anstaltsgebäude. Die Stadt schenkte ein Ackerstück. Doch schon 1758, mitten in der Drangsal des Siebenjährigen Krieges, nahm der Herr den treuen Diener aus der Mitte der Waisen.

2. **Direktor Woltersdorf.** Im Glauben, unter Gebet und Thränen wagte es nun Pastor Woltersdorf, zu den Arbeiten seines Pfarramtes noch die Leitung des Zahnschen Waisenhauses zu übernehmen. Damals wurden 15 Waisenknaben und 24 andre Schüler in der Anstalt erzogen. Als der treue Mann nach 3 Jahren starb, beklagten 100 Zöglinge, 8 Lehrer und die Dienstleute des Hauses mit heißen Thränen den großen Verlust. Wie liebevoll hatte sich Woltersdorf bemüht, alle zu sättigen, zu kleiden, zu lohnen, die Anstalt fortzubauen, Schulden zu bezahlen, die Erziehung in der Furcht Gottes zu fördern! An seine Stelle trat sein jüngerer Bruder. Der Herr aber hat die Segenswünsche der treuen Begründer des Bunzlauer Waisenhauses bis auf unsre Zeit treulich erfüllt.

Nach C. Bretschneider.

VI. Aus der Zeit König Friedrich Wilhelms III. (1797—1840).

1. Eine kleine schlesische Stadt im Jahre 1805.

Ein berühmter schlesischer Schriftsteller erzählt uns, wie es in seiner Vaterstadt ausah und zuing, ehe die Franzosen auch unsre Heimat schwer bedrängten.

Es war eine ansehnliche Kreisstadt im Flachlande der schlesischen Ober-, in der Mitte ein weiter Marktplatz, der Ring, darauf das Rathaus. Von den Ecken des Marktes liefen vier Hauptstraßen zu den beiden Thoren. Seit dem letzten Brande standen die Häuser unter neuem Ziegeldache. Sie waren schön rosa, blau und gelb getüncht. Die meisten

hatten freilich nur ein Erdgeschoß. Das Ganze war von einer Mauer umgeben, über welche noch die Thortürme ragten, alles hübsch regelmäßig, wie von einem klugen Niesenknaben aus seinem Baukasten aufgesetzt. Außerhalb der Stadt zogen sich Scheunen und Ställe der Vorstädte weit hinein in die Ackerflur, auf der viele Bürger der Stadt schweren Weizen erbauten. Es war eine alte Stadt, einst eine Festung deutscher Kolonisten gegen fremdes Volk, und mancher wilde Kriegsturm hat um ihre Mauern getobt. Aber das war lange her, die Mauern waren brüchig geworden, in dem trocknen Wallgraben breiteten sich Obstbäume, und die Gänse weideten darunter. Die Bürger der Stadt sprachen am liebsten von dem alten Fritz. Die ältern Leute rühmten sich, daß sie ihn persönlich gekannt hatten, und in den meisten Wohnstuben hing sein Bild.

In den Mauern der Stadt walteten die guten Geister der Ordnung und Stille. Sonntags schien die Sonne auf rein gefegte Gassen, und von beiden Pfarrtürmen läuteten die Glocken. Jedermann ging früh auf seinen Platz in die Kirche und nachmittags in den neuen Kaffeegarten. Das Hauptfest im Jahre war das Königsschießen. Außerdem erschien zur Freude der Jugend zuweilen ein mährisches Kamel mit seinem Affen und zwei Bären oder ein Seiltänzer mit kleinen Kunstpferden, sehr selten ein Trupp Schauspieler.

Der Wohlstand der Bürger war nicht groß. Einige Kaufleute und Fabrikanten galten für reich; ja einer von ihnen sollte die Absicht haben, in seiner Fabrik eine Dampfmaschine aufzustellen. Wenn jemand in dem unförmlichen Holzwagen der Post nach der Hauptstadt der Provinz fuhr, so fand er dort alles wie daheim, nur reichlicher und größer.

Gustav Freytag (geb. in Arensburg).

2. Königstreue in der Franzosenzeit.

„Mag Fels und Eiche splintern,
ich werde nicht erzittern.“

1. **Bildung eines neuen preussischen Heeres in Schlesien.** Am Ende des Jahres 1806 war der Preussische Staat fast vernichtet. Das preussische Heer war durch Kaiser Napoleon I. in Thüringen zersprengt, die Überbleibsel waren gefangen genommen worden. Berlin war von Franzosen besetzt. Die meisten Festungen waren von ihren Kommandanten dem Feinde übergeben worden. Im Januar 1807 gewann dieser auch Breslau. Vergebens hatte der Fürst von Pleß es versucht, die Festung zu entsetzen. Die Franzosen schalteten als Herren im schlesischen Lande. Noch aber hielten sich Glatz, Silberberg, Neiße, Rosel und die Grafschaft. Da ernannte König Friedrich Wilhelm III. im Februar 1807 seinen Jugendgespielen Graf

Göhen zum Statthalter Schlesiens. Der versuchte es mit kühnem Mute, in der Grafschaft Glatz ein neues Heer zu bilden. Es fehlte ihm zwar an Geld, Waffen, Pulver, Kugeln, Bekleidung, Pferden, Offizieren und Ärzten; aber er fand immer neue Mittel und Wege, das alles zu erlangen. Sein Mut riß die Bewohner des schlesischen Gebirges hin, daß sie freudig für ihren König alles hingaben. Aus allen Gegenden Schlesiens eilten treue Männer mit Lebensgefahr herbei, um unter Graf Göhen gegen die Franzosen zu kämpfen. Binnen 6 Wochen war ein kleines Heer beisammen.

2. **Heldenmütiger Widerstand.** Während der König in Ostpreußen gegen den Feind kämpfte, leitete Graf Göhen von der Glatzer Gegend aus immer neue Vorstöße seiner Truppen. Durch kühne Streifzüge wurden den Franzosen Geld, Waffen und Schießbedarf abgenommen. Eine seiner Abteilungen eilte auf verborgenen Pfaden übers Gebirge und verstärkte die Besatzung von Neiße. Bis Breslau, bis Ober- und Niederschlesien drangen seine Scharen, und überall beunruhigten sie die Franzosen. Doch am 30. Mai fiel Neiße. Nun drangen die Franzosen mit großer Übermacht in die Grafschaft ein. Graf Göhen war schwer leidend, aber er verteidigte sich standhaft. Als in der Nacht vom 23. zum 24. Juni sein Lager vor Glatz durch eine siebenfache Übermacht erobert wurde, warf er sich in die Festung. Zu dieser Zeit erhielt er sichere Nachricht, daß der Friede ganz nahe sei. Da er nur noch für 12 Tage Schießbedarf hatte, so ging er mit dem Feinde einen Vertrag ein, nach welchem er Glatz 4 Wochen später übergeben werde. Schon am 9. Juli aber schloß König Friedrich Wilhelm III. den Frieden zu Tilsit in Ostpreußen, und so blieb die Festung Glatz mit ihren Truppen und Vorräten dem Könige erhalten. Auch Kosel und Silberberg waren durch des Grafen Hilfe davor bewahrt worden, den Franzosen in die Hände zu fallen. Die Feinde fürchteten den kühnen Edelmann, den König aber erfreute seine Treue.

Nach Schütz.

3. Aus der großen Zeit der Erhebung 1813.

1. **Des Königs Ruf und die freiwilligen Jäger.** Von der großen französischen Armee, die im Sommer 1812 nach Rußland gezogen war, kamen im folgenden Winter nur wenige halb erfrorene, fast verhungerte und ganz zerlumpte Soldaten durch Schlesien zurück. Da fühlte jeder, daß die Stunde der Befreiung nahe sei. König Friedrich Wilhelm III., in Berlin von den Franzosen bedroht, verlegte am 25. Januar 1813 seine Residenz nach Breslau. Hier konnte er sich frei entschließen. Schon am 3. Februar rief er seine Preußen auf, als freiwillige Jäger ins Heer einzutreten.

Wie ein Frühlingssturm die Eisdecke bricht, so fuhr des Königs Ruf durch seines Volkes Seele.

Seit Mitte Februar strömten die Freiwilligen durch Breslaus Thore. Unter den ersten waren 13 Bergleute aus Waldenburg. Ihre Mitknappen gaben ihr Arbeitslohn so lange für die Kameraden hin, bis sie zu deren Ausrüstung 663 Mark zusammengebracht hatten. Bald darauf folgten die oberschlesischen Bergleute mit gleichem Eifer. Der König stand an einem Fenster des Regierungsgebäudes auf der Albrechtsstraße, als der erste lange Zug der Freiwilligen vorbeikam, die aus der Mark ihm nachgefolgt waren, weil sie noch von Franzosen besetzt war. Freudig begrüßten sie den geliebten König. Da rollten ihm Thränen über die Wangen vor Freude über sein treues Volk. Mit jedem Tage stieg der Andrang, und bald konnten der Armee 10000 freiwillige Jäger zugeteilt werden.

Nach G. Frentag.



Die Freiwilligen vor dem Könige Friedrich Wilhelm in Breslau.

2. **Die Einsegnung der Lützower.** Am Fuße des Zobtenberges sammelte sich Major Lühows Freischar zum Kampfe mit Gott für König und Vaterland. 3 km nördlich von dem Städtchen Zobten liegt in einem kleinen, baumreichen Thale das Dorf Rogau. Am Abende des 27. März 1813 betraten 1200 schwarze Jäger mit ihren Offizieren hier das erleuchtete evangelische Gotteshaus. Einer von ihnen war Theodor Körner, der

jugendliche Freiheitsfänger. Er hatte zur feierlichen Einsegnung des Freikorps ein Lied gedichtet; das schallte aus den frischen Kehlen der Kameraden mächtig durch die stille Nacht.

Wir treten hier im Gotteshaus
mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
und alle Herzen flammen;
denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
hat Gott ja selber angefaßt.
Dem Herrn allein die Ehre!

Als nun der ehrwürdige Pastor Peters die Freiwilligen zum heiligen Kampfe weihte, wurden sie tief ergriffen. Freudig leisteten sie dem Kriegsherrn den Eid der Treue. Hell bligte der blanke Stahl im Kerzenlicht, hell bligte der Todesmut aus den Augen der Vaterlandsstreiter. Des andern Tages zogen sie mit Gott gegen den Feind.

3. Die freiwilligen Gaben des Volkes. Am 17. März erließ der König den „Aufruf an Mein Volk“. Er rief, und alle, alle kamen. Wer von den Schlesiern nicht selbst ins Feld zog oder einen aus seiner Familie ausrüsten half, suchte durch allerlei Gaben dem Vaterlande zu dienen. Beamte opferten einen Teil ihres Gehaltes, viele Bürger einen großen Teil ihres Vermögens. Reiche sandten ihr Silbergeschirr, Arme ihre silbernen Löffel; Gatten gaben ihre goldnen Trauringe; Landleute schenkten Pferde und Getreide, Kinder den Inhalt ihrer Sparbüchsen. Da wurden z. B. 100 Paar Strümpfe, 400 Ellen Hemdenleinwand, Stücke Tuch, Stiefel, Büchsen, Hirschfänger, Säbel und Pistolen gebracht. Agnes Franz, die später für Kinder manch gutes Buch geschrieben hat, rief ihren schlesischen Mitschwestern von Landeck aus zu:

Streift ab den Schmuck! Er sei von euch geschieden,
solang' der Mangel eure Brüder drückt!
O zögert nicht! Sie bringen euch den Frieden
nach schönem Sieg zum süßen Lohn zurück!
Bringt das Geschmeid! Laßt Waffen daraus schmieden
zu eurem Schutz, zu unsers Landes Glück!
So klein auch immer eure Gabe wäre,
auch Tropfen einen endlich sich zum Meere.

Junge Frauen gaben ihren Brautschmuck hin. Eine schlesische Jungfrau, die sechzehnjährige Tochter des Obersten a. D. von Schmettau, schnitt ihr Haar ab, um den Erlös dafür dem Vaterlande darzubieten. Was das verarmte Volk nur immer aufbringen konnte, wurde mit Freuden für den König und das Vaterland geopfert.

4. Die schlesische Landwehr. Die Landwehr bestand aus solchen Männern, die zum Dienste im stehenden Heere nicht herangezogen waren. Sie wurde aus der männlichen Bevölkerung unter vierzig Jahren ausgehoben. Viele traten freiwillig ein. Die Führer waren meist Land-Obelleute, Beamte oder ältere Offiziere. Die schlesischen Landwehrleute trugen einen kurzen Überrock mit gelbem Kragen und lange Beinkleider von grauer Leinwand. Riflen, Gewehre mit Steinschlössern, Pistolen und Säbel bildeten ihre Waffen. Das weiße Blechkreuz an ihren Tuchmützen hatte die Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Die Mannschaften wurden in der Kreisstadt eingekleidet und im Gebrauche der Waffen geübt. Das konnte zwar nur notdürftig geschehen, denn es fehlte an Geld und Zeit; aber die Landleute und Handwerker wurden in wenigen Wochen zuverlässige und tapfere Soldaten. Sogar der alte, kriegstüchtige General York, der anfangs nichts von so wenig geübten Truppen wissen wollte, begrüßte nach blutiger Schlacht mit abgezogenem Hute die Landwehrleute als wackre Vaterlandskämpfer.

Nach G. Freitag.

4. Aus einem Tagesbefehle Blüchers an seine Armee.

Gegen die schlesische Armee unter General Blücher drang am 26. August 1813 das französische Heer des Marschalls Macdonald zwischen Liegnitz und Goldberg über die Ragbach und Wütende Reife vor. Im rechten Augenblicke befahl Blücher: „Nun, Kinder, habe ich genug Franzosen herüber; jetzt vorwärts in Gottes Namen!“ Bald war ein großes Bierdeck der Feinde mit dem Kolben niedergeschlagen. „Hör', Vater Blücher, heut geht's gut!“ riefen die Krieger jauchzend ihrem Feldherrn zu. Nicht lange, so war der Sieg entschieden. Blücher verfolgte den Feind ohne Ruh und Rast, so ermattet auch seine Truppen, so grundlos auch die Wege waren. Erst als er die Trümmer der französischen Armee über den Bober geworfen hatte, gönnte er seinen Truppen am 1. September einen Ruhetag. An diesem Tage erließ er folgenden Tagesbefehl an seine Krieger:

Hauptquartier Löwenberg, den 1. Sept. 1813.

Schlesien ist vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der russischen und preussischen Armee, eurer Anstrengung und Ausdauer verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrisen zu haben.

Bei der Schlacht an der Ragbach trat euch der Feind trotzig entgegen. Mutig und mit Blizeschnelle brachtet ihr hinter euren Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen. Unaufhaltsam schritt ihr vor. Eure Bajonette stürzten ihn den steilen Thalrand der Wütenden Reife und Ragbach hinab.

Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamm habt ihr die Nächte zugebracht. Ihr littet zum Teil Mangel an Lebensmitteln, da die grundlosen Wege und der Mangel an Fuhrwerk

deren Nachfuhr verhinderten. Mit Kälte, Nässe, Entbehrung und zum Teil mit Mangel an Bekleidung habt ihr gekämpft. Dennoch murrte ihr nicht, und ihr verfolgtet mit Anstrengung euren geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so hoch lobenswertes Betragen! Nur derjenige, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein echter Soldat.

103 Kanonen, 250 Wagen mit Schießbedarf, des Feindes Lazarett-Anstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlmögen, ein Divisionsgeneral, ein Brigadegeneral, eine große Anzahl Offiziere, 18000 Gefangene, 2 Adler sind in euren Händen. Die Straßen und Felder zwischen der Ragbach und dem Bober habt ihr gesehen; sie zeigen den Schrecken und die Verwirrung eurer Feinde.

Laßt uns dem Herrn der Heerscharen, durch dessen Hilfe ihr den Feind niederwarft, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste für den herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschleße die Stunde, die ihr der Andacht weihet. Dann sucht euren Feind aufs neue auf! Blücher.

5. Ein schlesischer Dichter und Kämpfer in den Befreiungskriegen.

Unterhalb der Stadt Ratibor fällt ein weites Hügelland ziemlich steil zum linken Oderufer ab. An diesem anmutigen Abhange liegt das Schloß Lubowitz. Freundlich leuchten seine Mauern aus einem grünen Garten hervor, der sich bis zum Oderthale hinabzieht. Da schweift der Blick auf den gewundenen Strom, auf die üppigen Wiesen an seinen Ufern, auf die ungeheuren Waldungen der rechten Seite und auf den Gebirgszug in blauer Ferne.

Hier tummelten sich etwa zehn Jahre nach Friedrichs des Großen Tode die Knaben des Gutsherrn in Wald und Flur. Der eine von ihnen, Joseph von Eichendorff, ist ein berühmter Dichter geworden und hat seine schöne Heimat freudig besungen.

*O Thäler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald,
du meiner Lust und Wehen andächtig'ger Aufenthalt!*

Mit Freuden folgte Joseph von Eichendorff im Februar 1813 dem Rufe seines Königs zur freiwilligen Bewaffnung. Er trat in die Lützowsche Freischar und kämpfte wacker.

*Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
so Gott will, übern Rhein
und weiter im fröhlichen Jagen
bis nach Paris hinein!*

Auch 1815 folgte er freiwillig dem Rufe zum Kampfe, obgleich er eben erst sich vermählt hatte. Im Juli des Jahres zog er mit den Siegern in Paris ein.

Dann hat Eichendorff 28 Jahre in der Staatsverwaltung, anfangs in Breslau, zuletzt in Berlin, dem Könige treu gedient und endlich noch 13 Jahre der Ruhe genossen. Er starb 1857 in Neisse. Dort wurde er auch bestattet. Seine Grabschrift lautet:

Hier liegt mein Leib, und der ist tot;
meine Werke leben und loben Gott.

Nach Clara Braun.

VII. Aus der Zeit Kaiser Wilhelms I.

1. Ein Heldenkampf an Schlesiens Grenze (1866).

„Werden die Österreicher durchs Gebirge nach unsrer Heimat vordringen und hier ihre Schlachten schlagen?“ das war die bange Frage der Schlesier, als 1866 der Krieg zwischen Kaiser Franz von Österreich und unserm Könige Wilhelm I. ausbrach. Aber die preussischen Truppen drangen nach Böhmen vor, und bei Königgrätz*) wurde der entscheidende Sieg errungen. Die Reihe der glänzenden Siege in Böhmen eröffnete der Heldenkampf bei Nachod.

Am 27. Juni 1866 früh 5 Uhr brach das 5. preussische Armeekorps unter General Steinmetz aus der Gegend von Reinerz auf, um nach Nachod in Böhmen zu marschieren. Stundenlang war der Zug der Reiterei, des Fußvolkes, der Geschütze und der Wagen mit Kriegsbedarf. Noch befand er sich mitten auf dem engen Wege des langen Passes, als die preussische Vorhut am Ausgange desselben bei Nachod von den Österreichern schon angegriffen wurde. Aber ihr Befehlshaber, Generalmajor von Löwenfeld, ließ sich nicht schrecken. Er mußte seinem Korps den Weg frei halten, sonst war es verloren. Hier hieß es: Festhalten oder sterben! Deshalb besetzte er auf der Hochfläche hinter Nachod einen Wald an der Straße, welche die Österreicher heraufzogen, und ein Wäldchen vor dem nahen Dorfe. Um 11 1/2 Uhr erstürmten die Österreicher das Wäldchen. Da kam die preussische Vorhut in große Gefahr. Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen drang österreichisches Fußvolk weiter gegen den Wald an der Straße vor. Aber vor dem vernichtenden Feuer der Preußen, die mit dem Zündnadelgewehr bewaffnet waren, wich es zurück. Gegen den rechten Flügel unsrer Vorhut gingen österreichische Kürassiere und Ulanen vor, doch die schlesischen Dragoner warfen sich mit voller Wucht von beiden Seiten auf sie, und es entstand ein heftiges Handgemenge. Endlich jagten die feindlichen Kürassiere in voller Auflösung nach Westen. Unsere Dragoner und Ulanen verfolgten sie. Kaum hatten sich einige Abteilungen unsrer Reiter

*) Vgl. S. 30: Das Grab. (Rößler.)

wieder gesammelt, so warfen sie sich auf das ins Wäldchen zurückgehende österreichische Fußvolk. Sie ritten ein Knäuel Jäger nieder und zersprengten ein Infanteriebataillon. Ja im Kampfeifer jagte ein Teil der tapfern Dragoner bis in das Wäldchen dem Feinde nach.

Es war 12 Uhr. Dem Generalmajor von Löwenfeld war es gelungen, mit seiner kleinen Schar drei Stunden lang den Ausgang des Passes gegen eine viermal so starke Macht zu behaupten. Zu dieser Zeit kam die Hauptmacht des 5. preussischen Korps glücklich aus dem Engpasse heraus und nahte dem Kampfplatze. Nun wurde der Feind von der Hochebene gedrängt, das Wäldchen ward wieder genommen, auch das Dorf dahinter erstürmt. Auf allen Punkten traten die österreichischen Brigaden den Rückzug an, und die Schlacht bei Nachod war gewonnen. Nach dem Generalstabswerke.

2. Schlesien im Kriege 1870/71.

a. **Görlitzer Jäger erobern die erste französische Kanone.** Am Morgen des 4. August 1870 überschritt die Armee des preussischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm die französische Grenze bei Weißenburg. Bayrische Jäger begannen den Kampf gegen die Franzosen. Nach 1 Uhr war die Stadt Weißenburg von Bayern und Preußen erobert und besetzt. Nun begann der Sturm auf den Geisberg hinter der Stadt. Eine französische Batterie rechts auf der Höhe zog ab, als die 5. Jäger hier vordrangen. Ein Geschütz aber blieb stehen; denn seine Bespannung war niedergeschossen. Französisches Fußvolk begrüßte die anstürmenden Jäger der ersten Kompanie mit Schnellfeuer; es ward kräftig erwidert. Unterdes aber waren von den Franzosen neue Pferde herbeigeschafft worden, um das Geschütz zu retten. Da rief Feldwebel Meyer auf dem vorgeschobenen rechten Flügel: „Das müssen wir haben!“ und ging mit seinen Leuten vor. Fast atemlos kamen die Braven in eine neue Stellung, und schnell schossen sie von hier aus mehrere Pferde und Artilleristen nieder. Dann rief der Zugführer: „Seitengewehr pflanzt auf!“ Im Nu saßen die Hirschfänger auf den Büchsen. „Auf! marsch, marsch! Hurra!“ Todesmutig stürmte die kleine Schar vor. In wenigen Augenblicken war das französische Geschütz erobert. Vergeblich versuchte französische Infanterie, die Kanone wiederzugewinnen; denn Hauptmann von Schwemler kam mit seiner ganzen Kompanie zu Hilfe. So war das erste französische Geschütz in der Schlacht durch blutigen Kampf dem Feinde entzissen. Ganz Deutschland jubelte den tapfern Jägern zu. Jetzt steht diese Kanone als herrliches Siegeszeichen neben der Hauptwache in der Stadt Görlitz, aus der die Jäger zum Kampfe ausgezogen waren.

b. **Liegnitzer Königsgrenadiere auf dem Geisberge.** Zuletzt war nur noch das Schloß auf dem Geisberge zu erstürmen. Die Liegnitzer Königsgrenadiere vertrieben die Franzosen aus dem Hopfengarten vor dem Schlosse. Wie sie aber gegen das Schloß selbst anstürmen wollten, war es, als ob die Hölle gegen sie losbreche. Ein Regen von Blei prasselte ihnen entgegen.

Entschlossen springt Major von Kaisenberg vom Pferde und stellt sich an die Spitze der Sturmsäule. Der Feind richtet all sein Feuer auf den Hohlweg, in dem die Königsgrenadiere todesmutig vordringen. Stolz weht die Fahne ihnen voran. Doch ihr Träger fällt. Da ergreift sie der Major. Die Stange wird zerschmettert. Aber hoch hält er das Panier und zeigt nach vorn. Offiziere, Unteroffiziere, Grenadiere fallen; immer vorwärts! Jetzt reißt ein Geschöß den braven Major mit der Fahne nieder. Ein Leutnant erfasst sie und ruft: „Vorwärts!“ Aber nur einmal, dann durchbohrt eine Kugel sein Herz. Von neuem weht die Fahne in der Hand eines andern Offiziers. „Vorwärts, vorwärts!“ ruft er; dann bricht auch er zusammen. In einer Einsenkung vor dem Schlosse sammeln sich die Reste des tapfern Bataillons.

Links von ihm sind unterdes die andern Bataillone bis an die Mauern und vor die Thore des Schlosses vorgeedrungen. Der tapfere Gegner ergiebt sich nicht. Plötzlich schlagen deutsche Granaten ins Schloß ein. Eine Batterie beginnt Bresche zu legen. Da wehen weiße Tücher aus den Fenstern. Das Thor öffnet sich. 11 Offiziere und 200 Mann werden gefangen genommen. Der Sieg ist errungen.

Als Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen auf dem Schlachtfelde erschien, beugte er sich zu dem tödlich getroffenen Major hinab und schloß ihn dankbar in seine Arme. Verwundete und Sterbende blickten freudig auf, wo der edle Königssohn ihnen nahte und seine liebevolle Hand ihnen entgegenstreckte. Fortan hieß der ritterliche Held in der dritten Armee nicht anders als „Unser Fritz“. Nach A. Canera.

c. Das 11. Regiment vor Bionville (16. August 1870).

Aufs Schlachtfeld senkt sich des Abends Flor,
die Biwakfeuer züngeln empor,
und an den Feuern lang gestreckt
ruhn müde Kämpfer staubbedeckt.
Der Tag war heiß, heiß war der Kampf,
schwarz sind die Gesichter vom Pulverdampf,
doch ernst die Stirnen, die Lippen stumm,
kein Scherzwort tönt, kein Lied ringsum;
denn reiche Mahd hielt heut' der Tod
und färbte die Erde purpurrot.
Vor Weißenhaus und vor dem Holz
von Bionville, da kämpften stolz,
da sanken sie nieder, wie Blüten im Lenz,
die Mannen des Elften Regiments.

Und als die Schlacht geschlagen war
und vom Kampf sich verschauelte die siegreiche Schar,
da fehlten elshundert Grenadier'
und fünfundvierzig Offizier'!
Fünfundvierzig Offiziere, elshundert Mann,
sie traten nicht mehr beim Sammeln an,
sie lagen vorm Holze von Bionville
in ihrem Blute stumm und still. —

O Tag der Ehren! O Tag voll Ruhm.
O du herrliches, schlesisches Heldentum!

Was war die Macht,
die Siegen und Sterben so leicht gemacht?
Der Glaube war's an den ewigen Gott,
der unsre Feinde machte zu Spott; —
der Glaube war's an den irdischen Herrn,
unsren Schlachtenherzog und leuchtenden Stern; —
der Glaube war's an heiliges Land,
an das herrliche, deutsche Vaterland!

Dem Vaterland in alter Treu'
weihst Heer und Volk sich stets aufs neu!
Zum Schwure heben wir die Hand:
Hurra, das deutsche Vaterland!

Dagobert von Gerhards.

d. **Schlesier vor Sedan, vor Metz und vor Paris.** In der großen Schlacht am 1. September drangen die 5. Jäger auf eine Höhe 3 km nördlich von Sedan. Mit Löwenmut widerstanden sie 20 Minuten lang dem Ansturm französischer Reiter, dann gingen sie siegreich vor. Am demselben Tage kämpften schlesische Landwehrlente unter General von Kummer tapfer im Nordosten von Metz. Bazaine, vom Prinzen Friedrich Karl im Umkreise von 40 km eingeschlossen, wollte hier durchbrechen. Aber der Versuch war vergeblich; die Landwehr leistete unbesiegbaren Widerstand.

Willig ertrug der Landwehrmann auch die Strapazen der Wacht vor Metz. Da es wochenlang regnete, so stand er auf seinem Posten oft mehrere Stunden im Sumpfwasser. Abgelöst, eilte er durchkältet ins Bivak. Dort war auf kotigem Felde manchmal nur notdürftig ein Schutzdach hergestellt. Am qualmenden Feuer kochte er mit den Kameraden die Erbswurst-Suppe. Welche Freude, wenn ihm die Feldpost ein Paket mit Strümpfen, Zigarren, Wurst, Schinken, Brot und einen Brief von den Lieben aus der Heimat brachte! Oft rief ihn mitten aus dem Schlafe die wirbelnde Trommel hinaus in die Nacht, wenn der Feind sich bewegte.

So warfen sich am 2. Oktober um Mitternacht die Franzosen mit großer Übermacht auf die Landwehr im Norden von Metz. Doch die starken Männer standen felsenfest. Das Freystadter Bataillon schlug mit Bajonett und Kolben seine Gegner heldenmütig zurück.

Auch vor Paris haben Schlesier treu die Wacht halten helfen. Das VI. Armee-Korps stand im Süden, das V. im Südwesten der Stadt. Im Norden von Paris entriß die preußische Garde am 30. Oktober dem Feinde das Dorf Le Bourget. Hier errang vor allen das Breslauer Elisabeth-Garde-Grenadier-Regiment hohen Ruhm. Eine Barrikade sperrte seinen Siegeslauf. Da ergriff General von Budritzki die Fahne des Regiments und rief: „Kinder, vorwärts!“ „Hurra!“ antworteten die Elisabether. Die Barrikade ward genommen, Haus für Haus in blutigem Kampfe erstürmt. Aber 700 Mann und 20 Offiziere lagen tot oder verwundet auf dem Kampfsplage. Vergiß, mein Kind, die treuen Toten nicht!

Nach G. Hill.

3. Drei Heldengräber.

Südöstlich von der Stadt Kanth liegt Krieblowitz, wo „Vater Blücher“, der Befreier Schlesiens, die letzten drei Jahre seines Lebens den Sommer zugebracht hat. Sechs Jahre nach der Bataillenschlacht ward er hier bestattet. Er ruht nach seinem Wunsche unter drei Linden, in deren Schatten er oft und gern nach dem nahen Zobten geschaut hat. Über der Gruft ist durch König Friedrich Wilhelm IV. ein Denkmal aus schlesischem Marmor errichtet worden.

Nördlich von Reichenbach in der Oberlausitz senken sich die Königshainer Berge westlich zum fruchtbaren Thale des Schwarzen Schöps hinab. In dieser lieblichen Gegend erfreute sich General-Feldmarschall Graf Roon in den letzten Lebensjahren der Ruhe, nachdem er als Kriegsminister seinem Könige treu gedient hatte. In der Nähe seines Schlosses zu Krobitz liegt das stille, schattige Friedenthale, wo er 1879 zum Frieden gebettet wurde. Eine freundliche Kapelle über der Felsgruft schaut vom hohen Thalrande weit ins Land hinein.

Von Schweidnitz aus im Thale der Peile aufwärts kommt man nach dem Gute Kreisau, dem einstigen Ruhesitze des Generalfeldmarschalls Moltke, des großen Heeresleiters in den Kriegen 1866 und 1870/71. Eine Steintreppe führt zum Portale des Schlosses empor. Zwei eroberte Kanonen schmücken den Platz vor demselben. Kaiser Wilhelm I. schenkte sie seinem bewährten Feldherrn. Hier in Kreisau hielt sich Graf Moltke im Sommer gern auf, um von schwerer Arbeit auszuruhen. Hier wollte er nichts anderes als Gutsheer sein. Manchmal vollzog er als Standesbeamter eine bürgerliche Trauung. Als Amtsvorsteher wahrte er die öffentliche Ordnung. Jeder in der ganzen Gegend kannte den hohen, schlanken Herrn im grauen Sommeranzuge mit dem hartlosen Denkerantlitze. Im Parke griff er oft nach der Säge in seinem Stocke und entfernte sorgfältig jeden Ast, der den Weg beengte. Am liebsten stieg er zu dem hohen Rande des Peilethales hinan, wo in einer von Ephen umrankten Gruft seine Gemahlin schlummert. Fichten umschließen die friedliche Ruhestätte. Von dieser stillen Höhe aus schaute er oft über die Wipfel der am Abhange stehenden Bäume hinüber nach den schönen, blauen Bergen des Schlesierlandes, das ihm eine zweite liebe Heimat geworden war. Hier bettete man 1891 auch ihn — schlicht und einfach, wie er es gewünscht hatte — zur ewigen Ruhe.

Nach F. Schroll.

4. Aus der schlesischen Jugendzeit unsrer Kaiserin.

Als der Herzog Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg 1853 die Herrschaft Primkenau im Sprottauer Kreise kaufte, war hier alles verödet und verfallen. Kräftig und umsichtig verbesserte er den Besitz. Es entstand ein neues Schloß. Der Park wurde durch den nahen Wald erweitert. Im Jahre 1869 übernahm der älteste Sohn, Herzog Friedrich, die Herrschaft seines verstorbenen Vaters. Das älteste der Kinder des neuen Herzogs war eine elfjährige Prinzessin, Namens Auguste Viktoria, auf Dolzig im Sorauer

Kreife am 22. Oktober 1858 geboren. Es ist unsre jetzige geliebte Kaiserin, die hier in Primkenau ihre glückliche Jugendzeit verlebt hat.

Nordwärts vom Schlosse zwischen Teichen und Bächen lag auf weiter Rasenfläche der Spielplatz der Kinder. Ein kleines Schweizerhäuschen am Parfrande enthielt das Spielgerät. Hier hat die Prinzessin mit ihren Geschwistern sich getummelt; hier hat sie die Puppe bekleidet und Küche gespielt; im Garten daneben hat sie ihr Ackerstückchen bearbeitet. Welche Freude, wenn sie selbstgezogetes Gemüse in die Schloßküche tragen konnte! Das schmeckte ihr bei Tafel am besten. Hinter dem Spielhäuschen fütterten die Kinder Rehe, Kaninchen und Hühner. Rufen die Eltern zum Spielplatz, so nahmen sie zuweilen am Spiele der Kinder teil. Im Winter vergnügte man sich mit Schlittschuhlaufen.

Herzog Friedrich hatte 1875 die Freude, daß seine ältesten beiden Töchter in der Primkenauer Kirche, die er mit einem schönen Turme geschnückt hatte, konfirmiert wurden. Die Eltern selbst führten ihre Kinder ins Gotteshaus. Am Altar antworteten die Prinzessinnen vor der ganzen Gemeinde auf die Fragen des Geistlichen. Als der greise Prediger die Prinzess Auguste Viktoria segnete, gab er ihr auf den Lebensweg mit das Wort der Offenbarung Johannis Kap. 2, 10: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Nach frommer deutscher Fürstenart legte auch der Vater seinen beiden Töchtern segnend die Hand aufs Haupt und ermahnte sie, an dem Wahlspruche seines Hauses festzuhalten:

„Ohn' Gottes Gunst all Thun umsonst!“

Aus der Ferne zog es die beiden Prinzessinnen immer wieder zu dem lieben Primkenau zurück. Regelmäßig besuchten sie dann mit den Eltern den Gottesdienst. Wie gern legten sie aus ihrer Sparkasse armen Kranken eine Gabe aufs Bett! Wie leuchteten die Augen der beiden Prinzessinnen am heiligen Weihnachtsabende, wenn sie für 50 Arme den Christbaum geschnückt hatten und nun unter den jubelnden Kindern standen!

Von einem Spaziergange zurückkehrend, trafen sie einst eine arme, alte Frau, die ihre Karre nur mit der größten Mühe weiterchieben konnte. Steiler wurde der Weg. Die Frau mußte ihre Karre stehen lassen, um eine Weile auszuruhen. Mit neuer Kraft und neuem Mute ging sie dann ans Werk. Aber nur wenige Schritte brachte sie die schwere Last vorwärts. Da wurde das Mütterchen von den Prinzessinnen eingeholt. Bevor es sich dessen versah, hatte die eine zur rechten, die andre zur linken die Karre angefaßt, und vorwärts ging es die Höhe hinan. Noch ehe sich hier die Frau von ihrem Staunen erholt hatte, waren die edlen Jungfrauen verschwunden. Bei solch liebeichem Walten war es kein Wunder, daß Auguste Viktoria bald von jung und alt in Primkenau als „der gute Engel“ betrachtet wurde.

Nach E. Evers.

KSIA
ANTYKWARIAT



70,-

E * 108792

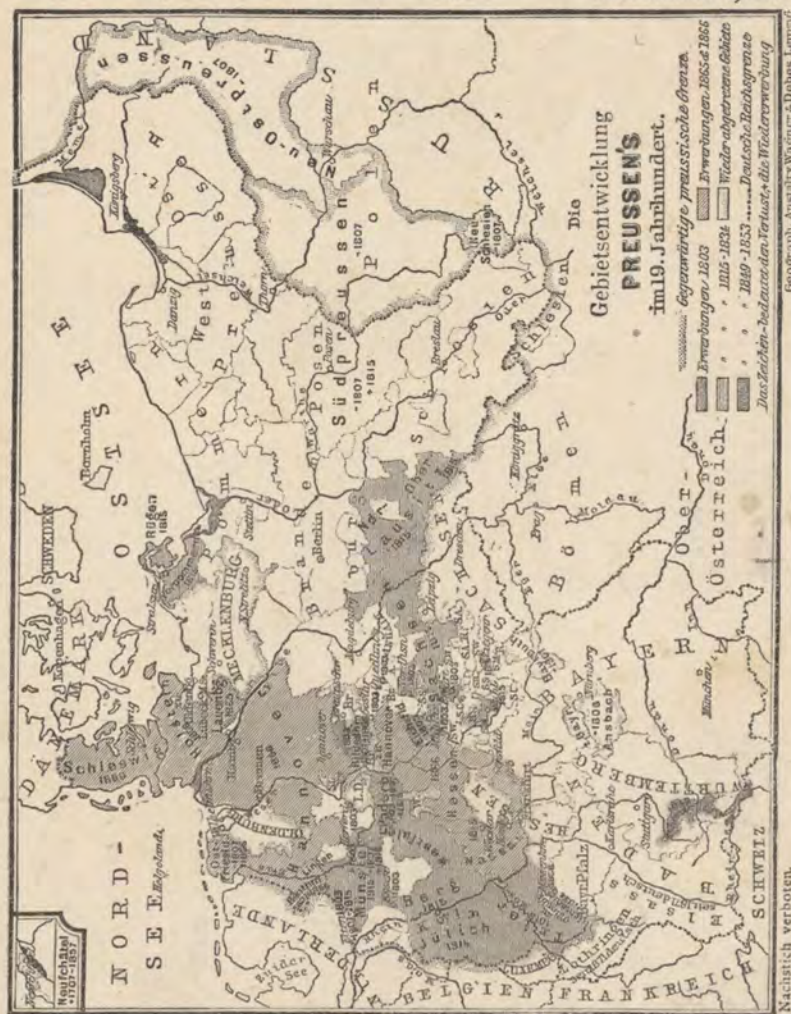
Zur gefälligen Beachtung.

Die erste Karte befindet sich am Anfange des Buches.

Nur die von meinem Verlage gelieferten Original-Einbände enthalten diese Karten und kennzeichnen sich außerdem noch:

1. durch dauerhafte, allerdings teurere Fadenheftung (statt der wenig beliebten Drahtheftung bei den alten Büchern),
2. durch das gefällige Äußere des Einbandes überhaupt: Rücken — mit aufgedrucktem Titel — von unzerreißbarer Doppelleinwand, bedeutend haltbarer als das Spaltleder bei den alten Büchern.

Ferdinand Hirt.



Diese Karte ist entnommen der vierten, neu bearbeiteten Auflage von
Wolf-Stöber, Deutsche und brandenburgisch-preussische Geschichte für
die Volksschule. Mit Bilderanhang. Preis kart. 60 Pf.

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

5570/II S



001-005570-02-0